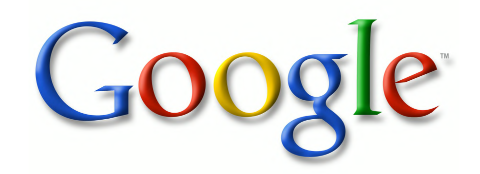
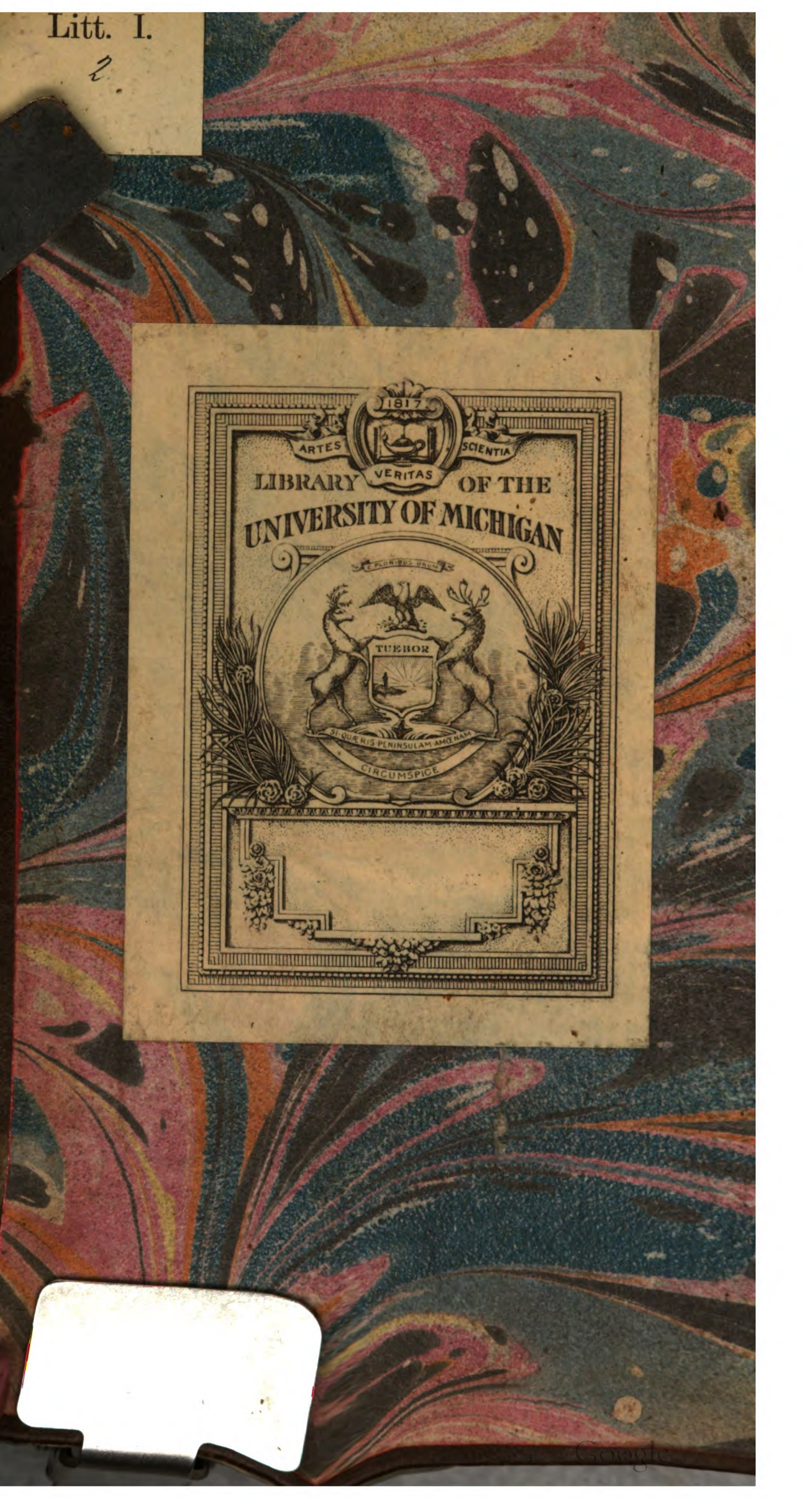
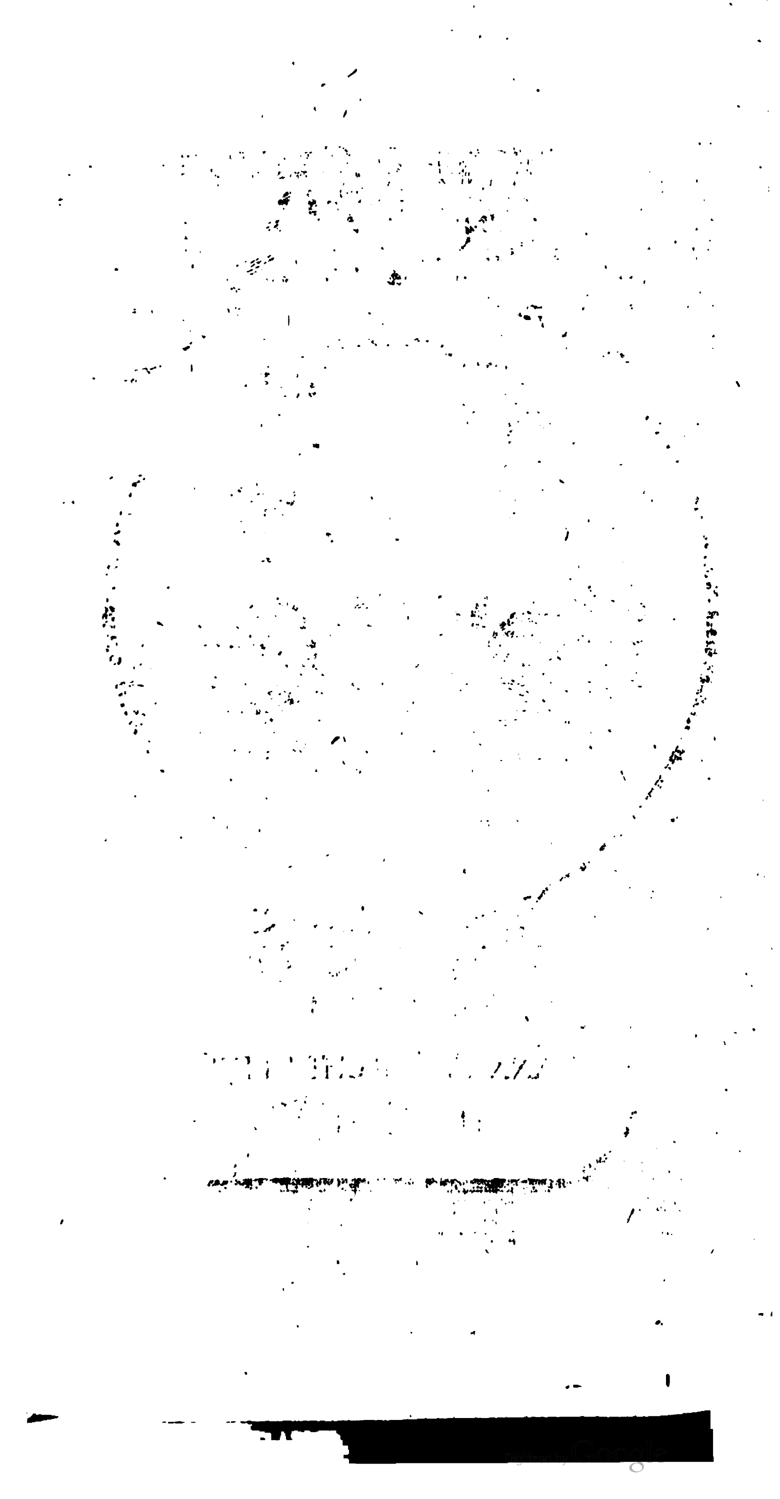



Allgemeine deutsche Bibliothek


Litt. I.
2
1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE




IOHANN ALBRECHT HEINRICH
REIMARVS.
J.C. Krüger sc.

ꝛeine

é

ᶜhek.

H

der in des ac
St

I. Karl Wil

II. Historia
Electorali
litterarur
historicu

Kı

D. Joseph Pı
Vernunft u
I. II. B.

J. Priestleys
in Beziehu
der Natur

Predigten und
Garben, d

J. K. Häfeli,
scher, von

Die vereinigte
rung und
welche entr

2) Rechtsgelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

Schweiz

5) Romane.

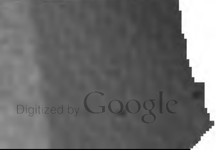
6) Weltweisheit.

7) Mathematik.

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

Neues

9) Geschichte.



10) Gelehrten-Geschichte.

11) Philologie und Kritik.

12) Erziehungsschriften.

Sitten-

13) Finanzwissenschaft, Handlungs- und Staatswirthschaft.

14) Kriegswissenschaft.

15) Haushaltungswissenschaft.

Fr. J.

16) Vermischte Schriften.

Unter:

I.

Karl Wilhelm Ramlers FABELLESE. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1783. 1 Alph. 14 B. m. Kupf. auf Holländ. Papier, gr. 8., auf ordinr. Schreibpp. fl. 8.

In dem vorausgeschickten Schreiben an einen Französischen Gelehrten redet Hr. Prof. R. von der Einrichtung dieser Auswahl der besten deutschen Fabeln, die er seinem Freunde als den zweyten Theil zu Gellerts Fabeln darbietet, die er bereits auswendig wisse, und die er deswegen nicht in seine Sammlung gebracht habe, weil seine Landsleute sie gleichfalls auswendig wissen. Aus funfzig Poeten sind hier die besten Stücke gesammelt. Als Verfässer derselben werden v. Hagedorn, v. Nicolay, Pfeffel, Lichtwer, Willamov, Adolph Schlegel, Lessing, Nikolaus Götz, Michaelis und Zachariä genannt; die übrigen Stücke, sagt Herr Ramler, sind aus Poeten genommen, die sich vorzüglich durch andre Schriften berühmt gemacht, aber die äsopische Gattung auch nicht verschmäht haben. Gleim, Haller, Kästner, Weisse, Göckingk, sind die vornehmsten darunter. Daß er nicht unter jede Fabel den Namen ihres Verfässers gesetzt hat, ist, wie er sagt, darum geschehen, damit diejenigen Leser, die immer mit fremden Augen sehen, einmal ver-

suchen mögen, ohne gutes oder böses Vorurtheil zu lesen und zu urtheilen. Ueber dieses müsse er bekennen, daß einige Stücke von Verfassern gemacht sind, die sich den bittersten Spott unsrer Kunstrichter zugezogen haben, bey denen aber doch immer, so mittelmäßig sie seyn mögen, immer noch etwas gutes anzutreffen sey. Bey dem allen glauben wir doch, daß den meisten Lesern mit der Beysetzung der Namen sehr würde gedient gewesen seyn, und daß die Neugier auf dieselben doch auch viel Unschuldiges und Gegründetes habe. Vollends wird der Liebhaber poetischer Literatur diese Verschweigung der Verfasser hier eben so ungern vermissen, als bey der lyrischen Blumenlese des Herausgebers; und derer wird es am Ende nur wenige geben, die im Stande wären, diesem Mangel durch eigne Kenntniß und Auffindung der Verfasser abzuhelfen.

Doch, wir wollen Hrn. R. hier keine Vorwürfe über das machen, was er nicht zu leisten für gut fand; sondern ihm vielmehr auch unsern Theils herzlich für das danken, was er wirklich geleistet hat. Denn nicht nur Ausländern, sondern auch jedem einheimischen Liebhaber unsrer Poesie muß es sehr angenehm und erwünscht seyn, die besten Stücke einer von den Deutschen so fleißig und glücklich bearbeiteten Dichtungsart beysammen, und von einem so bewährten Kenner des Guten und Schönen ausgewählt, zu besitzen. Uebrigens gesteht Hr. R. selbst in dem gedachten vorläufigen Schreiben, daß er es bey dieser Fabellese eben so gemacht habe, wie bey der lyrischen Blumenlese, und daß er, ohne diese Freyheit, einige Stellen zu ändern, an keine Sammlung gedacht

haben

haben würde. Auch haben unsre Fabeldichter, die er schriftlich vorher befragen konnte, seine Bemühung eben so freundschaftlich aufgenommen, als unsre Liederdichter es gethan hatten. Man weis, daß die zu Greifswalde und Leipzig im Jahr 1761 gedruckten auserlesenen und verbesserten Lichtwerischen Fabeln Hrn. R. zum Herausgeber und Verbesserer hatten, und daß er sich durch diese Arbeit wirkliches Verdienst um dieselben erwarb, so sehr es auch von dem nun verstorbenen Verfasser verkannt und verschmäht wurde. Es ist also natürlich, daß Hr. R. die Stücke dieses Fabeldichters, die er auswählte, nach seinen Verbesserungen in diese Sammlung aufnahm; bey einer nähern Vergleichung aber wird man bemerken, daß er auch mit diesem sich noch nicht begnügt, sondern ihnen *neue* Vollkommenheiten zu geben gesucht habe. Ausserdem findet man hier auch noch ein paar Lichtwerische Fabeln aufgenommen und umgeändert, die in jener Auswahl übergangen waren. Von den Fabeln des Hrn. v. Nicolay, die im ersten Theile seiner vermischten Gedichte befindlich sind, wird man hier nur ein paar ausgelassen finden; auch von den sonst nur einzeln gedruckten, und nun von ihrem Verfasser selbst gesammelten trefflichen Fabeln des Hrn. Pfeffels ist der größte Theil einer Aufnahme würdig erkannt. Sehr glücklich hat ihnen oft Hr. R. in der Schönheit und Sinnlichkeit des Ausdrucks nachgeholfen. So lauten z. B. in der S. 58 befindlichen Fabel: Die Beschreibung Jupiters, folgende Zeilen des Pfeffelischen Originals, wo von dem Pavian die Rede ist, der den Adler Jupiters anredet:

Sey dreymal mir gegrüßt, rief er,
Du Hüter von Kronions Waffen!
Was macht der grosse Jupiter?
Hat er noch immer viel zu schaffen?

nach der Ramlerischen Umänderung sehr verschönert:

Und rief: Heil dir, und dreymal Heil!
Du Hüter von Kronions Waffen!
Was macht er? was sein Donnerkeil?
Giebts noch mit Riesen viel zu schaffen?

Eine der folgenden Stellen dieser Fabeln:

Doch kaum erblickt er neues Licht,
So birgt er, wie der Aberglaube
Vor Josephs Throne, sich im Staube,
Und schlägt die Pfoten vors Gesicht;

enthält einen feinen Zug, den Hr. R. vielleicht deswegen wegließ, weil er zu viel Temporelles hat. Hier steht nämlich statt der zweyten und dritten Zeile:

So wirft er in den Staub sich nieder,
Schließt hurtig noch die Augenlieder, u. s. f.

In manchen andern Stücken dieses Dichters, der auch von Seiten der Diktion so viel Verdienst hat, z. B. in der schönen lyrischen Erzählung, die Tabakspfeife, S. 210, ist noch viel weniger geändert; und nie ohne Noth und bald einleuchtenden Grund.

Andere, z. B. die Schlegelischen, Fabeln, deren überhaupt nur wenige hier aufgenommen sind, mußten natürlicherweise die Feile des Verbesserers schon weit mehr beschäftigen, um ihnen das Schleppende

pende und Weitschweifige des Vortrags zu benehmen. Man sehe hier ein Beyspiel an der in Hrn. Johann Adolph Schlegels Fabeln und Erzählungen (Leipzig 1769. 8.) S. 193 befindlichen Fabel:

Die Taube, die Dohle, und die Aelster.

In einer Stadt, wo schon die Eitelkeit
Den Nachtisch nicht allein sich zum Altar geweiht;
Wo sie nicht nur sogar die Häßlichen berückte,
Und Alte, wie die Jungen, schmückte;
Wo des Exempels Schädlichkeit
Auch Thiere schon ergriff; in Leipzig, wie ich glaube,
Gerieth einst eine weiße Taube
Mit einer jungen Dohl' in Streit.
Ihr Streit war, was einmal drey Göttinnen entzweyt,
Er war der Schönheit Preis. Die Frage war sehr wichtig;
Und ihre Folgen sind oft schlimm.

Die Taube sprach im halben Grimm:
Dein Hochmuth macht dich übersichtig.
Du Eitle, setzest dich bis über mich hinan?
Und bist an deinem ganzen Leibe
So schwarz, daß man mit dir zu fürchten machen kann?
Ich höre deinen Stolz mit kaltem Herzen an,
Da ich das, was ich bin, doch bleibe.

Die Dohle spricht: Ich bitte sehr,
Nur nicht zu zeitig triumphiret!
Die weiße Farb' ist todt, und hat noch nie gerühret;
Die schwarze Farbe gilt weit mehr.
Selbst unsers Herrn Geschmack kann schon die Sach' entscheiden.

Agnesens weißliches nichtssagendes Gesicht
Nahm ihn wohl anfangs ein; ihn fesseln konnt' es nicht.
Nun er Charlotten kennt, nun kann ers kaum noch leiden.
Und ist das die Brünette nicht,
An welcher alles lebt und spricht?
Was meynst du nun, wer ist die Schönste von den beiden?
Ein Vogel von Geschmack giebt mir gewiß den Preis.
Zu Endung unsers Zwists mag uns die Aelster richten;
Denn die ist beydes, schwarz und weiß,
Und, wie mich deucht, geschickt, solch einen Streit zu schlichten.

Die Taube willigt drein. Schon hält in ihrem Sinn
Sich jede für die Siegerinn,
Und fliegt, als im Triumph, stolz zu der Aelster hin.

Die Aelster spricht: Wahrhaftig! Euch geziemet,
Zu streiten, wer die Schönste sey!
Die Farbe, deren ihr euch rühmet,
Ist mir ein ekles Einerley;
Ihr seyd sehr frech. Wie? Ich bin hier zugegen?
Und gleichwohl dürft ihr euch nicht scheun,
Der Schönheit Preis euch selber beyzulegen?
Wißt! Wer gefallen will, muß mir nur ähnlich seyn.

So klingen von der Schönheit Werth
Beynah auch unsrer Schönen Schlüsse.
Doch still davon! Mich hat manch Beyspiel schon belehrt,
Daß man davon nicht reden müsse.

Und

Und nun vergleiche man folgende Ramlerische Veränderung dieser Fabel, S. 136, in welcher fast keine Zeile unverbessert geblieben ist:

In einer Stadt, wo man vorlängst der Eitelkeit
Den Nachtisch zum Altar geweiht,
Wo Häßliche der Göttinn Spiegelglas berückte,
Wo sie die Alten gleich den Jungen schmückte,
Wo auch die Thiere schon des Beyspiels Schädlichkeit
Ergriff, in dieser Stadt, dicht an der Pleiße,
Gerieth mit einer Dohl' einst eine weiße
Mit einem stolzen Kropf gezierte Taub' in Streit.
Was war der Grund? Was drey Göttinnen einst entzweyt,
Der Schönheit Rang. Der Streit ist wichtig.
Die Taube sprach: Bist du denn übersichtig?
Mir schätzest du dich gleich? die Eitelkeit
Ist unerhört. Du bist an deinem ganzen Leibe
So schwarz, daß man mit dir zu fürchten machen kann.
Doch deinen Hochmuth seh' ich nur voll Mitleid an,
Weil ich das, was ich bin, wohl bleibe.

Die Dohle spricht: Ich bitte dich,
Nur nicht zu zeitig triumphiret!
Die schwarze Farb' ist königlich,
Weil sie der Adler selber führet.
Die weiße Farb ist kalt, so kalt, daß einen frieret.
Ein Vogel von Geschmack giebt mir gewiß den Preis.
Zu Endung unsers Zwists mag uns die Aelster richten;
Denn die ist beides, schwarz und weiß,
Und, wie mich deucht, geschickt, solch einen Streit zu schlichten.

Die Taube willigt drein. Schon hält in ihrem Sinn
Sich jede für die Siegerinn,
Und fliegt, als im Triumph, zur Elster hin.

 Doch

Doch diese spricht: Wahrhaftig! euch geziemet
Zu streiten, wer die Schönste sey!
Die Farbe, deren ihr euch rühmet,
Ist nur ein ekles Einerley.
Ihr seyd sehr frech; ich bin hier selbst zugegen,
Und gleichwohl dürft ihr euch nicht scheun,
Der Schönheit Preis euch beyzulegen.
Wißt, wer gefallen will, der muß mir ähnlich seyn.

Größer noch war freylich das Bedürfniß der Verbesserung bey solchen Fabeln, die Herr Ramler, seiner obengedachten Aeusserung zufolge, aus solchen Fabulisten entlehnte, deren Arbeiten, im Ganzen genommen, einen sehr geringen Werth haben, bey denen doch aber Erfindung oder einzelne Züge die Aufmerksamkeit des feinen Kenners auf sich zogen, und ihm des Aufwandes seines hier gewiß mühsamen als glücklichen Fleißes nicht unwerth schienen. Wer hievon einen Beweis verlangt, vergleiche z. B. die Fabel, der Gärtner, S. 473, mit der Arbeit ihres Urhebers, der kein andrer, als der verrufene Daniel Stoppen ist, in dessen Neuen Fabeln man sie Th. II. S. 22 finden wird.

Noch bemerken wir, daß diese Fabellese in vier Bücher vertheilt ist, und daß jedes Buch sechszig Fabeln enthält. Das Frontispiz und die Vignetten, womit Hr. J. W. Meil sie verziert hat, sind dieses einsichtvollen und gedankenreichen Künstlers vollkommen würdig.

Fr.

Histo-

II.

Historia et Commentationes Academiae Electoralis scientiarum et elegantiorum litterarum Theodoro Palatinae Vol. V. historicum, Mannhemii 1783. 4.

Nach einem abermaligen Verlauf von 5 Jahren liefert die Churfürstl. Academie der Wissenschaften zu Mannheim den V. Band ihrer gelehrten Arbeiten, der an vortrefflichen historischen und antiquarischen Abhandlungen eben so reich, wie die vorhergehenden ist. Nach einer kurzen Erzählung der Begebenheiten, die bey der Academie in den 5 Jahren vorgefallen sind, und die in einer schönen reinen lateinischen Schreibart abgefasset ist, folgen sogleich eilf Abhandlungen in lateinischer, deutscher und französischer Sprache, die wir nach ihrer Ordnung anzeigen wollen.

I. Beyträge zur Geschichte der deutschen Alterthümer von Casimir Häffelin S. 19—89. In dem Eingange bestreitet der Hr. Verf. das Vorurtheil, daß man alles, was man von Alterthümern in Deutschland findet, den Römern zuschreibt, und dabey nicht untersuchet, ob das Werk in der That römisch, das ist, ob es von einem römischen Künstler und Steinhauer wirklich gemacht, und nicht von einem Deutschen vielmehr im Geschmack der Römer verfertiget sey. Er glaubt, man hielte sie deswegen für römische Denkmäler, weil sie eine römische Gestalt und eine römische Aufschrift haben. Aber wer

hat

hat denn jemals aus diesen beyden Ursachen, zumal aus der römischen Aufschrift das Characteristische der röm. Denkmäler behauptet? Kein solider kritischer Kenner und Alterthumsforscher. Er glaubt daher, daß die römischen Denkmäler im Elsaß, in und bey Trier, und Maynz, im Würtenbergischen, eben so leicht deutsche als römische Denkmäler seyn könnten S. 27. Recensent hat sie in diesen Gegenden selbst gesehen, und giebt zu, daß unter der daselbst befindlichen großen Anzahl etliche sind, die deutschen Ursprungs, das heißt nach des Verf. Grundsatze, die ein deutscher Künstler gehauen und verfertiget hat, (die zum Theil die rauhe Bildung zu erkennen geben möchte, ohngeachtet bey dem Verfall des römischen Reichs auch die Künste und deren Zierlichkeit abnahm, wie man schon aus ihren Münzen im III. und IV. Jahrh. sieht,) glaubt aber doch mit Ueberzeugung, daß deren Anzahl nur geringe, und hält den größten Theil derselben für ächte römische Denkmäler, die unstreitig das Characteristische mit sich führen, die jeder Kenner zum Beweis verlanget. Der Hr. Verf. suchet seine ganz neue Meynung in X. Abschnitten zu beweisen. Er gründet sie hauptsächlich darauf, 1) daß viele Deutsche römische Namen angenommen, zumal die, so in römischen Diensten standen. Dagegen ist nichts einzuwenden, ja Recens. glaubt, daß die Römer noch einer größern Anzahl römische Namen, wenigstens röm. Endigungen gegeben, und sie auf röm. Art verdorben (wie noch jetzo die Franzosen deutsche Namen mißhandeln) haben, wie sie es mit den deutschen Seen, Flüssen, Bergen 2c. auch gemacht haben. 2) Will der Verf. im 2ten Abschnitt

schnitt durch viele scheinbare Sätze beweisen, daß die Deutschen durch den langen und vielen Umgang mit den Römern, ihre Kleidung, Sitten, Sprache, Kriegskunst, und besonders ihre Bauart und Künste angenommen. — Stellen sie sich vor, sagt er S. 30, daß die Römer mitten unter den Deutschen Ehrensäulen, Grabmäler, Altäre rc. aufführeten, und daß die Deutschen als gefühllose Geschöpfe die römische Arbeiten anstaunten, ohne zur Nachahmung bewogen zu werden. — Ist dieses in der Natur? Es widerspricht dem Nachahmungsgeist, der allen Menschen angeboren ist. — Ganz recht denkt der Verf. anjetzo in aufgeklärten Zeiten, wo wir Deutschen mehr als zu viel Affen der Franzosen sind: aber dachte denn ein rohes wildes Volk, wie die Deutschen damals waren, die unter dem größten Druck der Römer leben mußten, auch so? Jeder kritische Schriftsteller muß sich in die Zeiten und Denkungsart versetzen, die damals waren, wovon er schreibt. Die am Rhein wohnende Völker und auch andere sollen also schon im I. und II. Jahrhunderte die röm. Bauart angenommen haben; die Alterthümer, die sie uns hinterlassen, können also keine andere als röm. Gestalt haben S. 45. Ja dieses zu begründen, führt er unter andern an, daß viele deutsche Fürsten sich in Rom aufgehalten, und bey ihrer Rückkehr in ihren Ländern alles nach römischen Fuß eingerichtet hätten, z. B. der Brudersssohn des Hermanns, Königs der Cherußker, sagt er S. 34, behandelte alles auf Römisch; er bauete römische Bäder, Tempel, Altäre, führte alle Künste ein, legte Vestungen, Wasserleitungen rc. alles in röm. Geschmack an, und was wir in den

Her-

Herzogthümern Bremen, Braunschweig, Lüneburg, Hildesheim, Halberstadt, in der Grafschaft Danneberg, in der alten Markgrafschaft (soll in der Alten Mark Brandenburg heißen) im Magdeburgischen und Lüneburgischen von Alterthümern finden, soll von diesem Fürsten herrühren S. 34. Recensent, der in diesen letzten Gegenden zu Hause gehört, und auch die übrigen alle sehr genau kennet, weis im geringsten nichts daselbst von Alterthümern im röm. Geschmack, nicht einmal von fränkischen und noch spätern Zeiten überall gar nichts. Die alten Denkmäler, die man daselbst findet, bestehen blos in (tumulis) Grabmälern oder Grabhügeln, die mit den größten Feldsteinen umsetzet sind, in welchen, wenn sie aufgeräumet sind, man nichts weiter wie Aschentöpfe, alte rostige Schwerdter, Streithämmer ꝛc. findet. Diese sehen auch dem rauhen Volke ähnlich. Wie sehr hätte also Rec. gewünschet, daß der Verf. die nach röm. Geschmack gebildete Alterthümer in seinem Vaterlande Niedersachsen nachgewiesen hätte.

Weiter will er behaupten S. 36, daß die Markomannen, die Katten, Schwaben, Cherußker und andere deutsche Völker schon im Iten Jahrhunderte die römische Schrift angenommen, und darinn sogar Briefe geschrieben hätten. — Ein paar Beweisstellen aus des Tacitus Annalen (Lib. II. §. 63), nach welchen ein Brief von einem Fürsten der Katten im röm. Rathe verlesen, Marobod an den K. Tiberius geschrieben ꝛc. werden schwerlich jeden Kenner überzeugen, daß schon die Nation der Katten ꝛc. die röm. Sprache angenommen hatte, weil ihr Fürst einen Brief in

dieser

dieser Sprache nach Rom ergehen ließ, wozu er gar leicht einen der Sprache Kundigen in Dienst haben konnte. Die angeführten Beyspiele sind gar zu speciell, als daß man sie auf das Allgemeine eines ganzen Volks anwenden kann. Kömmt man nicht in Versuchung, alles das, was man S. 38 u. s. w. lieset, für Hypothesen zu halten? — Die Deutschen ließen sich auch von den römischen Künstlern als Gehülfen in der Bildhauer- und Baukunst nützlich gebrauchen; dieses war der Weg, wie die bildenden Künste zu den Deutschen übergegangen sind — Wie sehr wünschte man den Beweis! Ferner — Unsere ganze Verfassung ist eine Abbildung der römischen — Die Deutschen nahmen die römischen Gesetze und ihre ganze bürgerliche Einrichtung an — „ Aber wer die uralte deutsche Gerichtsverfassung und die uralten deutschen Gesetze kennet und gelesen hat, findet das Gegentheil und gar nichts Römisches; vielmehr war vor Einführung der römischen Rechte in spätern Zeiten Deutschlands Verfassung und Gesetzgebung von der römischen himmelweit unterschieden.

Vorurtheile sollen hauptsächlich schuld seyn, daß man am Rhein ꝛc. die alten Denkmäler für römische hält. Mithin sind die größten Kenner wie Schöpflin, der selbst eine sehr große Sammlung hatte, die Recens. bey ihm gesehen, und sie in allen den Gegenden auch in der Schweiz scharf untersuchet hat, und andere große Männer mehr, mit Vorurtheilen eingenommen gewesen, so sie für römisch gehalten, wie Recensent, der sie auch in allen diesen Gegenden untersucht hat, ebenfalls dafür hält, wenigstens den größten Theil (daß einige darunter von deutschen Künstlern im IV. V. Jahr-

hundert, hat er selbst gefunden; man kennt sie gleich an der rauhen Bildung und an der Form der Buchstaben). Es wäre fast zu untersuchen, bey wem das größte Vorurtheil herrscht, bey dem, der alles für römisch, oder bey dem, der alles für deutsch hält. Uebrigens finden wir in dieser Abhandlung viele feine Bemerkungen, besonders die von Gallien, Marsilien, (schade, daß von den deutschen Ländern die Beweise nicht so überzeugend sind,) von den deutschen Göttern, Göttinnen, Matronen, Weißagerinnen, Priesterinnen im VIII. und IX. Abschnitt, und von dem deutschen Herkules und Merkur im folgenden.

Wir müssen es im Grunde dem Hrn. Verf Dank wissen, daß er die wichtige Alterthumsfrag hierdurch rege gemacht hat; vielleicht entschließt e sich, über die drey Punkte künftig stärkere Bewei und mehr Aufklärung zu geben, damit nicht etlic von seinen Sätzen den Schein der Hypothese b halten:

1) bittet man um einen stärkern und überzeuge den Beweis, daß die deutschen Völker, b sonders die am Rhein, schon im I. ur II. Jahrhunderte die römische Bauart a genommen und wirklich im römischen G schmack gebauet haben. Ist dieses erw sen, so haben die Deutschen viel gewonn in Absicht der Alterthümer.

2) Daß die Deutschen von den römisch Künstlern und Bildhauern als Gehül nützlich gebraucht sind.

3) Worinn eigentlich das Characteristi besteht, woraus man sicher erkennen ka ob das alte Denkmal von einem römisc

o

oder deutschen Künstler und Bildhauer verfertiget ist. Vielleicht entschließt sich die Churpfälzische Akademie, über diesen wichtigen Punkt eine Preißaufgabe zu verordnen.

II. Observations sur la Mosaique des Anciens, a l'occasion de quelques tableaux en Mosaique, qui se trouvent a la galerie de peinture de S. A. S. E. Palatine par M. l'Abbé *Casimir Haeffelin*, S. 89—104. Erstlich wird diese Kunst beschrieben, und gezeigt, daß sie sowohl bey den Griechen und Römern, als auch bey den Assyrern, Persern und Juden bekannt gewesen sey: aber von den Egyptiern will der Verf. auch behaupten, daß sie selbige gekannt, ohngeachtet man bey ihren Schriftstellern nichts davon aufgezeichnet findet, und vielleicht sogar daselbst erfunden sey, weil er die ersten Spuren davon in den Hieroglyphen entdeckt, und auch Plinius ihn davon etwas auf die Spur gebracht hätte. Er glaubt sogar S. 92, daß Egypten die Erfinderinn, und die Juden, Perser, Assyrer, Phrygier diese Kunst daher erhalten, und von Griechenland endlich nach Rom gekommen sey. Von den verschiedenen Gattungen der Mosaik, weil man bereits unter dem Kaiser August eine von Glas erfunden hatte S. 93. Zu Portici ohnweit Neapel findet man von dieser Kunst ansehnliche Stücke, vor andern einen sehr schönen Kopf der Medusa S. 96. In den Ruinen des Pallasts des K. Hadrians ohnweit Tivoli hat man die raresten Stücke von dieser Arbeit gefunden S. 102. Zum Beschluß ist eine Beschreibung etlicher alten und neuen Stücke von dieser Kunst in der Churfürstl. Gallerie zu Manheim gegeben.

Agnesens weißliches nichtssagendes Gesicht
Nahm ihn wohl anfangs ein; ihn fesseln konnt' es nicht.
Nun er Charlotten kennt, nun kann ers kaum noch leiden.
Und ist das die Brünette nicht,
An welcher alles lebt und spricht?
Was meynst du nun, wer ist die Schönste von den beiden?
Ein Vogel von Geschmack giebt mir gewiß den Preis.
Zu Endung unsers Zwists mag uns die Aelster richten;
Denn die ist beydes, schwarz und weiß,
Und, wie mich deucht, geschickt, solch einen Streit zu schlichten.

Die Taube willigt drein. Schon hält in ihrem Sinn
Sich jede für die Siegerinn,
Und fliegt, als im Triumph, stolz zu der Aelster hin.

Die Aelster spricht: Wahrhaftig! Euch geziemet,
Zu streiten, wer die Schönste sey!
Die Farbe, deren ihr euch rühmet,
Ist mir ein ekles Einerley;
Ihr seyd sehr frech. Wie? Ich bin hier zugegen?
Und gleichwohl dürft ihr euch nicht scheun,
Der Schönheit Preis euch selber beyzulegen?
Wißt! Wer gefallen will, muß mir nur ähnlich seyn.

So klingen von der Schönheit Werth
Beynah auch unsrer Schönen Schlüsse.
Doch still davon! Mich hat manch Beyspiel schon belehrt,
Daß man davon nicht reden müsse.

Und

Und nun vergleiche man folgende Ramlerische Veränderung dieser Fabel, S. 136, in welcher fast keine Zeile unverbessert geblieben ist:

In einer Stadt, wo man vorlängst der Eitelkeit
Den Nachtisch zum Altar geweiht,
Wo Häßliche der Göttinn Spiegelglas berückte,
Wo sie die Alten gleich den Jungen schmückte,
Wo auch die Thiere schon des Beyspiels Schädlichkeit
Ergriff, in dieser Stadt, dicht an der Pleiße,
Gerieth mit einer Dohl' einst eine weiße
Mit einem stolzen Kropf gezierte Taub' in Streit.
Was war der Grund? Was drey Göttinnen einst entzweyt,
Der Schönheit Rang. Der Streit ist wichtig.
Die Taube sprach: Bist du denn übersichtig?
Mir schätzest du dich gleich? die Eitelkeit
Ist unerhört. Du bist an deinem ganzen Leibe
So schwarz, daß man mit dir zu fürchten machen kann.
Doch deinen Hochmuth seh' ich nur voll Mitleid an;
Weil ich das, was ich bin, wohl bleibe.

Die Dohle spricht: Ich bitte dich,
Nur nicht zu zeitig triumphiret!
Die schwarze Farb' ist königlich,
Weil sie der Adler selber führet.
Die weiße Farb ist kalt, so kalt, daß einen frieret.
Ein Vogel von Geschmack giebt mir gewiß den Preis.
Zu Endung unsers Zwists mag uns die Aelster richten;
Denn die ist beides, schwarz und weiß,
Und, wie mich deucht, geschickt, solch einen Streit zu schlichten.

Die Taube willigt drein. Schon hält in ihrem Sinn
Sich jede für die Siegerinn,
Und fliegt, als im Triumph, zur Elster hin.

Doch diese spricht: Wahrhaftig! euch geziemet
Zu streiten, wer die Schönste sey!
Die Farbe, deren ihr euch rühmet,
Ist nur ein ekles Einerley.
Ihr seyd sehr frech; ich bin hier selbst zugegen,
Und gleichwohl dürft ihr euch nicht scheun,
Der Schönheit Preis euch beyzulegen.
Wißt, wer gefallen will, der muß mir ähnlich seyn.

Größer noch war freylich das Bedürfniß der Verbesserung bey solchen Fabeln, die Herr Ramler, seiner obengedachten Aeusserung zufolge, aus solchen Fabulisten entlehnte, deren Arbeiten, im Ganzen genommen, einen sehr geringen Werth haben, bey denen doch aber Erfindung oder einzelne Züge die Aufmerksamkeit des feinen Kenners auf sich zogen, und ihm des Aufwandes seines hier gewiß mühsamen als glücklichen Fleißes nicht unwerth schienen. Wer hievon einen Beweis verlangt, vergleiche z. B. die Fabel, der Gärtner, S. 473, mit der Arbeit ihres Urhebers, der kein andrer, als der verrufene Daniel Stoppen ist, in dessen Neuen Fabeln man sie Th. II. S. 22 finden wird.

Noch bemerken wir, daß diese Fabellese in vier Bücher vertheilt ist, und daß jedes Buch sechszig Fabeln enthält. Das Frontispiz und die Vignetten, womit Hr. J. W. Meil sie verziert hat, sind dieses einsichtvollen und gedankenreichen Künstlers vollkommen würdig.

Fr.

Histo-

II.

Historia et Commentationes Academiae Electoralis scientiarum et elegantiorum litterarum Theodoro Palatinae Vol. V. historicum, Mannhemii 1783. 4.

Nach einem abermaligen Verlauf von 5 Jahren liefert die Churfürstl. Academie der Wissenschaften zu Mannheim den V. Band ihrer gelehrten Arbeiten, der an vortrefflichen historischen und antiquarischen Abhandlungen eben so reich, wie die vorhergehenden ist. Nach einer kurzen Erzählung der Begebenheiten, die bey der Academie in den 5 Jahren vorgefallen sind, und die in einer schönen reinen lateinischen Schreibart abgefasset ist, folgen sogleich eilf Abhandlungen in lateinischer, deutscher und französischer Sprache, die wir nach ihrer Ordnung anzeigen wollen.

I. Beyträge zur Geschichte der deutschen Alterthümer von Casimir Häffelin S. 19—89. In dem Eingange bestreitet der Hr. Verf. das Vorurtheil, daß man alles, was man von Alterthümern in Deutschland findet, den Römern zuschreibt, und dabey nicht untersuchet, ob das Werk in der That römisch, das ist, ob es von einem römischen Künstler und Steinhauer wirklich gemacht, und nicht von einem Deutschen vielmehr im Geschmack der Römer verfertiget sey. Er glaubt, man hielte sie deswegen für römische Denkmäler, weil sie eine römische Gestalt und eine römische Aufschrift haben. Aber wer hat

hat denn jemals aus diesen beyden Ursachen, zumal aus der römischen Aufschrift das Characteristische der röm. Denkmäler behauptet? Kein solider kritischer Kenner und Alterthumsforscher. Er glaubt daher, daß die römischen Denkmäler im Elsaß, in und bey Trier, und Maynz, im Würtenbergischen, eben so leicht deutsche als römische Denkmäler seyn könnten S. 27. Recensent hat sie in diesen Gegenden selbst gesehen, und giebt zu, daß unter der daselbst befindlichen großen Anzahl etliche sind, die deutschen Ursprungs, das heißt nach des Verf. Grundsatze, die ein deutscher Künstler gehauen und verfertiget hat, (die zum Theil die rauhe Bildung zu erkennen geben möchte, ohngeachtet bey dem Verfall des römischen Reichs auch die Künste und deren Zierlichkeit abnahm, wie man schon aus ihren Münzen im III. und IV. Jahrh. sieht,) glaubt aber doch mit Ueberzeugung, daß deren Anzahl nur geringe, und hält den größten Theil derselben für ächte römische Denkmäler, die unstreitig das Characteristische mit sich führen, die jeder Kenner zum Beweis verlanget. Der Hr. Verf. suchet seine ganz neue Meynung in X. Abschnitten zu beweisen. Er gründet sie hauptsächlich darauf, 1) daß viele Deutsche römische Namen angenommen, zumal die, so in römischen Diensten standen. Dagegen ist nichts einzuwenden, ja Recens. glaubt, daß die Römer noch einer größern Anzahl römische Namen, wenigstens röm. Endigungen gegeben, und sie auf röm. Art verdorben (wie noch jetzo die Franzosen deutsche Namen mißhandeln) haben, wie sie es mit den deutschen Seen, Flüssen, Bergen rc. auch gemacht haben. 2) Will der Verf. im 2ten Abschnitt

schnitt durch viele scheinbare Sätze beweisen, daß die Deutschen durch den langen und vielen Umgang mit den Römern, ihre Kleidung, Sitten, Sprache, Kriegskunst, und besonders ihre Bauart und Künste angenommen. — Stellen sie sich vor, sagt er S. 30, daß die Römer mitten unter den Deutschen Ehrensäulen, Grabmäler, Altäre rc. aufführeten, und daß die Deutschen als gefühllose Geschöpfe die römische Arbeiten anstaunten, ohne zur Nachahmung bewogen zu werden. — Ist dieses in der Natur? Es widerspricht dem Nachahmungsgeist, der allen Menschen angeboren ist. — Ganz recht denkt der Verf. anjetzo in aufgeklärten Zeiten, wo wir Deutschen mehr als zu viel Affen der Franzosen sind: aber dachte denn ein rohes wildes Volk, wie die Deutschen damals waren, die unter dem größten Druck der Römer leben mußten, auch so? Jeder kritische Schriftsteller muß sich in die Zeiten und Denkungsart versetzen, die damals waren, wovon er schreibt. Die am Rhein wohnende Völker und auch andere sollen also schon im I. und II. Jahrhunderte die röm. Bauart angenommen haben; die Alterthümer, die sie uns hinterlassen, können also keine andere als röm. Gestalt haben S. 45. Ja dieses zu begründen, führt er unter andern an, daß viele deutsche Fürsten sich in Rom aufgehalten, und bey ihrer Rückkehr in ihren Ländern alles nach römischen Fuß eingerichtet hätten, z. B. der Brudersohn des Hermanns, Königs der Cherusker, sagt er S. 34, behandelte alles auf Römisch; er bauete römische Bäder, Tempel, Altäre, führte alle Künste ein, legte Vestungen, Wasserleitungen rc. alles in röm. Geschmack an, und was wir in den

Her=

Herzogthümern Bremen, Braunschweig, Lüneburg, Hildesheim, Halberstadt, in der Grafschaft Danneberg, in der alten Markgrafschaft (soll in der Alten Mark Brandenburg heißen) im Magdeburgischen und Lüneburgischen von Alterthümern finden, soll von diesem Fürsten herrühren S. 34. Recensent, der in diesen letzten Gegenden zu Hause gehört, und auch die übrigen alle sehr genau kennet, weis im geringsten nichts daselbst von Alterthümern im röm. Geschmack, nicht einmal von fränkischen und noch spätern Zeiten überall gar nichts. Die alten Denkmäler, die man daselbst findet, bestehen blos in (tumulis) Grabmälern oder Grabhügeln, die mit den größten Feldsteinen umsetzet sind, in welchen, wenn sie aufgeräumet sind, man nichts weiter wie Aschentöpfe, alte rostige Schwerdter, Streithämmer rc. findet. Diese sehen auch dem rauhen Volke ähnlich. Wie sehr hätte also Rec. gewünschet, daß der Verf. die nach röm. Geschmack gebildete Alterthümer in seinem Vaterlande Niedersachsen nachgewiesen hätte.

Weiter will er behaupten S. 36, daß di[e] Markomannen, die Katten, Schwaben, Che[-] rußker und andere deutsche Völker schon im 1te[n] Jahrhunderte die römische Schrift angenommen und darinn sogar Briefe geschrieben hätten. — Ein paar Beweisstellen aus des Tacitus Anna[-] len (Lib. II. §. 63), nach welchen ein Brief vo[n] einem Fürsten der Katten im röm. Rathe verl[e-] sen, Marobod an den K. Tiberius geschrieben [r]c. werden schwerlich jeden Kenner überzeugen, da[ß] schon die Nation der Katten rc. die röm. Sprac[he] angenommen hatte, weil ihr Fürst einen Brief

dies[en]

dieser Sprache nach Rom ergehen ließ, wozu er gar leicht einen der Sprache Kundigen in Dienst haben konnte. Die angeführten Beyspiele sind gar zu speciell, als daß man sie auf das Allgemeine eines ganzen Volks anwenden kann. Kömmt man nicht in Versuchung, alles das, was man S. 38 u. s. w. lieset, für Hypothesen zu halten? — Die Deutschen ließen sich auch von den römischen Künstlern als Gehülfen in der Bildhauer- und Baukunst nützlich gebrauchen; dieses war der Weg, wie die bildenden Künste zu den Deutschen übergegangen sind — Wie sehr wünschte man den Beweis! Ferner — Unsere ganze Verfassung ist eine Abbildung der römischen — Die Deutschen nahmen die römischen Gesetze und ihre ganze bürgerliche Einrichtung an — „ Aber wer die uralte deutsche Gerichtsverfassung und die uralten deutschen Gesetze kennet und gelesen hat, findet das Gegentheil und gar nichts Römisches; vielmehr war vor Einführung der römischen Rechte in spätern Zeiten Deutschlands Verfassung und Gesetzgebung von der römischen himmelweit unterschieden.

Vorurtheile sollen hauptsächlich schuld seyn, daß man am Rhein ꝛc. die alten Denkmäler für römische hält. Mithin sind die größten Kenner wie Schöpflin, der selbst eine sehr große Sammlung hatte, die Recens. bey ihm gesehen, und sie in allen den Gegenden auch in der Schweiz scharf untersuchet hat; und andere große Männer mehr, mit Vorurtheilen eingenommen gewesen, so sie für römisch gehalten, wie Recensent, der sie auch in allen diesen Gegenden untersucht hat, ebenfalls dafür hält, wenigstens den größten Theil (daß einige darunter von deutschen Künstlern im IV. V. Jahr-

hundert, hat er selbst gefunden; man kennt sie gle an der rauhen Bildung und an der Form der Bu staben). Es wäre fast zu untersuchen, bey we das größte Vorurtheil herrscht, bey dem, der all für römisch, oder bey dem, der alles für deuts hält. Uebrigens finden wir in dieser Abhandlun viele feine Bemerkungen, besonders die von Ga lien, Marsilien, (schade, daß von den deutsche Ländern die Beweise nicht so überzeugend sind, von den deutschen Göttern, Göttinnen, Matroner Weißagerinnen, Priesterinnen im VIII. und IX Abschnitt, und von dem deutschen Herkules un Merkur im folgenden.

Wir müssen es im Grunde dem Hrn. Verf Dank wissen, daß er die wichtige Alterthumsfrage hierdurch rege gemacht hat; vielleicht entschließt er sich, über die drey Punkte künftig stärkere Beweise und mehr Aufklärung zu geben, damit nicht etliche von seinen Sätzen den Schein der Hypothese behalten;

1) bittet man um einen stärkern und überzeugenden Beweis, daß die deutschen Völker, besonders die am Rhein, schon im I. und II. Jahrhunderte die römische Bauart angenommen und wirklich im römischen Geschmack gebauet haben. Ist dieses erwiesen, so haben die Deutschen viel gewonnen in Absicht der Alterthümer.
2) Daß die Deutschen von den römischen Künstlern und Bildhauern als Gehülfen nützlich gebraucht sind.
3) Worinn eigentlich das Characteristische besteht, woraus man sicher erkennen kann, ob das alte Denkmal von einem römischen oder

oder deutschen Künstler und Bildhauer verfertiget ist. Vielleicht entschließt sich die Churpfälzische Akademie, über diesen wichtigen Punkt eine Preißaufgabe zu verordnen.

II. Observations sur la Mosaique des Anciens, a l'occasion de quelques tableaux en Mosaique, qui se trouvent a la galerie de peinture de S. A. S. E. Palatine par M. l'Abbé *Casimir Haeffelin*, S. 89—104. Erstlich wird diese Kunst beschrieben, und gezeigt, daß sie sowohl bey den Griechen und Römern, als auch bey den Assyrern, Persern und Juden bekannt gewesen sey: aber von den Egyptiern will der Verf. auch behaupten, daß sie selbige gekannt, ohngeachtet man bey ihren Schriftstellern nichts davon aufgezeichnet findet, und vielleicht sogar daselbst erfunden sey, weil er die ersten Spuren davon in den Hieroglyphen entdeckt, und auch Plinius ihn davon etwas auf die Spur gebracht hätte. Er glaubt sogar S. 92, daß Egypten die Erfinderinn, und die Juden, Perser, Assyrer, Phrygier diese Kunst daher erhalten, und von Griechenland endlich nach Rom gekommen sey. Von den verschiedenen Gattungen der Mosaik, weil man bereits unter dem Kaiser August eine von Glas erfunden hatte S. 93. Zu Portici ohnweit Neapel findet man von dieser Kunst ansehnliche Stücke, vor andern einen sehr schönen Kopf der Medusa S. 96. In den Ruinen des Pallasts des K. Hadrians ohnweit Tivoli hat man die raresten Stücke von dieser Arbeit gefunden S. 102. Zum Beschluß ist eine Beschreibung etlicher alten und neuen Stücke von dieser Kunst in der Churfürstl. Gallerie zu Manheim gegeben.

III. Observations sur l'itineraire de Th[illegible]
dose, connu sous le nom de Table de *Peuting*[illegible]
par M. l'Abbé *Casimir Haeffelin*. Man hä[illegible]
hier Anmerkungen über die Peutingersche Ta[illegible]
oder Reiseroute des K. Theodosius vermuth[illegible]
sollen: allein der Verf. giebt nur Nachricht v[illegible]
den Schicksalen derselben, sonst aber artige antiq[illegible]
rische Anmerkungen über die Landkarten der Al[illegible]
überhaupt. Der Kaiser Maximilian I. schic[illegible]
den Conrad Celtes, seinen Bibliothekar, [illegible]
Deutschland und Italien herum, um alle Han[illegible]
schriften zu sammlen. Dieser fand unter ande[illegible]
auch diese Tafel, anstatt daß er sie dem Kaiser a[illegible]
liefern sollen, verließ er sie im Testament seine[illegible]
Freunde dem Peutinger. Sie kam nach lange[illegible]
Zeit in die Hände des Buchhändlers Küz, desse[illegible]
Erben sie an den Prinz Eugen verkauften, wo[illegible]
durch sie in die Kaiserl. Bibliothek kam. Velse[illegible]
gab im J. 1591 zu Venedig Fragmenta Tabula[illegible]
antiquae ex Bibl. Peutingeriana in 4to heraus[illegible]
man animirte ihn, die alte Tafel selbst aufzusuchen,
weil diese Fragmente nur von Auszügen, so Peu-
tinger aus jener gemacht hatte, hergenommen wa-
ren. Es glückte ihm endlich, und er ließ durch
den bekannten Geograph Ortel sie ediren: allein
nicht mit gehöriger Genauigkeit, und in der Folge
ward sie von andern noch mehr gemißhandelt, wel-
ches endlich den Hrn. v. Scheyb bewogen, vom
Original mit der größten Genauigkeit die Tafel ab-
stechen zu lassen, und sie bekanntermaßen von neuem
herauszugeben ꝛc. Der Verfasser macht hernach
darüber Vergleichungen mit andern Landkarten der
Alten, und beurtheilet etwas ihren Werth, wobey
recht gute Bemerkungen über die alten Landkarten,

beson-

besonders über die geographische Gallerie des Kaisers August, vom Agrippa, deren Plinius im III. B. gedenkt, und über andere, auch über die Materie, worauf sie entworfen ꝛc. gemacht sind, die wir aber nicht mittheilen können, ohne unsere Gränzen zu überschreiten. Doch müssen wir sagen, daß die Abhandlung dem Hrn. Verf. Ehre macht, und seine großen Kenntnisse im antiquarischen Fache, besonders was römisch ist, auszeichnet.

IV. Pagi Nauensis, qualis sub Carolingis maxime regibus fuerit, Descriptio. Auctor *Andreas Lameius* S. 127. 186. Der Nafgau liegt in der Gegend Bingen um der Nawe, und zwar zwischen dem Wormazgau und dem Hundsrück oder dem pago Hunico. Der Vogesische Wald und der San-Wald berühren ihn, und außer der Nawe die kleinen Ströme die Ider, die Kira, die Simmer, die Elra, die Glan ꝛc. Darauf folgen die alten Oerter, so in den Urkunden vorkommen, worunter viele schon im VIII. Jahrh. in den Tradit. Laurisham. vorkommen. Die Städte Creuznach, Bingen, Simmern liegen in seinem Bezirk. S. 163. folgen die in Urkunden vorkommende Grafen, woraus zuletzt die Wildgrafen und Fürsten von Salm zu Kirn und Kirchberg abstammen. Den Beschluß machen eilf Urkunden, wovon die erste mit dem Jahr 826 anfängt, und die letzte mit 1197 schließt. Wir hätten gewünscht, daß bey den drey ersten und ältesten angezeigt wäre, ob sie von Urschriften oder alten Copeien sind, welches bey Urkunden von dem Alterthum allemal ein wichtiger Umstand ist; sonst helfen sie nicht viel und bleiben immer verdächtig. Die ganze Abhandlung ist mit vieler Belesenheit

und Genauigkeit, wie man von dem Verf. schon gewohnt ist, geschrieben, und mit einer saubern Karte versehen.

V. G. C. *Crollii* observationes geographicae ad illustrandum omnem tractum Mosellanum spectantes mit einer schönen accuraten Karte S. 187 — 322. Dieser große Geschichtforscher hat hier eine wichtige geographische Untersuchung über Gegenden angestellet, die von seinen Vorgängern eines Valesius, von Bessels und von Hontheims nicht mit gehöriger Genauigkeit behandelt sind. Es betrift die Gaue, die zwischen der Maas und Mosel in Vosago, Wabria et Ardenna liegen, wovon diese Untersuchung nur Specimen I. ist. Der Hr. Verf. beweiset in den ersten §§. die Irrthümer, die vorgedachte Männer hauptsächlich darinn begangen haben, daß sie nicht genau unterschieden 1) den pagum Trevirensem, a Mosellensi pago, und diesen letzten nicht genau untersuchet haben, woher die Irrthümer vorzüglich entstanden sind; 2) ist deutlich gezeiget, daß sie den pagum Moilensem, der eigentlich in finibus Ripuariorum oder in den nordlichen Theilen des heutigen Herzogthums Jülich liegt, mit dem pago Moslensi, so an beyden Seiten der Mosel durch den Trierschen und Metzer Kirchensprengel lag, verwechselt haben. Er zeigt dabey S. 192, daß die Benennung Moslinse drey unterschiedene Bedeutungen habe, nemlich daß pagus Moslinse s. Mosellanus, Ducatus Moslinse, und Comitatus Moslensis nicht einerley sey, wie seine Vorgänger dafür gehalten haben. Die drey Abtheilungen werden hiernächst sorgfältig beschrieben, und darauf werden die pagi untersuchet, die zwischen der

Maas

Maas und Mosel liegen, und hiernächst die, so zwischen der Mosel, dem Vosagum und dem Theil des Rheinischen Franziens, so an der Mosel und ans Triersche gränzt, ihre Lage haben. Zu den ersten gehören die pagi, 1) Sugintensis s. Suentisius s. Samtensis im Tullischen Kirchensprengel; 2) Tullensis; 3) Bedensis ad Mosam; 4) Wabrensis, ein großer pagus, so die ganze Gegend zwischen der Maas und Mosel begreift, den die Franzosen la Voivre, die Deutschen aber Wawart nennen, und in diesen 5) Scarponinsis. Diese sind von S. 202—223 genau beschrieben, und die darinn belegenen Oerter aus den besten Urkunden-Sammlungen nachgewiesen. Hierauf folgen S. 223. 1) pagus major Virdunensis, worinn liegt Wabria Virdunensis, Wabria Treuirensis und darinn pagus Stadonensis, Nongentensis, Arlon, Matinsis, Mithegowe, Alsoncensis. Und S. 262 die loca incerta tractus Wabrensis, worauf folgt S. 264 pagus Surensis. Nun kömmt wieder der große Strich; 2) Arduenna, wovon erstlich S. 266 eine allgemeine Beschreibung mitgetheilet ist, hiernächst aber von S. 270. die Special-Gaue — pagus Arduennensis s. Osning, worinn 60 Oerter nachgewiesen sind, pagus Famennes S. 293, pagus Condros S. 296, wovon Valesius und Beßel fast gar nichts haben; doch sind hier 28 Oerter herausgebracht. Den Beschluß macht §. 20., worinn eine schwere Untersuchung de districtibus Tectis et Oistlinga, Arduenna provinciae terminis S. 303. In dieser Abhandlung steckt eine unermeßliche Arbeit, wozu ein Crollius gehört, der in allen seinen Untersuchungen unermüdet ist. Wir bedauren nur,

Meynungen der besten Publicisten sind hierauf kritisch untersuchet und dabey viele feine Bemerkungen gemacht, die wir aber nicht ausziehen können. Dagegen aber wollen wir den Plan des Hrn. Verf. wie er die Untersuchung anstellen will, lieber mit seinen eignen Worten hersetzen, als extrahiren, weil er dabey verlieren möchte, und wir doch erst nach fünf Jahren die vollendete Ausführung dieses wichtigen Objekts erhalten werden. Der würdige Verf. schreibt S. 336. „Da indessen die redende Geschichte uns nicht deutlich und genugsam die Frage beantwortet, so will ich damit gleichsam einen Beweis a priori verbinden, um aus der ursprünglichen Eigenschaft der Erzämter sowohl, als der deutschen Herzogthümer Entscheidungsgründe zu finden, die mit dem Gange der deutschen Geschichte dahin harmoniren mögen: 1) daß das Erzseneschallamt, des nächst dem Könige sichtbaren Krongroßfeldherren oder Herzogs der Franken gewesen; 2) daß das ihm in Rücksicht des Krieges nächste Erzmarschallamt als ein Prärogativ auf dem Großfeldherrn oder Herzogen, des den Franken gleichgestellten Volks der Sachsen seit Anbeginn des deutschen Reichs gehaftet habe; 3) daß das Erzschenkenamt mehr ein Kron- als Reichsamt auf Bayern, als ein der Carolingischen Familie eigen gewesenes Fürstenthum gepasset habe; 4) daß das Erzkämmereramt keiner Provinz so eigen habe seyn können, als Schwaben, dessen Herzoge die vorher durch königliche Kämmerer geführte Verwaltung in dieser fränkischen Kammerprovinz fortgeführt haben; 5) daß, da die Herzoge der Lothringer des X. Jahrhunderts bis aufs Jahr 965 des Königs Großseneschallen oder Verweser gewesen,

sie

sie von dem deutschen Erzseneschall oder Herzog der Franken eben sowohl zu unterscheiden seyn, als nachher die Großseneschalle im Königreich Arelat; daß also die deutschen Erzämter in Rücksicht auf die Provinzen, wenigstens seit ihrem unter K. Heinrich I. erneuerten Verband nicht wandelbar gewesen, sondern, wenn im ereignenden Falle, einer der deutschen Erzfürsten sein Erzamt selbst zu verrichten behindert gewesen, ein nachfolgender (vielleicht auch wohl ein anderer Fürst, den der Kaiser oder König dazu wählte, wie Recensent glaubt) zur Verrichtung des würdigern Erzamts heraufgerückt, und so in Ermangelung eines vierten vertretenden das Erzkämmereramt als ein in Deutschland den andern nachstehendes Famulat ungeübt bleiben mögen (warum der würdige Verf. das Erzkämmereramt nur ein den andern nachstehendes Famulat nennet, und dieses Amt den andern nachstehet, davon ist Recens. begierig, die Ursachen und Gründe in der künftigen Fortsetzung zu lesen, weil die Gründe S. 345 ihn nicht völlig überzeugt, und der Ausdruck des *Ditmari ad A.* 1002 — regi *famulatur* — in medio aevo sehr allgemein bedeutend ist); daß die im J. 1127 oder 1136 in der einen Person Heinrichs des Stolzen geschehene Vereinigung zweyer Herzogthümer den Anlaß gegeben, die Herzoge nachher Könige von Böhmen das Erzschenkenamt anstatt der Herzoge in Bayern in so lange verwesen zu lassen, als diese wegen eines andern Herzogthums ein würdigeres Amt versahen; 8) daß das schwäbische Erzkämmereramt von K. Conrad III. an seinen Schwager Markgrafen Albrecht den Bären, nachdem er sich des Herzogthums

thums Sachsen im Jahr 1142 wiederum begeben, und ihm solcher Verlust einigermaßen durch die Erbschaft des wendischen Königs Pribislaus (dieses Vorgeben etlicher Brandenb. Schriftsteller ist ohne Grund, zumal Pribislav erstlich 1157 gestorben, vielmehr hat M. Albrecht die Wendischen Länder jure gladii, wie Helmold schreibt, erworben) gutgethan worden, zur Vergeltung übertragen, und so die nordsächsische Markgrafschaft in ein von Sachsen abgelösetes unmittelbares Pfalz-Fürstenthum umgebildet worden; worauf auch schon im Jahre 1146 Markgraf Albrecht (1144 nannte er sich schon in vielen Urkunden Markgraf von Brandenburg) als ein höher gewürdigter Fürst sich an Königlichen Höfen zeigte. An die Herzoge von Schwaben war damals schon mit dem Herzogthum der Franken das Erzseneschallamt gediehen. Da aber doch das Herzogl. Staufische Haus in Schwaben nach K. Conrad III. in Herzog Friedrich dem Rothbärtigen die Königliche Würde neuerdingen erhalten, so ereignete sich nach den Zeitumständen, daß K. Friedrichs I. Bruder Conrad das Amt eines Erzseneschallen, das er schon in Vormundschaft für seinen Vetter Friedrich von Rothenburg geführt hatte, nach dessen frühen Absterben eigends erhielt, und auf seine Nachfolger, als Innhaber der Rheinfränkischen Großpfalz, vererben durfte. Dieses sind die Hauptstücke der folgenden Ausführungen, woraus sich ergeben wird, daß, wie das Erzseneschallen- und Erzmarschallamt nie von den Franken und Sachsen seit Anbeginn des deutschen Reichs getrennet worden, und nur in ihren

ersten

ersten Fürsten von einem abgegangenen Hause auf ein neues übergegangen, also die wahre Epoche des von Bayern auf Böhmen verkommenen Erzschenkenamts anfänglich unter K. Lothar II. vollkommner aber im J. 1290 unter K. Rudolph I; sodann das von den Schwaben auf die Markgrafen von Brandenburg hingewandten Erzkämmereramts im Jahr 1142 unter K. Conrad III. zu suchen sey —„ Diese Sätze sind bis auf den 6ten hierauf in drey Abschnitten ausführlich mit vieler Belesenheit und Scharfsinn ausgeführet und erwiesen. Das übrige wird in dem nächsten Bande dieser Abhandlung folgen. Vorzüglich hat uns hier der erste Abschnitt gefallen, worinnen der Hofstaat der deutschen Fürsten und Könige in den ältesten Zeiten, und hiernächst der Carolingischen Monarchen sehr schön beschrieben und aus ächten Quellen erwiesen ist. Von dieser Materie haben wir nichts aufzuweisen, so diesen wichtigen Punkt im alten deutschen Staatsrechte so deutlich ins Licht setzt, wie diese Abhandlung, die von ihres Verfassers großer Kenntniß der mittlern Zeit den deutlichsten Beweis giebt.

VII. De insignium Palatinorum origine, augmentis, et variationibus. Auctor *Andreas Lamey*. Der Hr. Verf. sagt ganz recht, daß die Siegel früher schon im Gebrauch gewesen, wie die Geschlechtswapen. Die Rittersiegel findet man schon um die Mitte des XI. Jahrhunderts, dafern die zwey angeführten Niederländischen vom J. 1047 und 1065 bey dem Bückens und Predens ohne Verdacht sind, beyde ohne Figuren. Unverdächtig ist wenigstens das Rittersiegel des

Oester-

Oesterreichischen Markgrafen Ernests zwischen 1056 – 1075, so in den Monument. Austr. Tom. I. Tab. I. no. 1. abgestochen ist. Die Pfälzischen Siegel, so weit sie bekannt geworden, gehen nicht über das J. 1093, aber ohne die geringste Anzeige einer Figur von Wapen, wie sie zum Theil Vol. III. Actor. Acad. Pal. ad p. 76. n. 2. 4. 5. abgestochen sind. Die Leodius in Annal. Frider. II. p. 12 produciret hat mit einem Löwen, sind falsch. Auch die unverdächtigen Siegel Henrici und Conradi Comit. palat. sind noch ohne Wapen; daher ist der Verf. geneigt zu glauben, daß vor der Mitte des XII. Jahrhunderts alle Siegel, so schon Wapenschilder haben, verdächtig sind, welches aber doch noch einer Prüfung bedarf. Es sind hierauf dergleichen verdächtige Siegel besonders das Zäriegische vom J. 1157, so *Schoepflin* in Hist. Zar. Bad. Vol. I. p. 195 beschrieben, angezeiget, und mit Recht verworfen. Wenn aber S. 401 das erste Brandenburgische Siegel mit einem Wapen erst vom J. 1206 angegeben ist, so ist dieses irrig, indem *Gercken*, in Fragment. Marchic. P. III. p. 3. das Siegel an einer Urk. des Markgrafen Otten I. vom J. 1170 (im Archive der Stadt Brandenburg) genau beschrieben, wo auf dem Schilde ein Adler deutlich ist; s. auch dessen Abhandl. de Sigillis pedestribus der Markgr. von Brandenb. in Fragment. Marchic. Part VI. p. 133. Auch das Siegel Herzogs Heinrichs des Löwen vom J. 1154 ist mit Recht verdächtig gemacht; hergegen S. 401, 402 bewiesen, daß das Wapen im XIII. Jahrh. veränderlich bald mit einem Löwen, bald mit den Wecken, auch wohl

bey

beyde gebraucht word
bayern haben im
Pfälzischen Löwen
gebraucht, besonders a
In der Folge ist beyd
de abgetheilt verbun
und Rupert II.
pert III. vierfach ab
kommen, die Lude
und hernach noch me
gegangen, die wir w
ausziehen dürfen,
pfertafeln mit 16 S
Abhandlung Beweis

VIII. Von der
handlung von Ph
kurze, aber treffliche
terie. Ein prächtige
sen Friedrichs von
gestochen, welches au
Gelegenheit zu der
hängt an einer Urku
burgischen Archive.
hält in der rechten
linken ein Schwerd.
burggräflichen Schil
Brackenkopf.
den Zollerschen S
hinter dem Rücken
wovon der letzte wah
gelstechers ist, und
steht: Sigillum. Fri
vii. Nurmbergensis
zur Interpunktion

merkwürdig, wenigstens findet man sie so nicht häufig, wie die sehr großen gekünstelten Buchstaben ebenfalls auch nicht.

Nur der hohe Adel bediente sich vormals der Rittersiegel, ob ein gewisser Vorzug bey dem Gebrauch derselben, sie auch einen Landesherrn und Lehnherrn allemal anzeigen, ist vielleicht noch zweifelhaft, indem viele große und mächtige Häuser, wie Brandenburg, Braunschw. Lüneburg ꝛc. sich sehr selten derselben bedienet, sie auch von abgetheilten und nachgebornen Prinzen, die eigentlich keine Landesherren im rechten Verstande waren, gebraucht sind, wie Recens. öfters bemerkt hat. Und ist auch daher die Einschränkung, die der Hr. Verf. mit Recht gemacht hat, daß im Gegentheil niemals zu schließen ist: wer kein Rittersiegel führt, der ist nicht von hohem Adel, auch ein Beweis davon. Anfänglich handelt der Hr. Verf. von den Personen, die sich der Rittersiegel bedienet haben. 1) Von den Kaisern haben nur zwey, nemlich K. Friedrich III. und K. Carl V. sich derselben bedienet, doch nicht als Kaiser, sondern als Herzoge von Oesterreich, wie hier S. 426. sehr wahrscheinlich gegen die Meynung des Hoffmanns und Lange behauptet ist.

Von Königen, die sich Rittersiegel bedienet haben, hat man eine starke Anzahl, die aus des Vredius Genealogia Comitum Flandriae und aus seinem Buche de Sigillis Comit. Fland. außer den hier angeführten, noch vermehrt werden kann. Gemeiniglich aber findet man sie zu Pferde abgebildet auf dem Rücksiegel, wo sie, wie Hr. Spieß gar wohl bemerket hat, in der Umschrift

si

sich nur von ihren Herzogthümern, Grafschaften ꝛc. nennen, mithin sind sie in der Rücksicht ebenfalls auch nicht eigentlich als Königliche Siegel anzusehen. Königinnen zu Pferde auf ihren Siegeln abgebildet, hat der Hr. Verf. nicht bemerket, sie kommen auch selten vor, doch wollen wir für jetzo gleich ein dergleichen Siegel der Königinn Maria von England bey dem Vredius de Genealog. Comit. Fland. p. 142 nachweisen, wo sie auf der Rückseite zu Pferde mit einer Krone auf dem Haupte abgebildet ist. Unter dem Pferde steht: Temporis filia veritas. Umher die nämliche Umschrift wie auf der rechten Seite, wo sie auf dem Thron sitzt. Maria D. G. Angl. Francie et Hibernie Regina ejus nominis prima Fidei Defensor. Von Fürstlichen und Gräflichen Frauenzimmern, die auf Siegeln zu Pferde erscheinen, hat Gercken in den Anmerkungen über die Siegel S. 56 ꝛc. gute Nachricht gegeben, die man hierbey mit Nutzen lesen kann. Die Bemerkungen, so Reinhard in den juristisch-historischen Ausführungen I. Th. in Absicht der reitenden Positur auf den Damensiegeln gemacht hat, sind lächerlich und von Hrn. Spieß mit Recht verworfen S. 434.

Der VIII. §. betrift die Rittersiegel der Fürsten, Grafen und Herren. Beyspiele dieser Art Siegel anzuführen hält er für überflüßig, wie es auch wahr ist, indem sie überall vorkommen, und wer Zweifel hat, daß auch Dynasten diese Art Siegel geführet, für dem sind in der Note (l) Beyspiele genung nachgewiesen. Sonst aber ist der Irrthum einiger Publicisten gerüget, die da glauben, wenn ein Fürst sein Rittersiegel ein Majestäts-

siegel genannt, daß er damit auf seine Majestäts-rechte gezielet, woran kein Fürst nach der deutschen Verfassung gedacht hat; mithin sind des Gribners und Gleichmanns de Sigillo majestatis Saxonico vorgebrachte Gründe nur Grillen, eben so gut, als wenn man behauptet, daß ein Rittersiegel die Landeshoheit anzeiget. Auf solche Art müssen die Markgrafen von Brandenburg ꝛc. die auf ihren Siegeln vormals nur zu Fuß erschienen, keine Landeshoheit gehabt haben ꝛc. Es hatte vielmehr daher den Namen, weil der Fürst ꝛc. in seiner Pracht darauf vorgestellet war, und das Siegel selbst von großer Form war, auch zuweilen in der Umschrift hieß: Sigillum majus &c.; von Bedeutung und einem gewissen Bezug war es im geringsten nicht, es war blos der Fürsten ihr größeres Siegel, so sie bey wichtigen Handlungen gebrauchten; hierauf hatte es Bezug, wie Recens. ebenfalls erweisen kann. Auch darinn ist er mit dem würdigen Hrn. Verf. einig, daß die Kaiser und Könige selbst durch den Ausdruck Majestätsiegel nicht ihre Majestätsrechte, sondern ebenfalls nur ihr großes Siegel, worauf sie in ihrer Majestät und Pracht abgebildet sind, haben andeuten wollen. Auch das Wort Majestät in der Kaiserl. und Königl. Titulatur ist erst im XVI. Jahrhunderte (vielleicht schon im XV. am Ende) zu einer eigenen bestimmten Titulatur geworden. Vom Anfange und Ende der Rittersiegel bestimmt der Verf. (§. 9.) den Anfang derselben im XIten Jahrhunderte, und zwar durch angeführte Beyspiele. Er macht aber als ein gründlicher Diplomatist die sehr richtige Anmerkung, die jeder Kenner annehmen wird, daß man diesen Satz nur so lange

lange als Regel annehmen kann, bis man vom Gegentheil überführt ist. Diese Klausel versteht sich stillschweigend bey den meisten diplomatischen Sätzen. Er sagt — Es müssen vorher alle große Archive, oder doch die wichtigsten unter den großen durchsucht und diplomatisch benutzet seyn, bis man an ein richtiges System der Diplomatik denken kann. Recensent behauptet daher vielleicht nicht ohne Grund, daß alle unsere bisher gedruckte Systeme der Diplomatik und auch die Anfangsgründe und Einleitungen in vielen Stücken unzuverläßig sind, weil die Verfasser zu Beweisstellen Urkundensammlungen gebraucht haben, die nicht von Diplomatisten ediret, noch von Urschriften hergenommen sind. Wie kann man so schlechte Quellen gebrauchen, den Stoff zu diplomatischen Regeln davon zu nehmen? Nimmt man den Satz zu des Hrn. Verf. vorgedachten noch, so sieht es um ein richtiges und regelmäßiges System der Diplomatik noch unsicher aus. Das Ende der Rittersiegel, oder vielmehr zu welcher Zeit ihr Gebrauch aufgehört hat, ist unterschieden von den Diplomatisten angegeben. Das neue Lehrgebäude der Diplomatik (V. Th. S. 364.) und Gudenus (Syllog. Dipl. in praef. p. 25.) sagen, daß Grafen und Dynasten schon im XV. Jahrhunderte nicht weiter Rittersiegel gebraucht, Könige und Fürsten (vorzüglich außer Deutschland) aber später. Diese kommen der Sache näher, wie Hr. Gatterer der (Element. art. dipl. p. 310) schreibt, — die Rittersiegel hätten in Deutschland überhaupt (omnia sigilla equestria — in Germania *usque ad Saec. XV.* — continuarunt) bis zu dem funfzehnhunderten Jahrhunderte ge-

dauret, und nur fremde Könige und Fürsten hätten sie weiter hinaus gebraucht gehabt. Aber hier irret Hr. Gatterer, denn im XV. Jahrhunderte findet man in Deutschland noch viele Rittersiegel; sie nehmen freylich stark ab, aber doch hat ihr Gebrauch nicht aufgehöret, mithin haben sie länger gedauert. Der Verf. hat vom Brandenburgischen, Sächsischen, Meklenburgischen Hause bewiesen, daß von selbigen im XVI. XVII. und sogar im XVIII. Jahrhundert noch Rittersiegel gebraucht sind, im XV. sind sie noch häufiger, wozu Recens. noch mehr angeben könnte, mithin folgt daraus, daß diese Gattung von Siegeln im XV. Jahrhunderte zwar abgenommen, in den folgenden noch mehr, aber doch nicht gänzlich aufgehöret hat.

IX. Kurze jedoch zuverläßige Nachricht von der Bayerschen Fehde, von C. F. von Günther S. 445 u. s. w. Der Verf. hat aus den Akten verschiedene Specialumstände von dem Verhör, so der Kaiser Maximilian im J. 1504 zu Augspurg über das Testament und die Verlassenschaft des Herzogs Georgs von Bayern gehalten hat, und zwey Dokumente zu dieser Sache beygebracht, sonsten aber die ganze Sache nebst der daraus entstandenen Fehde viel zu kurz in schlechter Einkleidung und in noch schlechtern deutschen Styl abgefaßt. Häberlin im IX. Bande seiner Reichsgeschichte S. 253 u. s. w. hat diesen Umstand eben so gut, und deutlicher entwickelt.

X. Von den Verhältnissen des Adels im Kraichgau gegen die Churpfalz von Ebendemselben S. 473 u. s. w. Diese kleine Schrift ist recht gut abgefaßt, und auch in einem bessern

deut:

deutschen Styl geschrieben. Der Verf. beweiset darinn urkundlich, daß der Adel in der Pfalz, vorzüglich auch der, so im Kraichgau wohnt, seit Jahrhunderten nicht anders gewußt, als daß der Churfürst von der Pfalz ihr ordentlicher Richter, Herr und Landesfürst sey. Sie zogen unter seinem Panier zu Felde, und sie wurden jederzeit als Vasallen behandelt, standen auch vor dem 1462 angeordneten Hofgerichte zu Gericht. Im J. 1485 entstand der Schwäbische Bund unter dem Namen der Gesellschaft des S. Georgenschildes, den Befehdungen Einhalt zu thun und den Landfrieden aufrecht zu erhalten; auch der Adel im Kraichgau ward vom Kaiser dazu eingeladen: allein sie hielten es zuträglicher bey Churpfalz zu bleiben, wozu sie durch ein Anschreiben des Churfürsten ermahnet wurden, s. Beylage No. 2. 3, welches sie auch an den Kaiser erklärten No. 4. 5. Der Bundbrief vom J. 1490 bestärket dieses um so mehr No. 9. Hier bricht der Verf. mit einmal ab, anstatt daß er weiter hätte ausführen sollen, wie der Adel sich in der Folge frey gemacht. Freylich würde die Reichs-Ritterschaft, die in großer Fürsten Ländern begütert ist, besser stehen, wenn sie nicht Reichsfrey, indem ihnen ihre Freyheit sehr theuer zu stehen kömmt ꝛc.

XI. De Familia Dynastarum Stralenbergensi ex tabulis antiquis illustrata. Auct. *Andr. Lameius.* Diese Geschlechtshistorie in einem trefflich lateinischen Styl, hat der Verf. wie gewöhnlich, solide ausgeführt, und mit 14 ungedruckten Urkunden dokumentirt, womit dieser Band beschlossen ist.

Hk.

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

D. Joseph Priestley's Anleitung zur Religion nach Vernunft und Schrift — aus dem Englischen mit Anmerkungen. Erster und zweyter Band. Frankf. und Leipzig bey Garbe 1782. zusammen 1 Alphab. 12 Bog. 8.

Joseph Priestley's Briefe an einen philosophischen Zweifler — in Beziehung auf Humes Gespräche, das System der Natur, und ähnliche Schriften. Aus dem Englischen. Leipzig in der Weygand. Buchh. 1782. 18 Bog. 8.

Dem Plan dieser Bibliothek gemäß geben wir von diesen beyden ausländischen Produkten nur eine kurze Anzeige.

Das erste Werk sind die beyden ersten Bände der in England mit Beyfall aufgenommenen Institutes of natural and revealed religion. Der erste Band enthält die natürliche Religion in drey Abtheilungen, 1) vom Daseyn und den Eigenschaften Gottes, 2) von der Pflicht, und 3) von den künftigen Erwartungen des Menschen; wobey der V. Hartleys, der überhaupt sein Held in der spekulativen und Moralphilosophie ist, Betrachtungen über den Menschen, welche Herr Pistorius den Deutschen bekannt, und durch seine erhebliche Zusätze erst recht brauchbar gemacht, vorzüglich befolget hat. Der zweyte Band liefert in einer gedrängten Kürze und guten Ordnung die hauptsächlichsten Beweise für die Göttlichkeit der geoffenbarten Religion, nebst einer Beantwortung der wichtigsten Einwendungen dagegen. Auch hier ist Hartley, so wie die vor-

zügliche

züglichsten übrigen Vertheidigungen und Apologien der jüdischen und christlichen Offenbarungen, welche in England herausgekommen, genützet; so daß es selbst den Kenner vielleicht nicht gereuen wird, hier in einem nervösen Auszug das Beste aus so vielen Bänden gelehrter Britten zusammen zu finden, und aus dieser Uebersicht desto leichter zu bestimmen, in welchen Punkten unsre vaterländischen Theologen weiter gekommen sind, und zuverläßigere Führer abgeben können. Sonst hat Herr Pr. seine Arbeit eben nicht Gelehrten von Profeßion, sondern wohl unterrichteten und erzogenen jungen Leuten zur Befestigung in ihren christlichen Ueberzeugungen und Grundsätzen gewidmet, und sie so ausgeführt, daß wir dergleichen jungen Leuten das Buch mit gutem Gewissen zum Durchlesen empfehlen können. Möchten auch doch unsre angehenden Theologen ihm etwas von seiner herrlichen Gabe, die Religionslehren leicht und lichtvoll darzustellen, und von dem edeln warmen Ton seines Vortrags ablernen! — Wir setzen eine Stelle hiehin, nicht nur als eine Probe von der Schreibart des Verfassers und Uebersetzers, sondern auch darum, weil diese Aeusserung eines solchen Mannes einen guten Pendant gegen die milzsüchtigen Klagen mancher Leute über die gegenwärtige Gährung theologischer Meynungen abgeben kann. „Die Vortheile, sagt er gegen das Ende des zweyten Bandes, „welche dem Christenthum durch die Einwendungen der Ungläubigen zugewachsen, sind mannichfaltig und beträchtlich. „Sie waren das Mittel, wodurch das Christenthum von „dem, was fremd und unhaltbar war, gereinigt, und seine „Beweise in ein helleres und stärkeres Licht gesetzt wurden; „so daß Viele, welche ihre Religion vorhin auf Treue und „Glauben annahmen, derselben jetzt Kraft vernünftiger „Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Vortrefflichkeit anhangen, und sie in größerer Reinigkeit bewahren, als ausserdem geschehen seyn würde. Und so wie die Heidnische „Philosophie dazu beytrug, daß die Volksreligionen der heidnischen Welt ihren Kredit verloren, wodurch der Verkündigung des Evangeliums der Weg gebahnt wurde; so „scheint es, daß die Schriften und Reden der Unglaubigen „unsers Zeitalters die Grundsäulen der päpstlichen Verfälschungen des Christenthums untergraben, und den Weg „der Einsetzung der reinen Religion in ihre Stelle bahnen

„wer-

und daneben starker Natur ist, um bey dem Genuß solcher in dem Haut-gout der, dem Himmel sey Dank! wieder aus der Mode kommenden Kraftsprache zubereiteten Schau- und Schaumgerichte keine Ueberladung zu besorgen *), kann sich in diesem Bändchen recht satt lesen. Auch einige nützliche Materien kommen vor; aber auch da affektirt der V. allenthalben Sehersblick und Geniedrang, und wird auf diese Weise weder gemeine noch denkende Christen erbauen.

Daß der V. öfters verächtliche Blicke auf die christlichen Philosophen unsrer Zeit wirft, und von seiner Höhe herabschmält, z. B. S. 349: „Leugnung der **Existenz** „**Satans** und seines Reichs ist nicht allein etwa blos höchst „**antibiblisch** und **unexegetisch**, sondern auch höchst **un**„**philosophisch** — ist unter allen unphilosophischen bor„nirten Leugnungen der Modephilosophie die **unphiloso**„**phischste, bornirteste**." verzeihen wir ihm gern. Er finde unserthalben in seiner Meynung von einem solchen **Gegenfürsten** und **Gegenreiche** die höchste **dramatische Schicklichkeit** (wie Milton und Klopstock sie für ihre Epopäen poetisch schicklich und brauchbar gefunden haben), er bemerke es als den feinsten Zug aus Satans Politik (μεθοδεια) „daß er die Gegenparthey glauben mache, **er existire nicht**;" das mag alles hingehn! — Aber was sollen wir von so gehäßigen Verdrehungen sagen, dergleichen eine S. 368 in der Anmerkung vorkommt? „Wer zweiffelt, ob „diese Lehre von der **physischpolitischen Allgewalt** des„sen, der in allen Trübsalen des Erdelebens **Mitleiden** „gelernt hat, auch **praktisch** sey, der gehe damit in die „Hütte des Armen, an das Bette oder Strohlager des „Kranken und Sterbenden, und sehe mit welchem Gott er „kräftiger tröste, erquicke, beruhige — mit dem Gott der „**Philosophen**, dem hohen, unerreichbaren, unbewegli„chen, untheilnehmenden **Abstraktum**; oder mit dem Gott „der **Christen**, dem allvermögenden, mitleidvollen, nahen, „allversuchten **Menschensohn** und **Menschenbruder**?" Φευ της φλυαριας! Ist es nicht äußerst unwürdig, die reinste geistige Idee von Gott, wozu sich die durch philosophische Nachforschungen geschärfte menschliche Vernunft erheben kann, mit dem Namen eines philosophischen Abstraktums fast

*) S. das Zaubermahl in Engels Philos. für die Welt.

fast lästernd zu verhöhnen; und welcher wahre Philosoph denkt sich den Weltschöpfer und Weltregierer, als ein unbewegliches, untheilnehmendes Abstraktum? War es nicht die Philosophie und die philosophische Erkenntniß Gottes, welche einen Sokrates mit der Heiterkeit eines wahren Weisen sterben lehrte? — Dabey verkennen aber christliche Weltweisen nicht, welch eine überschwengliche Kraft in der von der Weisheit Gottes veranstalteten Herablassung seines Sohns zur Mitempfindung aller Arten menschlicher Leiden, und in der gegenwärtigen Herrlichkeit dieses allversuchten Menschensohns und Menschenbruder (der aber nicht ausschliessender Weise der Christen Gott heissen kann, ohne seinen und seiner Schüler ausdrücklichsten Aussagen und Betheurungen zu widersprechen) zur Beruhigung der Leidenden liege, und machen davon, wenn sie Lehrer ihrer Brüder sind, nach dem Vorgang des Apostels Hebr. 2 und 4, den besten Gebrauch; wenn sie sich gleich, eben so wenig als der Apostel, in kein weitläuftiges Geschwätz von der physischpolitischen Allgewalt und dem physischen Reiche Christi einlassen. Der Gott der Christen und der Philosophen ist ja nur einer? Nicht umsonst hatte **Tobler** schon vor einiger Zeit, hauptsächlich wohl gegen die Sekte, wozu unser V. geschworen hat, in Zürch selbst unter andern erinnert, daß **ein Theil Christen gar keinen Gott wisse, noch kenne, als die Person Jesu mit aller ihrer Menschlichkeit, die ihnen vor dem göttlichen hervorstehend werde** *). Doch was konnten die weisen Bemerkungen dieses vortrefflichen, nur nicht fanatischen Christenthumslehrers bey einem Geweiheten der nagelneuen hoffentlich ephemerischen Theosophie ausrichten?

Db.

An junge Theologen, und Schriftforscher; von einem ihrer Brüder. Winterthur 1782.

Der Verfasser Hr. J. Kaspar Häfeli hat diese Rapsodien aus seinen Predigtfragmenten größtentheils zusammen-

*) Gedanken und Antw. zur Ehre J. C. und seines Reichs. S. 274.

sammengetragen, und besonders herausgegeben. Er zeigt sich in diesen gesammelten vermischten Gedanken, und Einfällen als ein Kraftgenie, von Fähigkeiten, glühender Imagination, und brausender Heftigkeit, das, wo es einmal ausgebraust hat, (freilich bey einigen kömmt diese Zeit niemals,) noch wohl einen brauchbaren Mann abgeben könnte. Eine genauere Prüfung seiner dahingeworfenen Ideen, und Urtheile wird dieß Urtheil rechtfertigen. Für Studierende ist mancher gute Rath, manche wichtige und nützliche Beobachtung, Erinnerung, Vorschrift darinne enthalten. Z. B. ganz gut sind die Einschläge, wie ein angehender Prediger die Bibel studieren, seine Gedanken einkleiden, faßlich vortragen lernen soll. Vortrefflich die Lehren, wie er sich vor wollüstigen Ausschweifungen und Ruhmsucht zu verwahren habe. Der V. schreibt die brennendste Satire auf die, welche eine Lieblingsterminologie für das Wesen der Religion verkaufen, das Christenthum an ihre Person und ihren Anhang binden, und indem sie die Ehre Jesu zu suchen scheinen, die ihrige suchen; eine Menge Frömmlinge, religiöse Schwätzer an sich ziehen, um sich her versammeln. Mög' ihm doch über diesen Punkt immer mehr Licht aufgehen. Ueber Fleiß im Predigtamt und Popularität sagt er viel brauchbares und die strengste Prüfung aushaltendes. Sollte er wohl seine Predigten jemals nach diesen Regeln von Popularität geprüft haben, wenn er folgendes schreiben könnte: „Dulden Sie keine Periode, keine Wendung, keinen Ausdruck, wovon sie nicht sicher sind, dieß versteht auch der schwächste Zuhörer hinlänglich, wenn er aufmerken will. Alle Lieblingsphrasen, Lieblingsbilder, Lieblingswörter, wenn sie nicht gemeinverständlich sind, opfern sie ohne Gnade auf, und würden sie ihnen, und ihren Freunden, die Sache auch noch so bestimmt, kurz, würdig, nervigt ausdrücken. Sie predigen nicht ihnen, nicht ihren Freunden, sondern der Gemeine." Und der V. der das hinschrieb, schrieb auch Predigten auf den Tag der Garben, die von theosophischem Unsinn, von schlechthin unverständlichem, mystischem, räthselhaftem Geschwätz vollgepfropft sind? R. hat besonders auch die Warnung gefallen, das Predigen nicht mechanisch zu treiben, es nicht als ein Parergon zu behandeln, und über seine Sphäre hinaus

ins

ins Grosse, ins Ganze zu wirken, nicht die Zufriedenheit der Gemeine sogleich für einen Beweiß anzusehen, daß man alles gethan hat, was man thun konnte, zu thun schuldig war. O möchte auch jeder schwärmerische Kraukopf folgende Worte wohl beherzigen: „Nichts ist für die fähigsten, talentreichsten, hoffnungsvollsten Jünglinge verderbender, als der Wahn, daß das Christenthum ein Gesetz der Trägheit, und ja nichts anders, als reine edle Natur selbst sey, sie nun von allen Gesetzen losgebunden ganz ihrem Gefühl ihrer Natur, ihrem Drange — — — folgen können, daß darin eigentlich edler Genuß des Lebens, wahre Trägheit, Hoheit, und Stärke der Seele bestehe.“ Nützlich sind auch die Wahrnehmungen vor der πολλυπραγμοσυνη, dem so gemeinen Fehler solcher Kraftgenies, die vieles zugleich wirken, ausrichten wollen, und im Ganzen nichts thun.

Durchweg blickt gleichwol des Verf. Hang zum Symbolischen, Schwülstigen, Paradoxen aufs Anstößigste hervor. — Auf seine Lieblingsmeinungen, besonders von sinnlichen Erfahrungen Christi und der Wirkungen seines Geistes ist überall Bezug genommen. Besonders redt er von besondern Aufträgen, innern Befehlen Christus, ausserordentlichen Kräften, und Gaben u. d. gl. S. 54 sagt er: Glauben Sie, daß man zum Christenthum prädestinirt, präorganisirt seyn muß. Sonst kommt man in Ewigkeit nicht dazu. Christenthum ist Genie. Wers nicht mit in die Welt bringt, dem kanns von keinem Menschen gegeben werden. Welch unsinniges Zeug! Die Ordnung empfiehlt er aus der Ursache, weil man in einem unaufgeräumten Zimmer nicht ordentlich denken, nicht frey, rein, edel empfinden kann. S. 41 sagt er: „Sey immer ganz da, wo du bist. Koncentrire deine Sinne, und Gedanken immer auf das, was vor dir ist. — Schneide jede Feder, falte jeden Bogen Papier, schreibe jeden Brief in Christus Namen, wie wenn seine ganze Ehre, und deine ganze Seligkeit darauf haftete. Welch ein wahnwitziger Einfall! und von eben dem, der so manchen vernünftigen Gedanken in dieser Broschüre vorgebracht hat!

Die Auszüge aus Aufsätzen, so beygefügt sind, enthalten: Sentenzen; Gedanken; Einfälle ohne Zusammenhang und Ordnung hingeworfen, das religiöse System des W. und derer, die ihm gleichen, zu bekräftigen. Folgende Empfehlung der Bibel verdient, daß wir sie auszeichnen. S. 99 heißt es: Die Bibel ist historisch-dramatischer Extrakt dessen, was war, und ist, und seyn wird. Sie ist das Buch der Bücher. Es ist nichts gedacht, geredt, geschrieben, gethan worden, was nicht historisch, symbolisch, prophetisch in der Bibel zu finden ist. Es wird nichts gedacht, geredt, geschrieben, gethan werden, was nicht historisch, symbolisch, prophetisch in der Bibel zu finden seyn wird." [Wenn das heissen soll, daß keine Auftritte in der Welt sich ereignet haben, von denen sich nichts ähnliches in der Bibel erzählt, typisch abgebildet, oder geprophezeiht fände; so trift das so gut und so schlecht bey jeder weitläuftigen Volksgeschichte (ausgenommen daß darin keine Weissagungen vorkommen) zu. Doch dieser allein vernünftige, begreifliche Sinn, den diese Worte haben können, würde die Bibel nicht über andere Geschichtbücher erheben, und man könnte von so manchen andern Geschichtbuche das nämliche sagen, mit der Restriktion, daß es alles historisch, und nicht zum Theil blos prophetisch oder in Bildern darstellt.] „Will ich etwas simpel historisches lesen, ich lese in der Bibel. Will ich etwas sublimpoetisches lesen, ich lese in der Bibel. Will ich etwas tief philosophisches lesen, ich lese in der Bibel. Will ich etwas hochmoralisches lesen, ich lese in der Bibel. Will ich etwas wehmüthiges, melancholisches lesen, ich lese in der Bibel. Will ich etwas helles, planes, populäres lesen, ich lese in der Bibel. Will ich etwas dunkles, änigmatisches, unpopuläres lesen, ich lese in der Bibel." Und so gehts noch eine gute Weile fort. Doch möchte alles das noch begreiflicher seyn, als was folgt. „Will ich etwas launigtes, fein witziges, überattischsalziges lesen, ich lese in der Bibel. [Was der Mann für Begriffe von dem, was er so nennt, haben mag.] Will ich etwas religiöses — Das versteht sich, aber nun: — — will ich etwas irreligiöses lesen, ich lese in der Bibel. Will ich etwas himmlisches „ „ irdis

irdisches lesen, ich lese in der Bibel." Und nun auch des Kontrasts wegen — „Will ich etwas höllisches lesen, ich lese in der Bibel. — — Die Bibel ist Dreyeinig. Sie hat Leib, Seele und Geist. — Sie hat einen metaphysischen Bezug auf die Essenz der Dinge, ist Ausdruck, Bild, ihrer geheimen charakteristischen Grundzahl. Sie hat einen symbolischen Bezug auf die Entwickelungsstuffen der Menschheit, auf die Dauer der Weltperioden und ihre Revolutionen u. s. w. — Der V. handelt ferner von der Nothwendigkeit einer wirklichen Gemeinschaft mit einer unsichtbaren Welt zum Glauben an eine unsichtbare Welt. Wir können nicht wissen, meint er, daß eine Klasse von Wesen existirt, wo wir kein Wesen aus dieser Klasse wirklich kennen, und uns von seinem Daseyn durch unmittelbare Erfahrungen überzeugt haben. Welche Philosophie! So müßt' ein Mensch, der noch keine Schlangen gesehen, auch nicht glauben, daß es dergleichen giebt! Die Bibel empfiehlt sich durch inneren Kriterion der Göttlichkeit. Daß der V. die Bücher derselben für ächt, kanonisch, inspirirt halten würde, wenn sie auch das Ansehen des Alterthums, und das Urtheil aller neuen gegen sich hätten: Was der V. nicht alles auf sein Gefühl bauet! Es giebt wohl einen besondern Sinn, Aechtheit und Unächtheit, Inspiration und Nichtinspiration zu unterscheiden? Die Ursache der ungleichen Schrifterklärungen sucht der V. in den Bemühungen der Schriftforscher, in der Bibel zu finden, was jeder nach seiner Einsicht für wahr hält. Eine der Ursachen dieser Verschiedenheit, und keine der unwichtigsten, ist es gewiß. Allein wie kann er hieraus folgern, daß wenn jeder von der Bibel reden dürfte, was er wollte, daß alsdenn alle einerley Lehre, einerley System, einerley Ideen darinn finden würden? und daß man blos deßwegen einen ungleichen Innhalt in der Bibel zu entdecken vorgebe, weil man nicht durchgehends von ihr sagen darf, was man denkt? So wären also unter 100 Schriftauslegern die ungleiche Dinge in der Bibel finden 99, die wider besser Wissen einen falschen Sinn in die Bibel hineintragen, sie ingeheim verwerfen, weil sie ihren wahren Innhalt nicht annehmen! O welche Menschenkenntniß, und nichts arges denkende Liebe! Eine empfehlungswerthe Vorschrift die Bibel zu lesen findet sich S. 124: „Willst

„Willst du, heißt es dort, die Bibel lesen, vergiß daß sie politischkirchliche Autorität hat. — — Ließ es nach eben den Lese- und Auslegungsregeln, nach denen du jedes andre gleichgültige Buch — nach denen du deinen Xenophon und Plutarch u. s. w. liesest. Bekümmere dich gar nicht, was du am Ende finden wirst, ob Weisheit, oder Narrheit, ob Wahrheit, oder Lüge, ob Vernunft, oder Unvernunft? ob die Meinungen des Hrn. A. oder die Meinungen des Hrn. Z? nur — was — was — was — sagt das Buch? was ist die Meinung und der Sinn seiner Verfasser? nur das sey deine Frage. Nicht was ist wahr? was ist weise? was ist vernünftig? sondern was giebt das Buch für wahr, für weise, für vernünftig aus? obs wirklich wahr, weise, vernünftig sey, darum bekümmere dich für einmal nicht" Unser Kraftmann verdiente eine Ehrensäule für diese Worte; aber leider ist die Zeit für ihn noch nie gekommen, da er die Bibel nach seiner eigenen Vorschrift las. Rec. kann mit Grund von dieser Broschüre sagen: Will ich Wahrheit lesen, ich lese diese Rhapsodien. Will ich Ungereimtheiten lesen, ich lese diese Rhapsodien. Will ich etwas vernünftiges lesen, ich lese diese Rhapsodien. Will ich etwas unsinniges lesen, ich lese diese Rhapsodien.

Gz.

Die vereinigten Widersprüche der Bibel oder Erklärung und Rettung derjenigen Stellen der heiligen Schrift, welche entweder sich selbst, oder andern bekannten Wahrheiten zu widersprechen oder sonst anstößig zu seyn scheinen. Vierter Theil. Des N. Testaments erster Theil. Quedlinburg, bey Christoph Reußner 1782. 8. 502 Seiten. Fünfter Theil, des N. Test. zweyter Theil. 1783. 512 Seiten. Sechster und letzter Theil, des N. Testam. dritter Theil. 1784. 486 Seiten.

Voran

dere bey, und läßt dann den Leser selbst wählen. Ich hätte in solchem Fall die erstere, welche ganz überflüßig da steht, weil die Richtigkeit der zwoten gar zu auffallend ist, ganz weggelassen, welches schon viel zur Abkürzung des Werks würde beygetragen haben. — Manche Einwürfe, die ein jeder verständiger Bibelleser so leicht sich heben kann, hätten auch füglich übergangen werden können, z. B. Matth. 6, 24. „**Niemand kann zween Herren dienen.**" Antw. „Je„sus versteht zween Herren, deren Befehle einander gerade „widersprechen, und deren einer gebietet, was der andere „verbietet, dergleichen **Gott** und der **Satan** sind. Sol„chen **widerwärtigen** Herren kann Niemand **zugleich** „dienen." Die Antwort klingt auch ziemlich **manichäisch**. In der Rede Jesu wird des Satans nicht gedacht. Ihr könnet nicht **Gott** und dem **Mammon** dienen, sagte Christus. — Math. 6, 25 : 31 ist wohl offenbar eine Partikularlehre für die Schüler Christi, die natürlicherweise besorgt werden mußten, wo sie künftig ihren Unterhalt hernehmen würden, wenn ihre Beschäftigung mit dem apostolischen Lehramt ihnen nicht mehr erlauben würde, sich mit ihrem bisherigen Handwerk zu ernähren. Mich wundert, daß der V. hierauf gar nicht Rücksicht genommen hat. — Bey Math. 8, 17 antwortet der V. ganz recht, „daß das Wort **erfüllen** dort nicht im strengen Verstande gebraucht werde, sondern so viel heiße, als: es hätte sich etwas zugetragen, auf welches die Worte der Weissagung Jes. 53, 4. 5. applicirt werden könnten. Er bemerkt auch, daß die Wörter des Propheten נשא und סבל nicht allein **tragen** statt eines andern, sondern auch **wegnehmen**, **wegtragen** bedeuten. Und so wäre denn der Sinn: Christus hat die Schwachheiten und Krankheiten von den Kranken weggenommen. Alsdenn wäre es aber gar nicht nöthig gewesen, das Tragen unserer Sündenschuld und die Erduldung der damit verdienten Strafen als einen Einwurf wider die beym Matthäus angezogene prophetische Stelle anzuführen. Wie wenn nun Jes. 53. auch von Jemanden die Rede ist, der die Sünden des Volks und deren Strafübel wegnehmen sollte? Alsdenn fällt der ganze Einwurf von selbst weg. Es hält bey unsern Schriftauslegern doch noch immer sehr schwer, ohne alle vorgefaßte Ideen aus unserer Dogmatik an ihr Geschäft zu gehen. — Bey Matth. 22, 13. welche Stelle

im

mit andern Stellen, wo vom Feuer der Hölle die Rede ist, in Widerspruch gesetzt wird, heißt es unter andern: „Es ist „noch nicht ausgemacht, ob das höllische Feuer ein ei„gentliches Feuer, oder ob es nur eine bildliche Vorstellung „der höchst schmerzhaften Empfindungen der Verdammten „sey.“ Ich dächte, das wäre wohl sehr ausgemacht. Der Verf. wird sich doch keine unbildliche Vorstellung davon machen, und die Unseligen wirklich in heißer Feuersglut brennen lassen? Er sagt ja von der Finsterniß der Hölle positiv, daß keine eigentliche Finsterniß darunter verstanden werde. Ein anderer könnte dagegen sprechen: Es ist noch nicht ausgemacht, ob die höllische Finsterniß und das höllische Zähnklappen eine eigentliche Finsterniß, ein eigentliches Zähnklappen, oder nur eine bildliche Vorstellung eines höchst unseligen Zustandes sey. Warum sollte ich es nicht eigentlich verstehen? — Rec. könnte noch viele theils gut, theils nicht gut getroffene Auflösungen der gemachten Schwierigkeiten hersetzen. Es wird aber nicht nöthig seyn. Ich merke nur noch an, daß der Matthäus, Marcus und Lucas im vierten, Johannes, die Apostelgeschichte, und der Brief an die Römer im fünften, die übrigen Bücher des N. Test. aber im sechsten Theil durchgegangen werden. Am Ende findet sich ein Nachtrag.

Br.

Novum Testamentum graece, perpetua annotatione illustratum a Jo. Benjam. Koppe, Th. P. P. O. Volumen IV. complectens epistolam Paulli ad Romanos, Goettingae ap. I. C. Dieterich 1783. 1 Alphab. 1½ B. in gr. 8.

Von eben dem innern Werth und Gehalt, wie der von uns im Isten Bande des Anhangs zu B. XXIV— XXXVI. ausführlich beurtheilte Iste Theil. In Gemäßheit unsrer dort gegebenen Erinnerung hat der Hr. Verf. auf diesen Band Volumen IV. gesetzt, und will in den drey ersten Bänden die Evangelien und Apostelgeschichte nachholen. Der Titel zu dem obenangezeigten Vol. I. dürfte also umgedruckt

gedruckt und Volumen VI. darauf gesetzt werden müssen. Das ganze N. T. soll 8 Bände ausmachen, woraus erhellet, daß die sogenannte Offenb. Joh. davon ausgeschlossen bleibt, welches wir billigen. Denn ist es wahre Prophezeihung, so gehört wieder ein Prophet dazu, um es auszulegen; und ist es apokryphisch, so verdient es nicht in der Reihe der übrigen Bücher zu stehen. Uebrigens dürften die beyden letzten Bände, zumal der VII, ziemlich stark ausfallen, da der Brief an die Hebräer fast allein einen Band füllen möchte. Voran geht eine kurze Einleitung, worinn das Nöthigste von dem Zustande der römischen Gemeine, von der Zeit, da der Brief geschrieben worden, und von dem Innhalt desselben gesagt ist; dann folgt der Text sammt der Erklärung, nach der schon bekannten, und von uns am angeführten Orte angezeigten Einrichtung. Von der Erklärung selbst müssen wir hier einige Proben anführen: Kap. I. v. 4. τοῦ ὁρισθέντος υἱοῦ Θεοῦ ἐν δυνάμει κ. λ. wird, wie uns dünkt, richtig erklärt: factus filius Dei per resurrectionem, h. declaratus per resurrectionem esse filius Dei. Kap. III. v. 3. ὅτι ἐπιστεύθησαν τὰ λόγια τοῦ Θεοῦ confirmata iis sunt promissa divina. v. 4. hat er nach γινέσθω ein Kolon gesetzt, und es dadurch vom folgenden getrennt, welches wir für richtig halten. Schon Luther hatte die nämliche Abtheilung gemacht. v. 6. κόσμος die Heiden oder Ungläubigen. v. 31. wird νόμος nicht vom Judenthum überhaupt, (dies würde auch dem folgenden widersprechen) sondern von den Schriften des Alten Testaments erklärt. Kap. V. v. 6. wäre das ἔτι vor κατὰ καιρὸν wohl ohne Bedenken einzurücken gewesen. Der letztere Ausdruck wird erklärt, tempore opportuno, justo; sollte es nicht zum vorhergehenden gezogen werden, und heißen können: nobis adhuc infirmis, prout tum tempora erant. v. 13. möchten wir doch das ἄχρι νόμου nicht mit Origenes und Erasmus von der Dauer, sondern vom Anfange des Mosaischen Gesetzes verstehen. Bey v. 14. läßt er die Leseart und Auslegung gewissermaßen unentschieden. Wenn μὴ im Texte bleibt, so kann es wohl nicht anders heißen, als: „auch über die, welche nicht wie „Adam, gegen ein ausdrücklich ihnen bekannt gemachtes gött„liches Gesetz gesündigt haben." Die Worte ὅς ἐστι τύπος τοῦ μέλλοντος übersetzt er: „hier ist Wink, deutender Wink, „auf das, was einst geschehen sollte," so daß er das ὅς mit dem

dem sel. Schmid auf τύπος und nicht auf Ἀδὰμ zieht; wo-
gegen der Grammatiker freylich nichts einwenden kann: allein
es bleibt doch immer dunkel, was das μέλλον seyn soll. Wie,
wenn ὅς auf das entferntere θάνατος gezogen würde, und
dies der Sinn wäre: „der zeitliche Tod, ein Bild des künf-
„tigen Elends der Sünde, oder des sogenannten ewigen To-
„des, herrschte schon von Adam bis Mosen?“ Dann er-
klärte Paulus hiedurch, warum er aus dem Sterben der
Menschen argumentirte, da er dasselbe nicht als eine bloße
natürliche Begebenheit betrachtete, sondern gleichsam als ein
Vorspiel oder Vorbild einer künftigen größern Zerstörung
der menschlichen Glückseligkeit, die der Mensch durch die
Sünde verwirkt hätte. v. 15. haben wir immer Fragweise
verstanden, ehe wir sahen, daß auch Schöttgen es so ge-
nommen hatte. Wir sehen auch nicht ein, warum μὴ γένοιτο
folgen müßte, da es scheint, daß der Apostel wirklich Adams
und Christus Wirkung mit einander vergleichen und vom
Kleinern auf das Größere schließen wolle. „Aber sollte es
„nicht mit der Gnade eben so seyn, wie mit der Vergehung?
„Denn wenn durch eines einigen Vergehung das Elend der
„Sünde auf viele kam, wie vielmehr wird die Gnade Got-
„tes, die uns durch den einigen Menschen Jesus Christus
„geschenkt worden, sich über viele verbreiten. Und sollte
„nicht die Gnade durch eines einigen Gerechtmachung eben
„so über uns kommen, wie durch eines einigen Versündigung
„die Schuld über uns gekommen ist?“ Wir glauben näm-
lich, daß in den letzten Worten nicht sowohl eine Ellypse des
Schriftstellers, als vielmehr eines alten Abschreibers anzu-
nehmen sey, der zwischen den Worten ὡς δι᾽ ἑνὸς ἁμαρτήσαντος
und τὸ δώρημα die Worte τὸ κρίμα, οὕτω καὶ δι᾽ ἑνὸς δικαιώσαν-
τος (oder δικαιοῦντος) ausgelassen hat. Wenigstens hat Pau-
lus im Folgenden die Antithesen immer vollständig, und
v. 18. enthält das nämliche: ὡς δι᾽ ἑνὸς παραπτώματος εἰς πάν-
τας ἀνθρώπους εἰς κατάκριμα, οὕτως καὶ δι᾽ ἑνὸς δικαιώματος, εἰς
πάντας ἀνθρώπους, εἰς δικαίωσιν ζωῆς. Man nehme dazu v. 17
und 19. Das ἑνὸς in diesem Verse nimmt der Verf. ganz
richtig für das Masculinum, so daß ἀνθρώπου dabey zu ver-
stehen ist. v. 20. nimmt er νόμος zwar hauptsächlich für
Mosis Schriften, doch so, daß die übrigen Schriften des
A. T. nicht ausgeschlossen wären. Wir möchten nur den
Theil von Mosis Schriften darunter verstehn, der auf die

Anrichtung des Judenthums geht. Der Zusammenhang scheint zu erfordern, daß ϑ so viel heiße, als ϑεον, wenn diese Bedeutung durch Beyspiele erweislich gemacht werden könnte. Das τθεον würde leicht in dem verbo ὑπερεκπερισ-σεύειν stecken. Kap. 6. v. 3. εἰς τὸν θάνατον αὐτοῦ ἐβαπτίσθημεν erklärt der Hr. Verf. εἰς τὸ ἀποθανεῖν σὺν αὐτῷ. anders läßt es sich auch nicht verstehn. Gelegentlich bedauert er, daß der alte Gebrauch des Untertauchens bey der Taufe abgekommen. Freylich hätte nicht die Mutterkirche, sondern irgend eine Nebenparthey diesen Gebrauch verändert, so würde man derselben dies für eine Verstümmelung des Sakraments, und für ein großes Verbrechen angerechnet haben. Kap. VII. v. 21. hat der Hr. Verf. nach unsrer Einsicht richtig construirt und erklärt. In der bekannten schweren Stelle Kap. VIII. v. 19. erklärt er κτίσις durch die ganze Natur. Es scheint, als ob man dem Apostel die Philosophie, die an sich richtig ist, nicht zutraue, daß auch die Seelen der Thiere nach ihrem zeitlichen Tode fortdauern, und in einen glücklichern Zustand kommen werden. Sobald diese Vorstellung angenommen wird, so wird die ganze Stelle, die sonst nothwendig dunkel seyn muß, deutlich. „Das Leiden in dieser Welt ist bey weiten kein so großes Uebel, daß „es mit dem überaus großen Glücke, welches unser in jener „Welt wartet, im Verhältniß stünde. Alles wird nach dem „Tode in einen unendlich bessern, freyen und von allen Beschwerden unabhängigen Zustand versetzt. Selbst die unvernünftigen Thiere, welche jetzt schon sehnlich auf den Zeitpunkt zu warten scheinen, wo sie in ein besseres Leben kommen; in das Leben, in welchem auch die Glaubigen erst „das ganze Glück der Kindschaft Gottes schmecken werden. „Denn die Thiere sind nicht aus freyer Wahl, sondern durch „Anordnung Gottes in diesen ihren traurigen Zustand gesetzt; jedoch nicht um immer darinn zu bleiben, sondern „auf Hoffnung einer künftigen Befreyung von dem Dienst, „welchem sie in diesem hinfälligen Leben ausgesetzt sind, und „Gelangung zu einer wahren Freyheit, die in jenem herrlichen Zustande der Glaubigen (in jenem Leben) statt findet. „Denn es ist einleuchtend, daß alle lebendige Geschöpfe sich „bis daher im Drang und Schmerzen befinden, und nach „ihrer Erlösung seufzen. Und nicht allein sie, sondern auch „wir Menschen, die wir den großen Vorzug einer vernünf-

„tigen

„tigen Seele vor ihnen haben, seufzen im Stillen, und seh-
„nen uns nach der Befreyung von unserm Körper, durch
„welche wir erst das rechte Glück der Kindschaft Gottes ge-
„nießen werden.“ Der Hr. Verf. hat doch im Einzelnen
„vieles, was in die hier gegebene Erklärung hineinschlägt;
und dies fordern auch die Worte des Apostels gewissermaßen
nothwendig. Die Doxologie, Kap. IX. v. 5. zieht er auf
Christus, weil er sich auf dogmatische Gründe nicht einläßt,
und dagegen glaubt, daß die Grammatik dies erfordere.
Da so viel über diese Stelle, für und wider die vorgetragene
Erklärung geschrieben ist, so enthalten wir uns billig aller
Beurtheilung, als welche doch nichts weiter enthalten wür-
de, als die Meynung eines Einzelnen. v. 15. wird richtig
bemerkt, daß γὰρ nicht gebraucht sey, um einen Grund zu
bezeichnen, den der Apostel von seiner vorigen Behauptung
angeben wolle, sondern daß es so viel sey, als τὸν δὲ ἀυτὸν
τρόπον. v. 17. erklärt der Hr. Verf. das ἐξήγειρά σε hoc
ipso consilio *vel* regem constitui te, *vel* servavi te
superstitem. Er scheuete sich vielleicht das dritte hinzuzu-
thun: *vel* excitavi te ut pravitate tua usus, tam per-
verse ageres. Indessen liegt dies doch offenbar mit in den
Worten des Apostels, wie aus dem nachher gebrauchten
Wort σκληρύνει zu ersehen ist. Ueberhaupt werden die Fol-
gen des hier vorgetragenen Systems des Apostels, welches
dem System der neuern Deterministen doch sehr nahe kömmt,
nicht entwickelt, und die hier vorkommenden Ausdrücke mit
andern nur auf das Zeitliche gedeutet. Freylich gehen sie
hierauf zunächst, aber bey dem nothwendigen Zusammen-
hang, worinn diese Welt mit der Zukünftigen steht, kann
doch auch das Ewige unmöglich ausgeschlossen werden; und
es kann in Absicht auf dasselbe nimmer gleichgültig seyn, ob
Gott einem Volk die wahre Religion giebt, oder nicht, ob
er einen einzelnen Menschen zur Fortsetzung seiner Sünde
verhärtet, oder nicht. Hier sind Schlingen, welche die ehe-
maligen Reformirten zu einer falschen Dogmatik, und die
Lutheraner zu einer falschen Auslegung verleitet haben, und
aus welchen man sich freylich bey der gewöhnlichen juristischen
Vorstellung von Gott dem Richter, nicht dem Arzte, von
der Strafgerechtigkeit Gottes, und zumal von der Natur
und Absicht der ewigen Strafen, nicht hat herauswickeln
können; weil man die ganze Sache immer nach dem Maas-

stab eines menschlichen Gerichtshofes beurtheilt hat. Mehr hierüber zu sagen, würde uns zu weit abführen. Den Beschluß machen zwey Excursus; der eine über die Art, wie Paulus die Stellen des Alten Test. angeführt; und der andere über Kap. XV. und XVI, ob dieselben, wie Hr. Semler will, als nicht zum Briefe gehöriger Anhang zu betrachten sind.

Tr.

Einige nicht zu widerlegende Zeugnisse, von der Nichtigkeit des Papstthums, aus den bewährtesten Schriftstellern der römischen Kirche, und den gewissen, ungezweifelten Rechten des römischen Kaisers, und aller übrigen, der römischen Confeßion zugethanen Prinzen, von einem Bibliothekario verfasset und mit Anmerkungen herausgegeben von H. C. D. aus dem Lateinischen übersetzt von ʽΟΛΟΚΛΗΡΟΣ. 1783. In 8. 170 Seiten.

Der Verfasser versichert, er sey selbst ein Katholik, schreibt aber so derb gegen alles, was in seiner Kirche widerrechtlich ist, redet dabey von den Protestanten so ehrenvoll, daß mans kaum glauben möchte; trauet dem Papst Pius VI. gar böse Absichten bey seiner Wiener Reise zu. Wäre der Verf. Papst Pius, er hätte auch nicht ganz stille gesessen. Die Vorwürfe, die den Päpsten gemacht werden, sind bekannt, und gegründet. Petrus sey nie Bischof in Rom gewesen, wird theils erwiesen, theils die Unähnlichkeit der Päpste mit Petrus gezeigt. Aus ihrer Herrschsucht und Entziehung des Kelchs schließt der Verf., daß das Papstthum auf Lügen und Irrthum sich gründe. Im VIIIten Stücke nimmt er die unendlichen Vortheile, die Luthers Reform gestiftet hat.

Nachdem in der ganzen ersten Hälfte des Buchs der Papst gewaltig herumgeholt worden: so werden nun im 2ten Theile die Rechte des Kaisers mit Wärme und Enthusiasmus vorgestellt und gründlich erwiesen. Der Verf. glaubt fest, Peter de Ferrariis habe von Joseph II. geweißagt, und

ihn

ihn probum et potentem Imperatorem genannt. Die Citaten sind ermüdend lang. Am weitläufigsten erzählt der Verf. den Innhalt eines 1766 zu Amsterdam herausgekommenen Buchs, de l'autorité du clergè et du pouvoir du magistrat politique, welches damals, bekanntermaßen, Aufsehen erregte. Zuletzt bekömmt noch der Erzbischof von Wien, Herr Migazzi, seinen verdienten Ausputzer, daß er, nach der aus Rom erhaltenen Kardinalswürde, Hildebrandtschen Stupor begünstigt und dem Kaiser hinderlich seyn wollen.

Einer baldigen **Religionsvereinigung** sieht der Verf. entgegen. Diese nun halten wir für ein Unding. Wenn sie möglich wäre, so würde sie schädlich seyn. Am allerschädlichsten aber sind die Bemühungen, die **Religionsvereinigung** dadurch zu befördern, daß die **Protestanten** der vermeyntlich gereinigten katholischen Religion wieder beyträten, und sich mit der **Mutterkirche** vereinigen sollen. Dafür behüte uns lieber Herr Gott! Dies Büchlein wimmelt übrigens von Druckfehlern.

Hr.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Fünftes Heft. Frankf. und Leipzig. 1783. gr. 8. 204 Seiten.

Entschieden ist schon die Brauchbarkeit dieser Schrift, nur die einzelnen Stücke sind immer noch von verschiedenem Werth, daher die besondere Anführung derselben unentbehrlich ist.

Von den Einschiebseln die im neuen Test. vorkommen. Der Verf. meynt, ein unbefangenes Gemüth, welches die abergläubische Idee von der Heiligkeit einzelner Worte und Sylben des N. Test. abgelegt hat, werde nicht dafür erschrecken, daß Zusätze, Weglassungen, und Veränderungen in diesem Buche angetroffen werden, da es Eins der ältesten ist, und durch so viele Abschreiber Hände gegangen, die überdem oftmals naseweise Kritikaster gewesen. Es giebt vors erste beträchtliche Perikopen, die spätere Verfasser hinzugefügt haben. Indeß thue dies nichts zur Sache, wenn die Zusätze nur das Gepräge der Wahrheit haben.



(Wohl recht, für unsern dogmatischen Glauben kanns uns einerley seyn, ob Peter oder Paul eine Wahrheit gesagt, nicht aber für unsern historischen.) Vom Evangelium Johannis, welches vermutlich sehr früh geschrieben worden, werden einige Beyspiele angeführt, dessen ganzes letzte Kapitel einen spätern Verfasser hat. Das Ende vom Evangelium Marcus ist in alten Zeiten in den meisten griechischen Manuscripten nicht gefunden. Die Geschichte der Ehebrecherinn Joh. 8. hat mehr wider als für sich, daß sie aber aus dem Evangelium der Hebräer ausgeschrieben worden, dünkt uns dadurch noch nicht erwiesen, weil Eusebius eine ähnliche Geschichte beym Papias gefunden. Die Geschichte der Heilung eines Kranken am Teiche Bethesda hat nun freylich den völligen Stempel einer jüdischen Aggada, wodurch Naturbegebenheiten den Dämonen zugeschrieben wurden; oder der Verf. redet nach dem Volksglauben der Juden.

Merkwürdig ist dem Recens., daß die Worte: **Solches hat er nicht von ihm selbst geredet, sondern, weil er in diesem Jahre oberster Priester war, hat er geweissaget, daß Jesus für das Volk sterben würde**, die nie mit kritischen Gründen angefochten worden, für eine Glosse gehalten werden. Es ist in der That Grund dazu vorhanden. Johannes sahe von einer Theokratie unter den Juden keine Spur, und der Hohepriester hatte, da das Urim und Thummim aufgehört, (und wenns auch nicht aufgehört,) so wenig ausserordentliche Eingebungen, wie jeder anderer. Auch konnte Johannes nicht behaupten wollen, daß die Juden durch göttliche Eingebung bewogen worden, Jesum zu tödten. Noch bezweifelt der Verf. die Aechtheit der Stelle Johannis 12. 33. **dies sagte er, anzudeuten, welches Todes er sterben würde**. Dunkel wäre es freylich, wenn die **Erhöhung von der Erde** die Kreuzigung bedeuten sollte, natürlicher, und dem Zusammenhange gemäs, wird die Entrückung aus der gegenwärtigen Welt darunter verstanden. Die Kambridgische Handschrift ist wegen ihrer Einschiebsel berühmt, nach welcher, und einer andern lateinschen, Joseph einen Stein vor das Grab Jesu gewälzt, **den kaum 20 Mann bewegen konnten**.

Ueber die jüdische Theologie. Der Verf. unterscheidet zwey Epoquen. Den Anfang der ersten getrauet er sich

sich nicht zu bestimmen. Die zweyte fängt mit dem babylonischen Exilium an. Die Gestalt der ersten lernen wir aus den Büchern Moses und der Propheten. Die Gestalt der zweyten, aus zerstreuten Spuren später geschriebener, heilig gehaltener, dem Kanon einverleibter unächter Schriften griechischer Juden, und aus Hebräischen Büchern, die die Traditionen palästinischer Rabbiner enthalten. Die Veränderung, welche die jüdische Theologie nach dem Exil erlitten, ist von der Bekanntschaft derselben mit den Lehren der Chaldäer und Perser, und in der Folge mit den philosophischen Sekten der Griechen abzuleiten. Dahin gehört die Lehre von der Seelenwanderung, und den Astralgeistern. Antiochus legte in Palästina griechische Schulen an. In der Lehre von Gottes Natur war die patriarchalische Theologie sehr unvollkommen, die prophetische etwas besser. Nach Genes. XI. 5. muß Gott vom Himmel herabsteigen, um nach der Wahrheit eines Gerüchts zu fragen. (Warum grade hier bloßer Wortverstand?) Nach Psalm 33, 39. siehet er herab auf alle Menschenkinder. Spätere Juden verliesen den Unterschied zwischen Gott, und dem sichtbaren Zeichen von ihm, und wurden durch die Emanationen der Morgenländer verführt, neben dem unsichtbaren Gott auch einen sichtbaren anzunehmen. Letztern nannten sie das **Wort des Herrn**, oder **Schechina**, reden auch von ihm als einer Substanz die aus Geist und Körper besteht. Midrasch Mischlé: die Schechina stund vor Gott, und sprach. Die Potenzen von Philo (δυναμεις) gehören auch hieher. Die Lehre von den Engeln blieb sich bis zum babyl. Exil gleich. In den Büchern, die nachher geschrieben sind, kommen wichtige Neuerungen vor, als 1 Kön. 22. 19. Daniel 4, 10 wo Gott mit seinen Engeln allerley sonderbare Rathschläge anstellt. Zu diesen spätern Lehren gehört das Dogma von Jetzer hara (figmentum malum) darunter die Rabbiner die vom Adam fortgeerbte, unwiderstehliche Neigung zum Sündigen verstehen. Auch die Prädestination der Juden, vermöge welcher aus dem Paradiese diesem Volke der Weg zur Seligkeit gezeigt, andere Völker aber der Verdammniß Preis gegeben worden, worauf das neue Test. oft Rücksicht nimmt. Die Lehre vom zukünftigen Leben gehörte vor dem Exil nicht in die jüdische Theologie. David glaubte, man könne im Lande der Todten Gott nicht loben.

Der

Der Ecclesiastes hält den Genuß des Lebens fürs beste, weil nachher nichts zu geniesen ist. **Der Geist kehrt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat:** Gott nimmt den Lebens-Hauch, den er in den Menschen gelegt wieder an sich. (Grammatici certant!) Job wuste vollends nichts vom künftigen Leben. Wenn diese Schriftsteller von Auferstehung reden, so muß das im bürgerlichen und politischen Verstande genommen werden. Nach dem Exil kam die Lehre von der Unsterblichkeit unter die Dogmen, mit vieler Umwandelung. Daniel redet im 12 Kap. von Erweckung frommer Juden zu des Meßias Zeit. Pharisäer, Essäer, und in der Folge Rabbaniten und Kabbalisten lassen die Gottlosen nicht auferstehn. Das Buch Enoch, Judith, und die Apokalypse lassen die Lasterhaften in der Hölle peinigen. Nach diesen jüdischen Ideen redet Christus oft. **Es ist dir besser, daß du einäugig** u. s. w. Vermuthlich haben die Juden die starken Bilder der Propheten irrig verstanden. Die Lehre **vom Meßias** ist in der jüdischen Theologie ein Fundamentalartikel. Bis zur Zeit der Propheten hatte man keinen deutlichen Begrif davon, denn die Verheißungen glücklicher Zeiten gehen die langdauernden Regierungen Davids und Salomons an. Die Worte: **Uns ist ein Kind gebohren.** gehen auf den König Ezechias. Jesaias hat im 53. Kap. von der Krankheit desselben geweissaget, oder, wie Grotius will, ist darunter Jeremias zu verstehen. Nach dem Exil ketten sich alle Hofnungen an den Meßias, wie aus dem Talmund erhellet. Die weniger sinnliche Juden machten aus dem Meßias einen Lehrer, der die Sünden seines Volks abbüßen sollte. Schon die Opfer wirkten die Idee von einer stellvertretenden Genugthuung, dem Bock wurden alle israelitische Sünden aufgepackt, und er dann in eine Wüste gejagt. (Wie aber mit den übrigen Opfern, und den Opfern der Heyden?) Die Rabbiner reden viel von einer Wohlthat, welche die Frommen den übrigen Menschen erweisen, indem sie einen Theil ihrer Sünden auf sich nehmen, und sich an ihre Stelle strafen lassen. Daher die Idee vom **grösten** Wohlthäter seines Volks. Beym Midrasch Tillin sagt der Meßias: **Walz ihre Sünden auf mich, so will ich sie tragen.** Der Verf. meint diese Entdeckung (die wir am meisten Schötgen zu danken haben) sey geschickt, die Lehre der Apostel von Erlösung und Versöhnung durch Jesu Blut und Tod zu erklären,

ren. Sie stellen, nach Jüdischen Ideen, den Meßias von dieser Seite vor. Umsonst wendeten also die Ausleger einer gewissen Parthey so viel Mühe an, den Gesichtspunkt zu verrücken, aus dem die Apostel reden, und trügen unnatürliche Vorstellungen in die Geschichte ein. (Das nun wohl nicht. Die Geschichte jüdischer Vorstellungsarten ist ihnen gar gut bekannt. Aber, ob die Ideen beyzubehalten sind?) Aus der geheimen Theologie der Juden würde noch viel mehr zu erklären seyn, wenn nicht, zum Unglück, die Schriften älterer Juden vor Christo, besonders die unter den Namen der Propheten von schwärmerischen Köpfen ausgestreueten Apokrypha größtentheils verloren gegangen. So viel ist gewiß, sie hielten den Meßias für den höchsten Engel. In der 70 sagt Gott Psalm 110 zum Meßias: εκ γαστρος προ εωσφορυ εγεννησα σε. Sie legten ihm die Auferstehung der Todten bey, worauf Jesus Rücksicht nimmt Joh. 5 indem er mit manchen schweren Lehren zurück bleibt, auf welche die Zuhörer nicht bereitet waren. **Gedanken über Herrn Profeß. Eichhorns Meynung, daß der bibelkanon der palästinischen und griechischen Juden der nemliche gewesen.** (In seiner Einleitung ins alte Test.) Hr. Eichhorn (sagt der Verf.) hat nur aus dem Philo geschöpft, gerade aus der unschicklichsten Quelle, da dieser speculative Weltweise, der sich wohl wenig um Kirchenlehren seines Volks bekümmerte, (woraus folgt das) nur für Leute von Kenntnissen schrieb; zwar kanonische Bücher citirt, ohne indessen sie göttlich zu nennen, und 8 derselben ganz und gar nicht erwähnt. Den Josephus hat Herr Eichhorn ungenutzt gelassen. Wer Herrn D. Semlers Gedanken hierüber gelesen, sieht ein, daß der hellenistische Kanon ungleich größer gewesen, worauf die Apostel auch sich oft berufen, wie denn Judas eine Stelle aus den berufenen Büchern Enoch anführt. Im 1 Briefe an die Cor. 2, 9. citirt Paul eine Stelle aus der ascensio Jesaiæ, und der Apokalypse des Elias. Origenes nimmt Beweisstellen aus προσευχη Ιωσηφ. Wurden christliche Lehrer durch diese Pseudepigrapha betrogen, warum nicht auch die jüdischen Vorsteher der Synagogen? Zum Gebrauch der occidentalischen Kirche sind viele heilige Bücher in die lateinische Sprache übersetzt: Caßiodorus, und Augustinus nahmen 71 kanonische Bücher an. Die verschiedene Secten der Juden in Palästina dachten sehr verschieden

schieden in ihrer Litteratur. Die Rabbiner oder Pharisäer wollten, nach der Meldung des Talmud, den Ezechiel einst ausmerzen aus der Zahl der heiligen Bücher.

Etwas über Herrn D. Semlers Briefe über den Ursprung der so genannten Pseudepigrapha des alten Test. (In seiner ersten Sammlung theolog. Briefe.) Die Gründe, daraus der Verf. bezweifeln will, daß, nach Hrn. Semlers Meynung, eine gewisse Sekte alexandrinischer Juden alle Pseudepigrapha fast zu einer Zeit, mit der Version der 70 bekannt gemacht, lassen sich hören. Die griechische Juden in Egypten, klein Asien, Syrien, hatten, außer den hebräischen Büchern, viele andere, die den heiligen Schriftstellern untergeschoben worden. So wie aber die hebräische Bücher nicht auf einmal übersetzt worden, so sind auch die übrigen Schriften zu ungleichen Zeiten und mit ungleichem Erfolge, ausgestreuet. Die behauptung des Hrn. D. Semlers aber vom 4. Buche Esrä, daß es vor Christus Zeit, in der Absicht geschmiedet worden, den falschen Schriften Achtung zu verschaffen, und hiedurch, und in Empfehlung einer allgemeinen glücklichen Revolution in der jüdischen Kirche, eine Nationalverbindung zu veranstalten, sieht Recens. durch Widerlegung des Verf. nicht geschwächt, denn die Abneigung gegen palästinische Juden findet sich nur in den beyden ersten Kap. die in der arabischen Version bekanntlich ganz fehlen. Die Tradition vom Ursprunge der 70 geheimen Bücher ist auch gar nicht so seltsam, daß alexandrinische Juden, die viel seltsamere Einfälle hatten, dergleichen nicht hätten glaubend machen wollen. Wenn der Verf. des Evangeliums Nicodemi die palästinischen Juden von 70 heiligen Büchern sprechen läßt: so ist das zwar stark übertrieben, indeß hatte man auch dort seine Lieblingsschriften, ob sie gleich nicht so, wie bey den griechischen, zum Canon gezählt wurden. Auch genüget Recens. die Widerlegung der Semlerschen Meynung über die jüdische Idee vom lege archetypa nicht. Die Spuren in den Testamenten der 12 Patriarchen, und in προσευχη Ιωσηφ beweisen die Dodwellsche Meynung nicht viel. Uebrigens ist aus den Sternen, wenn ein orientalischer Magier drinn studirte, schon mehr herausgelesen, als daß die Hasen und Schweine unrein sind. Dagegen unterschreibt Recens. gerne das Urtheil des gelehrten Verf., daß die 12. den Patriarchen, Jacobs Söhnen untergeschobene Testa-

Testamente, denen Hr. Semler ein höheres Alter beymisset, keinesweges vor Christo existirt, daß auch kein Jude ihr Verfasser gewesen, ob er gleich jüdische Traditionen und Aggadoth zusammengerafft hat, sondern ein wahrer Judenchrist, der seinen Betrug eben so plump, wie jener mit den sybillinischen Orakeln gemacht hat.

Vergleichung der Sittenlehre Jesu und der Pharisäer. Eine vortreffliche Abhandlung, die aber keines Auszugs fähig ist. **Philo, des jüdischen Weltweisen Commentar über die mosaische Erzählung von den Riesen vor der Sündfluth.** (Seite 108 ist in der siebenten Reihe das Wort **Verehrung** gewiß ein Druckfehler, statt **Verachtung**.) In der Vorerrinnerung sagt der Verf. derjenige, der die allegorische Auslegungsmethode eines Philo und einiger alten Juden kenne, werde sich nicht wundern, wenn er die nemliche Methode bey Paulus wahrnimmt, der den Felsen, woraus die Israeliten getrunken, für ein Bild Christi, und die Opfer für Figuren seines Todes erklärt, der von Bedeutungen der Agar und Sara redet.

Erklärende Umschreibung des Briefes Paulus an die Galater. Sehr gut gerathen.

Von Judas dem Verräther. Im theolog. reposit. v. III. p. 48. Der Verf. meynt, mit guten Gründen, daß Judas einen gerichtlichen Zeugen wider Jesum abgeben wollen, wofern ihn sein Gewissen nicht abgehalten hätte.

Das Evangel. Johannes mit Anmerkungen. Bey diesem Stücke würde Recens. am längsten verweilen, wenns der Raum gestatten wollte. Nur ein paar Worte noch: 1) da dies Evangelium für Leser außer Palästina geschrieben, und die Christen in Kleinasien und Egypten mit der Platonischen Philosophie bekannt waren: so muß man sich ganz in diese Lage setzen. Die Gnostische Vorstellungsarten gaben offenbar zu den Ideen Johannes Anlaß: wie aber der gelehrte Verf. sagen kann, daß sie die reine Lehre vorbereitet, wissen wir nicht. 2) Ist es gewiß irrig, daß Johannes durch seine Erklärung der Person Christi, Gelegenheit zu Gnostischen Vorstellungen von Emanation gegeben, da diese Vorstellungen sehr viel älter sind, und vor ihm, und nach ihm in dieser Lehre unendlich viele kabbalistische

stische Sätze und Grillen ausgeheckt worden sind. Wie viel hat Philo vom göttlichen ältesten logus geschrieben? Als sehr alte jüdische Metaphysik. 3) Die Sephiroth und Hypostasen waren bey den Juden freylich keine abstrakte Eigenschaften, so wenig als der Gnostiker ihr Aion und des Philo Potenzen. Das wissen die Theologen, denen es zu hören gegeben wird, aus der jüdischen Mystik recht gut. Aber, über die, durch alle christliche Zeitfolge nöthige Beybehaltung streiten sie. Der ganze Heft ist sehr wichtig, aber oft inkorrekt.

Bm.

Gebete und Lieder für das Rutheneum zu Schleiz. Nebst einem Anhange der Schulgesetze herausgegeben von M. Chr. Gottfr. Müller, Rector. Schleiz, bey Mauken. 1782. 8 Bogen in 8.

Gebete und Lieder für die häusliche Andacht. Zum Besten der Armen dem Druck übergeben. Schleiz, bey Mauken 1782. 22 Bogen, 8.

Es giebt noch Schulen, wo man sichs nicht schämt, nach dem Willen der Stifter die Lektionen jedes Tags mit Gesang und Gebet anzufangen und zu schließen; und wo dieses geschieht, hat man schon längstens den Mangel an schicklichen Schulliedern und Schulgebeten empfunden. Das Gesangbuch jeden Orts ist gemeiniglich daran zu arm: und mit den Schulgebeten geht es wie mit den Kirchengebeten; sie passen nicht durchgehends mehr auf unsre Zeiten, und vertragen viele Veränderungen, oder es muß wohl gar nur ein einziges Gebet Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag gebetet werden, und mit welcher Andacht dies geschehen kann, kann man sich leicht vorstellen. Der Hr. Verf. hat daher sehr wohl gethan, daß er dieser Unbequemlichkeit an seiner Schule durch diese Sammlung von Gebeten und Liedern hat abhelfen wollen. Vieles hat er aus Gellern, Hermes, Döderlein und guten Liedersammlungen genommen. Ohne uns darum zu bekümmern, von wem sich jedes Gebet oder Lied herschreibt, könnte man bey manchem verschiedene

Erinne-

Erinnerungen machen. Z. E. gleich im ersten Gebet heißt es: „Wir sehen um uns andre Menschen, unsre Brüder „und Schwestern, (leibliche oder geistliche?) deren Hülfe, „Trost und Beystand wir täglich, ja stündlich bedürfen, und „die auch von uns wieder Hülfe mit Recht verlangen können. „Aber, o Gott, unsre Jugend ist jetzt noch zu schwach und „zu unerfahren, als daß sie ihnen ihre Last erleichtern, ihre „Noth verringern, ihre Hülfe thätig erwiedern könnte: be„ten wollen wir für sie in dieser Morgenstunde ꝛc." Jeder Betender muß, wie billig, mit vollem gerührtem Herzen beten: und da hat er nicht erst nöthig, es Gott und sich vorher chrien mäßig zu beweisen, warum er bete. In dem zweyten Gebet: „wer hätte dies gestern denken sollen, daß „wir uns heute alle und vergnügt wieder sehen sollten?" Nun das ist bey einigen und zwanzig jungen Leuten ein so gar großes Wunder eben nicht. „Du weißt, daß alles, „was wir lernen, nicht uns, sondern dir geschieht, nicht „um uns unnütze und unbrauchbare Kenntnisse zu erwerben, „sondern um dermaleinst mit denselben deine Religion, deine „Rechte und deine Hülfe unter den Menschen bekannt zu ma„chen." Das ist ja falsch; was der Schüler lernt, lernt er sich und nicht dem lieben Gott; so was jungen Leuten in den Mund zu legen, macht Heuchler. „Wenn wir ungehorsam „seyn und deinem väterlichen Winke nicht gleich folgen sollten, „so laß uns deine väterliche Strenge fühlen;" warum denn das? warum nicht lieber: so bringe uns wieder zurechte, oder so laß die Erweckungen unsrer Lehrer kräftig auf unser Herz wirken? Zu Ende der Lektionen: „Ach wie freudig „sind unsre Herzen, welche du, o Gott, im Glauben hast „stärken lassen." Wenn die Schulstunden in Schleiz nicht meistens ascetische Stunden sind: so sehen wir nicht, wie die Schüler dieses ohne zu heucheln beten können; denn in andern Lektionen kann man doch wahrlich nicht immer den Glauben stärken. Ueberhaupt enthalten die Gebete, wenigstens nach unserm Gefühl, nicht alles, was ein gottesfürchtiger Schüler, der seine mannichfaltigen Bedürfnisse, die Abhängigkeit seines Glücks von Gott und Menschen, die Möglichkeit seiner Verirrungen, die große Gefahr der Verführung, den Wehrt der Zeit, die Größe seiner Bestimmung fühlt, aus der Fülle seines Herzens beten wird. Und warum wird denn nicht auch, (wenn wir uns recht erinnern,) die Schule

dem Schutz Gottes gegen Feuersgefahr empfohlen? Die Lieder sind zum Theil sehr schön: einige aber, die wir für neu hielten, zum Schulgebrauch zu schlecht; z. E. S. 60. v. 1. S. 78. S. 101. u. a. m. In den Schulgesetzen wird unter andern verboten, daß die Schüler nicht während der Lektionen, Silhouetten ausschneiden oder sich frisiren, nicht mit dem Hut nach Haus gehen, nicht das Haus und die Hofthür verunreinigen, nicht ohne Vorbewußt des Lehrers das Quartier verändern sollen; es werden warme Getränke, weil sie Hypochondrie verursachten, und das allzustarke (warum nicht überhaupt) Tobakrauchen verboten. Viele Gesetze sind von der Art, daß sie von der Jugend nicht leicht beobachtet werden, und doch ihre Nichtbeobachtung nicht geahndet werden kann, und dergleichen sollten nicht unter den Gesetzen stehen. Der Verf. hat dieses Büchlein seinen Schülern in den zwo obern Klassen namentlich zugeeignet; wir sehen daraus, daß es deren 52 sind.

Das andere Gebetbuch ist nicht neu, daher wir uns bey demselben auch nicht aufhalten wollen. Es ist blos ein mit Bewilligung des V. veranstalteter Nachdruck eines Gebetbuchs aus dem Reich, das eine christliche Standesperson zum Verf. haben soll. Uns ist dasselbe vorher nicht bekannt gewesen: wir können aber versichern, daß, so weit wir darinn gelesen haben, uns keine Stelle aufgestoßen ist, die nicht mit dem Geist der wahren Andacht und der jedesmaligen Empfindung und Stimmung eines Betenden bestehen könnte, daher wir es zum Gebrauch empfehlen können.

V.

De Apolline Pseudodoctore Commentatio. Auctore *Balth. Adamo Hopf*, Scholae Rinteliensis Rectore, Hagae Schauenburgi 1782. $5\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Eine sehr überflüßige Schrift, worinn der Verf. zu beweisen sucht, daß Apollo, dessen Lukas und Paulus erwähnen, ohne ihn zu verketzern, nicht orthodox, sondern ein Ketzer gewesen sey. Er habe nämlich in dem Fundamentalartikel von der heil. Taufe nicht richtig gedacht, indem er nur

mr Johanne
zu arg gewese
τὰς ωεντευκό
Zopf, wenn
denken, die
einen auffalle
neuere Ketzer
ein ganzes d
welches er ein
let. Wir dä
der Tasche, u
Grammatik,
wissen verdient
noch Nutzen u

Vier Abhan
meinnütz
Spaldin
Beförde
Kanzelbe
Prediger
S. in 8

Aus vier le
von den
gegenwärtigen
kenk, unter f
erste von Sp
lichen Zweck
Werth der Ge
vortreffliche G
mann: über
klärung des T
und der berei
in dem gewö
Die dritte S.
tigen Frage,
menheit geben

gleich die höchste ist. Die vierte S. 111, von ebendemselben: über die Pflicht des Predigers, jeden Vortrag der Lehre Jesu, an die gesunde Vernunft, und an die eigne Erfahrung der Zuhörer zu bringen, wenn er sich Frucht und Wirkung davon versprechen will.

Die Aufschriften zeigen die Wichtigkeit der Abhandlungen; und die Namen der Verfasser sind Bürgen für den innern Werth. Der Herausgeber, welcher sich im Vorberichte als einen Prediger bezeichnet, hat als ein guter Sammler, etliche kurze Anmerkungen beygefügt, und durch die Zusammenstellung und abermalige Bekanntmachung, vornemlich angehenden Predigern einen Dienst zu erweisen gesucht. Vermuthlich wird auch mancher alte hier reichen Stoff zur Belehrung und zum Nachdenken finden. Sonderlich mögen sich solche, die immer auf recht evangelische Vorträge dringen, nach diesen vier Abhandlungen prüfen, ob sie auch wissen, wie man eigentlich evangelisch predigen muß, wenn man wahren und dauerhaften Nutzen bey den Zuhörern stiften will.

Jk.

Theses Theologiæ dogmaticæ. Compendium minus, in usum prælectionum academicarum, autore D. G. *Fr. Seiler*. Erlangæ apud W. Waltherum. 1783. 334 S. in 8.

Ein Auszug aus des Verf. größern Dogmatik, mit völlig beybehaltener Ordnung, die nur in den Artikeln von Christo, und von der Gnade Gottes, etwas ist geändert worden. Aber warum finden noch immer ganz unerweisliche, wenigstens solche Lehren, oder vielmehr alte Ueberlieferungen, von welchen die Bibel schweigt, in dergleichen Compendien einen Platz? Womit will man z. B. beweisen, daß die ersten Menschen vermöge des göttlichen Ebenbildes, mit einem vorzüglichen Verstand sind begabt gewesen, den ihr Sündenfall zerrüttet, wenigstens geschwächt habe S. 94. Die ganze biblische Geschichte lehrt ja das Gegentheil, als welche uns die ersten Menschen, denen es an aller Erfahrung mangelte, als schwache, bey jeder Verführung leicht unterliegende, Geschöpfe vorstellt. Selbst die Behauptung

S.

Gebräuche, sowohl der Katholicken als Protestanten; ein Lesebuch für jetzige Zeiten. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig. Bey Krieger dem jüngern. 1784. in 8. 410 Seiten. Nebst kurzem alphabetischen Register.

So ohngefähr, wie ein Großvater auf seinem Lehnstuhle seinen, um ihn versammleten Kindern und Enkeln ihre Fragen, die sie bunt untereinander aufwerfen, beantworten mögte, eben so hat der Verf. von allerley theologischen Materien, die wie Kraut und Rüben umher gestreuet sind, nur wenig, aber sehr deutlich, und auch Kindern faßlich geredet. Mithin ist an Ordnung und Plan gar nicht gedacht. Das erste Kapitel handelt vom **Apostel Petrus**, das folgende vom **Feste der Geburt Christi**, das dritte vom **Ursprunge des Klosterlebens**, und so fort. Ausführlichkeit suche man auch nicht, sondern einen, zur Unterscheidung nöthigen, ohngefähr klaren Begriff. Daß vieles nützlich und gut gesagt worden, ist unleugbar, aber dabey zu bedauren, daß es mit Frazzen und Aberglauben untermengt ist, dessen bloße Erzählung doch immer dem Leser die Absonderung reiner Wahrheit von lächerlicher Tradition zur lästigen Pflicht macht. Gleich im ersten Stücke hat der Zauberer Simon durch die Luft fliegen wollen, und durch Petrus Gebet den Hals gebrochen. Christus ist dem Apostel Petrus unterwegs erschienen, da er dem römischen Gefängnisse entlaufen wollen, und hat ihm erzählt, er werde sich in Rom zum zweytenmale kreuzigen lassen, welche Rede den Petrus erweicht, daß er wieder ins Gefängniß zurück gekehrt. Die Ketten, womit Petrus zu Rom und Jerusalem gebunden worden, sind durch ein Wunder zusammen geschmolzen. — Wie gesagt, der Verf. erzählt das nur, ohne die Wahrheit zu verbürgen, aber, was nützt und frommt der gesagte Unsinn? — In streitigen Punkten hat der Verf. die Meynung der Katholicken und Protestanten neben einander gesetzt, stellt die vernünftigen Gründe aber immer so an, daß sie für den Protestantismus entscheiden.

Einige Abhandlungen sind so superficiel, daß man sich des Lächelns nicht enthalten kann. Ganz Unwissende

kan

kann das Buch, welches recht didaskalisch schwerfällig geschrieben ist, manche nothdürftige Erläuterung geben.

Bm.

Die Religion im achtzehnten Jahrhundert. Von Sturm. Bey Sieghartstein. 1783. klein 8. 143 Seiten.

Der Verf. hat sein Buch in zwey Abschnitten herausgegeben. Im ersten handelt er vom gegenwärtigen Zustande der Philosophie, (versteht aber doch hoffentlich nur Afterphilosophie, denn) er eignet ihr folgende Grundsätze zu: Die Gottheit ist ein bloßes Schattenbild; Laster und Tugend sind Vorurtheile der Erziehung; Unsterblichkeit der Seele ist ein Hirngespinst. Dies, meynt er, sey auch in ältern Zeiten, der so geheim gehaltene Innbegriff philosophischer Dogmen gewesen. (Dies und verschiedene andere Urtheile finden wir viel zu superficiel und unbestimmt.) Vom Sisteme de la nature, sagt er, daß es recht gemacht sey Ungeheuer zu gebären. (Die Möglichkeit ist da, aber auch die Nothwendigkeit?) Zwischen Atheismus und Offenbarung fände er kein Mittelding. (Das ist schlecht genug.) Indem die Philosophen mit der Ausrottung des Aberglaubens sich beschäftiget, hätten sie zugleich die Grundfeste der Tugend untergraben. (Wie unbillig klingt diese allgemeine Beschuldigung!) Bekanntschaft mit den Geheimnissen der Natur verleite die Menschen zum Atheismus, indem sie sich über die Schwäche der Menschlichkeit erhaben zu seyn einbilden. (Immer Atheismus und Deismus unter Einem Punkt. Wenn diese Vertraulichkeit mißglückt, denn geschieht das nur. Sonst wirkt sie edle Gedanken von Gott, reinigt die Ideen von manchen Gebrechen.) Der gemeine Mann misbrauche diese Schriften zur Lästerung der Religion und zum Atheismus, welcher letztere doch schlechterdings nicht für ihn gehört, und es sey Bosheit, diejenigen als Dummköpfe zu verschreyen, die das Volk in der Religion unterrichten. (Recht gut, kein Vernünftiger verlangt, daß der Volkslehrer reine philosophische Wahrheit vortragen soll, die durchaus nicht für den großen Haufen gehört. Aber, der Volkslehrer wird denn auch so billig seyn, und

nicht Einen Menschen wie den andern behandeln.) Nachdem Bayle zwischen Polytheismus und Atheismus die Parallele gezogen, und dem Letztern den Vorzug eingeräumt: so sey, nach ihm das Christenthum an die Stelle des erstern gesetzt, und zwar mit ihm Fanatismus und Aberglauben, und so hätten die Philosophen Baylens Gründe ihm entgegen gestellt. (Doch nur in so ferne es mit Fanatismus vermengt ist.) Die Widersacher mit ihren eignen Waffen zu schlagen, schließt der Verfasser, da das Temperament die einzigen wirksamen Handlungsgründe ausmacht, und auch ohne Religion ein rechtschaffener Mann seyn kann: so kann auch mithin die Religion nichts verderben. Nächstdem beweiset er aber auch, daß der Einfluß der Religion auf die Regierung unläugbar wohlthätig sey, so wie Fatalismus die Moralität untergräbt, und hoft, daß der Atheismus unserer Zeit, bey Entdeckung seiner eigenen Unbrauchbarkeit zu den Lehrsätzen der Religion umkehren werde. **Der 2te Haupttheil handelt vom Stifter der christlichen Religion.** Ob man gleich im ersten Theile auch die Unvollständigkeit der litterarischen Kenntnisse des Verf. durchscheinen sieht: so ist doch der 2te Theil noch viel ärmer, und beweißt, daß der Verf. über seinen Gegenstand wenig gelesen und geprüft. Man kann in jeder Dogmatik das alles nachschlagen, was er hier aufgewärmt, worunter das doch einige Bemerkung verdient, daß er von Moses sagt, er habe sich immer unmittelbar und freundschaftlich mit Gott unterredt, und deshalb nie den Zeitpunkt der Inspiration erst abwarten dürfen, wie die andern Propheten. (Dergleichen unerwiesene, und unerweißliche Erbaulichkeiten sind es eben, die den Philosophen so unverdaulich werden, und in der Religion so erstaunlich viel verderben.) Von allegorischen Erklärungen, vornemlich des A. Test. hält er ungemein viel, und gründet die Weissagungen darauf, welche mit den Wundern zusammengenommen den Beweiß göttlicher Offenbarung ausmachen sollen? Die Heyden, sagt er, wenn sie Christen werden wollen, müsten durch Allegorie überzeugt, und gleichsam erst Juden werden. Die Juden aber, welche sich sclavisch an den Wortverstand halten, müsten sich drüber weg setzen und Allegorie annehmen, wenn sie zu Christen gemacht seyn wollen. — Lauter schlüpfrige Umwege. Uebrigens findet man in dem Buche nichts neues,

oder

oder besser ausgeführtes, wohl aber Dunkelheit und Verwirrung, die zum Theil von den Druckfehlern herrühren mag. Bm.

II. Rechtsgelahrheit.

J. H. Chr. von Selchow Magazin für die teutschen Rechte und Geschichte. Zweyter Band. Göttingen und Lemgo, im Verlag der Meyerischen Buchhandlung, 1783. 502 S. in 8.

Dem Herausgeber dieser Sammlung scheint es nicht darauf anzukommen, ob die gesammelte Aufsätze viele oder wenige Leser intereßiren, und noch weniger, ob sie in einem Magazin für teutsche Rechte und Geschichte eine Stelle verdienen. Er giebt in diesem Bande folgende Stücke: 1) Relation sur l'origine et l'etat politique de la maison royale de Savoye, par le Chevalier *Foscarini.* 2) Untersuchung der Frage: ist der bey uns eingeführte Licent dem Lande vortheilhaft oder schädlich. Von dem Verfasser des Hausvaters. 3) Anmerkungen, was bey Anlegung einer Wittwenkasse zu beobachten sey? Von ebendemselben. 4) Gedanken über die Frage, wie geschieht den zunehmenden Licentdefrauden Einhalt? Von ebendemselben. 5) Des Reichsvicekanzlar Lippold von Strahlendorf Bedenken über die Jülich-Bergische Succeßion. 6) Rittermatrikel des Stifts Hildesheim. 7) Laufzettel der Calenbergischen Landstände. 8) J. F. von Unger Verfassung der Grubenhagenschen Landschaft. 9) Verzeichniß der Rittergüter in den Herzogthümern Bremen und Verden. 10) Erneuertes Hannöversches Reglement für die Schatzeinnehmer. 11) Repartition der Einquartirungen, Landmiliz, Fourage, Stabs- und Servicegelder, wie auch des Magazinkorns der Fürstenthümer Calenberg, Göttingen und Grubenhagen. 12) Hochstift Osnabrückische Landesrechnung vom 1. Jan. 1757 bis 1758. 13) Christian von Netelbla Defensionsschrift. Cz.

Das peinliche Halsrecht der Teneriffaner, ein Mährchen, wie es mehrere giebt. Mit Anmerkungen. Osnabrück 1783. 200 S. in 8.

Von S. 1 — 60 geht eine Erzählung voran, wie das Volk von Teneriffa nach und nach zu Einführung der Todesstrafen wider den Mord und Diebstahl, und zum Gebrauch der Folter gekommen, durch einen weisen Regenten aber derselben wieder entledigt worden seye, wobey die ganze Geschichte darauf angelegt ist, zu zeigen, daß die Todesstrafen und Folter nichts anders als die größte Ungerechtigkeit und Grausamkeit seyen, welche von dem aus der Ungleichheit der Stände entstandenen Uebermuth der Großen ihren Ursprung herleiten. Wir wünschen, daß unsere Leser nach dieser Erzählung eine ganz entgegengesetzte bey Schall von Verbrechen und Strafen, im Anhang S. 122 lesen möchten. Die S. 61 — 200 folgende Anmerkungen dienen zur Erläuterung und Bestärkung der in jener Erzählung enthaltenen Grundsätze. Allein unerachtet der angenehmen Schreibart des V. und einiger hie und da zerstreuten guten Gedanken, finden wir manche sehr irrige, manche höchst übertriebene Grundsätze. Nach der 11ten Anmerk. S. 90 soll Strafen im allgemeinen sowohl als juristischen Sprachgebrauch so viel heißen, als einem dasjenige Uebel zufügen, das er durch die moralische Häßlichkeit seiner Handlung verdient hat; aber mit der Schadloshaltung des Beleidigten, mit dessen und des Staats Sicherheit, mit dem Beispiel für andere habe die Strafe nichts zu thun; wenn man freilich diesen, keinem vernünftigen Mann je in Sinn gekommenen Begriff mit der Strafe verbindet, so hat sie keine vernünftige Absicht, so ist sie die größte Ungerechtigkeit, der grösseste Unsinn, der sich denken läßt. In einem andern Sinn ist, wie der V. S. 95 anführt, die Strafe die Ausübung des Vertheidigungsrechts, welche man im Naturstande Rache nennt, und das Strafrecht der Obrigkeit nichts anders, als die Summe der den einzelnen Gliedern der Gesellschaft zugestandenen, jener im Grundvertrag abgetretenen, Vertheidigungsrechte, mithin das Befugniß, dem Beleidigten und dem Staat von dem Beleidiger Schadloshaltung, und beyden vor ihm aufs künftige Sicherheit zu verschaffen; daher fliessen auch die weitern Behauptungen, daß der peinliche Gesetzgeber

setzgeber keinen andern Zweck vor Augen haben solle, als die Schadloshaltung und die künftige Sicherheit des Beleidigten sowohl als des Staats vor dem Beleidiger; daß alles was die Strafe weiters enthalte, so sich nicht unter diese beyde Rubriken bringen lasse, baare Ungerechtigkeit und Tiranney seye; daß besonders das, was die Strafe zum schröckenden Beispiel für andere enthalte, die größte Ungerechtigkeit wider den Bestraften seye. Der V. mißkennt also ganz die erste, und unwidersprechlichste Quelle der Strafen, daß sie um den Staat und einzelne Mitglieder vor Beleidigungen zu sichern, im Gesetz verordnet, und um andere von ähnlichen Beleidigungen abzuhalten, vollzogen werden, und bestreitet gänzlich das dem Regenten gleichwohl unentbehrliche Recht, den Staat durch Strafen vor Beleidigungen zu sichern. Bey Bestreitung der Todesstrafen stellt der V. ausser den gewöhnlichen Grundsätzen, daß z. E. ewiges Gefängniß mehr schröcke als Todesstrafen u. s. w., die übertriebenste Behauptungen auf, z. B. daß sich der Verbrecher bey Todesstrafen sowohl als bey Gefängnißstrafen mit der Hoffnung des Entfliehens schmeichle, daß die Hoffnung, sich ans Gefängniß zu gewöhnen, nichts wirke, weil kein Ding, ehe es existire, wirken könne und dergl.

Im.

Freymüthige Gedanken, Wünsche und Vorschläge eines vaterländischen Bürgers über den Kindermord, und die Mittel denselben zu verhindern, Teutschlands Söhnen und Töchtern gewidmet. Germanien, 1783. 78 S. in 8.

So warm und kraftvoll der V. spricht, so wenig erhebliches, brauchbares und neues finden wir in seiner Schrift, und wir sind überzeugt, daß die Schriften solcher Kraftmänner für eine neue Gesetzgebung am wenigsten brauchbar seyn werden. Nach vielen leeren Deklamationen gehen die Gedanken und Vorschläge des V. S. 70 und ff. dahin: Strafgesetze, die auf Entehrung, Gefängniß und Tod abzielen, wirken nichts wider den Kindermord; man verbanne aber den Luxus und die Modesucht, die Quellen der Unzucht,

zucht, man setze nicht in den äußerlichen Prunk und Kleiderpracht seine Größe, sondern ein edles Herz und die daraus entsprießende gute Handlungen müssen allein wahre Würde und ächten Adel gewähren; man halte auf zweckmäßige Erziehung der Jugend, enthülle frühzeitig ihre Pflichten, schildere ihnen das Laster der Unzucht mit schwarzen Farben, und mache ihnen kein Geheimniß aus dem Weg der Fortpflanzung unseres Geschlechts; die Landesobrigkeit stifte gute Erziehungsanstalten, die auf die Veredlung des Herzens gehen, und belohne würdige Männer, die der Menschheit biedere Menschen, und dem Staat gute Bürger bilden; man bestelle Väter des Volks, für die Aufrechthaltung der Sitten und des moralischen Lebens zu sorgen; man stosse das unnütze Glied, (welches sich nämlich durch jene Väter nicht warnen läßt,) aus der menschlichen Gesellschaft, die Prediger benehmen dem Volk auf dem Lande den Aberglauben, und warnen sie mit sanfter Stimme vor Unzucht; man wende einen Theil der Staatseinkünfte dazu an, arme Mädchen auszustatten, der Staat lege einen Fond dazu an, und der begüterte Bürger gebe sein Scherflein dazu; man setze Belohnungen auf Tugend und Arbeitsamkeit und suche die Ehe unter denen zu begünstigen, die sich einander werth sind, denen aber das Glück den Rücken zugekehrt; man halte auf Unverbrüchlichkeit der Ehen, und unauflösliche Treue bey Verbindungen, die das Herz stiftete; man bestrafe den Bundbrüchigen und Treulosen, der mit der Ehe seinen Spott treibt, man entehre und brandmarke das schändliche Weib, das eheliche Treue bricht; man suche die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die man den Verbindungen entgegensetzt, man breche die übertriebene Familiengewalt, und den unnatürlichen Eigensinn der Eltern; man sichere die einmal verführten und gefallenen Mädchen vor Verspottung und Schande, bestrafe aber den Bösewicht empfindlich, der durch Schwüre und Betheurungen sie entehrte, und noch stolz darauf ist, eine Unschuld gemordet zu haben; man bestrafe jeden gewissenlosen Räuber der Unschuld; man belege nicht unschuldige Kinder mit dem Brandmark der unächtheit, und gestatte ihnen alle Vorrechte der Bürger.

Im.

Dr.

Dr. Joh. Konr. Feuerleins, rechtl ten wegen verschiedenen von ein ter Ehe gestandnen Ehefrauen th während der Ehe einseitig kon nach ihrem Absterben eingeklagt sten bey hiesig Ehepreißlichen O pellationsgericht per modum F stattet. Ovid. 4. fast. 311. C recti famae mendaciae risit. 1782. 24 S. in 4.

Weder ein Muster einer Relation ist dies findet sich darinn eine befriedigende A die auf dem Titelblatt bemerkte Bezahlung Die Absicht des Verf. war aber auch nach d sich von dem Vorwurfe der Partheylichkei ihm in diesem vor bekannt gemachten Urthe chenen Rechtshandel hier und da gemacht w Umstand, der das auswärtige Publikum s Schrift selbst intereßiren kann.

C

Wilh. Karl Friedr. Sames — re denken über das Zehendrecht u statt habende Verjährung. Zwe Auflage. Gießen, bey Krieger.

Worinnen das vermehrte dieser Auflage gends angezeigt, und kann auch Rec setzung der ersten Ausgabe nicht bestimmen. aus Gelegenheit eines durch die Fakultät z Zehendherrn entschiedenen Streits hier vo ge: Ob ein Zehendherr, wenn er gegen von einem Acker auf den andern zählen, od niger als 10 Garben den Zehenden haben Einwand der Verjährung abgewiesen werde handelt habe, wird bereits aus der ersten seyn. Recens. ist auch Hrn. S. Meynung.

sich mit der von den Gegnern zum Grund genommenen Allgemeinheit des Zehendrechts an sich übereinkömmt.

Cz.

Karl Friedrich Hommels, Ordinarii zu Leipzig, Pertinenz- und Erbsonderungsregister, worinnen alle Zubehörungen eines gekauften oder ererbten Landguthes, Hauses, Gartens, Schifs, Weinbergs u. s. w. insonderheit die Lehenspertinenzien, wenn bey Rittergüthern die Töchter mit den Lehenfolgern sich abtheilen, nebst dem, was der Wittwe an Mußtheille, Morgengabe und Gerade sowohl dem nächsten Schwerdmagen an Heergeräthe, als auch wenn ein Pfarrherr stirbet, seinem Amtsfolger zuständig. Bey Erbtheilungen und Kaufen als ein Handbuch zu gebrauchen. Mit vielen Zusätzen und Verbesserungen aus den Handschriften des verstorbenen Hrn. Hofraths und mit einer Vorrede herausgegeben von Karl Gottlob Rößig, B. R. B. Vierte und verbesserte und stark vermehrte Ausgabe. Leipzig bey Johann Friedrich Junius, 1782. 392 Seiten, in 8. ohne Titel, Vorrede und Innhalt.

Wie froh bin ich, daß dieser Titel abgeschrieben ist! aber nun wissen unsere Leser auch zugleich den Innhalt dieses vorhin schon bekannten und besonders im Sächsischen nützlichen Buchs. In der Vorrede giebt Hr. R. von seinen Zusätzen Nachricht, die wir doch auch wohl um den Besitz der ersten Ausgabe willen abschreiben wollen. In der Einleitung haben Zusätze erhalten die §§. 5. 6. 9. 11. 16. 52. 53. 57. 58. 61. 80. In der Materie von Lehenspertinenzien sollen wichtige Veränderungen vorgenommen und das Kap. von der Gerade nach den neuesten Rechts-

grund-

grundsätzen und Observanzen verbessert worden seyn. Wor- innen diese wichtige Veränderungen und Verbesserungen be- stehen, kann Recensent, weil er die vorherige Ausgaben nicht besitzt, nicht bestimmen. Das Kapitel vom Verdienst, Karenz und Gnadenjahr der Geistlichen ist neu. — Im Register sind vermehrt die Artikel: Aecker, Allod, Apotheke, Bäche, Begräbniß, Bibliothek, Dämme, Degengehenke, Diamanten, Edelsteine, Fächer, Früchte, Haus, Hirschkö- pfe, Hochzeitgeschenke, Jagd, Inseln, Inventarium, Klei- der, Kramladen, Kettenhunde, Kinder, Lehne, Metalle, Meublen, Mäße, Mühlen, Münzkabinet, Pachtgelder, Pelzwerk, Pfästergen, Pflichttheil, Prinzeßinn, Reiseisen, Ringe, Schildereyen, Schirm, Schulden, Statuen, Strüm- pfe, Tausch, Thee, Windbrüche, Wappen, Weinberg, Weinpfahle, Wiege, Wirthshaus.

Cz.

H. E. S. ab Hoym, Regim. Magdeb. Referenda- rii de Iure Detractus in genere et in specie secundum Leges Prutenicas. Rostoch. et Lipf. apud Kopp. 1783. 27 S. in 4. Ti- telblatt, 2 Seiten Vorrede und sechs Seiten Zueignung an den Königl. Minister Hrn. von Karmer eingeschlossen.

Ausser den, zum Theil noch dazu uninteressanten und un- vollständigen Nachrichten vom Abzügsrecht in Königl. Preußischen Ländern enthält diese Brochüre nichts lesens- würdiges, so neu auch des Verfassers Grund des Abzugs- rechts ihm selbst vorgekommen seyn mag. Er setzt ihn in den Eigenthum des Staats über die Güter der Unterthan- nen, widerspricht aber kaum vorher denjenigen, welche den Abzug mit der künftig unterbleibenden Steuer von den auſ- ser Lands gehenden Vermögen rechtfertigen, weil, wie der Verf. sagt, der Auswandernde die unbewegliche Güter ja zurückläßt, von dem beweglichen Vermögen hingegen, so bald er ausgewandert ist, keine Steuer zu reichen hat. —

Unsere

Unsere Leser werden an diesem einigen Beyspiele genug haben.

Cz.

De non usu practico distinctionis inter mutuam petitionem atque reconventionem in Camera imperiali disquisitio. Auctore *Carl Guil. Robert*, J. U. D. hujusque atque philos. pract. Prof. Ord. Wezlar. impensis Winckleri, 1782. 93 S. ohne Tit. und Zueignungsblatt.

Der Verf. widerlegt mit vielem Fleiße Schilters und Ludolphs Meynung, daß ein Unterschied zwischen wechselsweisen Forderungen und den Wiederklagen sey, und letztere nur in mit einander verwandten nicht in unverwandten Sachen statt finden.

Von gleichem Gehalt ist folgende Abhandlung des nämlichen Verfassers.

De *Bynckershoekii* eique contraria Gebaueri doctrina de patria potestate Romanorum antiqua modestum judicium. Wezlar. apud Winckleri. 1782. 8 Bogen, in 4.

Bynckershöck, Heineccius und Hombergk zu Vach erkennen die väterliche Gewalt der Römer über ihre Kinder als ein quiritanisches Eigenthumsrecht, Noodt, Gebauer, Selchow aber nicht.

Unser Verf. trägt die Gründe beyder Meynungen vor, wägt sie gegen einander ab, widerlegt besonders die Gebauerische, und ziehet endlich den Schluß, daß die väterliche Gewalt der Römer in einer Art häuslichen Herrschaft und in einem eingeschränkten quiritanischen Eigenthum bestanden habe.

Cz.

III.

III. Arzneygelahrheit.

Johann Gottlieb Walters, der Zergliederungskunst und Naturlehre ersten Professors zu Berlin ꝛc. Anatomische Beobachtungen aus dem lateinischen übersetzt von Johann Gottlob Daniel Michaelis, mit Kupf. Berlin und Stralsund bey Gottlieb August Lange 1782.

Der Verleger glaubte den Aerzten und Wundärzten, welche der lateinischen Sprache nicht genug mächtig sind, einen Gefallen zu erzeigen, wenn er die vortreffliche Walterische Beobachtungen in einer deutschen Uebersetzung lieferte. Er ersuchte daher Hrn. Prof. Loder, die Uebersetzung zu veranstalten, der aber mit zu vielen Geschäften überhäuft, diese Arbeit Herrn Michaelis übertragen hat. Es ist übrigens in derselben nichts mehr und nichts weniger, als was die lateinische Urschrift selbst enthält.

Ez.

Heinrich Palmez Leveling, Churfürstl. Bayerischen wirklichen Hofraths u. s. w. anatomische Erklärung der Originalfiguren von Andreas Vesal, samt einer Anwendung der Winslowischen Zergliederungslehren in sieben Büchern, gr. Fol. Ingolstadt zu finden bey Anton Attenkhouer, der hohen Schule Buchbinder, 1783.

Ein Ungefähr entdeckte dem Churfürstl. Bayerischen Protomedicus Herrn von Wolter, die Originaltafeln des großen Zergliederers Vesals, sowol die des größern Werkes, als der Epitome, die schon eine geraume Zeit in Augsburg aufbewahrt wurden. Er faßte sogleich den Entschluß, solche käuflich an sich zu bringen, und machte öffentlich bekannt,

kannt, daß er in der Folge einen Abdruck mit einer deutschen Erklärung der in dem grössern Werk enthaltenen Tafeln zu veranstalten und auf solche Weise dieselbe gemeinnütziger zu machen gesonnen sey. Die Wahl zur Ausführung seines Plans fiel auf Herrn Leveling, der sich durch diese Herausgabe der Originalfiguren des unsterblichen Vesals ein grosses Verdienst erworben hat. Die Beschreibung ist, wie der Titel schon angezeigt, von dem Winslow entlehnt. Oefters hat er nur einen Auszug aus dem Winslowischen Text mitgetheilt, welcher dasjenige enthält, was die Figur entweder durch den auf ihr angebrachten Buchstaben oder Zahl andeutet, oder auch ohne besondere solche Zeichen von selbst in die Augen fällt. Wenn aber öfters, besonders bey den Gefäßen und Nerven, die Vesalische Zeichnungen von der Natur abweichen, so hat er dieses bemerkt und aus dem Hallerischen Fascikel einige auf diese Fehler passende Anmerkungen eingeschaltet. Zu wünschen ist es, daß dieses vortreffliche Werk von Aerzten und Wundärzten bestens benutzt werde.

Ez.

K. F. Udens – medicinische Politik, Leipz. 1783. Weygand, 318 Seiten in 8.

Der Verf. glänzet, wo wir nicht sehr irren, in einem andern Fache unsrer Kunst besser; vielleicht hat er sich durch den Beyfall, den er sich durch seine Schrift über die Glaubwürdigkeit der Medicinalberichte erworben, zu dieser verleiten lassen: aber wir gestehen, sie gefällt uns nicht; sie besteht aus lauter trocknen Regeln. Der geübte Arzt abstrahiret sich dergleichen aus dem Umgange mit der kranken Welt selbst, theils findet er die von Hr. U. vorgeschriebenen nicht aller Orten annehmlich und ausführbar, sondern höchstens lokal und individuell; der Anfänger erliegt unter der großen Menge solcher Regeln, vergißt sie, wenn er in Geschäfte kommt, oder, wenn er gegen die Politik verstößt, wird er sich nicht leicht auf Hr. U. Autorität allein zurecht weisen lassen. Das gegenwärtige Buch ist eigentlich Hofmanns Medicus politicus umgearbeitet. Vom Verhalten gegen andre Aerzte, sehr schleppend und ohne alles Inter-

Interesse. Dies gilt auch fast vom ganzen Inhalte. Ueber einige Materien hat man wirklich weit unterhaltendere und interessantere Schriften. Daß S. 78 bey Richter, Plenk, Voitus, kein Theden oder Schmucker genannt wird, wissen wir nicht zu erklären. Vom klüglichen Verhalten des Arztes in Ansehung seiner Person — von medicinischen Reisen — Doctorgrade 2c. gegen Medicinalpersonen, Aerzte, Apotheker; gegen Kranke, Frauenzimmer, Vornehme, Kinder 2c. größtentheils lauter Wahrheiten, aber nicht neu, nicht anziehend genug; ist es z. E. wohl nöthig S. 307 als eine ausdrückliche Regel anzugeben: der Arzt muß Pocken, Masern, Flöhstiche und scorbutische Flecken nicht für Petetschen halten? wie unendlich ließen sich nicht solche Regeln vervielfältigen? Die Vorurtheile in Wochenstuben und Kinderstuben sind schon so oft bestritten worden, daß man dergleichen hier nicht hätte suchen sollen. Der Abschnitt von medicinischen Reisen ist vorzüglich platt und mager, so daß es dem Leser, selbst dem Anfänger nicht das geringste nutzet.

Erschrecklich und auffallend sind die Anekdoten S. 62, daß alle die Fälle, die ein berühmter Arzt von der Wassersucht erzählet, die durch Belladonna geheilet worden, falsch sind — daß fast alle Beobachtungen, die Hamann in seiner Sammlung niedergeschrieben, erdichtet sind — daß der Verf. selbst in Berlin bey Gelegenheit der Errettung einer Ertrunkenen nicht einmal eine Maschine zum Tobacksrauchsklystiere bekommen können. S. 78 aber vielleicht dagegen eine Elektrisirmaschine?

At.

Medicinische Unterhaltungen, Berlin 1781. 8.

Kamen anfänglich alle Woche und Stückweise heraus. Der Verf. K. F. Uden hat sie nunmehro in einer grössern Sammlung und unter dem veränderten Titel: Gemeinnützige Aufsätze für Gesunde und Kranke aus dem Reiche der Arzneykunde, Berlin 1783. bey dessen herausgegeben; sie machen 250 Seiten aus. Sie sind in der That gemeinnützig, aber, wie der Verfasser, nach der Veränderung des Titels zu urtheilen, selbst muß

gefühlt haben, nicht sehr unterhaltend, und wenn wir Hrn. U. einen gutgemeynten Rath geben sollten, so wäre es: vorerst noch nicht wieder auf dem Theater der Schriftsteller zu erscheinen, sich lieber noch mehr auszubilden, aus Erfahrung und Lektüre interessantere Dinge zu sammlen; alsdenn würden wir ihm grössern Beyfall versprechen. Die gerichtliche Arzneykunde scheint das Feld zu seyn, darinn man ihn lieber findet, und dessen Bearbeitung wir ihm alsdenn erst empfehlen würden.

At.

Dr. Ernst Anton Nikolai — in Jena — Sammlung von Beobachtungen, Recepten und Kurarten, mit theoretischpraktischen Anmerkungen. Jena. 1784. 8. Krökers Wittwe, 840 S.

Da Hr. Nikolai nun einmal fast alle Jahr' ein dickes Buch schreiben wollte, so war freylich der hier gewählte Weg der Kürzeste. Er siehet z. E. von Eßigklystieren gute Wirkung, nun schlägt er zu Hause seine Bücher nach, suchet alles was über diese Methode, sogar über den Eßig selbst geschrieben worden, zusammen, schreibt es alsdenn ab, und schicket es an seinen Verleger. Ein jeder denkender Arzt macht wohl dergleichen Sammlungen zu seinem eignen Nutzen und Gebrauche, aber sind sie dadurch sogleich wichtig genug, dem Publiko vorgelegt zu werden? Und wie wird die Theurung des Papiers zunehmen, wenn alle Aerzte Deutschlands alle ihre Auszüge aus Schriften sogleich nach der Druckerey schicken!! Die Sammlung des Verf. enthält 10 Aufsätze: 1) Von dem vortrefflichen Nutzen der Weineßigklystiere im Miserere etc. wo der Verfasser das wichtigste dahin gehörige beybringet, auch die Kräfte des Eßigs selbst in Krankheiten überhaupt aus andern Schriftstellern auf ganzen 63 Seiten beweiset; zu unserer Verwunderung sind ihm doch aber bey der gedehnten Weitläuftigkeit des Franzosen Janins Versuche entwischt, sonst würde er noch 20 Seiten mehr abzuschreiben gehabt haben. 2) Geschichte eines Kranken, der durch ½ Pfund stinkende Asa hergestellet worden. Er schien dem Verfasser eine Verhärtung im Leibe zu haben, und vertrug

wig die auflösenden Mittel nicht; er nahm täglich ein Loth von der Asa; und der Erfolg scheinet wohl jene Vermuthung zu widerlegen. 3) **Heilung einer Mutterwuth durch kaltes Wasser**, das in die Mutterscheide und den Mastdarm eingespritzet wurde, ein Einfall, der dem Dr. **Weineck** zu **Uhla**, von denen die oben beschriebenen Fälle auch herkommen, Ehre macht. 4) **Von den heilsamen Kräften der Essenz von Galbaum.** Nicht sehr erbaulich. 5) **Von den verschiednen Heilarten der Wassersucht.** Hier wird der Leser schon erwarten, daß ihm der Verf. von einem Felde, das so gut bestellt ist, wäre es auch nur von **Monro** allein, eine reiche Erndte liefern werde, auch geht dieser Abschnitt von S. 84 bis 431. Er tadelt das **unsinnige Purgieren**, beschreibt die verschiedene Entstehung des Uebels, und liefert überhaupt ein vollständiges Buch über diese Krankheit. Von der Menge des Wassers, das solche Kranke bey sich gehabt — von allen die Beschreibung sehr weitläuftig, so daß oft die Krankengeschichten wörtlich abgeschrieben sind. Die verschiedenen Methoden durch allerley Ausleerungen eben so umständlich, z. B. die Pillen von **Bacher** rc. **Menghini's** Methode, das Colchicum rc. sind dabey nicht vergessen. Es war uns angenehm, hier auch S. 309 **Kiepenhausens** interessantes Traktätchen der Vergessenheit entrissen zu sehen. Vom Einreiben des Oels, S. 345. **Milmanns** Art, S. 410. Die Einwickelungen von **Theden**, S. 402. 6) **Von Augenkrankheiten und Augenmitteln**; gilt vorzüglich von Entzündungen. 7) **Von Magnetkuren**, wo es der Verf. besonders mit **Mesmer** zu thun hat, wie man wohl denken kann, auch **Unzers** nicht vergessen wird. Er glaubt, die Ausflüsse des Magnets würken eben so in die Nerven als des Moschus, der Asa, des Biebergeils rc. S. 747. 8) **Von den vortrefflichen Wirkungen des Langenschwalbacher Weinbrunnen-Wassers und Schlangenbades.** Aus Schriften zusammengesucht, aber sehr mager und wahrhaftig nicht im Geschmack von **Berolsdingen**. Einige Beobachtungen sind ihm von dem Dr. **Dorst** am Kurorte mitgetheilt worden, die wohl die Absicht des ganzen Aufsatzes errathen lassen. 9) **Von der heilsamen Wirkung der Brechmittel bey Geschwülsten**, sind die von **Michaelis** an **Richter** in des letztern chirur-

gischen Bibliothek bekannt gemachten Fälle. 10) **Von den Bestuscheffischen oder Lamottischen Tropfen.** Wovon die Geschichte hier so vollständig geliefert wird, als wir sie nur gekannt haben; auch von andern sogenannten Goldtinkturen.

At.

Auszüge aus den besten französischen periodischen, medicinischen, chirurgischen, pharmacevtischen Schriften. Vierter Band. Leipzig, verlegts Adam Friedrich Böhme. 1782. in 8. 472 Seiten.

Gegenwärtiger Band enthält 24 Aufsätze von einem bald mehr bald minder wichtigen Innhalte, doch sind solche mit besserer Auswahl übersetzt, als wir von dem letzten Bande zu sagen genöthigt gewesen. Von den interessantesten wollen wir einiges ausheben, und unsere Leser mögen dann selbst urtheilen. Ausführlich werden die Krankheiten erzehlt, welche Mr. **Mauduyt** durch die Elektricität geheilet hat, als schwarzer Staar, Taubheit, ausgetretene Milch, unterdrückte Reinigung und dgl. Diese Aufsätze nehmen allein 204 Seiten ein. Hr. **Darbius** beweist, daß der Urin sich nicht allemal in dem Kreißlaufe des Blutes befunden habe — er ließ zum Beyspiele jemand Salpeter mit Punsch vermischt trinken, hernach Spargel essen, und fand, daß der Salpeter eher seine Spuren im Urin, als in dem aus der Ader am Arme gelassenen Blute zeigte. Hr. **Wasre** heilte den schwarzen Staar und eine Lähmung beyder Augenlieder durch die Elektricität, vollkommen. Des Hrn. Dr. **Siefert's** in Weimar Erfindung aus den Schwämmen von alten Birnbäumen und der kaustischen Lauge eine wahre Waschseife zu verfertigen, ist aus der Gazette Salutaire genommen, steht aber ursprünglich in den Akten der Churmaynzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt. — Löblicher wäre es doch, wenn französische Schriftsteller die Quellen, woraus sie dieses oder jenes genommen, besser angäben! die Vortheile der Inokulation sind in Frankreich, besonders in der Hauptstadt, ganz bekannt, und fast alle Hausväter wünschen ihren Kindern diesen Vortheil verschaffen

sen zu können; es sind aber blos reiche Leute vermögend dieses zu thun — Leider! ist es verboten in der Stadt zu inokuliren, und diejenigen, welche sich dieser Wohlthat bedienen wollen, müssen aufs Land geschaffet werden. — Hr. Götz ist dermalen der Modeeinimpfer und hat häufig mit gutem Erfolg diese Operation unternommen. Geschichte der Heilart von funfzehn Personen, welche von einem tollen Hunde waren gebissen worden, durch die Herren Poissonnier ꝛc. Die Kranken wurden mit Quecksilbersalbe behandelt. Von dem Nutzen der tonischen Pillen des M. Bacher in der Wassersucht mit einigen glücklich abgelaufenen Kuren.

Ek.

Pharmacopoea Rossica. Petrop. MDCCLXXXII. in 8. 156 Seiten.

Dieses Rußische Apothekerbuch erschien schon 1778 in 4. auf Befehl der Kayserinn, und war 142 Seiten stark. Bey dieser Auflage in 8. ist eben der Vorbericht vom Kayserl. Kollegium medikum wie in gegenwärtiger. Höchstwahrscheinlich ist jene Auflage in 4. gar nicht in den Buchhandel gekommen, daher wollen wir bey dieser Anzeige etwas ausführlich davon reden. Diese Pharmacopoea zerfällt in zwey Abschnitte, der erste begreift die einfachen Arzneymittel, wobey kürzlich der Linnäische Name und öfter auch der Geburtsort des Mittels angegeben wird. — Man siehet hieraus, welche unglaubliche Menge von Mitteln in den weitläuftigen Rußischen Staaten wachsen (bey der ersten Ausgabe ist neben den Linnäischen Namen auch der Rußische beygefügt worden). Nun wollen wir die zusammengesetzten Mittel etwas näher beleuchten. Wundersam ist es Recensenten vorgekommen, daß die Herren Verfasser sich, wie man merkt, Mühe gegeben haben, die gewöhnlichen officinellen Benennungen zu verändern, obwohl auch die gewöhnlichen Benennungen mit beygefügt sind — (es ist sehr zu fürchten, daß dieses in den Apotheken oft zu Irrthümern Anlaß geben mag) z. B. acidum muriaticum ist der mit Vitriolöl destillirte Salzgeist. Alcali ammoniacale bedeutet das flüchtige Salz so aus Pottasche und Sal-

Salmiak durch die Sublimation bereitet wird. — Besser ist es doch, dieses Salz durch den Zusatz der weissen Kreide zu verfertigen. Causticum antimoniale soll für Spießglasbutter gelten. Cancrorum calculi triti, sind fein pulverisirte Krebsaugen. Causticum lunare soll für den Höllenstein aus Silber und Salpetergeist gelten. Elixir aurantii compositum ist die Vorschrift von dem Hofmann'schen Visceralelixir. Bey den mehresten Pflastern wird ein sogenanntes Emplastrum commune aus Oel und Silberglett gemacht, angewendet, wie z. B. wenn zu diesem Pflaster Quecksilber gemischt wird, so heißt es: Emplastrum mercuriale; und wenn zu drey Pfunden dieses Pflasters ein halbes Pfund Wologdische Seife gesetzt wird, so bekommt es den Namen Seifenpflaster. Der gewöhnliche Salmiakgeist hat hier die paradoxe Benennung: Lixivium ammoniacale commune. Ein anderes Lixivium ammoniacale succinatum ist eine Mischung aus Weingeist, Seife und Agtsteinöl. Das zerflossene Weinsteinöl wird Lixivium tartari genennt. Die Magnesia aërata wird aus der Mutterlauge des siberischen Kochsalzes durch Zumischung der Pottaschenlauge bereitet, und hernach ausgesüßt. Das crassamentum martis ist das gewöhnliche Eisenextrakt, so aus Aepfelsäfte und Eisenpfeile bereitet wird. Die Vorschrift zur Bereitung des Phosphorus ist folgende: Acht Theile schmelzbares Harnsalz und ein Theil Ofenruß soll aus einer irdenen Retorte destillirt, und so bald der Phosphor anfängt überzugehen, soll das Feuer vermehrt werden. Die gewöhnlichen Pillenmassen, wie z. B. die Massa pilularum e Styrace besteht aus zwey Theilen Storax, einem Theil Süßholzsaft und einem Theil Opium. Diese und ähnliche Abkürzungen machen den Einsichten der Verf. Ehre. Eine Salsilago ammoniacalis acetosa ist das mit Eßig gesättigte flüchtige Salz aus dem Salmiak, und die Salsilago cornu cervi succinata unser liquor cornu cervi succinat. Noch eine Salsilago oxytartari ist nichts mehr und nichts weniger als eine mit Eßig gesättigte Pottasche. Soda acetosa heißt die kristallisirte blätterichte Weinsteinerde aus mineralischen Laugensalze mit Eßig gesättigt. Ueberhaupt scheinen die Verf. sich mit den Benennungen der Aerzte und Apotheker im übrigen Theil von Europa gar nicht befassen zu wollen, denn auch der so

gewöhn-

gewöhnliche liquor anodinus mineralis Hofmanni heist hier Spiritus vinosus vitriolicus. Das Bezoardicum minerale heist hier Tartarus antimonialis. Die Komposition zum Theriak ist hier auch auf eine lobenswerthe Art abgekürzt. Die Tinctura succini setzen die Verf. anstatt des Weingeistes mit dem liquore anodino an. Zuletzt: Pharmacopoea castrensis Rossica. Hier werden zwar auch die in der Pharmacopee gewöhnlichen Namen gebraucht, aber wahrscheinlich zur Belehrung der Feldwundärzte die gebräuchlichen officinellen Namen beygefügt, so wie z. B. acidum muriaticum, *Spiritus salis*; acidum vitrioli tenue, *Spiritus vitrioli* u. s. w.

DW.

Pharmacia rationalis denuo correcta et aucta. Edidit eam D. *Philippus Jacobus Piderit*, Societatum latinarum Marchico-Badensis, quae Carolsruhae nec non quae Jenae floret, membrum honorarium, Cassellis apud Joannem Jacobum Cramerum. 1782. 383 Seiten, in 8.

Wir haben unsere Meynung über diese Pharmacie schon in den 45sten und 48sten Stück d. a. d. B. gesagt, und bey fleißiger Durchsicht und Gegeneinanderhaltung hier doch verschiedenes verbessert angetroffen. So ist z. B. das Elixir proprietatis weggelassen — bey dem Emplastro mercuriali ist die Quantität des Quecksilbers verringert — ferner ist bey der Vorschrift zur Bereitung des Milchzuckers der Weinsteinrahm weggelassen, und dagegen Laab-Kraut, oder Kälbermagen, oder auch Eyweiß zu Schaum geschlagen, empfohlen worden. Ferner: bey der Beschreibung des Spiritus mindereri ist statt des Salmiakgeistes der Hirschhorngeist vorgeschrieben; bey dieser Umänderung haben denn die Worte donec cessat effervescentia, statt. Am Ende des Vorberichts sagt Hr. Piderit daß gegen die öffentlichen und Privaterinnerungen, so gegen die erste Ausgabe, zum Vorschein gekommen, die Beantwortungen in einem besondern Buche erscheinen sollten — bis dahin also wollen wir

uns gedulten, und die Einwendungen welche wir noch wi-der eines und das andere in der gegenwärtigen Ausgabe vorzubringen hätten, versparen, wünschen übrigens sehr, daß jener Ausspruch eines Recens. im Leipziger Intelligenz-blatt vom 2ten Novemb. 1782 über das gegenwärtige Buch, der Wahrheit nahe kommen möchte, wo es heißt: „für die Teutschen bleibt jetzo noch immer die pharmac. rationalis, die besonders Hr. Prof. Piderit in Cassel herausgegeben hat, das beste; es überflügelt das neue Preußische rc."

DW.

Pharmacopoea Herbipolitana in usum patriae congesta a *Franc. Henr. Meinolpho Wilhelm*, philosoph. et medic. Doctor. Prax. Chemiae et medicin. clinic. Profess. publ. et Ord. Rever. ac Celsiss. S. R. I. Principis, Episcopi Bamberg. et Herbipol. Franc. orient. Duc. Consiliar. aulic. et Archiatri. Hospitalis Juliaei, et ad S. Dietericum medic. ord. Bambergi et Wirceburgi, Sumptibus Tobiae Goebhardt. 1782. gr. 8. 249 Seiten, nebst einem Register.

Ob wir gleich seit dem letzten Jahrzehend einen Ueberfluß an schlechten, guten und mittelmäßigen Apothekerbüchern haben: so verdient doch auch der Verf. gegenwärtiger Pharmacopee unsere Aufmerksamkeit, und zugleich den Dank aller rechtschaffnen Aerzte, denen es Herzenssache ist, die Apotheken von unnützem Wuste zu säubern. Der Verf. konnte dieses um so mehr, da ihm von seinem Fürsten der Auftrag geworden, dieses heilsame Geschäfte zu unternehmen. Man sucht demnach in gegenwärtigem Buche Doct. Michels rothes Herzpulver, Marggrafenpulver, die verschiedenen Bezoarpulver u. dgl. hier vergebens, und es sind dagegen andere kräftige Mittel der neuern Aerzte aufgestellt. Das Buch zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste begreift die medicinische Materie aus den drey Naturreichen, und der zweyte die zusammengesetzten Mittel. Bey den einfachen Mitteln

Mitteln sind allezeit die Linnäischen Namen beygefügt. Hin und wieder stößt man doch auf Compositionen, deren Endzweck ein Räthsel bleibet, z. B. aqua calcis cum cera — ein Pfund Kalchwasser aus gebrannten Austerschalen gemacht, sollen mit drey Quentchen Wachs gerieben, hernach in Digestion gestellt, endlich durchgeseihet werden — wie viel wird von den Kräften des Wachses in dieses Kalchwasser übergehen? Ferner: acetum myrrhae — der Eßig löset die Myrrhe keinesweges auf, wohl aber der mit Wasser verdünnte alkalisirte Salpeter — dahingegen trift man bey der Beschreibung des Myrrhen-Extrakts keinen Zusatz von irgend einem Laugensalze an, welches doch so nothwendig dazu gehört, um den Extrakt in hinlänglicher Menge und Geschmeidigkeit zu erhalten. Das Sal microcosmicus S. 178 hätte auch eine genauere Beschreibung verdient; denn nach der angegebenen Methode des Verf. wird man kaum das Küchensalz vom Harne scheiden können. Zudem gehört diese Beschreibung so wenig in ein Apothekerbuch; als die Bereitung des ätzenden Sublimats, welchen die Apotheker sicherer von Fabrikanten nehmen, und dessen Aechtheit untersuchen können. — Bey der Bereitung des Schirlingspflasters ist des Saftes zu viel, oder er müßte in Gesellschaft des Oels inspißirt werden; außerdem wird dies Pflaster beständig Schimmel haben und nie eine Pflaster-Consistenz bekommen. Bey manchen Zusammensetzungen wäre es überhaupt besser gewesen, wenn der Verf. einen geschickten Apotheker zu Rathe gezogen, ehe er die Vorschrift dazu niedergeschrieben hätte: dann würde gewiß mancher Fehler vermieden worden seyn, welches wir bey einer neuen Auflage, (wenn das Buch eine erfahren sollte) recht sehr wünschen. DW.

Onomatologia medico-practica. Encyklopädisches Handbuch für ausübende Aerzte in alphabetischer Ordnung ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Aerzten, I. Band, Nürnb. in der Raspischen Buchhandlung 1783. gr. 8. 2846 Seiten gespalten.

Wörterbücher sind für die Anfänger Bedürfniß, und für die ältern Aerzte bequem zum Nachschlagen. Daher müssen

müssen die Verf. ihre Bücher kurz, aber vollständig machen, alle Begriffe, Bedeutungen rc. nervicht erklären, und alles, was nicht zur Sache gehöret, sorgfältig abschneiden, folglich sich nichts erlauben, wodurch die Schrift zwar mehrern Bauch, aber wenigern Werth bekommt. Die vorliegende endigt sich mit dem Buchstaben E, und enthält manche gute Erklärung, manche seltene Worte, manche heilsame Anmerkungen, aber auch vieles, was das Buch ohne Noth vertheuert, und zu nichts fruchtet. Dahin rechnen wir das Abschreiben ganzer Stellen aus andern Werken, griechisch, lateinisch und deutsch, (das letzte war wohl hinreichend) die beleidigende Ausfälle auf gewisse Männer, z. B. S. 388 Nicolai, der gewesene Famulus von Fr. Hoffmann, S. 484 Immanuel Walch, S. 494 das Sechsducatenprogramm des sel. Vogel, S. 2651 Hoffmann, Principal des Hrn. Hofrath Nicolai, S. 2678 das Examen und die unanständige Schilderung eines Professors der Kräuterkunde, S. 2689 (das auch ohnedies auf keine Weise in ein Encyklopädisches Handbuch gehört) Hamberger rc.; die Menge von Recepten, die in bekannten Büchern stehen; die öftern Komplimente, die der Verf. oder die Verf. (wir wollen darüber nicht streiten) sich machen; die unfruchtbare Redseligkeit und Schwatzhaftigkeit, z. B. S. 616, 1083; die unzeitigen Ausdrücke eines sehr faden Witzes und komischen Laune, z. B. S. 706, 1038, 1040, 2653, und die deutschen und lateinischen Verse, Geschichtchen und Anekdötchen, wie S. 2696; daß van Swieten bullirte Aerzte für 50 fl. gemacht habe rc. Hier und da fehlen bey allen entbehrlichen Bedeutungen, gerade die üblichen, z. B. Apospongismus, wo das Schwammanlegen bey Blutigeln mangelt. Diese und ähnliche Flecken sind künftig zu tilgen, wenn der Verf. mehr für Ehre, als für Einnahme besorgt seyn will.

Hr.

Diätetisches Wochenblatt für alle Stände, oder gemeinnützige Aufsätze und Abhandlungen zur Erhaltung der Gesundheit. Zweyter Band, herausg. von P. B. C. Graumann, Prof. in Bü-

Bützow. Rostock mit Müllers Schriften 1782. 8. 380 Seiten.

Abermals 48 Predigten über diätetische Sünden, in dem gewöhnlichen Styl der Wochenschriftsteller abgefaßt! Wem daran gelegen ist, etwas vom Kauen, von den mancherley Fleischarten, Küchenkräutern, und Folgen der Leidenschaften, von den Schuhen, Schulstrafen, Fröschen, Enten, Stockfisch u. s. w. zu lesen, der wird hier das vornehmste finden. Aber, der Hr. Professor sollte doch rein, anständig und ohne Provinzialismen schreiben. Dahin rechnen wir z. B. **genügen, Spektakel machen, Alternative, Grapen, Defekt, verkummern, versauren, Hypochonder werden, Quark kommen lassen, sich an den Stral der Hoffnung anklammern, Kniffe, Sackul, Dreydoppelt, Prädilektion, imprägniren, durchhecheln, mahl wieder, Puterbraten** :c. Der Volksschriftsteller kann doch wenigstens rein deutsch schreiben. Hr.

Sal. Theoph. de Meza M. D. Poliat. Hafn. Compendium medicum practicum per fasciculos distributum. Vol. III. tres ultimos fasciculos sc. VII. De tumoribus et ulceribus. (92 S.) VIII. De vulneribus. (56 S.) IX. De venenis (72 S.) continens. Hafniae ap. Proft 1783. 8.

Dem Himmel sey Dank, der Hrn. de Meza von dem Irrwahn zurückgebracht hat! Er legt seine Feder nieder, und schreibt nun hoffentlich nie wieder. In seinem Buche ist nirgends Ordnung, Gründlichkeit und Vollständigkeit. Da stehen im Abschn. 7. bey Gelegenheit der Brustentzündung sogleich einige Kap. de aliis consectariis a lacte repulso, de lactatione und nutricis delectu, im Abschn. 8. ein Anhang de stymatosi, raucedine und morbis a suppressa transpiratione, und im Abschn. 9. sogar noch etwas de idiosyncrasia. Wie hat sich das alles hieher verirrt, und noch dazu so mangelhaft und unreif? Die Recepte taugen abermal nichts. Hr.

J.

J. Gottfr. Essich, d. A. D. und Mitglied des Med. Colleg. zu Augspurg, medicinisch-chirurgischer Catechismus zum Nutzen und Gebrauche aller derjenigen Lehrlinge, welche sich der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst widmen wollen. Augsp. bey Matth. Riegers sel. Söhnen 1782. 8. 727 Seiten ohne Reg.

Der Katechismus enthält die Anfangsgründe der Physiologie, Anatomie, Materia medica, Chirurgie, Pathologie und Therapie, und hat das Gute und Böse aller dergleichen Bücher an sich, ist mit latein. Kunstwörtern überhäuft, mit Provinzialausdrücken reichlich gesegnet, und besonders nicht in der besten Ordnung abgefaßt. Welcher Kenner wird die hier sehr mager ausgefallene Physiologie vor die Anatomie setzen? Die Pathologie nach der Chirurgie? Denn die erstere ist nichts, als eine angewandte Anatomie, und die allgemeine Krankheitslehre der erste Grund der Chirurgie. Unter den Krankheiten stehen Selbstbefleckung, die sonst in den Handbüchern fehlet, Matrosenfieber S. 582, Mitesser S. 710, Herzgespann S. 726. außerdem aber auch die Krankheiten der meisten Künstler. Noch lieset man hier S. 302 die Cephalica, basilica, Medianader, Rosenader, wo und wenn sie geöffnet werden sollen; in der Materia medica so manches unnützes Recept, mit altväterschen Ingredienzien versetzt oder überladen; z. B. der kühlende Julep S. 291 ist viel zu sehr beladen; die Aqua Bursae past. plantag. equiset. sind entbehrlich; Essenzen und Tinkturen giebt es reichlich; die Beschreibung der Krankheiten dürfte wohl viele Einschränkung leiden. So entstehet S. 560 der Aberwitz von einer Verstopfung der Hirngefäße, welche den Nerven die Lebensgeister zuführen; der Aussatz S. 561 hat nur zwey Arten unter sich: den Aussatz der Griechen und Elephantenaussatz; der Sonnenstich S. 607 ist ein unversehener und plötzlicher Eindruck, den die Sonnenstralen auf den Körper, zuvörderst aber auf den Kopf machen; die Trochisci albi de Rhasis S. 356 figuriren hier gar sonderbar in dem Regenwasser gegen die Schärfe der Thränen; und wer Lust und Belieben hat, die 5 erweichenden Kräu-

Kräuter und 5 kleinen eröffnenden Kräuter S. 218 f. die 5 herbae capillares, die 4 herzstärkenden Blumen, die 4 großen und kleinen erwärmenden Saamen, die 5 Geschlechter der Myrobellen, die 4 herzstärkenden und die 4 antipleuritischen Wasser, die 4 Brustwasser, die 4 erwärmenden und kühlenden Salben, die 3 magenstärkenden Oele ꝛc. kennen zu lernen, der komme, und erbaue sich, so lange er will. Uns ekelt für solcher Speise. Das wenige Gute schwimmt in der Menge des Schlechten oder Unrechtgesagten, wie einige Tropfen Oel in dem großen Weltmeer, und wir bedauren den Schreiber, daß er seinen Beruf nicht besser fühlte.

Hr.

Phil. Conr. Fabricii, Prof. (quondam so sollte der Titel heißen) Helmstad. — Animadversiones varii argumenti medicas ex scriptis ejusdem minoribus collegit notisque adjectis edidit D. *Ge. Rud. Lichtenstein* Med. Prof. Fascicul. primus. Helmstad. typ. et impens. Kühnlin 1783. 4. 140 Seiten.

Fabricius gehört unter die reellen Aerzte der Helmstädtischen Schule, der gründlichen Gelehrsamkeit. Hier ist der Anfang einer brauchbaren Sammlung von Bemerkungen, aus den Streit- und Einladungsschriften gezogen. Vorne stehen Observationes anatomicæ, die wir kurz ausheben wollen. 1) Sectio cadaveris puellæ atrophicæ. Würmer und Verstopfungen der Gekrösdrüsen waren zugleich vorhanden. 2) Cadauer 6 — 8 hebdomadum. Das Kind hatte viele Aehnlichkeit mit einem Neugebohrnen wegen Mangel der Ernährung, sehr viel Milchgefäße im kleinen Gekröse, und im Gekröse der dünnen Därme gar keine, dagegen desto mehr Einsaugegefäße im Grimmdarme. 3) Cadaver pueri phthisici. Zuerst die gewöhnlichen Fehler der Lungensüchtigen, in den Schlafadern aber war der Stamm der linken Wirbelschlagader zweymal so weit, als der rechte; die Gekrösdrüsen verhärtet, die Leber ungewöhnlich groß, der Musculus rectus posticus et minor capitis auf beyden Seiten doppelt, der sonst fehlende Palmaris an jeder

jeder obern Extremität gegenwärtig, hingegen der Plantaris longus fehlte in beyden Füßen. 4) Cadaver feminæ venereæ. Aeußerlich sah man keine Zeichen der Lustseuche, allein die Knochen hatten die gewöhnliche Beinfäule, der Magen und die Därme eine erstaunliche Weite, die Peyerschen Drüsen waren nicht zu sehen, desto mehr Brunnersche Drüsen. 5) Cadaver feminæ ex ulcere externo mortuæ. Der Grimmdarm war mit dem Bauchfelle ganz verwachsen, der Gallengang sehr erweitert, der Muttermund beynahe knorplicht. 6) Sectio cadaueris masculini inflammatione mortui. Die Beobachtung dienet zur Bestätigung der schnellen Tödtlichkeit der Darmentzündung. Der Auswurfsgang der großen oder kleinen Gekrösdrüse endigte sich nicht am Ende des gemeinschaftlichen Gallenganges, sondern einen Daumbreit über demselben. Auf der harten Hirnhaut saßen viel Pacchionische Drüsen, und so auch an der Spinnenwebe- und zarten Haut. 7) Circa pulmonum pleuræ adhæsionem. Die Lunge war mit dem Rippen-Mittel- und Zwergfelle genau verwachsen, und schien von der Lebensart des blasenden Cantors entstanden zu seyn. 8) Vecus cacœtheum colli. Die Medianfurche war sehr tief, die sonst bey Erstgebährenden schwer zu bemerken ist. Das Geschwür gieng oberwärts in die Ohrdrüsen, und unterwärts in die Halshöhle, und das rechte Kinnbackenbein war von der Beinfäulniß ergriffen, auch zweymal gebrochen. 9) Apoplexia epilepsiam sequuta. Die Gallenblase enthielt 200 winklichte unordentlich gebildete dunkele zerreibliche kleine Steine. Der Eyerstock einige große Wasserblasen. Die Kopfadern waren ganz blutleer, aber voll Luft. Das Gehirn trocken und sehr fest. (Also ein Beweiß, daß festes Gehirn so wenig ein Zeichen der Melancholie ist, wie die übrigen Hirnveränderungen, welches neulichst Hr. Hofrath Gruner in einer Disp. de caussis melancholiæ et maniæ dubiis, in medicina forensi caute admittendis, sehr einleuchtend erwiesen hat.) Diese Steine scheinen die Fallsucht erzeugt zu haben. 10) Circa vasorum systema. Giebt einige Verschiedenheiten der rechten Schlafpulsader bey einem jährigen Kinde, die unmittelbar aus dem Bogen der großen Schlagader kam. Der Botallische Gang war noch offen, die Nabeladern so weich, daß sie einige Tropfen Blut von sich gaben; der Hüftnerven an dem einen Schen-

kel

tel doppelt, am andern unzertheilt. 11) Effectus senii. 12) Singularia in cadavere puellæ atrophicæ. Das besondere war das Verwachsen der Lunge mit dem Brustfelle bey einem vierjährigen Mädchen, und im Herzen eine kleine Verhärtung. 13) Effectus senii. Die beyden Arteriæ iliacæ waren bey der alten Jungfer innerlich mit einer steinernen Rinde überzogen; der Kitzler und die Nymphen so groß, daß sie für einen Zwitter paßiren konnte; das Herz fleischigt, der untere Theil der halbmondförmigen Klappen der großen Pulsader knöchern; die Schlunddrüse dreymal größer als gewöhnlich und fast scirrhös; das Gehirn etwas weich, und die Zirbeldrüse ohne Steine. 14) Hernia cruralis epiploica. Suturæ cranio insolito tumescentes. Die Zirbeldrüse war voll Sandkörnchen, aber ohne da gewesenen Tiefsinn. 15) Status vasorum umbilicalium et cordis in infante 8. dierum. Die Nabelader, der Adergang in der Leber und die Nabelschlagadern, ingleichen der Anfang der Blasenschnur, das eyförmige Loch und der Botallische Gang, waren noch offen; die Eustachische Klappe bemerklich, aber ohne Netzförmigen Bau. 16) Sectio feminæ cancro alterius mammæ defunctæ. 17) Ventriculi, renum et ureterum constitutio præternaturalis. Der Magen war ausserordentlich verengert, besonders in der Mitten, am Pförtner aber zweymal größer; beyde Nieren verhärtet; das Becken sehr enge, der Harngang aber sehr weit, unten aber wieder sehr enge. 18) Partes genitales hydropici. Die Leber war schwarz, die Milz ausserordentlich groß, das rechte Herzohr und die ungepaarte Ader voll, die rechte und linke Herzhöhle aber leer vom Blute, im Gehirne und am Anfange des Rückenmarkes viel Wasser, die Zirbeldrüse mit Sandkörnchen versehen. 19) Susceptio intestinorum. Bey einem Knaben von 6 : : 8 Jahren fand man viele runde Würmer in den Därmen, und eine Verschlingung. 20) Hepar ad umbilicum extensum. Bey einer wassersüchtigen Weibsperson war blos die Leber verhärtet, und bis an den Nabel herabgefallen. 21) Varia in alio hydropico annotata. Die Lungen wurden verwachsen gefunden, das Herz war sehr klein, die Halsadern voll Polypen, Milz und Leber verhärtet, das Netz gesund (dies ist bey der Bauchwassersucht selten), die Nieren größer, die Harngänge sehr weit, die Hirnschaale, an den Schläfen

sehr eingedrückt und enge, die Sinus voll Polypen, die linke Hirnhöhle voll gerinnbarer Lymphe, die Zirbeldrüse ohne Sand, der linke Augennerve zärter als der rechte. 22) Cor putridum. Ein plötzlich verstorbener Mann hatte angewachsene Lungen, wovon die rechte schwärend, die linke verhärtet und mit vielen Körnchen angefüllet war, ausserdem war das Herz ganz weich und faul, und die große Gefäße voll schwarzen Blutes. 23) Hydrops ovariorum. Die Eyerstöcke waren so groß, wie ein Ball. 24) Sectio feminæ, quæ lue venerea laboraverat. Die Nasenspitze hatte etwas Schwärendes an sich, die Geburtsglieder schienen gesund zu seyn, die Mutter war gesund, die Eyerstöcke aber mit den Trompeten verwachsen und wassersüchtig, das Gehirn faul. 25) Pulmo feminæ adultæ aquæ injectus fundum petens musculusque biceps in altero brachio ex 3. portionibus constans. Der rechte Lungenflügel war von der Entzündung verdichtet, und fiel daher (wie billig) zu boden. 26) Singularia in juvene violentia externa extincto. 27) Observata in corpore viri a vacca perempti. Magen und Därme des 60jährigen Mannes, nebst der rechten Lunge, waren brandigt, in der Harnblase auf der linken Seite zeigten sich zwey Brüche von der Größe eines Fingers, die sich nach Art der wahren Pulsadergeschwülste gebildet hatten, das Gehirn war entzündet, und die größern Aeste mit einer Gypsmaterie angefüllet, verschiedene Muskel angegriffen, die dritte, vierte und fünfte Rippe ehedem gebrochen und wieder ganz gesunde verwachsen. 28) Arcus arteriæ aortæ 4. ramos emittens. 29) Procidentia uteri in vetula et alia quædam insolita. Die beyden Pyramidalmuskeln fehlten, die Gekrösdrüsen waren, wie bey jüngern Personen, sichtbar, die Harngänge weiter, der Mutterhals und der übrige Theil unter dem Bogen der Schambeine heraus getreten, die Nieren, wie bey Kindern, aus mehrern kleinen zusammengesetzt, und in der Gallenblase ein Drüsenartiger Stein. 30) Foramen ovale in corde infantis 7. hebdomadum jam clausum. Das eyförmige Loch war schon mit der Klappe verwachsen, der Botallische Gang und der zurückführende Adergang, die Nabelader und Nabelschlagadern, ingleichen das Blasenband, noch offen. 31) Sinistra cavitas thoracis amplior, quam dextra. Ist, als Abweichung von der

der Regel, merkwürdig. 32) Longitudo intestinorum in infantibus insignis. Die Länge der Därme bey dem dreymonatlichen Kinde betrug zehnmal mehr als der ganze Körper. — Nun folgen einige Disput. und Einladungsschriften, deren Titel wir nur noch anzeigen können. 1) De cognitionis anastomoseos vasorum, præcipue arteriarum, — usu. 2) Letalitas vulnerum ventriculi secundum principia medica et anat. expensa. 3) Præcipuæ cautiones in sectionibus et perquisitionibus cadaverum human. pro usu fori observandæ. 4) Morbus et Curatio juvenis, prægrandi musculorum abdominis inflammatione et periculosa puris effusione laborantis, paracentesi in integrum restituti anat. et medice consideratus. 5) Facilitas insignis extractionis fœtus vivi et incolumis in parturientibus procidentia uteri sine inversione laborantibus tempestive tentate, notabili quodam casu clinico-pract. et arg. anat. declarata. 6) Orat. de vita bene morata, optimo valetudinis tutamento ad longævitatem præstanti juvamine. Diese Abhandlungen sind meistens belehrend, nicht so flüchtig hingeworfen, wie es manche lebende, reife und unreife Zergliederer zu thun pflegen, der Ausdruck ist erträglich, und die Ausführung gründlich, folglich die Fortsetzung nicht überflüßig.

Hr.

D. Joh. Christian Starkens, der Arzneywissenschaft Prof., des Herzogl. Weimarischen Hebammeninstituts zweyten Direktors, Hebammenunterricht in Gesprächen, nebst dem Verhalten und Vorschriften für Schwangere, Gebährende, Kindbetterinnen und neugebohrne Kinder. Jena, verlegens Christ. Heinr. Cunos Erben, 1782. 15 Bogen gr. 8.

Um dieser, größtentheils stupiden Gattung von Menschen deutlich und verständlich zu werden, wählte der Verf. die Methode, seinen Vortrag in Frage und Antwort einzukleiden. Er hat sich deswegen so viel als möglich in den

Volkston herabzustimmen gesucht. Fast sollten wir meynen, daß er zu glücklich hierinn gewesen ist, weil der Ausdruck öfters zu sehr ins Gemeine fällt, zu sehr weibergeschwätzig ist. Hier und da sind wir auch mit seinen Rathschlägen nicht ganz zufrieden; z. B. S. 113 will uns der Rath nicht gefallen, die Wasserblase mit einer Stricknadel zu öffnen, weil es ein sehr stumpfer Körper ist, der entweder die Oeffnung nicht bewerkstelliget, oder, wenn Gewalt gebraucht wird, leicht schaden kann. Ueberhaupt ist das Sprengen der Wasserblase ein sehr seltner Fall, und sollte es einmal nöthig werden, so kann man die Blase bis zum Ausgange der Geburtstheile herabsteigen lassen, wo man sie ohne einige Gefahr mit der Spitze einer Scheere oder mit dem Steinschen Wassersprenger, einem sehr wohlfeilen Instrumente, öffnen kann. S. 117 ist der Verf. im Irrthum, da er glaubt, daß, wenn der mütterliche Theil der Nabelschnur nicht unterbunden sey, und fortblute, der Mutterkuchen sich noch nicht gelößt habe. Sollte ihm wohl unbekannt seyn, daß der Mutterkuchen sogleich ein todter Theil werde, sobald die Verbindung mit dem Kinde durch Trennung der Nabelschnur gehoben ist, und daß in diesem Theile aller Kreislauf des Bluts aufhöre, ausgenommen, wenn mit dem nämlichen Mutterkuchen noch ein Zwilling in Verbindung stehet? Das Blut, welches öfters nach der Geburt aus der Nabelschnur zu fließen scheint, kömmt nicht aus dessen Gefäßen, sondern aus dem Orte der Gebährmutter, wo sich der Mutterkuchen etwas getrennt hat, und nimmt seinen Lauf an der äußern Oberfläche der Nabelschnur herab. S. 119 ist der Rath, die Nachgeburt nicht länger als 2 bis 3 Stunden sitzen zu lassen, viel zu unbestimmt, und kann bey Leuten von so eingeschränkten Verstande sehr nachtheilig werden. Denn es ist eine ausgemachte Sache, daß durch das übereilte Herausnehmen der Nachgeburt den Weibern mehr Schaden zugefügt wird, als durch das längere Zurücklassen. Wo kein Blutfluß da ist, da kann man sie ganz sicher mehrere Stunden ganz ruhig sitzen lassen, besonders bey Personen, deren Geburtstheile durch eine schwere Geburt viel gelitten haben. Auch ist die Losschälung der Nachgeburt, die so viele Behutsamkeit erfordert, solchen Weibern im geringsten nicht anzuvertrauen. Uns sind verschiedene traurige Fälle bekannt, welche durch dergleichen kühne Behandlungen verursacht worden. Der Verf. erlaubt

sogar

sogar den Hebammen eingeklemmte Mutterkuchen herauszunehmen, die doch oft dem geschicktesten Geburtshelfer viele Mühe machen. S. 121 haben wir uns sehr gewundert, daß der Verf. den Hebammen anräth, die Verschließung des Mastdarms, der Mutterscheide und des Harngangs durch einen Stecknadelkopf zu öffnen; ferner, das zu kurze Zungenbändchen mit der Scheere zu zerschneiden! Die Indikation hierzu ist folgende: Wenn man dem Kinde gleich nach der Geburt den Finger in den Mund stecke, und es nicht sogleich sauge, so sey das Zungenbändgen zu kurz!„ Viele Kinder saugen aber nicht sogleich und augenblicklich nach der Geburt, ohngeachtet kein Fehler am Zungenbändgen ist! Würde dies nicht zu vielen schädlichen und ganz vergeblichen Schnitten Gelegenheit geben? Und ist es wohl rathsam, dergleichen Schnitte, die viele Beurtheilungskraft und Kenntnisse erfordert, Weiberköpfen anzuvertrauen? Ueberdies fällt dieser Naturfehler sehr selten vor."

Die Befolgung des Raths, den der Verf. S. 128 seinen Hebammen giebt, würde gefährlich, ja tödlich ausfallen. nämlich, daß man sogleich die Nachgeburt trennen müsse, wenn die Gebärmutter erschlafft sey, auch wenn kein Blutfluß da sey. „Da die Erschlaffung der Gebährmutter fast allezeit nach einer großen, kurz vorhergegangnen Anstrengung dieses Theils erfolgt, so scheint die Natur diese Pause nur zu machen, um neue Kräfte zu neuen Zusammenziehungen zu sammlen; wenn nun diese Pause ohne Blutfluß ist, so hängt der Mutterkuchen noch fest in allen Punkten mit ihr zusammen und ist nicht die geringste Gefahr vorhanden. Wir können hier ruhig den Zeitpunkt abwarten, in welchem sie wieder anfängt, thätig zu werden und durch ihre eigene Kräfte den Mutterkuchen zu trennen. Nichts veranlaßt uns hier die Natur in ihrem Schlummer zu stören; sie würde sich durch einen gefährlichen, ja tödlichen Blutsturz an der voreiligen Kunst zu rächen suchen, die ihr diese ruhigen Erholungsaugenblicke mißgönnen wollte." Wir hoffen, daß der Verf. diesen Rath in seinem mündlichen Vortrage verbessern wird. Sonst herrscht durchaus viel Deutlichkeit.

Mk.

Des Herrn Albrecht von Haller auserlesene chirurgische Disputationes in einen Auszug gebracht und mit Anmerkungen versehen von Friedrich August Waiz, der Arzneygelahrheit Doctor. Dritter Band. Leipzig, bey Herteln, 1782. 22 Bog. in 8.

Auch diesen dritten Band haben wir mit Vergnügen gelesen. Denn, wem sollte es wohl nicht Freude machen, den Kern einer Nuß zu speisen, nachdem sie von ihren Schaalen und Häuten sauber gereiniget worden? Und dieses ist bey Schriften dieser Art, wo das Nutzbare und Wesentliche gemeiniglich mit einer dicken Schaale von leerem Geschwätz umwickelt ist, keine geringe Arbeit. Die Anmerkungen sind größtentheils wohl angebracht und zeigen eine gutbenutzte Belesenheit der neuesten chirurgischen Schriften. Auch waren sie oft sehr nöthig, da die äußere Heilkunde nach der Zeit, in welcher diese Streitschriften erschienen, eine ganz andere Gestalt angenommen hat, und demnach manches zu verbessern war. Derer in diesem Bande befindlichen Dissertationen sind 33. Der bestimmte Raum dieser Bibl. erlaubt nicht sie anzuführen. Sie betreffen Krankheiten des Unterleibes, nämlich, verschiedene Arten von Brüchen und Zufälle bey der Geburtshülfe.

Mk.

Verhaltungsregeln für Schwangere, Gebährende und Wöchnerinnen gegen Vorurtheile und Mißbräuche, welche ihnen so gefährlich werden, von P. H. Büsch, d. A. G. D. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung, 1782. 104 Seiten, 8.

Diese kleine Schrift ist in einem guten populären Tone abgefaßt. Frauenzimmer, die lesen können und wollen, werden hier manches finden, das ihnen nützlich seyn kann. Sie werden auf Vernunft und Erfahrung gegründete Verhaltungsregeln antreffen, wie sie sich in der Schwangerschaft, bey der Geburt und im Wochenbette verhalten sollen. Freylich

lich ist es zu bedauren, daß so viel Gutes und Nützliches schon für Frauenzimmer geschrieben worden und noch immer geschrieben wird, und daß sich so wenige die Mühe nehmen, es zu lesen und zu befolgen. Denn gar selten wird man auf ihren Tischen Schriften dieser Art erblicken. Geistlose, unnütze Romane, die höchstens etwas blöden Witz enthalten, werden noch immer Schriften vorgezogen, die doch auf ihre häusliche Glückseligkeit einen so großen Einfluß haben. Verschiedene Abschnitte hat aber der Verf. zu flüchtig behandelt. „Da er beym gewöhnlichen Unterbinden des mütterlichen Theils der Nabelschnur erinnert, daß es überflüßig sey, so hätte er doch nicht vergessen sollen zu bemerken, daß es Fälle gäbe, wo diese Unterlassung gefährlich werden kann; z. E. bey Zwillingen, die einen gemeinschaftlichen Mutterkuchen haben. Da der Verf. Vorurtheile ausrotten will, so hätte er das Binden des Unterleibes nach der Geburt nicht billigen sollen, weil es unnütze und der Wöchnerinn beschwerlich ist. Auch bekömmt die Kindbetterinn von blähenden Speisen, so lange sie im Bette bleibt, keinen dicken Leib, wohl aber, wenn sie selbige genießet, nachdem sie aufgestanden, ihre Geschäfte verrichtet und einen schlaffen Körperbau hat. Der Verf. hätte in diesem Zeitpunkte einen breiten Gurt, von Barchent zubereitet, empfehlen sollen, der einige Monate getragen werden muß.“ Ferner sagt der Verf.: „Wenn nach sehr schnellen Entbindungen Ohnmachten oder gewisse Arten von Blutflüssen entstehen: dann kann eine auf nicht lange Zeit fest umgelegte Binde vielen Nutzen schaffen.“ In Wahrheit! ein seichter Rath, der nicht viel werth ist! Dadurch sind diejenigen Blutflüsse, die nach schnellen Entbindungen erfolgen, und welche eine Erschlaffung der Gebährmutter zum Grunde haben, noch niemalen aufgehalten worden. Mit kalten Umschlägen und Einsprützungen in die erschlaffte Gebährmutter, wäre der Frau, dächten wir, besser gerathen. In Ansehung des öftern Theetrinkens und der vielen Suppen scheint der Verf. selbst in Vorurtheile zu seyn. Die Wöchnerinn, wenn sie sich gesund fühlt, braucht von ihrer gewöhnlichen Lebensart nicht abzugehen, wenn sie nur Mäßigkeit beobachtet. Die empfohlnen wäßrichten Abkochungen verderben nicht selten den Magen.

Mk.

Dr. William Hunters, Leibarztes und Geburtshelfers der Königinn von England, Betrachtungen über die Operation der Durchschneidung der Knorpel der Schoosbeine. Nebst zwo Kupfertafeln; aus dem Englischen, von Dr. Johann Stephan Hausmann. Göttingen, bey Johann Christian Dieterich 1783.

Mit wahrem Vergnügen hat Rec. diese philosophische, bescheidene und gründliche Schrift des erfahrnen Geburtshelfers gelesen. Er bestimmt voraus die Natur, die Wirkung und Zufälle der Operation der Durchschneidung der Knochen. Alsdann untersucht er erstlich ihren Nutzen, in so fern sie den Kaiserschnitt vertreten soll, und zweytens die Fälle, in welchen sie zuzulassen sey. Der Kaiserschnitt ist äußerst selten nöthig; in und um London, wo etwan eine Million Seelen wohnen, ward er in 39 Jahren nur zweymal gemacht; wie äusserst selten würde also der Fall seyn, wo eine Zerschneidung der Schaamknorpel nöthig wäre? Ausserdem könnte diese Operation noch nicht jedesmal den Kaiserschnitt ersetzen, da sie in manchen Fällen das Becken nicht hinreichend erweitert. Es ist auch der Mutter zuviel zugemuthet, wenn sie sich das stärkste Gelenk ihres Körpers soll zerschneiden, und von einandersperren lassen, um nur das ungewisse Leben eines Kindes zu retten. Im Nothfalle nimmt Herr Hunter seine Zuflucht zum Haken, dem er sonst, wie allen Instrumenten, so wenig günstig ist. Gesetzt nun, daß vom Haken nichts zu erwarten sey, theils wegen Enge des Beckens, theils weil der letzte Lendenwirbel zu weit in die Höhle des Beckens hervortritt, wo also kein Theil des Kindes mit Sicherheit vom Haken könnte gefaßt werden, so wäre der Fall für den Kaiserschnitt. Da aber dieser für die Mutter fast allezeit unglücklich abläuft, so würde die Sigaultische Operation vorzuziehen seyn, weil der Raum wenigstens groß genug würde, um das Kind unter den Haken bringen zu können. Also eine Operation die vielleicht unter allen am seltesten nöthig wäre!

3.

Johann

Johann Heinrich Münch, Superintendent zu Clötze und der Königlichen und Churfürstlichen Landwirthschaft zu Zelle Mitglied. Kurze Anleitung wie die Belladonna sowol bey den Menschen, als auch bey den Thieren im tollen Hundsbiß anzuwenden ist. Mit der Anweisung, wie diese Pflanze auch im Garten anzuziehen, und zu warten: wie ihre Wurzeln, und Blätter, zum wirksamen Gebrauche müssen zubereitet werden. Göttingen, gedruckt bey Joh. Christian Dieterich 1783.

Es sind fast wider keine Krankheit mehr specifische Mittel in privaten und öffentlichen Schriften angezeiget worden, als wider die Tollheit vom Hundsbiß. Man kann schon hieraus abnehmen, daß es eine sehr schlimme Krankheit sey, und daß wir noch kein zuverläßiges Mittel haben. Vielleicht sind in keinem Fall unrichtigere Beobachtungen aufgezeichnet worden, als eben im Hundsbiß. Mancher Hund ward für wüthig gehalten, der es nicht war. Bey manchen war die Einsaugung und Wirkung des Giftes durch Verblutung, Auswaschung, oder Mangel hinlänglicher Verletzung verhütet, so daß auch ohne allen Gebrauch specifischer Mittel keine Wuth gefolgt wäre. Wenns nun durch fernere Beobachtungen sollte bestätigt werden, daß die Belladonna bey diesem Uebel so kräftig wäre, so würden wir dem Herrn Verf. für die Mittheilung seiner ausführlichen Art, die Belladonna zu bereiten und zu gebrauchen, vielen Dank schuldig seyn. Er nimmt 2 bis 3 jährige Wurzeln, sammelt die Blätter, wenn die Blüte bald ausbrechen will. Zwey Gran Wurzel wirken so viel, als vier Gran Blätter. Das Mittel wirkt wenigstens durch Schweis, manchmal durch ein Ziehen oder Geschwulst, die während dem Fortgebrauch vergehen. Man wäscht nach dem Bisse zuerst die Wunde mit Salzwasser, Wasser und Eßig oder Wein aus. Hernach wird dreymal, jedesmal nach 48 Stunden ein Pulver von der Wurzel gegeben. Sind nach dem 3ten Pulver noch Zufälle zurück, so werden nach 72 Stunden 5 Gaben von Blättern gegeben, jedesmal in 48 Stunden eine. Wenn

die Zufälle vom ersten Pulver in 48 Stunden noch nicht vorüber sind, so wird das zweyte Pulver genommen. Man nimmt es in Habersuppen, oder in Wasser eingeweicht, und legt sich zu Bette. Am folgenden Morgen trinkt man Thee im Bette, und wartet Schweiß ab. Bey starker Trockenheit im Munde wird Wasser und Milch genommen. Die Wunde wird mit Leinwand bedeckt. Bey ausbrechender Tollheit wird der Kranke im Bette erhalten. Ein folgender Schweiß legt den Anfall. War die Tollheit schon vorher ausgebrochen, und das erste oder zweyte Pulver hilft nicht, so wird eine Ader am Fuß geöffnet, die Belladonna in stärkerer Dosis in einem Saft oder einer Pflaume beygebracht, wenn es möglich ist. Bey gesunden und starken Menschen ist die Dosis folgende: Ein Säugling von einem Jahre bekömmt im ersten Pulver ein Gran Wurzel in Muttermilch, im zweyten und dritten Pulver $1\frac{1}{2}$ Gran. Alle zwey Jahre bis zu 17 Jahren, die ein Mensch älter ist, wird die Gabe um einen halben auch meistens ganzen Gran vermehrt, so daß bey einem Menschen von 17 bis 50 Jahren im ersten Pulver 10 Gran, im 2ten 12 Gran, im 3ten 13 Gran Wurzel gegeben werden. Weibspersonen bekommen die Gaben etwas geringer. Nach 50 Jahren fängt man an, sie alle 10 Jahre wieder einige Grane geringer zu geben. Eine Schwangere bekömmt zum ersten 3, zum 2ten und 3ten Pulver $3\frac{1}{2}$ Gran. Eben so ist die Dosis für Pferde, Ochsen, Ziegen, Federvieh von dem Verf. bestimmt. Ein Hund bekömmt 3 Dosis Wurzeln, alle 24 Stunden 30 Gran, und bekömmt 8 bis 10 Stunden drauf weder Fressen noch Saufen.

3.

Maximilian Stoll Heilungsmethode in dem praktischen Krankenhause zu Wien. Erster Theil, übersetzt und mit praktischen Zusätzen begleitet von Gottlieb Lebrecht Fabrici. Breßlau 1783. 8. S. 284.

Der Uebersetzer bringt eine Vorrede an, sowohl zur Vertheidigung und Bestätigung der Stollischen Methode als für die Nützlichkeit oder den hinreichenden Grund der Uebersetzung. Von den Uebersetzungen aus dem Lateinischen haben

haben wir schon anderwärts unsere Meynung gesagt. Der praktischen Zusätze sind wenig, und sie sind eben das, was fast alle Uebersetzerszusätze sind — entbehrlich. Sonst läßt sich die Uebersetzung gut lesen. Mit Strenge darf man freylich nicht jedes Wort oder jeden Ausdruck durchforschen. Plexus ist vielleicht nicht gar verständlich durch Flechte ausgedrückt. Mesenterium durch Darmfell. Febris ardens heißt hier bloß hitziges Fieber. Colon wird Winddarm und Ileum Krumdarm übersetzt. Die Rede ist von einem kleinen Magen, da heißt es: qui intestinum crassum mediocriter amplum potius referebat: in der Uebersetzung (S. 235. 236) der wie ein mäßig erweiterter Mastdarm gestalt war. Dolores laterum pleuriticorum in morem heißt S. 238 pleuresieartiges Seitenstechen. Catalepsis heißt nach seinem Lieblingsausdruck Stätsucht, also muß Tetanus Starrsucht heißen. S. 277. Colica pictonum Malerkolik anstatt Kolik von Poitou. S. 280. Soll wohl Steinschneidung (Lithotomia) besser lauten als das gewöhnliche Wort Steinschnitt? u. s. w.

3.

Medicinisches Glaubensbekenntniß eines schwäbischen Harnpropheten, von Michael Ackermann, Wundarzt zu Eutingen in der k. k. Grafschaft Niederhohenberg. Tübingen, bey Joh. Georg Kotta, 1783.

Eigentlich entspricht die Abhandlung dem Titel nicht. Es wird hier von der Absonderung, den Eigenschaften und Verschiedenheiten des Urins gehandelt. Die Hauptsache ist Amtseifer wider Pfuschereyen, Harnpropheten, gerühmte Arzneyen, Vorurtheile, Aberglauben u. s. w. Leider bedauren wir den Verf., der in einem Lande wohnet, wo Richter und Pöbel vermuthlich in gleicher Dunkelheit wandren. Das Glück der Harnpropheten beruht meistens in der Dummheit der Ueberbringer. Ein solches abergläubisches, leichtgläubiges Geschöpf wird leicht vom Urinbeseher hintergangen, so daß er hernach im Stande ist, auffallende Dinge wahrzusagen. Nach Recensentens Erfahrung ist es am leich-

testen.

sehr eingedrückt und enge, die Sinus voll Polypen, die linke Hirnhöhle voll gerinnbarer Lymphe, die Zirbeldrüse ohne Sand, der linke Augennerve zärter als der rechte. 22) Cor putridum. Ein plötzlich verstorbener Mann hatte angewachsene Lungen, wovon die rechte schwärend, die linke verhärtet und mit vielen Körnchen angefüllet war, ausserdem war das Herz ganz weich und faul, und die große Gefäße voll schwarzen Blutes. 23) Hydrops ovariorum. Die Eyerstöcke waren so groß, wie ein Ball. 24) Sectio feminæ, quæ lue venerea laboraverat. Die Nasenspitze hatte etwas Schwärendes an sich, die Geburtsglieder schienen gesund zu seyn, die Mutter war gesund, die Eyerstöcke aber mit den Trompeten verwachsen und wassersüchtig, das Gehirn faul. 25) Pulmo feminæ adultæ aquæ injectus fundum petens musculusque biceps in altero brachio ex 3. portionibus constans. Der rechte Lungenflügel war von der Entzündung verdichtet, und fiel daher (wie billig) zu boden. 26) Singularia in juvene violentia externa extincto. 27) Observata in corpore viri a vacca perempti. Magen und Därme des 60jährigen Mannes, nebst der rechten Lunge, waren brandigt, in der Harnblase auf der linken Seite zeigten sich zwey Brüche von der Größe eines Fingers, die sich nach Art der wahren Pulsadergeschwülste gebildet hatten, das Gehirn war entzündet, und die größern Aeste mit einer Gypsmaterie angefüllet, verschiedene Muskel angegriffen, die dritte, vierte und fünfte Rippe ehedem gebrochen und wieder ganz gelinde verwachsen. 28) Arcus arteriæ aortæ 4. ramos emittens. 29) Procidentia uteri in vetula et alia quædam insolita. Die beyden Pyramidalmuskeln fehlten, die Gekrösdrüsen waren, wie bey jüngern Personen, sichtbar, die Harngänge weiter, der Mutterhals und der übrige Theil unter dem Bogen der Schambeine heraus getreten, die Nieren, wie bey Kindern, aus mehrern kleinen zusammengesetzt, und in der Gallenblase ein Drüsenartiger Stein. 30) Foramen ovale in corde infantis 7. hebdomadum jam clausum. Das eyförmige Loch war schon mit der Klappe verwachsen, der Botallische Gang und der zurückführende Adergang, die Nabelader und Nabelschlagadern, ingleichen das Blasenband, noch offen. 31) Sinistra cavitas thoracis amplior, quam dextra. Ist, als Abweichung von der

der Regel, merkwürdig. 32) Longitudo intestinorum in infantibus insignis. Die Länge der Därme bey dem dreymonatlichen Kinde betrug zehnmal mehr als der ganze Körper. — Nun folgen einige Disput. und Einladungsschriften, deren Titel wir nur noch anzeigen können. 1) De cognitionis anastomoseos vasorum, præcipue arteriarum, — usu. 2) Letalitas vulnerum ventriculi secundum principia medica et anat. expensa. 3) Præcipuæ cautiones in sectionibus et perquisitionibus cadaverum human. pro usu fori observandæ. 4) Morbus et Curatio juvenis, prægrandi musculorum abdominis inflammatione et periculosa puris — effusione laborantis, paracentesi in integrum restituti anat. et medice consideratus. 5) Facilitas insignis extractionis fœtus vivi et incolumis in parturientibus procidentia uteri sine inversione laborantibus tempestive tentate, notabili quodam casu clinico-pract. et arg. anat. declarata. 6) Orat. de vita bene morata, optimo valetudinis tutamento ad longævitatem præstanti juvamine. Diese Abhandlungen sind meistens belehrend, nicht so flüchtig hingeworfen, wie es manche lebende, reife und unreife Zergliederer zu thun pflegen, der Ausdruck ist erträglich, und die Ausführung gründlich, folglich die Fortsetzung nicht überflüßig.

Hr.

D. Joh. Christian Starkens, der Arzneywissenschaft Prof., des Herzogl. Weimarischen Hebammeninstituts zweyten Direktors, Hebammenunterricht in Gesprächen, nebst dem Verhalten und Vorschriften für Schwangere, Gebährende, Kindbetterinnen und neugebohrne Kinder. Jena, verlegens Christ. Heinr. Cunos Erben, 1782. 15 Bogen gr. 8.

Um dieser, größtentheils stupiden Gattung von Menschen deutlich und verständlich zu werden, wählte der Verf. die Methode, seinen Vortrag in Frage und Antwort einzukleiden. Er hat sich deswegen so viel als möglich in den

Volkston herabzustimmen gesucht. Fast sollten wir meynen, daß er zu glücklich hierinn gewesen ist, weil der Ausdruck öfters zu sehr ins Gemeine fällt, zu sehr weibergeschwätzig ist. Hier und da sind wir auch mit seinen Rathschlägen nicht ganz zufrieden, z. B. S. 113 will uns der Rath nicht gefallen, die Wasserblase mit einer Stricknadel zu öffnen, weil es ein sehr stumpfer Körper ist, der entweder die Oeffnung nicht bewerkstelliget, oder, wenn Gewalt gebraucht wird, leicht schaden kann. Ueberhaupt ist das Sprengen der Wasserblase ein sehr seltner Fall, und sollte es einmal nöthig werden, so kann man die Blase bis zum Ausgange der Geburtstheile herabsteigen lassen, wo man sie ohne einige Gefahr mit der Spitze einer Scheere oder mit dem Steinschen Wassersprenger, einem sehr wohlfeilen Instrumente, öffnen kann. S. 117 ist der Verf. im Irrthum, da er glaubt, daß, wenn der mütterliche Theil der Nabelschnur nicht unterbunden sey, und fortblute, der Mutterkuchen sich noch nicht gelößt habe. Sollte ihm wohl unbekannt seyn, daß der Mutterkuchen sogleich ein todter Theil werde, sobald die Verbindung mit dem Kinde durch Trennung der Nabelschnur gehoben ist, und daß in diesem Theile aller Kreislauf des Bluts aufhöre, ausgenommen, wenn mit dem nämlichen Mutterkuchen noch ein Zwilling in Verbindung stehet? Das Blut, welches öfters nach der Geburt aus der Nabelschnur zu fließen scheint, kömmt nicht aus dessen Gefäßen, sondern aus dem Orte der Gebährmutter, wo sich der Mutterkuchen etwas getrennt hat, und nimmt seinen Lauf an der äußern Oberfläche der Nabelschnur herab. S. 119 ist der Rath, die Nachgeburt nicht länger als 2 bis 3 Stunden sitzen zu lassen, viel zu unbestimmt, und kann bey Leuten von so eingeschränkten Verstande sehr nachtheilig werden. Denn es ist eine ausgemachte Sache, daß durch das übereilte Herausnehmen der Nachgeburt den Weibern mehr Schaden zugefügt wird, als durch das längere Zurücklassen. Wo kein Blutfluß da ist, da kann man sie ganz sicher mehrere Stunden ganz ruhig sitzen lassen, besonders bey Personen, deren Geburtstheile durch eine schwere Geburt viel gelitten haben. Auch ist die Losschälung der Nachgeburt, die so viele Behutsamkeit erfordert, solchen Weibern im geringsten nicht anzuvertrauen. Uns sind verschiedene traurige Fälle bekannt, welche durch dergleichen kühne Behandlungen verursacht worden. Der Verf. erlaubt

sogar

sogar den Hebammen eingeklemmte Mutterkuchen herauszunehmen, die doch oft dem geschicktesten Geburtshelfer viele Mühe machen. S. 121 haben wir uns sehr gewundert, daß der Verf. den Hebammen anräth, die Verschließung des Mastdarms, der Mutterscheide und des Harngangs durch einen Stecknadelkopf zu öffnen; ferner, das zu kurze Zungenbändchen mit der Scheere zu zerschneiden! Die Indikation hierzu ist folgende: Wenn man dem Kinde gleich nach der Geburt den Finger in den Mund stecke, und es nicht sogleich sauge, so sey das Zungenbändgen zu kurz!„ Viele Kinder saugen aber nicht sogleich und augenblicklich nach der Geburt, ohngeachtet kein Fehler am Zungenbändgen ist! Würde dies nicht zu vielen schädlichen und ganz vergeblichen Schnitten Gelegenheit geben? Und ist es wohl rathsam, dergleichen Schnitte, die viele Beurtheilungskraft und Kenntnisse erfordert, Weiberköpfen anzuvertrauen? Ueberdies fällt dieser Naturfehler sehr selten vor.“

Die Befolgung des Raths, den der Verf. S. 128 seinen Hebammen giebt, würde gefährlich, ja tödlich ausfallen, nämlich, daß man sogleich die Nachgeburt trennen müsse, wenn die Gebärmutter erschlafft sey, **auch wenn kein Blutfluß da sey.** „Da die Erschlaffung der Gebährmutter fast allezeit nach einer großen, kurz vorhergegangnen Anstrengung dieses Theils erfolgt, so scheint die Natur diese Pause nur zu machen, um neue Kräfte zu neuen Zusammenziehungen zu sammlen; wenn nun diese Pause ohne Blutfluß ist, so hängt der Mutterkuchen noch fest in allen Punkten mit ihr zusammen und ist nicht die geringste Gefahr vorhanden. Wir können hier ruhig den Zeitpunkt abwarten, in welchem sie wieder anfängt, thätig zu werden und durch ihre eigene Kräfte den Mutterkuchen zu trennen. Nichts veranlaßt uns hier die Natur in ihrem Schlummer zu stören; sie würde sich durch einen gefährlichen, ja tödlichen Blutsturz an der voreiligen Kunst zu rächen suchen, die ihr diese ruhigen Erholungsaugenblicke mißgönnen wollte.“ Wir hoffen, daß der Verf. diesen Rath in seinem mündlichen Vortrage verbessern wird. Sonst herrscht durchaus viel Deutlichkeit.

Mk.

Des Herrn Albrecht von Haller auserlesene chirurgische Disputationes in einen Auszug gebracht und mit Anmerkungen versehen von Friedrich August Waiz, der Arzneygelahrheit Doctor. Dritter Band. Leipzig, bey Herteln, 1782. 22 Bog. in 8.

Auch diesen dritten Band haben wir mit Vergnügen gelesen. Denn, wem sollte es wohl nicht Freude machen, den Kern einer Nuß zu speisen, nachdem sie von ihren Schaalen und Häuten sauber gereiniget worden? Und dieses ist bey Schriften dieser Art, wo das Nutzbare und Wesentliche gemeiniglich mit einer dicken Schaale von leerem Geschwätz umwickelt ist, keine geringe Arbeit. Die Anmerkungen sind größtentheils wohl angebracht und zeigen eine gutbenutzte Belesenheit der neuesten chirurgischen Schriften. Auch waren sie oft sehr nöthig, da die äußere Heilkunde nach der Zeit, in welcher diese Streitschriften erschienen, eine ganz andere Gestalt angenommen hat, und demnach manches zu verbessern war. Derer in diesem Bande befindlichen Dissertationen sind 33. Der bestimmte Raum dieser Bibl. erlaubt nicht sie anzuführen. Sie betreffen Krankheiten des Unterleibes, nämlich, verschiedene Arten von Brüchen und Zufälle bey der Geburtshülfe.

Mk.

Verhaltungsregeln für Schwangere, Gebährende und Wöchnerinnen gegen Vorurtheile und Mißbräuche, welche ihnen so gefährlich werden, von P. H. Büsch, d. A. G. D. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung, 1782. 104 Seiten, 8.

Diese kleine Schrift ist in einem guten populären Tone abgefaßt. Frauenzimmer, die lesen können und wollen, werden hier manches finden, das ihnen nützlich seyn kann. Sie werden auf Vernunft und Erfahrung gegründete Verhaltungsregeln antreffen, wie sie sich in der Schwangerschaft, bey der Geburt und im Wochenbette verhalten sollen. Freylich

lich ist es zu bedauren, daß so viel Gutes und Nützliches schon für Frauenzimmer geschrieben worden und noch immer geschrieben wird, und daß sich so wenige die Mühe nehmen, es zu lesen und zu befolgen. Denn gar selten wird man auf ihren Tischen Schriften dieser Art erblicken. Geistlose, unnütze Romane, die höchstens etwas blöden Witz enthalten, werden noch immer Schriften vorgezogen, die doch auf ihre häusliche Glückseligkeit einen so großen Einfluß haben. Verschiedene Abschnitte hat aber der Verf. zu flüchtig behandelt. „Da er beym gewöhnlichen Unterbinden des mütterlichen Theils der Nabelschnur erinnert, daß es überflüßig sey, so hätte er doch nicht vergessen sollen zu bemerken, daß es Fälle gäbe, wo diese Unterlassung gefährlich werden kann; z. E. bey Zwillingen, die einen gemeinschaftlichen Mutterkuchen haben. Da der Verf. Vorurtheile ausrotten will, so hätte er das Binden des Unterleibes nach der Geburt nicht billigen sollen, weil es unnütze und der Wöchnerinn beschwerlich ist. Auch bekömmt die Kindbetterinn von blähenden Speisen, so lange sie im Bette bleibt, keinen dicken Leib, wohl aber, wenn sie selbige genießet, nachdem sie aufgestanden, ihre Geschäfte verrichtet und einen schlaffen Körperbau hat. Der Verf. hätte in diesem Zeitpunkte einen breiten Gurt, von Barchent zubereitet, empfehlen sollen, der einige Monate getragen werden muß." Ferner sagt der Verf.: „Wenn nach sehr schnellen Entbindungen Ohnmachten oder gewisse Arten von Blutflüssen entstehen: dann kann eine auf nicht lange Zeit fest umgelegte Binde vielen Nutzen schaffen." In Wahrheit! ein seichter Rath, der nicht viel werth ist! Dadurch sind diejenigen Blutflüsse, die nach schnellen Entbindungen erfolgen, und welche eine Erschlaffung der Gebährmutter zum Grunde haben, noch niemalen aufgehalten worden. Mit kalten Umschlägen und Einsprützungen in die erschlaffte Gebährmutter, wäre der Frau, dächten wir, besser gerathen. In Ansehung des öftern Theetrinkens und der vielen Suppen scheint der Verf. selbst in Vorurtheile zu seyn. Die Wöchnerinn, wenn sie sich gesund fühlt, braucht von ihrer gewöhnlichen Lebensart nicht abzugehen, wenn sie nur Mäßigkeit beobachtet. Die empfohlnen wäßrichten Abkochungen verderben nicht selten den Magen.

Mk.

Dr. William Hunters, Leibarztes und Geburtshelfers der Königinn von England, Betrachtungen über die Operation der Durchschneidung der Knorpel der Schoosbeine. Nebst zwo Kupfertafeln; aus dem Englischen, von Dr. Johann Stephan Hausmann. Göttingen, bey Johann Christian Dieterich 1783.

Mit wahrem Vergnügen hat Rec. diese philosophische, bescheidene und gründliche Schrift des erfahrnen Geburtshelfers gelesen. Er bestimmt voraus die Natur, die Wirkung und Zufälle der Operation der Durchschneidung der Knochen. Alsdann untersucht er erstlich ihren Nutzen, in so fern sie den Kaiserschnitt vertreten soll, und zweytens die Fälle, in welchen sie zuzulassen sey. Der Kaiserschnitt ist äußerst selten nöthig; in und um London, wo etwan eine Million Seelen wohnen, ward er in 39 Jahren nur zweymal gemacht; wie äusserst selten würde also der Fall seyn, wo eine Zerschneidung der Schaamknorpel nöthig wäre? Ausserdem könnte diese Operation noch nicht jedesmal den Kaiserschnitt ersetzen, da sie in manchen Fällen das Becken nicht hinreichend erweitert. Es ist auch der Mutter zuviel zugemuthet, wenn sie sich das stärkste Gelenk ihres Körpers soll zerschneiden, und von einandersperren lassen, um nur das ungewisse Leben eines Kindes zu retten. Im Nothfalle nimmt Herr Hunter seine Zuflucht zum Haken, dem er sonst, wie allen Instrumenten, so wenig günstig ist. Gesetzt nun, daß vom Haken nichts zu erwarten sey, theils wegen Enge des Beckens, theils weil der letzte Lendenwirbel zu weit in die Höhle des Beckens hervortritt, wo also kein Theil des Kindes mit Sicherheit vom Haken könnte gefaßt werden, so wäre der Fall für den Kaiserschnitt. Da aber dieser für die Mutter fast allezeit unglücklich abläuft, so würde die Sigaultische Operation vorzuziehen seyn, weil der Raum wenigstens groß genug würde, um das Kind unter den Haken bringen zu können. Also eine Operation die vielleicht unter allen am seltesten nöthig wäre!

3.

Johann

Johann Heinrich Münch, Superintendent zu Clötze und der Königlichen und Churfürstlichen Landwirthschaft zu Zelle Mitglied. Kurze Anleitung wie die Belladonna sowol bey den Menschen, als auch bey den Thieren im tollen Hundsbiß anzuwenden ist. Mit der Anweisung, wie diese Pflanze auch im Garten anzuziehen, und zu warten: wie ihre Wurzeln, und Blätter, zum wirksamen Gebrauche müssen zubereitet werden. Göttingen, gedruckt bey Joh. Christian Dieterich 1783.

Es sind fast wider keine Krankheit mehr specifische Mittel in privaten und öffentlichen Schriften angezeiget worden, als wider die Tollheit vom Hundsbiß. Man kann schon hieraus abnehmen, daß es eine sehr schlimme Krankheit sey, und daß wir noch kein zuverläßiges Mittel haben. Vielleicht sind in keinem Fall unrichtigere Beobachtungen aufgezeichnet worden, als eben im Hundsbiß. Mancher Hund ward für wüthig gehalten, der es nicht war. Bey manchen war die Einsaugung und Wirkung des Giftes durch Verblutung, Auswaschung, oder Mangel hinlänglicher Verletzung verhütet, so daß auch ohne allen Gebrauch specifischer Mittel keine Wuth gefolgt wäre. Wenns nun durch fernere Beobachtungen sollte bestätigt werden, daß die Belladonna bey diesem Uebel so kräftig wäre, so würden wir dem Herrn Verf. für die Mittheilung seiner ausführlichen Art, die Belladonna zu bereiten und zu gebrauchen, vielen Dank schuldig seyn. Er nimmt 2 bis 3 jährige Wurzeln, sammelt die Blätter, wenn die Blüte bald ausbrechen will. Zwey Gran Wurzel wirken so viel, als vier Gran Blätter. Das Mittel wirkt wenigstens durch Schweis, manchmal durch ein Ziehen oder Geschwulst, die während dem Fortgebrauch vergehen. Man wäscht nach dem Bisse zuerst die Wunde mit Salzwasser, Wasser und Eßig oder Wein aus. Hernach wird dreymal, jedesmal nach 48 Stunden ein Pulver von der Wurzel gegeben. Sind nach dem 3ten Pulver noch Zufälle zurück, so werden nach 72 Stunden 5 Gaben von Blättern gegeben, jedesmal in 48 Stunden eine. Wenn

die Zufälle vom ersten Pulver in 48 Stunden noch nicht vorüber sind, so wird das zweyte Pulver genommen. Man nimmt es in Habersuppen, oder in Wasser eingeweicht, und legt sich zu Bette. Am folgenden Morgen trinkt man Thee im Bette, und wartet Schweiß ab. Bey starker Trockenheit im Munde wird Wasser und Milch genommen. Die Wunde wird mit Leinwand bedeckt. Bey ausbrechender Tollheit wird der Kranke im Bette erhalten. Ein folgender Schweiß legt den Anfall. War die Tollheit schon vorher ausgebrochen, und das erste oder zweyte Pulver hilft nicht, so wird eine Ader am Fuß geöffnet, die Belladonna in stärkerer Dosis in einem Saft oder einer Pflaume beygebracht, wenn es möglich ist. Bey gesunden und starken Menschen ist die Dosis folgende: Ein Säugling von einem Jahre bekömmt im ersten Pulver ein Gran Wurzel in Muttermilch, im zweyten und dritten Pulver 1½ Gran. Alle zwey Jahre bis zu 17 Jahren, die ein Mensch älter ist, wird die Gabe um einen halben auch meistens ganzen Gran vermehrt, so daß bey einem Menschen von 17 bis 50 Jahren im ersten Pulver 10 Gran, im 2ten 12 Gran, im 3ten 13 Gran Wurzel gegeben werden. Weibspersonen bekommen die Gaben etwas geringer. Nach 50 Jahren fängt man an, sie alle 10 Jahre wieder einige Grane geringer zu geben. Eine Schwangere bekömmt zum ersten 3, zum 2ten und 3ten Pulver 3½ Gran. Eben so ist die Dosis für Pferde, Ochsen, Ziegen, Federvieh von dem Verf. bestimmt. Ein Hund bekömmt 3 Dosis Wurzeln, alle 24 Stunden 30 Gran, und bekömmt 8 bis 10 Stunden drauf weder Fressen noch Saufen.

3.

Maximilian Stoll Heilungsmethode in dem praktischen Krankenhause zu Wien. Erster Theil, übersetzt und mit praktischen Zusätzen begleitet von Gottlieb Lebrecht Fabrici. Breßlau 1783. 8. S. 284.

Der Uebersetzer bringt eine Vorrede an, sowohl zur Vertheidigung und Bestätigung der Stollischen Methode als für die Nützlichkeit oder den hinreichenden Grund der Uebersetzung. Von den Uebersetzungen aus dem Lateinischen

haben

haben wir schon anderwärts unsere Meynung gesagt. Der praktischen Zusätze sind wenig, und sie sind eben das, was fast alle Uebersetzerszusätze sind — entbehrlich. Sonst läßt sich die Uebersetzung gut lesen. Mit Strenge darf man freylich nicht jedes Wort oder jeden Ausdruck durchforschen. Plexus ist vielleicht nicht gar verständlich durch Flechte ausgedrückt. Mesenterium durch Darmfell. Febris ardens heißt hier bloß hitziges Fieber. Colon wird Winddarm und Ileum Krumdarm übersetzt. Die Rede ist von einem kleinen Magen, da heißt es: qui intestinum crassum mediocriter amplum potius referebat: in der Uebersetzung (S. 235. 236) der wie ein mäßig erweiterter Mastdarm gestalt war. Dolores laterum pleuriticorum in morem heißt S. 238 pleuresieartiges Seitenstechen. Catalepsis heißt nach seinem Lieblingsausdruck Stätsucht, also muß Tetanus Starrsucht heißen. S. 277. Colica pictonum Malerkolik anstatt Kolik von Poitou. S. 280. Soll wohl Steinschneidung (Lithotomia) besser lauten als das gewöhnliche Wort Steinschnitt? u. s. w.

3.

Medicinisches Glaubensbekenntniß eines schwäbischen Harnpropheten, von Michael Ackermann, Wundarzt zu Eutingen in der k. k. Graffschaft Niederhohenberg. Tübingen, bey Joh. Georg Kotta, 1783.

Eigentlich entspricht die Abhandlung dem Titel nicht. Es wird hier von der Absonderung, den Eigenschaften und Verschiedenheiten des Urins gehandelt. Die Hauptsache ist Amtseifer wider Pfuschereyen, Harnpropheten, gerühmte Arzneyen, Vorurtheile, Aberglauben u. s. w. Leider bedauren wir den Verf., der in einem Lande wohnet, wo Richter und Pöbel vermuthlich in gleicher Dunkelheit wandren. Das Glück der Harnpropheten beruht meistens in der Dummheit der Ueberbringer. Ein solches abergläubisches, leichtgläubiges Geschöpf wird leicht vom Urinbeseher hintergangen, so daß er hernach im Stande ist, auffallende Dinge wahrzusagen. Nach Recensentens Erfahrung ist es am leich-

testen.

testen, den Harnseher blos zu stellen, wenn man zuvor den Ueberbringer selber hintergangen hat. Dieser muß nicht anderst wissen, als der Harn sey vom Vater, wenn er von der Mutter ist, er sey vom Kinde, wenn er vom alten Menschen ist. In dieser Ueberzeugung schicke man ihn zum Harnseher, und merke alsdenn auf die verkehrten Prophezeihungen, die er zurückbringen wird. — Eine ordentliche medicinische Policey ist wohl in unsrer besten Welt nicht zu erwarten. Der Fehler liegt aber auch zum Theil auf Seiten der Aerzte. Wie will man Pfuschereyen vertilgen, so lange graduirte Aerzte manchmal unwissender als die elendesten Pfuschet sind? Oder so lang sich Universitäten nicht scheuen, bloße unstudierte Pfuscher fürs Geld zu graduiren? Da heutiges Tages die Sucht Medicin zu studieren wie eine Seuche herrschet, und alles angenommen wird, was Collegien oder Promotion bezahlen oder erbetteln kann, so wird diesem Unheil noch lange nicht abgeholfen werden. — Ein anderer Hauptfehler liegt freilich in der Verfassung, in Unwissenheit oder Nachläßigkeit der Richter u. s. w. Niemand darf eine gerichtliche Schrift verfertigen, vielweniger einen Spruch ertheilen, der nicht dazu privilegiret ist: aber über die Gesundheit der Menschen darf schreiben, urtheilen und Spruch ertheilen wer Lust und Liebe hat.

3.

Kritische Nachrichten von kleinen medicinischen Schriften inn- und ausländischer Akademien vom Jahre 1780, in Auszügen und kurzen Urtheilen dargelegt von D. Christian Gottfried Gruner. Erster Theil. Leipzig 1783. 8tav. S. 318.

Man bekömmt hier Auszüge aus guten und schlechten Dissertationen zu lesen. Manchmal hat der Verf. einige kritische Fragen, Einwürfe, oder ein plattes Späßchen mit eingewebt. Ueberhaupt sind solche Werke freilich die erwünschte Gelegenheit, sein bischen eigene Arbeit nochmal vor dem Publikum auszukramen, auch manchem Freunde oder Feinde sein Recht oder Unrecht widerfahren zu lassen.

Im

Im Grunde aber muß man den Fleiß des Verfassers doch mit Dank erkennen, da er uns manche Universitätsschriftchen liefert, die sonst wären wenig bekannt geworden, und uns der Mühe überhebt, so viel von Autorkomplimenten und Universitätscerimoniel aus den Dissertationen selber zu lesen.

Z.

Inoculations-Catechismus für das Landvolk. Zürich 1782.

Die Absicht des Verf. (Herrn Aepli) ist, das Inoculationsgeschäft gemeinnützig zu machen, es jede Mutter zu lehren, Aerzte sind der Allgemeinheit der Inoculation durch Charlatanereyen und Habsucht hinderlich gewesen. Sie haben sich nun Geld, Ehre und Titeln erworben, und werden es jetzt wohl können geschehen lassen, wenn die Handgriffe der Inoculation zum Besten des Menschengeschlechts werden allgemeiner gemacht. Mannhaft, freymüthig, bündig und philosophisch trägt der Verf. seine Lehren vor.

Z.

IV. Schöne

IV. Schöne Wissenschaften.

Musen-Almanach für 1784. Herausgegeben von *Voss* und *Gœkingk*. Hamburg, bey C. E. Bohn. 224 S. in 12.

Auch diesmal finden sich in dieser poetischen Sammlung manche schöne Stücke, deren Werth und Andenken gewiß den Ablauf des Jahrs überleben wird. Wir rechnen dahin vornehmlich, die schön erzählte Romanze, der Freyherr von der Oerthen, von **Göckingk**; einige Sinngedichte von **Gleim**; verschiedne kleine Gedichte voll sanften Gefühls, von feiner, glücklicher Wendung, von **Jacobi**; die Elegie eines Augenkranken, von **Kraut**; einige epigrammatische Fabeln von **Pfeffel**; die Execution, von einem **Soldaten**, äusserst wahr, naif und rührend; den schönen, ganz aus dem aufwallenden Vaterherzen geschriebenen, Rundgesang nach der Geburt eines Kindes, von **Fr. L. Gr. zu Stolberg**, und dessen Gedicht auf Vater Bodmer; das Idyll, Luise, von **Voß**, in seiner bekannten pitoresken Manier; ein sehr lebendiges, warmes Familiengemälde im niederländischen Geschmack, und einige mit X. bezeichnete kleinere Gedichte. Auch die vom Kapellmeister **Schulze** in Rheinsberg beygefügten Liederkompositionen sind des in dieser Gattung so trefflichen Meisters würdig.

Bl.

Poetische Blumenlese auf das Jahr 1784. Göttingen, bey J. C. Dieterich. 209 S. in 12.

Warum wir uns bey dieser Blumenlese alles Lobes, Tadels und Auszeichnens begeben, davon ist die Ursache beym vorigen Jahrgange angeführt. Es bleibet den Lesern überlassen, die grünlichen Früchte wegzuwerfen, und die reifern auszusondern. Mit seinem Namen hat der Herausgeber, Herr **Bürger**, nur folgende kleine Erzählung bezeichnet,

net, die zugleich eine gar bescheidne Rechtfertigung über die Einzelnheit dieses Beytrages enthält:

Die beyden Maler.

Sie loben mich oft recht mit Pracht,
Und freun sich dessen, was ich dichte:
„Nur schade, heißts, mit Runzeln im Gesichte,
„Daß er so langsam ist, so wenig macht!"
Zum Zeuxis prahlt' einst Agatarch, ein kleiner,
Firlfingriger, behender Pinselmann:
„So schnell, wie ich, mals wohl so leicht nicht Einer!" —
„Und ich, hub Zeuxis ruhig an,
„Ich rühme mich, daß ich so langsam malen kan!" —
Den Fingerfix nennt jetzt fast keiner;
Den Zeuxis noch fast Jedermann.

Doch, auch die am Schluß befindliche Dusch-Cantate, auf dem obersten Altane abzupauken, eigentlich freylich auf Paucken gesetzt; es geht aber auch auf Gießkannen, ist wohl ohne Zweifel von ihm; vielleicht sind es auch zwey mit G. A. B. bezeichnete Sinngedichte, deren eins, auf einen Erzcujon, gar fein und witzig ist:

O wüßt' ers nur, der Erzcujon,
Der nun so manches Unheil schon
Mir an zu cujoniren dachte,
Wie kalt und tief ich ihn verachte,
O fühlt ers nur, der Erzcujon;
Die Schwerenoth kriegt' er davon!

Bk.

Musenalmanach, oder poetische Blumenlese für das Jahr 1784. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 224 S. in 12.

Nur in der Form verändert; nicht in dem sich immer gleich bleibenden innern Gehalte. Den größten Theil machen Versuche junger Anfänger aus, unter denen einige nicht

nicht unebeu, keiner aber doch sonderlich hervorstechend noch vielversprechend ist. Aufgestutzt ist diese Sammlung durch eine der frühesten Oden von Herrn **Ramler**: die aus dem Donner hervorleuchtende Macht Gottes und Nichtigkeit der Menschen, im Jahre 1740 verfertigt. Manche von den kleinern Gedichten scheinen noch weit ältern Ursprungs zu seyn, wiewol dem Recensenten die Sammlungen, worinn er sie schon gelesen hat, nicht gleich erinnerlich sind. Bk.

Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1784. Herausgegeben von J. F. Ratschky und A. Blumauer. Wien, bey R. Gräffer, 172 S. in 12

Auch hier ist Mischung vom Guten und Mittelmäßigen, obgleich das Bessere überwiegend ist. Wie sich verschiedene Sinngedichte von **Göckingk** in diese Sammlung verloren haben, die sonst lauter wienerische Dichter zu Verfassern hat, ist dem Recensenten nicht bekannt.

Bk.

Poetische Blumenlese fürs Jahr 1784. Dresden, bey J. S. Gerlach. 12½ B. 8.

Weil itzt doch fast keine nur in etwas wichtige Stadt, fast kein aufgeklärteres Land ohne seinen Musenalmanach ist, so wollte der Herausgeber, daß auch Dresden nicht dahinten bleiben sollte. Der größte Theil der hier gesammelten Gedichte ist nur mit Buchstaben gezeichnet, die wir zu entziffern nicht Vorwitz genug haben; und die genannten Verfasser der übrigen Stücke sind: **Bock, Daßdorf, Göpfert, Hacker, Karl, Lauer, Lilien, Nitsche, Rausch, Reval, Schilling, Tschorn, Walz,** und **Wipprecht**; wozu noch die Frauenzimmernamen **Clelie, Henriette** und **Luise** kommen. Die beyden hinzugefügten Liederkompositionen sind von **Volkheim** und **Seidelmann**. Gern möchten wir das Beste dieser Sammlung auszeichnen und anpreißen, wenn sich nur bey der durchgängigen nüchternen Mittelmäßigkeit der Beyträge irgend etwas als das Beste selbst auszeichnete und anpriesse. Bk.

Schwei-

r. Bürkli, drit-
r J. C. Füeßli,

ese Sammlung
lbst die Aufbe-
mter Männer
n Bühl von
Brunner,
i, Hegner,
er, Lava-
Spreng,
ler, Zay,
n Namen
mt sind.

fürs
ieckl,
ins-
C.

ar
ft

Mauls in der Pfalz. Ueber die Peylaischen Lichtchen. Eine Mordgeschichte ohne gleiche. Kurze Erklärung einiger physikälischen und mathematischen Instrumente, die sich in — meter endigen. Ueber den Haarputz der Alten, hauptsächlich der Römerinnen. Etwas neues vom neuen Planeten.

Gr.

Gothaisches Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1784. Mit zwölf Kupfern, gezeichnet von Hrn. Chodowiecki, und gestochen von Hrn. Geyser, Gotha, bey C. W. Ettinger. 164 S. in 12.

Zu den Kupferstichen sind die Erfindungen aus dem Gil Blas genommen, und von beyden Künstlern sehr glücklich ausgeführt. Außer den jährlich gewöhnlichen Artikeln sind folgende neue hier befindlich: Begriffe von Sternkunde und Zeitrechnung; Regeln des Boston-Whists; Liebeserklärungen; zur Geschichte der Zeitungen; merkwürdige neue Einrichtungen und Verordnungen; Erfindungen zur Pracht und Bequemlichkeit; Gemälde von Paris; von den Fehmgerichten; Zergliederung des Menschenhaars; Naturgeschichte des Kanarienvogels; von den verschiednen üblichen Arten, Briefe zu versiegeln, und vom Geheimschreiben; Kenntniß des Schagren's; Entfernung einiger Städte von Gotha, nebst ihrer Länge, Breite, und Stundenzeit, wenn es zu Gotha Mittag ist; Tarif von Zinnwaaren zu Frankfurt am Mayn.

Gr.

Taschenbuch für die Schaubühne, auf das Jahr 1782. Gotha, bey Ettinger, 18 B. 12. m. K.

In der Hauptsache ist auch diesmal die vorige Einrichtung beybehalten; nur das Verzeichniß der Schriften fürs Theater ist beträchtlich abgekürzt, und der Herausgeber hat sich dabey blos auf die in den letzten Messen erschienenen Schriften eingeschränkt. Für die, welche schon die vorigen Jahrgänge

gänge besitzen, entsteht dadurch keine Lücke. Zum Innhalt der Monatskupfer sind diesmal die Masken der italiänischen Bühne gewählt; nicht sauber, aber doch ganz charakteristisch gestochen, und in einem nachherigen Aufsatze erklärt. Frontispiz ist das Bildniß der Madam Spengler. Unter den Gedichten ist, wie gewöhnlich, wenig Bedeutendes; die Verfasser unsrer Prologen und Epilogen arbeiten meistentheils sehr flüchtig, und wiederholen gemeiniglich hundertmal gesagte Dinge, Entschuldigungen und Komplimente. Das Mechanische der Verse pflegt vollends elend darinn zu seyn. Unter den übrigen Aufsätzen und Nachrichten sind die vornehmsten; über das Glück der Schauspiele; die hamburgische Theatergesetze; eine Nachricht von dem italiänischen Theater zu Paris; die Anzeige der durch Leßings Tod veranlaßten Leichenfeyerlichkeiten auf verschiednen deutschen Schaubühnen; Nachrichten von gesellschaftlichen Theatern, und Beyträge zur Geschichte des bürgerlichen Theaters zu Kaufbeuern. Angehängt ist eine in Kupfer gestochene Komposition einer Arie aus der Operette, **Ehrlichkeit und Liebe**, von dem Verfasser des Stücks.

Fr.

Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1782. Leipzig, im Schwickertschen Verlage, 20 B. 8. mit Hrn. J. K. Wezels Bildnisse.

Eine ganz gute Idee des Herausgebers ist es, daß er, um nicht mittelmäßige Stücke aus Mangel an bessern, und blos zur Anfüllung des Raums, aufnehmen zu müssen, hier den Anfang mit dem Leben merkwürdiger Dichter aus der ältern, mittlern und neuern Zeit gemacht hat, mit denen er künftig fortzufahren verspricht. Dies letztere Versprechen hat indeß wohl unerfüllt bleiben müssen, weil dieser Almanach, wenn wir nicht irren, nicht weiter als bis auf diesen Jahrgang fortgesetzt ist. Jene Lebensbeschreibungen sind indeß gewiß nicht ohne Werth, mit einer zweckmäßigen Kürze, aber doch mit guter Auswahl und in einer guten Schreibart aufgesetzt. Die Dichter, welche sie betreffen, sind: **Wolfram von Eschenbach, Graf Werner von Honberg**, der ungenannte Verfasser eines Gedichts auf den wendischen

König Anthyr, Hans Sachs, Martin Opitz, Christian v. Hofmannswaldau, D. C. v. Lohenstein, F. R. L. Freyh. v. Kanitz, E. Neukirch, J. C. Günther, A. v. Haller, F. v. Hagedorn, E. C. v. Kleist, C. F. Gellert. Unter den Gedichten der poetischen Sammlung giebt es gute, schlechte und mittelmäßige, wie das der gewöhnliche Fall ist. Genannt haben sich folgende Verfasser: W. G. Becker, Bertrand, G. C. Claudius, Gallisch, Gisecke, Hagenbruch, Josch, Jünger, die Karschin, Kraus, Matthesius, Müchler, Pocatus, Partey, J. G. Schmidt, Scholzhoven, J. G. Schulz, Stieglitz, Tismar, Tutenberg und Weise. Fr.

Schwäbische Blumenlese auf das Jahr 1783. Herausgegeben von Gotthold Friedr. Stäudlin. Tübingen, bey J. G. Cotta. 8 Bogen in Sedez, und 1 Bogen Musik.

Das viele Gute, welches in dieser Sammlung befindlich ist, macht dem Geschmacke des Herausgebers, und der Antheil, den seine eigne Muse daran hat, macht seinen schon rühmlich bekannten Talenten Ehre. Seine Blumenlese kann sich mit allem Recht und ohne Rangsucht ihren ältesten und besten nördlichen Schwestern zur Seite stellen, nur in einem Stücke hätte sie, ihrer Göttingischen Schwester, den Rang nicht sollen streitig machen: in der Ungezogenheit gegen Tadel und Zurechtweisung. Daß der nämliche Dichter bald Lob, bald Tadel verdienen kann, ist doch wohl kein Paradoxon; und daß dieß bey Hrn. St. gar sehr der Fall sey, weiß ein jeder, der mehrerley Gedichte von ihm unpartheiisch gelesen hat; auch selbst gegenwärtige Sammlung ist ein neuer Beweis davon. Von den kleinern epigrammatischen Gedichten setzen wir ein paar zur Probe hieher:

Auf einen geizigen Hahnrey.

Nicht gastfrey ist Avar; er hat
Nie Fremde noch gespeist, sagt unsre ganze Stadt!
O Stadt, sø richte doch gelinder;
Er speist ja täglich fremde Kinder. Weißer.

Das

Das lehrreiche Schauspiel.

Wie fern dies Schauspiel lehrreich ist,
Das könnt ihr Leutchen nicht begreifen?
Wer's spielen sieht, und wers durchliest,
Der wird ein Virtuos — im Pfeifen.

Derselbe.

Gr.

Samuel Johnson's biographische und kritische Nachrichten von einigen Englischen Dichtern. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt. Zweyter Theil. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung. 1783. 1 Alphab. ½ B. 8v.

In diesem zweyten Theile findet man die Lebensumstände und die kritische Würdigung folgender Dichter: Milton, Butler, Waller, Halifax, Garth, Pomfret, King, und Walsch. Die von Milton ist die ausführlichste, und der Uebersetzer hat dabey auf die Kritiken Rücksicht genommen, welche diese Biographie bey verschiednen Landesleuten ihres Verfassers veranlaßt hat, und die besonders die politischen und theologischen Grundsätze jenes berühmten Dichters betreffen, die Dr. Johnsohn zu sehr herabgesetzt, und nicht ohne Parteylichkeit geschildert hat. Von diesem Vorwurf läßt er sich gewiß nicht frey sprechen; und wenn gleich die Entschuldigung des Uebersetzers, er sey vielleicht durch die bisherigen durchaus panegyrischen Lebensbeschreibungen des Dichters gereitzt worden, die seinige mit scharfer Kritik zu würzen, nicht ganz aus der Acht zu lassen ist, so rechtfertigt sie doch bey weiten nicht die überall sichtbaren Spuren der einseitigen Partheylichkeit eines, wie man will, nicht ganz unbestochenen Royalisten. Uebrigens glaubte der Uebers. keine Proben aus den Werken der hier vorkommenden Dichter anhängen zu dürfen, wie er beym ersten Bande gethan hat, weil sie zur Gnüge unter uns bekannt wären. Das möchte doch wohl bey den vier letztern wenigstens der Fall nicht seyn. Recensent hat einige Stellen dieser Uebersetzung mit dem Original verglichen, und sie im

Ganzen recht gut und lesbar gefunden. Einzelne kleine Unrichtigkeiten rügt er um so weniger, da die angehängte Liste von Verbesserungen des ersten Theils von der eignen genauen Aufmerksamkeit des Uebers. auf seine Arbeit ein redender und sehr rühmlicher Beweis ist.

Fr.

Lustspiele von C. F. Weiße. Erster Band, 422 S. Zweyter Band, 390 S. Dritter Band, 396 S. Neu überarbeitet. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung, 1783. gr. 8. mit drey Titelkupfern.

Mit einer des verdienstvollen Schriftstellers völlig würdigen Bescheidenheit erklärt sich der Verf. dieser Lustspiele über die Schwierigkeiten dieser Dichtungsart, und besonders über den Einfluß, welchen die große Veränderlichkeit der Sitten, der Moden, des Geschmacks und der Sprache, des Umgangs auf die Wirkung eines Lustspiels haben. Als der Verf. diese Stücke zuerst bekannt machte, waren, wie er selbst sagt, außer der Gottschedischen Schaubühne und den Schlegel- und Gellertschen Stücken keine deutsche Originale vorhanden. Sowohl dieß, als die günstige Aufnahme seiner ersten Versuche, und **Leßings**, **Eckhofs** und **Kochs** Ermunterungen erhielten und erneuerten seinen Muth auf dieser Laufbahn; und wir setzen hinzu, daß seine Arbeiten dieser Art sich von den damaligen Lustspielen, die Leßingischen allein ausgenommen, äußerst vortheilhaft auszeichneten, daß er durch seine Muster den Fortgang der komischen Dichtkunst ungemein beförderte, und daß es undankbar seyn würde, dieß unleugbare Verdienst der gegenwärtigen Lustspiele itzt zu vergessen, da wir freylich weiter, aber doch im Ganzen nicht so gar viel weiter, auf dieser Bahn fortgeschritten sind. Und ausserdem ist doch auch dies Verdienst nicht ihr einziges. Die meisten dieser Stücke haben vielen anerkannten Werth in ihrer Anlage und Ausführung; und bey dieser neuen Ausgabe ist dieser Werth durch die kritische Sorgfalt des Verf. noch sehr erhöht worden, die er auf die Verbesserung des Dialogs gewandt hat, dessen Fortschritt rascher, dessen Sprache gedrängter geworden ist. Manche

Situ-

Situation ist durch einen oder andern hinzugesetzten Zug gehoben, mancher Charakter eben dadurch hervorstechender geworden. Uebrigens gesteht der Verfasser, er habe in sich selbst mehr die Fähigkeit gefühlt, komische Begebenheiten und Situationen zusammenzusetzen, als, dieselben nach den Regeln einer strengen Wahrscheinlichkeit zu ordnen. Die Charaktere, sagt er, haben sich mehr seiner Imagination, nach einem gewissen Ideale, dem er nachgegangen ist, gezeigt, als daß er sie aus Beobachtung und genauer Prüfung der Menschen damals um sich geschöpft hatte, oder schöpfen konnte. — Wir zeigen nur noch den Inhalt dieser drey Bände an. Im **ersten** stehen, die Poeten nach der Mode — die Haushälterinn — der Mißtrauische gegen sich selbst — die Matrone von Ephesus. Im **zweyten**, Amalia — der Naturaliensammler — der Projektmacher — Walder. Im **dritten**, die Freundschaft auf der Probe — Großmuth für Großmuth — List über List — das Weibergeklatsche.

Bk.

Gibraltar vom XI. bis XVIII. Weinmondes: ein Bardengesang Sineds des Oberbarden der Donau. Von einer ungrischen Dame zum Druck befördert. — — Wien, mit von Baumeisterischen Schriften, 1782. ½ B. 8.

Wer zweifelt daß der gewählte Gegenstand des Dichters und seines lyrischen Schwunges völlig würdig war? Und auch die Ausführung ist des Gegenstandes vollkommen würdig. Bey aller sichtbaren Begeisterung, die in dieser Ode herrscht, hat doch die Gedankenfolge eine gewisse Regelmäßigkeit und symmetrische Beziehung, die dem angehenden lyrischen Dichter zum Muster dienen kann, der oft dann am meisten Dichter zu seyn glaubt, wenn er sich dem Gerathewohl seiner wilden Phantasien und einer mißverstandnen lyrischen Unordnung zügellos überläßt.

Gr.

Johann von Schwaben. Schauspiel, von A. G. Meißner. Frey bearbeitet für die Bühne von C. M. Plümicke. Berlin, 1783, in Commißion bey F. Maurer, 13½ Bogen 8.

In Ansehung des Meißnerischen Originals beziehen wir uns auf die zu seiner Zeit davon geschehene Anzeige. Hr. P. wurde zur Bearbeitung desselben für die Schaubühne dadurch veranlaßt, daß „derjenige unsrer deutschen „Fürsten, von dessen Unterstützung die deutsche Kunst in un„serm Vaterlande einst alles zu erwarten hat, es aufs Berliner Theater gebracht zu sehen wünschte.“ Verkürzung war dabey das erste Erfoderniß, und selbst manches, was beym Lesen sehr gefiel, muste diesem Bedürfnisse aufgeopfert werden. Daß Hr. P. indeß bey diesem Verfahren sehr behutsam gewesen ist, beweißt schon die noch immer zu grosse Länge dieses Schauspiels, dessen Abdruck auch hier, so klein er ist, dreyzehn Bogen füllt. Von seinen übrigen Aenderungen giebt er in der Vorerinnerung Rechenschaft. Sie bestehet hauptsächlich darin, daß er Helenen, die im Original schon mit dem zweyten Akte verschwand, Theil an der Haupthandlung nehmen ließ, und Johannes und Eleonorens Schicksal durch glückliche Wendung und bestimmtern Ausgang entschied. Der Druck ist ungemein sauber, und von Hrn. Berger ist ein sehr schönes Titelkupfer, voll charakteristischen Ausdrucks, hinzugefügt, welches sich auf die achte Scene des fünften Akts bezieht. Den Verlag hat Hr. P. selbst in der edeln Absicht übernommen, um dessen Ueberschuß zur Unterstützung einer auswärtigen nothleidenden Theaterfamilie anzuwenden.

Fr.

V. No-

zeichen des Genies, aushängt. Mancher gute Kopf gleitet auf diesem Wege hinab: Er träumt sich, um mehr zu seyn, alltägliche Widerwärtigkeiten wie Verfolgungen des Schicksals, kämpft mühsame Kämpfe für nichts, um bald einen Platz in dem Ritterorden edler Seelen zu verdienen, und betrügt so sein ganzes Daseyn um Glück; Ruhe und jeden dankbaren Genuß. Oft verwischt selbst reifere Ueberlegung der spätern Jahre diese Spuren nicht, und es ist ein charakteristischer Hauptzug unsrer Zeit, daß es beynah für eine Beleidigung gilt jemand schlecht weg zu sagen, Sie haben ein recht fröhliches Temperament.

Der Styl des Verfassers fodert noch einige Erinnerungen. Fast durchgängig fehlt es ihm an Geschmack; seine Bilder sind übel gewählt und oft unrichtig ausgeführt; die Sprache zu Zeiten lächerlich hochtrabend und dennoch matt und unedel.

S. 51 zum Beyspiel, läßt der Verfasser „eine Erzählung so mit ganz erschrecklichen Liebesgeschichten, übermenschlichen überspannten Riesenthaten seines Helden, und mit einen so verwickelten und überraschenden Geschichtsplan überzuckern daß einen der Magen davon weh thut.“

S. 27 liest man „von einer Glut im Herzen, die alle Ströme der Vernunft und Religion nicht ersäufen konnten.“

S. 28 „schießt die Gräfinn so feurige Strahlen aus ihren schönen Augen auf den Hofmeister, daß er in ihren Lichte tief ins Herz seiner geliebten schauete, und fand daß ihr Umstand den seinigen gleich war.“ S. 31 fragt die Gräfinn: „wo stieg das Gewitter der Liebe auf, dessen Blitz ihr Herz entzündete?“

Auf der oben angeführten 51 Seite, entdeckt uns der Verfasser auch den geheimen Gang seines Geistes, „wie er nicht wenn er beobachter die allgemeine Landstraße gehe, auch nicht die allgemeine Viehstrasse die mögen Hirten, Schäfer und dergleichen mit ihren Mädchen wandeln und mit ihren Dudelsäcken dabey lüdlen.“

Selten gelingt ihm naiver Ausdruck der Treuherzigkeit und der Empfindung; insbesondre erinnert der Dialog seiner Liebenden immer an das stolpernde Auf- und Abtreten hölzerner Marionetten-Puppen. Alles ist kalt erzwungen und gekünstelt.

Für

ten der jüngere seyn, der durch andere ernsthafte Schriften schon berühmt ist.

Bk.

Das Jahr zweytausend vierhundert und vierzig. Zum zweytenmale geträumt. Ein Traum, deren es wohl träumerischere gegeben hat. Leipzig, bey Weygand, 1783. $8\frac{1}{2}$ Bogen. 8.

Wie der erste Träumer des Jahrs 2440 (Voltaire) eine herannahende Verbesserung des ganzen Menschengeschlechts träumte; so hat der gegenwärtige Traum zur Absicht, diese allgemein werden wollende Hofnung ein wenig zu bezweifeln.

„Von jeher, sagt der Verfasser, und wie uns dünkt „mit vielem Rechte, hat es das Ansehen gehabt, als ob die „Vergangenheit und die Zukunft mit einander komplimen„tirten. Von jeher glaubten die Menschen, die Nachkom„men würden besser seyn als sie; und diese hingegen behau„pteten aus schuldiger Dankbarkeit, ihre Vorfahren hätten „es besser gemacht."

Die Allgemeinheit der Hofnung, fährt er fort, beweise nichts; denn die Allgemeinheit einer Meynung beweise eher wider sie, als dafür; zumal wenn sie von den Wünschen der Menschen begünstigt werde; indem diese zugleich ihre Hofnungen seyen. Wie man aus dem Charakter eines einzelnen Menschen niemals einen Schluß auf das ganze Geschlecht machen dürfe; eben so wenig auch von einzelnen Schicksalen auf das allgemeine — denn der Satz: das Schicksal des Menschengeschlechts solle dem Schicksale einzelner Menschen gleichen — werde umgekehrt angewandt, ein eben so wahrer, aber äusserst gefährlicher Satz. Mit dem höhern Grade der Aufklärung, und dem immerwährenden Bestreben darnach, habe es noch seine ausgemachte Richtigkeit eben so wenig; und die Hofnung zu einer allgemeinen Aufklärung und einer daher fließenden allgemeinen Glückseligkeit sey noch sehr schwankend. Der Mensch wähle immer zu den besten Endzwecken die schlechtesten Mittel — Man wolle Aufklärung verbreiten, und man bekämpfe Systeme, die wir doch höchst nöthig brauchten, so lange noch

ausschließende Recht des Adels zu den höchsten Aemtern und Würden. Im dreyzehnten, die Anglomanie in Einrichtung unserer Gärten, wo wir auf einer halben Hufe Landes das zusammendrängen, wozu der Engländer Meilen hat — Inquisition — Tiranney wollüstiger Prälaten — dicker finsterer Aberglaube des Pöbels. Im vierzehnten, barbarische Sitte, die Körper der zum Tode Verurtheilten zu verstümmeln.

Als ein Anhang ist der Traum des Herausgebers, der sich N. H. W. (Recensent vermuthet Hr. Witzel) unterschrieben, beygefügt, und der darauf hinausläuft: daß die Dinge bleiben werden wie sie sind. Die Natur ändere nicht, wenn auch ihre Erscheinungen verschieden wären. Die Begebenheiten die geschehen seyen und täglich sich ereigneten, seyen keine Veränderungen in ihrem Laufe. Die heilige Ordnung sey von jeher gewesen, und die ewige Natur von ihrer Bahn noch um kein Haar breit abgewichen. Was der Mensch für Ausnahme halte, sey unmittelbare Folge ihrer weisen Gesetze u. s. w.

Das Buch ist übrigens in einem angenehmen unterhaltenden Tone geschrieben. Der Leser wird es gleich Recensenten nicht ohne Vergnügen und Belehrung zur Seite legen. Es ist ein würdiger Pendant zum Faustin, zeugt von einem feinen Beobachtungsgeiste, und verdient von allen gelesen und wieder gelesen zu werden, denen der Kopf vom vermeinten höchsten Grade der Aufklärung, Kultur und Verfeinerung der Menschheit schwindelt.

Sb.

VI. Welt-

VI. Weltweisheit.

Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte, aus den Jahrbüchern der Akademien angelegt, von Mich. Hißmann, Prof. der Weltweisheit in Göttingen. Sechster Band. Göttingen und Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1783. in 8. 372 Seiten.

Voran geht Versuch über das Fundament der Kräfte, bey
Gelegenheit der von der Königl. Akademie der Wissen-
aften in Berlin für das Jahr 1779 aufgegebenen Preis-
ige, von einem Ungenannten vermuthlich dem Herausge-
selbst. Zuerst wird, wie billig, der Begriff von Kraft
tersucht und bestimmt. Hier scheint es dem Verfasser an
so nothwendigen Festigkeit in Begriffen und Bestimmt-
t in Ausdrücken zu gebrechen. Die erste Analyse giebt
folgende Begriffe: Kraft, die Quelle der Wirksamkeit.
rksamkeit, Grundfasse von etwas andern. Grundfas-
Begreiflichkeit, daß oder warum etwas ist; Begreiflich-
giebt das gewöhnliche, mit den Erfahrungen, die man
acht hat, übereinstimmend. Folglich ist Kraft dasjeni-
Etwas in einem Dinge, welches man annimmt, weil
findet, daß dieses oder jenes gewöhnlich mit ihm ver-
ft ist, und weil es uns befremden würde, wenn wir
al bemerken sollten, daß mit demselben gar nichts ver-
schaftet, oder doch nicht das gewöhnliche an dasselbe an-
ipft wäre. Hier also ist von der Folge **aus** dem an-
dem werden **aus** einander, oder hervorbringen oder
n, nichts erwähnt, vielmehr scheint es, der Verfasser
nur gewöhnliche, in Erfahrungen immer wahrgenom-
Folge **auf** einander beym Begriffe der Kraft anerken-
Diese Untersuchung nimmt er auch gleich darauf be-
s vor, und das Resultat fällt dahin aus, daß wirklich
mehr zu den Begriff der Kraft gehört. Die Bey-
daß es Folgen ohne Kraft giebt, wenn auf einen

Trommel-

Trommelschlag die Soldaten ausmarschieren, oder auf einen Glockenschlag die Thore geschlossen werden, sucht er dadurch auf seine Theorie zurückzuführen, daß der Befehl des Chefs einer Armee völlig denselben Effekt habe; als wenn ein physischer Stoß die Soldaten beträfe; daß der Chef vorher bekannt machen ließ, er werde durch die Trommel reden, folglich der Trommelschlag wirklich die Kraft habe, die Armee zu bewegen. Eben dies läßt sich auch vom Glockenschlage behaupten. Allein von zwo associirten Vorstellungen hat doch eine nicht die Kraft die andere aufzuwecken, das Wort nicht die Kraft den Begriff zu erneuern, und dennoch begleiten sie sich immer. Zudem hat der Befehl des Chefs, weder als Rede, noch auch als seine Rede Kraft die Armee zu bewegen, denn wenn diese aufrührisch ist, bewegt sie sich nicht, sie gleicht also einem physischen Stoße nicht im geringsten. Dem ohngeachtet sagt er weiter unten: die Verknüpfung zwischen in einander gegründeten Dingen, sey so beschaffen, daß, weil das eine gerade das Ding ist, auch das andere gerade das seyn muß; der Grund mache, an einem andern Dinge etwas nothwendig; das eigenthümliche der ursachlichen Verbindung bestehe darinn, daß das eine durch das andere seine Wirklichkeit erhalten, aus dem andern erzeugt worden, durch das andere entstanden ist. Da ist also doch das Begreifen etwas anders, als gewöhnliches, stets beobachtetes Erkennen des Aufeinanderfolgens. Weiter geht des Verfassers Analyse nicht, das aber ist noch nicht ihr äusserster Punkt; sie sollte auch billig die einzelnen einfachen Ingredienzen aufzeigen, aus welchen der Begriff gemacht wird, das ist die innern und äußern Empfindungen und Verhältnißgefühle, aus welchen der Verstand ihn bildet. Bis dahin wird in der Entstehung desselben nicht zurückgegangen, ohne dies aber kann diese von seiner Richtigkeit und Allgemeinheit keine zureichende Beglaubigung abgeben. Soll nemlich der Begriff von sichern Transcendenten Gebrauche seyn: so muß man wissen, ob das was innere und äußere Empfindung zu ihm hergeben, dasselbe ist; sonst ist er entweder nur auf die Körper: oder nur auf die Intellektual-Welt anwendbar. Die Entstehung des Begriffes finden wir nicht befriedigend angegeben. Wir bemerken durch die äußern Sinne, daß gewisse Gegenstände Veränderungen hervorbringen, daß an das Aufhören jenes, der Anfang dieses

dieses geknüpft ist. Das Hervorbringen und Verknüpftseyn
lehren uns zuverläßig äußere Empfindungen, allein nicht
nur Folge lehren sie; wir sehen, wie daß, und wie durch
das Feuer Metalle schmelzen; nur daß sie dem Feuer ausge-
setzt schmelzen. Bey den innern Empfindungen muste aus-
einander gesetzt seyn, was ihre verschiedenen Arten für In-
gredienzen zum Begriffe hergeben, und zuletzt, wo durch de-
ren Verbindung mit der äußern der ganze Begriff zu Stan-
de kommt. Schon hieraus erhellt, daß der Begriff von
Kraft durch diese Untersuchung keinen merklich hohen Grad
on Deutlichkeit erhalten hat. Es einleuchtender zu ma-
hen, wollen wir die Hauptthelle davon näher betrachten.
in Ding thut etwas, agirt, wenn in seiner Wirklichkeit
r Grund von der Wirklichkeit eines andern Dinges enthal-
n ist. Grund ist der Umstand, die Beschaffenheit, die Af-
ktion eines Dinges, woraus sich begreifen läst, warum et-
as anders ist. Das Begreifen aber findet in solchen Fäl-
i statt, die uns häufig vorgekommen sind. Wir begreifen
rum auf einige schwüle Sommertage Gewitter folgen,
s will weiter nichts sagen, als es ist ein gewöhnliches Er-
niß. Es ist aber doch ein Unterschied, wenn der Bauer
nach heissen Tagen Gewitter gesehen hat; und der Phy-
r aus dem Aufsteigen der Dünste und dem Anhäufen
elektrischen Materie durch die Hitze, das Gewitter wer-
sieht. Deswegen verläst auch der Verf. das in der
ge wieder, und erklärt den Grund für das Prädikat ei-
Dinges, wodurch ein anderes Prädikat entweder an dem-
gen Dinge, oder an einem andern Subjekte nothwen-
gemacht wird. Nothwendig machen ist doch mehr als
öhnliches Folgen auf einander. Aber auch so noch hat
Sache nicht völlige Bestimmtheit. Der Grund, war-
eines Dreyeckes drey Winkel zween rechten gleich sind,
des Triangels Wesen; aber dies Wesen macht oder
t es die Gleichheit? Ist hier nichts anders, als wenn
sagt, das Feuer schmelzt das Eisen? macht das Eisen
? Offenbar also ist wirken etwas anders als Grund-
; offenbar der Grund im Allgemeinen, oder der Sach-
nicht bestimmt genug erklärt. Des Verf. Beweis,
le Substanz nothwendig Kraft haben muß, weil sonst
Wirkungen in einander nicht verschieden seyn könnten,
ne metaphysische Gültigkeit, indem er zuletzt auf Er-

fahrungen verweist, welche dies blos von uns bekannten Substanzen erhärten, und die Nothwendigkeit gar nicht darthun. Zudem erforderte auch die Bevestigung der Consequenz noch genauere Entwickelung. Nicht ganz richtig ist auch, daß, wenn man in Gedanken alle Kraft den Substanzen nimmt, gar nichts an ihnen denkbares mehr übrig bleibt, mithin Kraft und Substanz einerley ist. Es bleibt doch noch Existenz, und Existenz für sich, das ist solche die kein anderes Ding als Subjekt voraus setzt; und diese ist vom Begriffe der Kraft verschieden. Von Grundkräften und abgeleiteten Kräften spricht zwar der Verfasser, aber wir finden die Merkmale nicht, woran sie zuverläßig zu unterscheiden sind. Die Elemente, meynt er, könnten auch mathematische Kontinua oder Solida, und diese wieder ohne Ende theilbar seyn. Darinn liegt ein Widerspruch; denn so giebt es gar keine Elemente, weil Elemente solche Substanzen seyn sollen, welche bey der Theilung die letzten sind. Von den Monaden glaubt er, sie können keinen Raum ausfüllen, weil jede einzelne keinen einnimmt; denn muß er auch behaupten, daß mehrere einfache Aktus des Sehens oder Fühlens nicht den Begriff von Ausdehnung hervorbringen können. Einiges andere noch zu bemerken erlaubt der Raum nicht.

Die andere Abhandlung von Hrn. Eller aus den Schriften der Berliner Akademie, soll durch Versuche beweisen, daß das elementarische Feuer und das Wasser einzig und allein den Namen der Elemente verdienen. Voran geht eine Geschichte der Meynungen von den ersten Zeiten an, worinn man, was die Griechen vorzüglich betrift, Präcision vermißt. Dann folgen die Versuche; aber auch hier vermissen wir hinlängliche Beweiskraft; denn das Resultat ist, daß Wasser sich in Luft und Erde verwandelt, und dann ist ja Wasser nicht Element, vom Element verlangt man es soll unwandelbar seyn. Umgekehrt werden Erde und Luft sich wieder in Wasser verwandeln müssen; welche von diesen sind nun wirklich Elemente? Aber auch die Versuche schließen noch die Möglichkeit nicht aus, daß in dem Wasser die herausgebrachte Luft und Erde schon vorhanden waren; giebt es wohl irgend ein Mittel sich zu versichern, daß man vollkommen reines Wasser habe? Die dritte Abhandlung von Hr. Merian vergleicht die Leibnitzische und Condillacsche Behauptungen, daß Vorstellungskraft, und daß Empfindungs-

vermö-

vermögen unserer Seele Grundkräfte ausmachen. Erstere findet er erhabener, systematischer, letztere mehr den Beobachtungen entsprechend; doch aber als vorzüglichen Grund dagegen, daß sie das angenehme und unangenehme der Empfindungen, welches doch von der Empfindung selbst wesentlich verschieden ist, mit der Empfindung für einerley, mithin nicht genugthuend, erklärt. Nach dem was Hr. Tetens hierüber so vortrefflich geschrieben hat, findet sich, daß Condillacs Meynung mit sehr viel andern Beobachtungen nicht übereinstimmt; und wäre dies zur Zeit des Drucks dieser Abhandlung schon bekannt gewesen, wir zweifeln nicht, Hr. Merian würde ganz anders geschrieben haben. Die vierte ist eine Abhandlung des Abbé Souchay aus den Memoi-es de Litterature über die Sitten der alten Philosophen. Von den physischen sagt er nichts, und deren waren doch uch manche; er zählt blos die Meynungen auf, welche über n Grundsatz der Sittenlehre und unsre Erkenntniß in Abht auf deren Realität, Wahrheit, und Gewißheit, gerrscht haben. Wie das hier geschieht, gewährt es wenig elehrung; soll so etwas nützlich werden: so muß der bey en zum Grunde liegende Begriff in die Frage genommen, nach gezeigt werden, wie vielerley Antworten sich geben ßen und wie sie der Zeit nach von verschiedenen gegeben rden. Denn gewährt es theils Einsicht in den Zusamhang und die Verwandschaft der Begriffe, theils auch die Entwickelung des menschlichen Verstandes. Die fte, von Hr. Freret, aus denselbigen Memoires, wo auch die beyden folgenden sind, enthält allgemeine Behtungen über das Studium der alten Philosophie. m man die Meynungen der Alten untersucht, und sie ündet erkennt, kann man oft auf neue Entdeckungen nen; mehrere Beyspiele zeigen, daß die Alten schon gehatten, was hernach als neue Erfindung ist angenommen worden. Allerdings ein Nutzen; aber auch nur ei Man lernt Systeme abwägen, und dadurch ihren ren Werth genau bestimmen, man schärft die Urtheils; man gelangt durch die Vergleichung zu neuen Verngen von Begriffen; man lernt die Fehler deutliches en und vermeiden. Dazu aber gehört mehr als Kenntnzelner abgerissener Sätze, es wird vornemlich Ausersetzung der ganzen Systeme, nebst ihren Gründen

und Darlegung der Elemente aus welchen sie gebildet wurden, erfordert. Heutzutage findet man diesen Weg zu lang, man glaubt schon genug Philosophie zu besitzen, wenn man nur einige abgerissene Sätze gefaßt, und aus einigen von Frankreichs Modebüchern gegen die Gewißheit philosophischer Erkenntniß, und das dunkle und abstrakte metaphysischer Einsichten hat deklamiren gelernt. Die sechste, von Hrn. de Guignes, über das Studium der Philosophie bey den alten Sinesen, legt die Lehren der beyden Schulen des Con-fu-tse und Lao-tse vor. Beyde stimmen in den wesentlichen Stücken mit einander, und in den Behauptungen von den Zahlen und deren Beschaffenheiten mit den Pythagoräern überein, weshalb auch der Verf. sie aus der Pythagorischen Schule ableitet. Ein schlimmer Umstand findet sich dabey, daß zur Zeit des Confucius Pythagoras Lehre nicht allgemein genug bekannt gewesen, und dieser Theil des Systems von spätern Schwärmern auf die Art scheint ausgearbeitet zu seyn, wie er bey den Sinesen vorkommt. Der Grund des Systems, daß aus einen Wesen, dem Chaos, zwey, ein thätiges und ein unthätiges, Kraft und Materie; aus den zweyen ein drittes, die geformten Körper nebst der Welt, entsprungen sind, ist nichts anders, als was überall bey den Völkern geglaubt wird, so bald sie über Entstehung der Dinge nachzudenken anfangen. Diesen also hat man nicht nöthig, aus Griechenland herüberzuhohlen. Die Benennung durch Zahlen war hier gleichfalls sehr natürlich, vornemlich wenn man den Mangel der ältesten Sprache an abstrakten Ausdrücken, und die Begierde durch sonderbare Einkleidung den Lehren Anstrich tiefer Weisheit, und des Geheimnißvollen zu geben, hinzudenkt. In Ansehung der übrigen Zahleneigenschaften wäre zu wünschen, daß man näher zu bestimmen suchte, wie die Sinesen eigentlich die Sätze verstehen, welchen Grund sie haben, sie ihnen beyzulegen. Vielleicht ergäbe sich denn auch, daß hierinn natürliche Veranlassung in den rohen Begriffen liegt und entfernte Nationen dadurch von selbst hierauf geleitet werden, ohne von einander etwas zu borgen. Die letzte Abhandlung über die Gründung der Religion und des Reichs Mohammeds, vom Hrn. de Brequigny, scheint so ganz eigentlich wohl nicht in den Plan dieses Magazins zu gehören.

Wr.

Hrn.

...rn. Karl Bonnets, Werke der natürlichen Geschichte und Philosophie. Erster Theil, mit Kupfern. Aus dem Französischen der neuesten Ausgabe seiner Werke übersetzt. Leipzig, bey Junius, 1783, gr. 8. 286 Seiten; Vorrede und Innhalts-Verzeichniß ungerechnet.

...thält die in Roziers physischen Journale einzeln erschienenen Abhandlungen. Die Uebersetzung liest sich ganz ... nur sind uns einige Dunkelheiten und Gallicismen aufgestoßen, die mehrere Politur wünschen lassen. Da wir ... Urschrift nicht zur Hand haben, können wir nicht urtheilen, in wiefern diesen Dunkelheiten könne abgeholfen werden. S. 3 heißt es: Wollte man mir hier einwenden, daß ...s feinen Säfte, welche zu den ersten Entwickelungen ... Keims gedient haben, die Evolution nicht würden beendigen können: so antworte ich hierauf, daß diejenigen Theile, welche die Knochen vorstellen, anfänglich unendlich geringen Widerstand leisten, welcher sich aber nach Maasgabe des Fortganges von ihrer Entwickelung vermehrt, und endlich dahin gelangt, daß er von nichts kann übertroffen werden, als durch die Wirkung einer reizenden Kraft, welche unter dem Namen der Saamenfeuchtigkeit bekannt ist. Soll die Saamenfeuchtigkeit grössern Widerstand haben als die Knochentheilchen: oder deren Widerstand überwinden? S. 4: Es giebt Theile von einer so entsetzlichen Zartheit: besser doch wohl erstaunlichen; nicht Kleinheit, sondern Größe verursacht Entsetzen. S. 5: Bedenkt man, daß in der Quadratlinie von einer unserer Nieren sich auf ...500 solche Röhrchen berechnen lassen, und setzt in Gedanken von allen in der Niere befindlichen End an Ende zusammen: so kömmt eine Länge von 5000 Toisen heraus: ...te wohl heißen, setzt die Enden aller Röhrchen zusammen. ... 7: ich stelle mir den Nervensaft nicht als eine gleich-, ...dern im Gegentheil als eine sehr ungleichhaltige Flüssigkeit vor, genauer wohl ungleichartige. S. 9: Die Organe, welche diesen Saft verfertigen, kommen denen gleich, ...n den großen Theilen das Blut zubereiten; eigentlich wohl ihnen ähnlich; denn gleich kommen bezeichnet gleich groß, welches hier nicht statt findet. Ebendaselbst, diese lebenden

Atomen (die Infusionsthierchen) haben auch thierische Gei-
ster, von welchen die verschiedenen Scherze herrühren, die
sie mit ihren Bewegungen machen; besser Spiele, den ei-
gentlichen Scherz wird man ihnen wohl nicht zuschreiben.
S. 10: Pischel-Polypen, ein Provinzialismus, für Bü-
schel-Polypen. S. 11: Enthillungen für Enthüllungen.
Ebendaselbst: der tiefdenkende Mallebranche hat den ersten
festen Blick in diese Abgründe gewagt, und ich würde es
an dem was ich diesem schönen Geiste schuldig bin, feh-
len lassen, wenn ich nicht die Stelle abschriebe. Bey ei-
nem schönen Geiste denkt man unter uns einen Belletristen,
also wohl genauer, vortrefflichen, oder so etwas. Ich wür-
de es an dem fehlen lassen, ein Gallicismus, je manque-
rois à ce que etc. wir sagen, ich würde meine Schuldig-
keit nicht erfüllen.

Wr.

Hrn. Karl Bonnets Werke der natürlichen Geschichte und Philosophie. Zweyter Theil, mit Kupfern. Aus dem Französischen der neuesten Ausgabe seiner Werke übersetzt. Leipzig, bey Joh. Friedr. Junius, 1783. in 8. 316 S.

Hier, wo die Gegenstände weniger abstrakt sind, und Beobachtungen simpel erzählt werden, übersetzt der uns unbekannte Verfasser deutlicher und fließender, als im ersten Theile.

Wr.

Faustin, oder das philosophische Jahrhundert 1783, ohne Druckort und Verleger, in 8, 381 Seiten.

Soll, laut Vorrede, eine Skizze der letzten konvulsivischen Bewegungen des sterbenden Aberglaubens, Fanatism, Pfaffentruges, Despotendruckes, und Verfolgungsgeistes; nicht Satyre auf unser Jahrhundert, und dessen schöne Devise, vielmehr Sarkasm auf jene Hartköpfige und schwachköpfige Männer seyn, die sich noch hie und da der Aufklä-

durch seinen Einfluß manche Wahrheiten allgemeiner bey dem regierenden Theile der Menschheit vornehmlich gemacht hat, so hat er doch die Philosophie selbst nicht bereichert, vielmehr durch die Leichtigkeit und Annehmlichkeit seines Vortrages gemacht, daß jetzt fast nichts für Philosophie gilt, was nicht à la portée de tout le monde ist, da doch hier, so wenig als in der Mathematik alles von jedem mit seinen fünf Sinnen gleich kann begriffen werden. Und die Encyklopädie, wer sich damit allein begnügt, ist wahrlich von der Gränze menschlichen Wissens noch weit entfernt. Solche Vorurtheile kann man allenfalls unsern Nachbarn jenseit des Rheins lassen, unter gründlich denkenden Deutschen sollte man sie nicht ausbreiten, oder unterstützen. Gegen das Ende lenkt der Verf. wieder ein: Faustin findet seinen, durch Verfolgung verjagten Bonifaz in Amerika wieder, wo er nach dortigem Brauche sollte verkauft werden zur Bezahlung der Fracht, löset ihn aus, und wird wieder im alten Glauben an allgemeine Aufklärung gestärkt. Er kommt nach Berlin, bewundert die Toleranz des Preußischen Monarchen, vornehmlich bey Gelegenheit der bekannten Cabinets-Resolution über den Gesangbücher-Krieg; hört von Josephs weisen Anstalten zur Beförderung besserer Einsichten, und geht nach Wien, dies mit eignen Augen zu sehen, und zieht aus dem allen den Schluß, das Jahr 1780 sey die Epoche vom Triumphe der Philosophie und Vernunft; von da an werden Aberglaube und Intoleranz mehr und mehr vertrieben, zuletzt ganz verjagt. Wir wünschen aufrichtig die Erfüllung dieser Vorhersagung, obgleich aufrichtig zu gestehen, wir sie nicht sehr glauben. Was das Licht an Extension gewinnt, scheint es an Intension zu verlieren. Journal-Gelehrsamkeit, geheime Wissenschaften, seichtes Geschwätz nehmen mehr und mehr überhand, wovon die Folge sich leicht vorhersehen läßt. Und wie viel sind denn der Bücher in jedem noch so dicken Meßverzeichnisse, von welchen sich sagen läßt, daß sie die Wissenschaft weiter bringen? Die meisten werden für den Verleger oder das Honorarium, die wenigsten für die Sache selbst geschrieben. Wir wünschen dem Faustin viele Leser, solche vornemlich, die Macht haben zu befehlen, und die der Cultur entgegenstehende Hindernisse zu heben. Die Schreibart ist gut, nur durch einige mit unterlaufende Provinzialismen entstellt.

Wr.

VII. Ma-

ken, oder gar studirt zu haben glauben, zur nöthigen Ueberzeugung und bescheidenen Anerkennung ihres sehr eingeschränkten Wissens. Wir wünschten, daß es dem Verf. gefallen hätte, noch mehrere, besonders auch noch leichtere Anwendungen der krummen Linien aufzusuchen. Doch, das kann immer noch geschehen.

Ng.

Anweisung zum Gebrauch der Rechenmaschine, nebst derselben herausg. von Joh. Pet. Schürmann, Mechanikus und Geometer im Herz. Geldern. Geldern bey Montamps, im Selbstverlag des Verf. 1782. 29 Oktavseiten, 1 Kupferpl.

Die Neperischen Rechenstäbchen, um Cylinder gelegt und in ein Kästchen angebracht, daß man sie drehen kann; am rechten und linken Ende des Kästchens eine Pappe mit den 9 Zifern in einer Columne. Beym Multipliciren gehört eine solche Zifer in den Multiplicator; den Multiplicandus stellt man durch obere Zifern der Cylinder dar, so findet man auf den Cylindern in einer Zeile mit der Zifer des Multiplicators sein Produkt in jeder Zifer des Multiplicandus, die Produkte muß man also abschreiben und gehörig zusammenaddiren. Hr. Sch. hat bey dieser Maschine viel Mühe und Kosten gehabt, die ihm durch die mäßige Anzahl der Subscribenten nicht völlig vergolten worden. Man kann sie bey ihm selbst noch bekommen, und er hält für billiger, ihm diesen Vortheil zu gönnen, als einem Mechanikus in Cöln, der eine ähnliche Maschine der Beschreibung nach will erfunden haben, solche aber von einem Menschen, der Hr. Sch. Offenherzigkeit gemißbrauchet, müsse gelernt haben. Den Preiß der Maschine giebt Hr. Sch. nicht an, welches wohl wichtig wäre, obgleich freylich der Preiß nach der Größe unterschieden seyn wird. Die der Rec. vor sich hat, enthält 10 Cylinder; man kann also mit ihr einen Multiplicandus von 10 Zifern darstellen. Das Kästchen ist etwa 6 Pariser Zoll lang, 2 breit, welches letztere ohngefähr die Länge der Cylinder ist; man dreht jeden Cylinder für sich vermittelst eines hervorragenden Griffs. Alles ist sehr sauber von Holz

gemacht,

Preiß u. s. w. Zeichnung einer Kleymühle, die Sturm in seinen architekt. Reiseanm. 1719 unter dem Namen: Leimmühle, deutlich beschrieben, aber nicht abgebildet hat. Der Grundbau für ein wasserdichtes Behältniß richtet sich nach dem Boden. Weicher Boden, wie zu Amsterdam, wird durch eingeschlagne Pfähle zusammengepreßt und festgemacht, ein Schwellrost darüber gelegt und auf diese das Mauerwerk für den Fußboden des wasserdichten Behältnisses in Traß gesetzt; zeigen sich Quellen, so bedient man sich eines Schwellrostes; ist der Boden besser und ohne Quellen, gründet man blos mit Ziegeln. Das Verfahren und wie darauf die Traßarbeit angebracht, wird umständlich beschrieben. Den Schluß machen Erklärungen der Kupferstiche von der Kleymühle und wasserdichtem Grundbaue.

Lb.

Kurzer Unterricht von Spähnkolben.. ersteres angegeben und aufgesetzt von Carl Immanuel Löscher in Freyberg 1783. Leipzig bey Crusius. 46 Octavs. 4 Kupfert.

Die Kolben zu den Künsten in Bergwerken werden mit Leder gelindert, welches viel kostet und von vitriolischen Wassern gefressen wird. Hr. L. legt statt dessen um den Kolben Späne von Büchenholze, welches wohlfeiler, dauerhafter und leichter auszubessern ist. Wie die Späne vermittelst einer dazu vorgerichteten Maschine gezogen und als Linderung angebracht werden, wird sehr deutlich beschrieben und abgebildet. Solche von ihm verfertigte Spähnkolben sind 8, 10 bis 14 Wochen gegangen und haben ihre Dienste geleistet, da bey vitriolischen Grundwassern Lederkolben manchmal kaum 8 Stunden dauern. Sie gießen auch eben so gut als die Lederkolben, und haben so in vieler Absicht vor diesen einen beträchtlichen Vorzug.

M.

---

die Entomologen und ihre Schüler sich deß besinnen, daß, wenn man einheimische Insecten nun endlich aus einem oder andern dieser Werke kennt, es sey der eigentliche Zweck der Naturgeschichte, **die Lebensart** und Haushaltung dieser Geschöpfe sowol als aller Thiere zu studiren, und daraus Schaden vermeiden und Vortheil ziehen zu lernen, da man bisher, einige einzelne große Werke und einige zerstreute Monographien ausgenommen, zu wenig hierauf scheint gedacht zu haben. Denn bey der weit größern Leichtigkeit, Sammlungen als Beobachtungen und besonders Sammlungen von dieser Klasse des Thierreichs zu machen, an ihnen sich zu ergötzen und sie mit ihren Namen zur Schau zu stellen, hascht man gemeiniglich nach **neuen**, auch wohl nach Abarten, und während des Sammelns und Namenaufsuchens geht der beste Theil des Lebens hin; und hat man einmal seine Sammlung in Ordnung: so denkt man selten an nähere Beobachtungen derselben Thiere; anstatt daß viele auf dem Lande lebende Gelehrte, Prediger insonderheit, eine Menge Bemerkungen von der Lebensart vieler dieser Thiere aufzeichnen könnten, ohne sie systematisch kennen zu dürfen, wenn sie von ihnen nur etliche Stücke mit ihren Beobachtungen davon einem Kenner schickten, der alsdenn das Thierchen bestimmte und die brauchbaren Anmerkungen bekannt machte. Im Ganzen würde hierdurch mehr gewonnen, als durch Vervielfältigung der bisherigen Werke darüber, die doch wohl, wenn sie auch Anfängern bestimmt sind, nicht **blos Anfänger kaufen** sollen. Das vor uns liegende Werk nun enthält erstlich ein „Schreiben eines alten Entomologen „über den Fang der Insekten, Behandlung, Erhaltung und „Aufbewahrung derselben, nebst den dazu nöthigen Instrumenten etc." die auf der ersten Kupfertafel abgebildet sind. So brauchbar diese Abhandlung ist, so wenig scheint sie uns eines Auszugs fähig zu seyn. Sie nimmt acht Bogen ein, und am Schluß zeigt Hr. J. an, daß der Königl. chirurgische Hof-Instrumentenmacher, Hr. **Sessous**, wohnhaft an der Jägerbrücke in Berlin, die beschriebenen Werkzeuge theils vorräthig hat, theils zu verfertigen erbötig ist. Darauf folgen: **allgemeine Betrachtungen über die Naturgeschichte der Insekten, insbesondre der dritten Linnäischen Ordnung.** Auch diese enthalten viel Gutes, über Eintheilung, Verwandlung und Lebensart dieser

Fami-

In Ansehung dieser Namen müssen wir noch bemerken, daß Pap. Minos nicht für eine eigene Art von Fabricius gehalten wird, wozu man durch die Citation verleitet werden könnte S. 205 wenn nicht eine Anmerkung es anzeigte.

If.

Beyträge zur Botanik, zweyter Theil, von Dr. Albr. Wilh. Roth, Landphysikus in Bremen ꝛc. Bremen 1783, bey Forster. 13 Bogen 8.

Den ersten Theil dieser nützlichen Schrift haben wir in der allg. d. Bibl. . . . . angezeigt; der Innhalt des gegenwärtigen ist folgender:

1) Wiederlegung einiger Vorurtheils wider das Studium der Botanik. 2. 6. und 11) Observationes Plantarum. Wir beziehen uns hiebey auf unsre Anzeige des ersten Theils. 3) Anweisung zur Verfertigung einer Pflanzensammlung. 5) Vom Nutzen derselben. 4) De Geraniorum nectariis. 7) Beschreibung einiger Pflanzen die im Linnäischen System noch nicht befindlich sind. 8) Anhang zu des Verf. Verzeichniß der Pflanzen die nach der Anzahl ihrer Theile im Linn. System nicht in ihrer gehörigen Klasse stehen. 9) Dritte Forts. der im Herzogthum Oldenburg wildwachsenden Pflanzen. 10) Beyträge zu Leyseri Flora Halensi. 12) Aug. Ludolph Wilh. Hagemann Specimen Floræ Bremensis. Sogern der Rezens. sich bey verschiednen Artikeln etwas umständlich aufhielte: so zwingt ihn doch die vorgeschriebne Kürze sich nur auf einzelne Proben einzulassen. Z. E. Gladiolus byzantinus Mill. ist doch eine vom Gl. communi verschiedne Art (nicht Gattung, wie wir schon glauben in der vorigen Anzeige gesagt zu haben, welches Wort für genus, und Geschlecht für sexus gehört, in der Botanik sowol als im Thierreich, wo sexus in eodem genere oft verschieden ist; und Uebereinstimmung in der Sprache sollten doch billig seyn); denn die Zwiebel vom Gl. byzant. ist platt gedrückt und gereifelt, vom communi kegelförmig und glatt und zwar beydes unveränderlich, welches mit den übrigen vom Verf. angegebenen Zeichen allerdings differentiam specificam macht; zumal in dieser Familie, der knolligen

manche besser als der Recens. mögen gebrauchen können. Die Kupfer wollen wir wenigstens benennen. Beym achten Theil, der die Pflanzen aus des Ritters Didynamia Angiospermia bis an Polyadelphia begreift, sind es folgende:

Taf. 57. b Pedicularis acaulis *Scop.*
- 57. c - - - - labradorica aus dem Ed. bot.
- 58. fig. 1. Ein vom Linnäischen verschiednes Erinus capensis; f. 2. Buchnera cernua; f. 3. Sibthorpia europæa aus Ostindien.
- 59. Ruellia; f. 1. repanda aus Japan; f. 2. ringens; f. 3. repens aus Ostindien.
- 60. f. 1. Draba muralis aus Japan; f. 2. Ein Zweig von Bunias orient.; f. 3. Cleome dodecandra.
- 61. f. 1. Geranium chelidonium Houtt. f. 2. Sida indica — B. S. Abutilon, die Frucht, unreif.
- 62. f. 1. Polygala japonica. f. 2. Crotalaria perforata. f. 3. Anthyllis, ensifolia Houtt. beyde letztern vom Kap.
- 63. f. 1. u. 2. Phaseolus lunatus u. Lathyroides.
- 64. f. 1. u. 2. Dolichos trilobus u polystachios.
- 65. f. 1. Lathyrus pisiformis aus Japan. f. 2. Hedysarum diphyllum. f. 3. Lotus corniculatus. variet. f. 4. Hedys. nummularifolium.

Im 9ten Theile, der die Syngenesia bis an ihre 5te Ordnung begreift:

Taf. 66. Prenanthes, vier Arten, sämtlich aus Japan, laciniata; lanceolata; japonica; denticulata.
- 66. b Cnicus pygmæus *Linn.* oder Serratula pygmæa *Jacqu.*
- 67. f. 1. Atractylis angustifolia, vom Kap. f. 2. Ethulia paniculata, aus Java. f. 3. Gnaphalium aureum, vom Kap.
- 68. f. 1. Gnaphalium arenarium, aus Japan. (ganz vom gewöhnlichen verschieden.) f. 2. Tussilago japonica. f. 3. Arnica Gerbera, auch aus Japan.

Taf. 96

herabwürdigen; noch abschrecken, auch nicht vorschreiben, sondern nur die Art vorschlagen, die uns bey Ausführung des Wunsches am angenehmsten wäre, weil sie uns so am nützlichsten scheint. Nämlich ein Alphabetisches Verzeichniß aller Namen, welche die Pflanzen bey wilden Völkern führen, auf Linnäische Species reducirt, da wo es mit Gewißheit geschehen kann; nicht aber umgekehrt: Linnäische Species mit barbarischer Synonymie. Denn unsre Idee wäre: ein solches Register würde andern, die weniger Kenntniß haben, selbst darauf zu kommen, welche Pflanze wohl die benannte seyn möchte? zum Nachweisen dienen; und es ist wohl kein Zweifel an der Brauchbarkeit desselben. Vorgearbeitet ist schon ziemlich zum Sammeln, aber nicht geordnet noch reducirt. Denn was der sel. Schmidlin (Verfasser des Catholicon) aus seiner ungeheuern Belesenheit von der Art bey seinem Exemplar der Specierum Pl. Linn. beyschrieb, müßte, wenn es gebraucht werden sollte, erst revidirt werden, so sehr es sonst die Arbeit erleichtern möchte; allein es wäre überdieß das Umgekehrte, was wir nicht begehren. — Wenn also ohne alle weitere als alphabetische Ordnung aus der Sammlung aller Reisen zu Wasser und zu Lande, und allen ausländischen Hortis, Herbariis, Floris, brasilische und zeilansche, guyanische und malabarische, jamaikanische und amboinische, virginische und japansche, arabische, peruanische, mexikanische, südseeische, capische u. s. w. Namen aus Marcgrav, Piso, Hermann Aublet, Rheede, Sloane, Jacquin, Rumph, Colden, Kämpfer, Forskal, Feuille', Hernandes, Forster, Thunberg, Bergius, Hawkesworth und wie sie weiter heissen, die verdienten großen Männer, gesammelt, und unter dem jedesmaligen ersten derselben die andern gesetzt wären, und in der andern Spalte der Linnäische oder sonst systematische Name eines Neuern — welch ein vortreffliches Werk! Ein oder ein paar Exempel — vielleicht zum Ueberfluß — doch es sey! um deutlicher zu seyn.

			Linnæi.
ıtou-Inschi-kua	Rheed. XI. p. 27. t. 13.	}	Amomum Zerumbet.
Lampajum	Rumph. V. p. 148. t. 64. f. 1.		
ıttjula-kelengu	Rheed. XI. p. 81. t. 41.	}	Kæmpferia Galanga.
Sonchorus	Rumph. V. p. 173 t. 69. f. 2.		
Wanbom	Kæmpf. p. 901. t. 902.		
·ca herba	Rumph. V. p. 274. t. 90.	}	Impatiens Balsamina.
Tilo-onapu f. Nolengu	Rheed. IX. p. 101. t. 52.		

ıpujum v. Katou-Inschi-kua.

Wir haben der Kürze wegen nur ein Paar Exempel ›ählt und aus den Specc. Pl. ausgezogen; wie groß ›de aber bey manchen die Menge der Namen werden, ın die aus Reisebeschreibungen dazu kämen! wobey das Re›r im Adanson und Sloane gute Hülfe leisten könnte. die Citata nachzuschlagen, zu berichtigen und beyzusetzen, › dabey ein eben so mühsames als unentbährliches und ›ienstliches Werk. — Genug von unserm Wunsch! die ›llung desselben wollen wir — hoffen!

Jf.

›trag zur Geschichte des Ostindischen Brodbaums mit einer systematischen Beschreibung desselben aus den ältern sowol als neuern Nachrichten und Beschreibungen zusammengetragen von Dr. Georg Wolfgang Panzer, der Reichsstadt Nürnberg ordentlicher Physikus und der ›konom. Gesellschaft zu Burghausen Mitglied. Nebst einer Kupfertafel. Nürnberg bey Ras› 1783. 3 Bogen in 8.

›nchem Liebhaber, der die Uebersetzung des Houttuynschen Werks unter dem Titel: von Linne' Pflan›stem 10ter Theil nicht besitzet, mag es nicht unange›seyn, in diesen daraus genommenen Bogen die Be›ung des Brodbaums zu erhalten. Daß dies so ist, ›et der Augenschein und daß die beygefügte Kupfertafel ›r Nummer nicht hat geändert werden können.

Das Gewächs führet in der Sprache der Malayen den Namen Soccum oder Soccum Capas, wegen des wolligen Fleisches der Frucht, daher auch Rumphs Soccus entstanden seyn mag. Dampier ist wohl der erste gewesen, der uns von einer brodartigen Frucht in den Südseeinseln benachrichtiget hat, jetzt begreift der Botaniker das ganze Geschlecht unter dem Namen Artocarpus, ob schon es nach Thunberg in der Abhandlung der Schwed. Akad. zu Stokholm Rademachia und nach Solander sitodium altile hieß. Gattungen davon sind A. incisa mit zwo Abarten mit fruchbarer und unfruchtbarer Frucht, A. integrifolia und A. rotunda, letztere durch Houttuyn bekannt gemacht. Die Kupfertafel ist eine Verbesserung der Forsterschen Abbildung.

Sz.

Des Herrn du Hamel du Monceau Pomona Gallica, oder Abhandlung von den Obstbäumen, worinn ihre Gestalt, Erziehung und Pflege &c. angezeigt und beschrieben wird. Zweeter Theil mit LXXIII. Kupfertafeln. Aus dem Französischen übersetzt von Carl Christoph Cellhafen von Schöllenbach, der Reichsstadt Nürnberg Oberwaldamtmann. Nürnberg in der Winterschmidtschen Kunsthandlung 1782. 4.

Der erste Theil ist in der allgemeinen deutschen Bibl. 32. B. 1. St. angezeiget worden. Dieser zweyte Theil liefert die Beschreibung des Johannisbeeren- und Stachelbeerenstrauchs, des Apfels, des Zerols, Mispelbaums, Maulbeerbaums, der Pfirschen und Pflaumen. Der Johannisbeerenstrauch mit schwarzer Frucht ist sonst auch unter dem Namen Gichtbeerenstrauch in Deutschland bekannt, dadurch würde er uns kenntlicher seyn, denn die darauf folgende Amerikanische Gattung ebenfalls mit schwarzen Beeren unterscheidet sich doch durch die weniger stinkenden und herben Beeren. Zum italienischen Zerol sind die dazu gerechneten Mespilus Canadensis und Cratægus Crus Galli in den Früchten dem erstern sicher gleich. Azerolier Poirier, Birnazerolen

erolenbaum; scheint wohl Pyrus Powilleriana des
nddrost von Münchhausen zu seyn. Die Pêche Mal-
konnte wohl Malthefer Pfirsche, oder mit dem Verf. zu
ven, Malthefer-Pfersisch heißen, den Namen Vineuse wür-
ı wir aber nicht durch die Weinartige übersetzen. Es
so schwer, bey gewohnten französischen Benennungen in
deutschen Sprache die Mittelstrasse zu treffen. Denn
: kennt wohl einen Apfel wenn blos stehet die Taube, das
ubenherze Jerusalem, und wenn der Franzose eine Pfir-
Royale nennt, und die Uebersetzung sagt der Königli-
nämlich Pfersich? dergleichen sieht gezwungen und steif
. Heißt es doch auf einer andern Stelle die Grosse-
ssante, die weiße Imperatrice u. s. w. Es bleibt das
wahrlich Kunst, in deutscher Sprache die bekannten Na-
aufzusuchen oder fremde Namen in passende Uebersez-
zu verwandeln. Dieses Werk ist ein besonderes Stück
ich, ist wahrscheinlich schon für Frankreich nicht mehr
ändig genug, wie für uns, so gut es ist, jetzt vielleicht
weniger brauchbar, da wir außer feinen französischen
: noch mehrere gute Aepfel und Birnen eigenthümlich
en, wie Mangers Tabellen ausweisen. Dadurch be-
wir Deutschen vor dem kostbaren Werke und den weit-
zen Beschreibungen des Franzosen einen reichern Schatz,
ngenehmeres und systematisches Buch. Die Kupfer
on dem Verleger nach den französischen Kupfern gut
ldet. Wahrscheinlich wird noch ein dritter Band folgen,
s Geschlecht Pyrus in sich begreifen wird, dieser ent-
en Rest des ersten und etwas vom zweyten Bande des
als.

Sz.

Elektricität, Magnetismus, Feuer und Ae-
er: eine Abhandlung, worinn aus Factis
: Meynung erörtert wird, daß die elektrische
aterie von der magnetischen, wie auch von
: Materie des Feuers und des Lichts wesent-
) verschieden sey. Von Johann August
onndorf. Quedlinburg, bey F. J. Ernst.
83. 8.

In der Vorrede hat es der Verfasser mit seinen Recensenten zu thun. Bescheidenen und gegründeten Tadel läßt er sich gefallen, ungegründeten will er nicht achten, und doch geräth er so in Eifer, daß er um so mehr getadelt zu werden verdient, je weniger er die schuldige Achtung gegen das Publicum vor Augen gehabt zu haben scheint. In der Schrift selbst, findet man gröstentheils das, was für und wider die Verwandschaft der angezeigten Materien von mehrern Physikern gesagt ist, zusammengetragen: und wenn gleich der Verfasser der Verschiedenheit dieser Materien seinen Beyfall giebt, so will er doch darüber nicht entscheiden. Allerdings sind wir mit unsern Kentnissen in diesem Fache so weit noch nicht, indessen hätte doch manches näher geprüft, auch eine und die andere Meynung durch bekannte Erfahrungen theils mehr unterstützt, theils mehr entkräftet zu werden verdient. So ist zum z. E. falsch, daß durch bloße Erwärmung keine Elektricität hervorgebracht werden könne; daß ein Barometer nur alsdann leuchte, wenn gar keine Luft in ihm vorhanden sey. Eben so finden wir auch eine wichtige Verschiedenheit der elektrischen und magnetischen Materie nicht angemerkt, daß nämlich jene, wo sie ausfließt einen wirklichen Strom bildet, diese aber nur einen dergleichen zu bilden scheint u. s. w. Indessen kann diese Schrift für diejenigen immer von Nutzen seyn, die sich von den hierbey vorkommenden verschiedenen Meynungen, ohne Weitläuftigkeit näher unterrichten, und weitere Untersuchungen darüber anstellen wollen.

N. f.

Dr. Johann Maria Della Torre, Geschichte und Naturbegebenheiten des Vesuvs, aus dem Italienischen. Nebst einer Vorrede und vielen Anmerkungen von L* * mit Kupfern. Altenburg bey Richter, 1783 gr. 8.

Von diesem bekannten Werke des Della Torre haben wir schon vor einigen Jahren eine deutsche Uebersetzung erhalten, und wir wissen auch so eigentlich nicht zu sagen, was den gegenwärtigen Uebersetzer und dessen Verleger bewogen haben muß, eine zwote Uebersetzung zu besorgen und ins

das Publikum zu bringen; es müßten denn die sehr zahlreichen Anmerkungen und Zusätze seyn, die hier allerdings ihren eignen Werth haben. Die Uebersetzung ist, so viel sich ohne Vergleichung mit dem Originale urtheilen läßt, gut gerathen. N. f.

Vollständige Abhandlung der theoretischen und practischen Lehre von der Elektricität nebst eigenen Versuchen von Tiberius Cavallo. Aus dem Englischen übersetzt, mit vier Kupfertafeln. Zwote, mit einigen Zusätzen des Uebersetzers vermehrte Auflage. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1783. 8.

Die erste Ausgabe dieser Uebersetzung findet sich in dem zweyten Stücke des XLVI. Band. dieser Bibliothek angezeigt, wobey der Recensent den Wunsch geäußert hat, daß es dem Uebersetzer gefallen haben möchte durch Anmerkungen dasjenige zu ergänzen, was theils dem Verfasser unbekannt war, theils was nach dem Jahr 1777, wo der Verfasser schrieb, von merkwürdigen Versuchen bekannt worden ist. Dieser Wunsch ist bey der gegenwärtigen Ausgabe vollkommen befriedigt worden. Die vierte ganz neu hinzugekommene Kupfertafel zeigt den Blitzleiter auf dem Wohnhause des Gräfl. Wertherischen Ritterguths Löbnitz, den gedoppelten Elektrophor des Prof. Lichtenberg, die Elektrisirmaschine des Legationsraths Lichtenberg zu Gotha, und endlich den Weberischen sogenannten Luftelektrophor.

N. f.

Beschreibung einer kleinen Luftpumpe mit den Stücken, die nach Verlangen dazu geliefert werden. Nebst einer Anweisung, wie man bey den Versuchen damit zu verfahren habe. Mit einer Kupfertafel von M. Joh. Gottlieb Stegmann. Cassel, bey Cramer, 1783. 8v.

Der Herr Verfasser kündigt hier eine sehr bequeme mit

dem vollständigsten Apparate versehene Luftpumpe an; und zeigt zugleich den Gebrauch und die Absicht in den einzelnen Stücken. Die Güte der Instrumenten, die in der Stegmannischen Werkstätte verfertigt werden, ist zu allgemein bekannt, als daß sie hier einer umständlichen Empfehlung bedürften.

N. f.

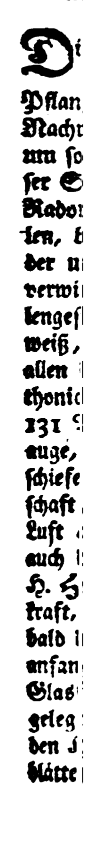
Neues schwedisches Magazin kleiner Abhandlungen, welche in die Natur- und Haushaltungskunde einschlagen, besorgt von Dr. Joh. Christian Daniel Schreber, 1r Theil, Nürnberg, Felßeckerische Buchh. 1783. 324 Oktavs.

Soll lateinische und schwedische noch unübersetzte Abhandlungen der Schweden mittheilen, manchmal auch mit Weglassung dessen, was Deutschen entbährlich, vielleicht nur für Schweden wichtig ist. Die Eingelieferten hat Hr. Georgi, Adjunkt der Kaiserl. Pet. Ak. der Wiss. übersetzt. In gegenwärtiger Bibliothek wird genug seyn, nur die Titel anzuführen: 1) des Ritter Pet. Adr. Gadd, Prof. zu Åbo, Beschreibung des Gutes: Bergquara in Smoland; 2) Kalm, vom Leinbaue im Kirchspiele Orihwesi in Finnland; 3) dessen ökonomische Beschreibung des Haselstrauchs Corylus (*Avellana*) stipulis ovatis obtusis *Linn.* In Holland werden die Nußschalen zum Färben, besonders schwarz gebraucht. Der Uebersetzer erinnert dabey, daß hier ohnstreitig Wallnüsse mit Haselnüssen verwechselt sind; der letztern Schaalen enthalten nichts Färbendes. Ein andrer Zusatz des Uebers. ist: Haselmistel, Viscum album L. und so genannter Haselschwefel, Pollen antherar. seyen wegen ihrer gerühmten Kräfte wider die fallende Sucht seit langer Zeit in Apotheken aufbehalten worden; 4) M. Matthias Keventer vom Garmachen des Kupfers in Avesta; 5) Bergrath Dettov Heykenskoeld, über die Schicksale und Veränderungen der Bergwerkshandthierung; 6) Kalm, wie hölzerne Gebäude zu Erhaltung mehrerer Wärme an Dach, Wänden und Fußboden wohl verwahrt werden müssen. Die hier betrachtete Art hölzerner Gebäude ist auch

in

in De
7) K
der S
setzun
deckte
Jämt
Wolfs

Der
m



Di
Pflan
Nachr
um so
ser S
Rado
len, b
der u
verwi
lengesl
weiß,
allen
thonic
131
auge,
schiefe
schaft
Luft
auch
H. H
kraft,
bald
anfan
Glas
geleg
den
blätte

den gelbmündigen Schweinsrüssel mit spinnenwebenartiger Zeichnung. V. H. **Hermanns** helminthologische Bemerkungen zweytes Stück S. 31—59. zwar zum Theil, wie der Verf. bescheiden genug ist selbst zu gestehen, mangelhaft, aber doch auch hier lehrreich für den Beobachter, der mit dem V. den gleichen Weg geht, noch mehr durch die übrige vollständigere Beobachtungen und durch die Bemerkungen eines **Müller**; ein Bandwurm mit napfähnlichen Saugwarzen und ohne Haken aus den Gedärmen der kleinen Feldmaus; Kappenwürmer in den Gedärmen eines Bärschen an der Schleimhaut mit lebendigen Jungen; im rhachitischen Weitzen aus Deutschland fand der Verf. keine Roffredischen Aelchen, wie er selbst im Welschen wahrgenommen hatte; eine Art Kiemenwurm aus der Trüsche; eine andere damit verwandte zwischen den Schuppen verschiedner Karpfenarten; ein Egelwurm aus den Gedärmen des Mayfisches, Brachionus quadridentatus und Patina an der Wasserlinse und am Froschbisse; noch eine Art dieses Geschlechts; Trichoda mylites, aus Wasser, das mit dem Federball bewachsen war; noch eine Art davon im Schleim der hornartigen Mondschnecke; das schneckenartige (Vorticella limacina) Wirbelthier im Schleim der Seeblumenblätter; das langgeschwänzte (macroura) aus einem Sumpfe; noch sechs andere dieses Geschlechts; alle auch aus stehenden Wassern; eine Art Schwanzthierchen auf dem Froschbiß; Enchalis Fritillus; drey Arten des Plattwurms; auch in stehendem Wasser. VI. **Loschge** Beobachtungen an dem Monoculus Apus S. 60—69. sehr genau beschrieben und eben so mit Farben abgebildet. VII. **Götz** Beytrag zur Naturgeschichte der Insekten S. 70—77. Zuerst sind aus der **Gerningischen** Sammlung zu Frankfurt am Mayn zwo Arten des Bockkäfers (Budensis und quercus) nach beyden Geschlechtern sehr genau beschrieben; dann die Entwickelung einiger so genannten Sackträger zum Schmetterling. VIII. **Ebendess.** fortgesetzte Beyträge zur Ornithologie S. 78—90. Eine Spielart des Felsenhahns, auch aus der **Gerningischen** Sammlung an Krone und übrigem Leibe mehr mit blaßgelb untermischt; der sogenannte westindische Rabe, eine Art von Papagoy; seine Furchen am Schnabel, welche bey ihm die Stelle der Zähne vertreten; seine Größe nach allen Ausmessungen; Petersilien ist ihm,

so

schon Müller als eine Art des Grasleders beschrieben; ein Faltenschwamm, der sich auf den Stielen abgefallnen Eichenlaubes findt. XII. Ueber das Pfeilgift der Amerikaner in Gujana, und die Gewächse, aus welchen es bereitet wird, von dem Herausgeber S. 129—158. Zuerst etwas im Allgemeinen über die Pfeilgifte, nachher Bancroft's Nachrichten im Auszuge, dann die Auseinandersetzung der Völkerschaften, die sich ihrer bedienen, vorzüglich aber der schon von Bancroft genannten Pflanzen, welche darzu kommen; am meisten ist ihm darinn Aublet und ein in Gujana sich aufhaltender Freund zu statten gekommen; Bancroft's Wurali erklärt er also für die Toxicaria americana; den Warakabbakurru für eine Art Pfeffer (geniculatum), das Kauranapai für Aublet's Caraipa angustifolia, das Lükiti für seine Puteria gujanensis. XIII. O. F. Müller Anmerkungen beym Durchlesen einiger Aufsätze in den zehen ersten Stücken des Naturforschers S. 159—176. Sie sind größtentheils aus den zum Theil schon bekannten eigenen Schriften des Verf., der übrigens, was dieser periodischen Schrift sehr zum Ruhme gereicht, ein sehr günstiges Urtheil davon fällt; die Widersprüche, welcher sich Linne' und seine Schüler schuldig machen, machen die Existenz der Furie sehr verdächtig; Süßwasserälchen (Vibrio anguillata), Eßigälchen, Kleisterälchen und Meerwasserälchen, seyen verschiedene Arten eines Geschlechts, zu welchen noch zwo neue Arten, coluber und gordius kommen; nur solche, die sich in Staub der Erde eingehüllt, und dadurch gegen unmittelbare Wirkung der Luft geschützt haben, leben im Wasser wieder auf; Bemerkungen über die Reproduktion der Meersterne; sie vermehren sich nicht durch Schößlinge, leben nach dem Zerschneiden nicht aus ihren Trümmern auf, nicht jedes Stück davon wird ein neuer vollständiger Meerstern; sie haben auch längere Zeit darzu nöthig als Meernesseln, Saiten- und Borstenwürmer. Schnecken hat der Verf. ohne Kopf und ordentliche Nahrung fast ein ganzes Jahr lang erhalten. Diese Ergänzungskraft ist der V. geneigt, aus einem einigen Keim abzuleiten, und diesem eine Kraft, sich ausdehnen zu lassen, beyzulegen, so daß er bey Mangel auch andrer Materie ohne Verlust in sich selbst zusammenfällt, um durch neuen Zufluß wieder ausgedehnt zu werden. Der rothe Keulenschwamm ist von Hallers gelblichtem, von welchem der V.

hier

hier mehrere Spielarten anführt, und die darzu gehörige Synonymie auseinander setzt, sehr verschieden; jenen sah er jedesmal aus einem verfaulten Insekt hervorwachsen. XIV. Von den südländischen Conchylien, welche sich in der Sammlung des Hrn. Past. Chemnitz in Kopenhagen befinden, und bey den Cookischen Seereisen gesammlet worden (von ihm selbst beschrieben) S. 177—248. Sticht sehr mit der vorhergehenden gründlichen Abhandlung ab; meistens der englische Name; nicht einmal sind alle Arten unter ihr Geschlecht gebracht, auch nicht bestimmt, was Art und Spielart ist; 14 (so genannte) Arten von Napfschnecke; vier von Seeohren u. s. w. mehrere hat Ostindien mit den Südländern gemein. XV. Ahrens Verzeichniß einiger Schmetterlinge, welche zu Schloß Ballenstedt gefunden und beobachtet worden sind S. 209—220. Zuerst nach Linnäischer Ordnung und Benennung, dann nach Hr. Götzens Beyträgen; gemeiniglich ist auch der Aufenthalt der Raupe angegeben; Papilio Daplidice findet sich da manches Jahr in den Rübsaatfeldern häufig ein; bey vielen Tagvögeln zeichne sich das männliche Geschlecht durch die weitere Adern der Oberflügel aus. An der Balsampappel zeigen sich viele zum Theil noch unbekannte Arten.

Er.

Die aus dem hermetischen Brunnen hervorquellende Wahrheit; oder die wahre solarische und lunarische Quintessenz; der Wurzelbalsam alles Lebens, und Ursprung alles Lebens. Die Universallatwerge. Aus dem Französischen übersetzt von AdaMah Booz. Leipzig, bey J. Ph. Haug 1783. 8. 10 Bog.

Den Vogel kennt man an den Federn oder an dem Gesang, und diese Schrift wird man schon aus dem Titel beurtheilen können. Ihrem Geiste nach erklären wir sie für eine aus dem hermetischen Pfuhl hervorgebrochene Mephitis, wovon alle gesunde Begriffe der Naturwirkungen getödtet werden.

Zk.

Philo=

Philosophisch- und Physikalischer Zeitvertreib in einigen sonderbaren Materien ꝛc. von J. L. ab Indagine L. M. Nürnberg, bey J. Adam Stein, 1783. 20 Bogen in 8.

Sonderbar sind die Materien genug, welche der Verf. in dieser Schrift vorgetragen hat. Alle vernünftige Leser, die nach gründlicher Wissenschaft suchen, werden daher keinen Geschmack daran finden; nur solche Sonderlinge, die sich durch überspannte Einbildungen in hoffnungsvoller Schwärmerey gerne erhalten wollen, die mögen sich allenfalls diesen Zeitvertreib wählen. Blos für diese wollen wir kürzlich anführen, was für Gegenstände darinn anzutreffen: 1) Hodegus mineralis, von der Generation der Metallen, von den wahren Bestandtheilen derselben zur metallischen Grundmischung; 2) von den Electris und ihrer unterschiedlichen Bedeutung; 3) von einer geheimen Correspondenz-Uhr oder Sprachkompaß, nebst angefügten Beweisgründen von der Actione in Distans; 4) Philos. Betrachtung vom Licht und Leben aller Creaturen; 5) Physikalische Erklärung und ausführliche Nachricht von dem Leviathan; was derselbe sey, und was dieser unbekannte Name eigentlich bedeute; 6) Naturgemäßes Bedenken über epidemische Krankheiten. Alles für vernünftige Leser unter der Kritik.

Aw.

Anweisung eines Adepti, hermetische Schriften nützlich zu lesen; mit Anmerkungen begleitet, und zum Druck befördert von einem wahren Freymäurer, Leipz. bey Ch. G. Hilscher 1782. S. 120. 8.

Noch sey, nach der Vorrede, keine Anweisung, wie spagirische Schriften gelesen werden müssen, vorhanden. Der Herausgeber habe in einer berühmten Bibliothek dieses Mscpt gefunden, dessen Verfasser außer allem Zweifel ein Besitzer des ganzen Inbegriffs der hermetischen Kunst gewesen sey: er selbst habe erläuternde Anmerkungen, so viel ohne

ohne Verletzung des Gewissens geschehen können, hinzugesetzt, da er, nach vieljährigen Bemühungen im Besitze der universellen Medicinalsegnungen sey. Die universell wirkende Kraft sey nirgendswo, als in der einzigen Lichtsquelle anzutreffen, deren Kenntniß man ohne besondere Gnade und Frömmigkeit nicht erlangen könne. Er habe seine Kenntniß in der wahren geheimen Naturlehre keinem menschlichen Gehülfen, sondern blos und allein Gott, der Lesung guter hermetischer Bücher, und vielen kostbaren Experimenten in der rechten Materie zu verdanken. So weit der so geistvolle, vielversprechende Herausgeber. Der Verfasser selbst macht einen Unterschied unter den Schriften derer, welche durch immediate göttliche Erleuchtung das Wesen, worauf alles beruht, und dessen Kenntnisse Umfang erlangt; und unter denen, welchen die Wissenschaft von Besitzern der Kunst mitgetheilt ist. Nach einer Anmerkung träfen die Prozesse guter Autoren, in dem, den Worten nach angezeigten Ingrediente, bey der Nacharbeitung nicht ein: (das letzte bin ich überzeugt: aber, beym Apoll! wie kann man jene verstehen, wenn die Worte nie eine fixe Bedeutung haben!) Man lerne die Wahrheit durch Collation mehrerer Stellen: aber um dies zu können, müsse man vorher die rechte Materie der Kunst und die Vorarbeit bereits erkannt haben, die man nicht in Büchern finde, (also lesen, um zu lernen: und nicht lesen können, ohne schon gelernt zu haben!) Jacob Böhme ist ein richtiger Einleiter in das Geheimniß der Natur; Homers güldene Kette, Monte Schniter's Werke (die so viele so sehr erheben,) sind Sophistereyen!!! Wo die Adepti klar schreiben, proponiren sie falsche Experimente, in wahrhaften Prozessen gebrauchen sie Räthsel. Doch genug hievon: denn Recensent, dem man sonst einigen Menschenverstand zutraut, der Etwas von der Freymäurerey; und noch mehr von Naturlehre weis, dessen Lieblingsbeschäftigung Chemie ist; der so wenig gegen wahre hermetische Philosophie eingenommen ist, daß er fast die Möglichkeit der Alchymie gegen einen Wiegleb zu vertheidigen sich unterfangen wollte. — Recensent ist durch die mühselige Lektür nicht um eine Sylbe klüger, im Gegentheil noch überzeugter geworden, daß viele hier statt Deutlichkeit und Wahrheit, Bombast und Unsinn finden werden. Statt alles Beweises mögen einige angegebene Wirkungen des Lapidis dienen:

„seine Application auf Glas macht dasselbe nicht mehr zerbrechlich, sondern geschmeidig und hammerbar. Allerley Edelsteine zuwege zu bringen, wird der Lapis auf Kieselsteine gelegt, aus welchem alsdenn die schönsten Edelgesteine werden! Zur Gesundheit wird er in Wein genommen; bey unheilbaren Krankheiten muß er 12 Tage continuirt werden; er wirkt zu ½ Gran, neunmal genommen, die ganze Verjüngung der Natur: in die Schläfe gestrichen, erweckt er ein groß Gedächtniß und hellen Verstand. Der weiße Liquor des weißen Steins giebt ein ewig währendes Licht, wenn etwas in ein crystallenes Gefäß wohl eingemacht und durch einen Draht von sehr dünnen Goldfäden unterhalten, und durch die Sonne angezündet wird. Im vegetabilischen Reich thut man merveille Effectus, darinn alle sympathetische Operationes und Transplantationes zu vollbringen. Aus diesem Werk wird 1) die Erschaffung Himmels und der Erde begreiflich; 2) stellt sich einem die ganze Oekonomie des Globi terrestris vor die Augen; 3) wird auch aller Adeptorum Gemeinschaft und Conversation dadurch zuwege gebracht. Durch die Rubintafel ein solcher Naturspiegel zu verfertigen ist, dadurch man nicht allein Alles, was in der Sphäre des Feuers und der Luft geschieht, erkennt, sondern das Gemüth bis zur Betrachtung der Engel und deren Umgang erhoben wird. Wird der weiße Stein auf einen Crystall applicirt: so erfolgt daraus eine Tafel, darinn alles erscheint, was unter dem Mondkreis im Wasser und Erde zu befinden, und wie ein jedes sein Wachsthum, Qualität und Wirkung habe. Auf Smaragd applicirt, wird Leib, Seele und Geist gereinigt, und jedes noch so große Geheimniß verständlich. Auf einen Saphir applicirt, giebt es eine Kugel, wodurch der Menschen Gedanken und ihre Gemüther deutlich zu erforschen sind. Auf Perlen gebraucht und daraus eine Tafel formirt, kann man einen Spiegel dadurch erlangen, worinn alles Vergangene und Künftige, nach jeder Gemüthsimpreßion zu erfahren.“ Und solchen hellen klaren Unsinn, den einzusehen kaum der gemeinste Menschenverstand erfordert wird, läßt man jetzt, wo man von allgemeiner Aufklärung träumt, wieder drucken, mit Anmerkungen gleiches Gelichters verbrämen: und als die Quintessenz der Weisheit verkaufen!! Ja es fehlt selbst nicht an allzutoleranten Kunstrichtern, die diese und ähnliche Bücher, wie

über

über Wahrheit und Irrthum, wegen gewisser absichtlich eingestreuter Maximen, empfehlen, und wähnen, es könne wohl Weisheit dahinter stecken! O der Schande des 18ten Jahrhunderts! Es leben darinn die leichtgläubigsten Geschöpfe von der Welt, und lassen sich alles aufheften; dünken uns bey unserm Glauben an Unwahrscheinlichkeiten weise. Dies war nicht die Philosophie eines Bacons, Lockens, Newtons, Leibnitzens!

Kmz.

Hermetisches Musäum. Erster Theil. Allen Liebhabern der wahren Weisheit gewidmet; von dem Herausgeber. Reval und Leipzig, bey Albrecht und Compagnie 5782. (nach dem Weltalter gerechnet) 12 Bogen 8.

Wieder eine neue Sammlung schon sehr vielmal vorhandener kleiner alchemistischer Abhandlungen, wovon nur das erste Stück ein Originalaufsatz zu seyn scheint, und gleich beym Eingange in dieses Musäum durch einen sanften theologischen Anstrich zur Blendung dienen soll. Es ist darinn die Frage abgehandelt worden: Warum nur wenige Menschen zum Meisterstück der königlichen Kunst gelangen? beantwortet von einem ächten Maurer. Recht verschlagen will der Verf. keine Menge von Beweisen für die Existenz der königlichen Kunst vorbringen (weil er keine sichern weis,); Ueberzeugte bedürften sie nicht, und die Läugner würden sie nicht bekehren —. Ey, nicht doch! die letztern sind ja nur deswegen Läugner, weil von erstern keine richtige Beweise vorgebracht werden können. Er will auch nicht die Absicht haben, Proselyten der königlichen Kunst zu machen: — Das wird sich schwerlich beweisen lassen; denn niemand geht mehr damit um, als die Gerngoldmacher, die den Ton ihrer Schellen gar zu gerne an andern auch wollen klingen hören. Dennoch kann sich der Verf. nicht entbrechen, eine alchemistische Geschichte, die sich im Jahr 1774 bey einem armen Wollenkämmer zugetragen habe, zu erzählen, dem ein Reisender ein Loth Quecksilber in Silber verwandelt hätte. Ein gleiches wäre auch von eben demselben hernach dem Stadtsyndi-

syndicus H. und einem Hufschmidt gezeigt worden. Den Fremden habe weder Stolz noch Eigennutz bewegen können, diesen Betrug zu spielen, weil ihn niemand aufgefordert, er auch nichts dafür verlangt, auch weder seinen Namen noch Stand zu erkennen gegeben habe. Es ließe sich auch nicht denken, ohne Grund und Ursache etliche Loth Silber auf solche Art zu verscheuken. Denn der angegebene Fremde hatte jedesmal die Ausbeute seines Versuchs den Zeugen hinterlassen. — Alles dies kann nach unsrem Bedünken den Fremden für den Verdacht eines Betrügers nicht schützen. Könnte dieser Goldmacher sich nicht ohnweit H. von einem gutwilligen und hoffnungsvollen Patron, der aber das Aeffen endlich überdrüßig worden, haben entfernen müssen, und um solchen Reue zu verursachen, auch wohl wieder einen Zurückruf zu bewirken, 3 Loth Silber daran gewagt haben, und an etlichen benachbarten Orten die angegebenen Personen auf solche Art hintergangen haben, damit eben diese Thaten seinem ersten Wirthe wieder zu Ohren kommen sollten? Gewiß, ein sehr wahrscheinlicher Fall! Vernunft und Erfahrung streiten also noch immer wider die Existenz der Metallverwandlung. Mit der Alchemie sey noch eine Zwillingsschwester, die Magie, verbunden. — Richtig! die Mutter von beyden ist Aberglauben, welchen der Verf. auch in reichem Maase besitzt. Denn, nach S. 40, soll schon der **Namen Gottes und Jesu Christi im rechten Glauben buchstäblich ausgesprochen**, oder im wahren Glauben und Vertrauen, **mit Buchstaben, zu dieser oder jener Wirkung geschrieben**, unendlich vieles ausrichten können —. So etwas kann nur ein abgeschmackter Schwärmer behaupten. Die ganze Beantwortung der angeführten Frage läuft endlich dahin aus: „ein glücklicher Forscher müsse ein wahrer Christmensch seyn, allen bösen Leidenschaften, Lastern und Sünden abgestorben seyn, sich ganz den Einstrahlungen des sanften Lichts des Geistes Gottes überlassen, den Willen des himmlischen Vaters gerne erfüllen rc. das ganze Vertrauen in jeglicher Angelegenheit auf ihn setzen" — ganz in Gaßnerischen abergläubischen Ton. Weil sich nun selten ein Künstler bis zu solcher Vollkommenheit zu erheben suche, so könnten auch so wenige Menschen zum Besitz des höchsten Meisterstücks der königlichen Kunst gelangen —. Recensent würde auf dieselbe Frage antworten:

ten: weil die vorgebliche königliche Kunst niemals existirt hat, so hat auch noch kein sicherer Beweiß von ihrer Wirklichkeit vorgebracht werden können. Aber weil viele sogenannte hermetische Weisen, ihre Absichten ausführen wollen, so sezzen sie das Hirngespinst fort. Das zweyte Stück dieses Museums macht Johann de Monte Raphaim Vorbothe der am philosophischen Himmel hervorbrechenden Morgenröthe, und Ph. A. Theophrasts geheimes und vollständiges Wünschhütlein, das dritte Stück aus; welche der gegenwärtige erste Theil enthält. Wenn ein herzlich wohlmeynender Rath bey allen denjenigen, welchen dies Museum vorkommt, sollte statt finden können, so wäre es dieser: daß sie ihre Nächte besser anwenden möchten, als solchen Unsinn zu lesen.

Aw.

IX. Geschichte.

Jak. Ge. Christ. Adlers, Prof. zu Kopenhagen, Reisebemerkungen auf einer Reise nach Rom. Aus seinem Tagebuche herausgegeben von seinem Bruder Joh. Christ. Ge. Adler, Obergerichtsadvokat zu Altona. Altona, 1783. gedruckt bey J. D. A. Eckhardt, und zu haben in Hamburg in der Hofmannischen Buchhandlung. 363 S. in 8.

Der Verf. hatte schon von dem, was er für seinen Hauptzweck auf seiner Reise nach Rom in den Jahren 1780 bis 82 gethan, in einem besondern Buche Nachricht gegeben; aber auch das Reisejournal, das jetzt sein Bruder nur für seine Freunde, wie er sagt, herausgiebt, ist unterhaltend und lesenswerth.

Von Wien wollen wir zuerst einiges auszeichnen. Diese Stadt hat hohe und maßiv gebaute Häuser, aber enge, zum Theil finster und bey nassem Wetter sehr unreinliche

 Strassen.

Strassen. Des Adels ist eine große Menge, man zählt an 2000 herrschaftliche Wagen; aber noch mehr müßige Geistliche, die 20 Klöster besitzen. Die kaiserl. Bibliothek hat 300,000 Bände gedruckter Bücher, (dies ist gewiß zu viel gerechnet) und 12000 Handschriften (. . . . in s. Reisebeschreibung meint nur 8000). Die Universität hat ordentliche Lehrer, in der Theologie 8, in den Rechten 7, in der Medicin 9, in der philosophischen Fakultät 14, und noch in jeder eine große Anzahl von Doktoren. Die Akademie der morgenl. Sprachen ist schon 1754 gestiftet, fängt aber jetzt erst an, durch die guten Einrichtungen des Hrn. **von Jenisch**, Sekretärs in der Staatskanzley, berühmt zu werden. Es werden darinn zehn junge Herrn zu künftigen Gesandschaftsposten im türkischen Reiche vorbereitet. Hr. v. J. besitzt, ausser allen in Europa gedruckten Morgenländischen, 200 türkische und persische historische Handschriften, und einige arabische zur noch wenig bekannten (**noch ganz unbekannten, schreibt der V.**) Geschichte der samanidischen und ajjubitischen Regenten.

Triest, eine kleine, aber frey und wohl gebaute Stadt, wird mit der Zeit ein noch größerer Handelsplatz werden. Sie hat vor Venedig den großen Vorzug, daß ihr Hafen ein Freyhaven ist, und die Anzahl der Kaufleute und Fabriken wird immer größer. Vor zwey Jahren ist eine Zuckerraffinaderie angelegt, die nebst einer andern in Fiume die sämtlichen österreichischen Länder mit Zucker versieht. Aber die Gelehrsamkeit liegt noch ganz.

Venedig, die Stadt, ist die gröste Sehenswürdigkeit selbst, auf 72 Inseln mitten im Wasser gebaut, und über eine Meile vom Lande entfernt. Der St. Markusplatz wird für den schönsten in der Welt gehalten; aber nach dem V. übertrift ihn Amalienburg in Kopenhagen. Dem Pallast des Doge gegenüber ist die Bibliothek, die eine unvergleichliche Sammlung alter Handschriften hat. Aber die Gelehrsamkeit und Bücherkenntniß sind nicht nach dem Geschmack der Venetianer. Die Caffeehäuser sind den ganzen Tag voll Menschen, aber die Bibliothek beständig leer. Die Schauspielhäuser, deren sieben italiänische, und noch ein französisches sind, werden fleißig besucht. Die uneingeschränkteste Freyheit giebt dem Venetianer Muth und Lebhaftigkeit, und die Natur größtentheils schöne Bildung. Im Fach der

bibli-

biblischen Kritik fand der V. nur den Abate Giov. Bat. Gallanioli, der eine Fraseologia biblica, und den Gregorius M. in 13 Quartbänden herausgegeben.

Padua ist groß und weitläuftig, aber nicht schön und nicht volkreich. Die Universität hat nur zwo Fakultäten, eine für die Legisten, und eine für die Artisten, unter welchen letztern die Theologen, Mediciner und Philosophen begriffen sind, und eine Menge Lehrer. Alle Vorlesungen werden unentgeldlich im Universitätsgebäude gehalten, und dauern vom November bis in die Mitte des Junius. Die Lehrer haben von 300 Ducati d'argento oder Rthlr. bis auf 2000 und drüber.

Parma, ziemlich groß und gut gebaut, und hat einige schöne Kirchen. Der herzogliche Pallast ist schlecht. Die Lehrstellen sind besser geordnet und besetzt als zu Padua, obgleich da die Anzahl stärker ist. Hr. Derossi hat mehr als 400 hebräische Bibelhandschriften, die ältesten Ausgaben bis 1520, und viele jüdische Handschriften und Bücher vom ersten Druck. Die königl. Druckerey übertrift bey weitem die der Propaganda, und selbst die holländische. Aber in Parma druckt man auf eine fürstliche Vermählung mit allem Aufwand des Drucks ein Gedicht in 56 Sprachen. C'est une grande imprimerie, ou l'on imprime de très petites choses, sagte die Prinzeßinn Gonzaga in Rom.

Bologna, von 72000 Seelen, die erste Stadt nach Rom im päpstlichen Gebiet. Die gröste Merkwürdigkeit ist die Spekula, das Gebäude des Instituts der Künste und Wissenschaften, das von seiner schönen Sternwarte den Namen hat. Die Bibliothek hat eine große Sammlung von Handschriften, ein Geschenk ihres Stifters Marsigli. Die Universität ist jetzt ganz in Verfall und hat nur etwa 100 Studenten. — Von den vielen Merkwürdigkeiten in Florenz können wir nur wenig hier anmerken. An der mediceischen Venus konnte sich der V. nicht satt sehen. Sie ist nicht besonders klein, sondern in gewöhnlicher jungfräulicher Größe. Aber der Künstler scheint nicht die letzte Hand an sein Meisterstück gelegt zu haben, weil die Finger etwas lang und ohne Gelenke sind. Andre Unvollkommenheiten scheinen vielmehr die Folgen ihrer Wegführung von Rom zu seyn, da sie unterwegs an den Hüften, Beinen und Armen sehr verletzt wurde. Die großherzogliche Garderobe, und in ihr die berühmten Pan-

decken, hat der Verf. nicht gesehen, weil sie ohne besondre Erlaubniß nicht gezeigt werden. Die Geschichte der medi-ceischen Bibliothek, die blos aus Mscpten und einigen alten Drucken besteht. Daß Stef. Evod. Assemann die syri-schen und arabischen in einem Foliobande vortrefflich be-schrieben, ist, nach des Verf. eigner Bemerkung in der Ueber-sicht seiner biblischkritischen Reise, nicht richtig; vielmehr ist Assemann durchaus in seinen Nachrichten unzuverläßig. — Die Polizey fand er sehr gut, und manche menschenfreund-liche Anstalt, als eine Gesellschaft von 400 Wohlthätern, die aus Adlichen, Bürgern und Handwerkern besteht, und deren Chef der Großherzog selbst ist.

Die Reise über Siena nach Rom durch den Kirchen-staat giebt von der jetzigen Staatsverfassung Roms einen schlechten Begriff. Das schöne Land liegt unbebaut, fast bis an die Thore Roms. Alles drängt sich nach der großen Stadt, wo die Müßiggänger durch die Mildthätigkeit der geistlichen Stifte leben, und die Jugend in den Klöstern hin-geopfert wird. Dazu kömmt, daß im Kirchenstaat der Lands-mann nicht Eigenthümer des Ackers ist, den er bestellt. So-wohl Aecker als Weinberge gehören den großen Herren, die zu jeder nöthigen Arbeit Arbeiter für Tagelohn miethen; und diese kehren nach vollendeter Arbeit wieder in die Stadt zurück. Man findet daher keine Dörfer und kein Haus auf dem Lande, als die Landhäuser der Herren und einige schlechte Wirthshäuser. Dieser Mangel der Kultur macht die Luft im heißen Sommer ungesund, und entzieht dadurch dem Lande noch mehr seiner Bewohner. Auch die Landstraßen waren bisher äußerst schlecht: aber der jetzige Pabst hat, ob-gleich unter vielem Widerspruch, schon manche neue Wege anlegen lassen.

Unter allen Oertern war dem V. Rom, wo er funf-zehn Monate gelebt hat, bey weitem der angenehmste und lehrreichste Aufenthalt. Die Verfassung selbst, und die Ei-telkeit der Päbste haben Rom zu der grösten und schönsten Stadt in der Welt gemacht. Darum verschwendet Pius VI. Millionen zu einer entbehrlichen Sakristey hinter der Peters-kirche; reist das schöne Museum neben der Vatikansbiblio-thek nieder, und baut es mit Aufwand von mehr als 100,000 Scudi prächtiger wieder auf; bereichert das klementinische Museum mit vielen alten Statüen, und zween neuen Sä-

len.

len, um es das pioklementinische nennen zu können, und opfert täglich 1000 Scudi der Austrocknung der pomtinischen Sümpfe, die schon viele Kaiser und Päbste fruchtlos versucht haben, auf. Wir übergehen, um nicht allzuweitläuftig zu werden, was der V. von den Ueberresten des alten Roms sagt, und die ganze Beschreibung der neuen Stadt. In der Gelehrsamkeit, sagt er, sind die Römer, und mehr noch als die übrigen Italiäner, gegen uns Deutsche um ein Jahrhundert zurück. Ihr Lieblingsstudium sind Antiquitäten, heidnische und christliche; und es ist auch fast kein Privatmann, der nicht zu seinem Steckenpferd einen Zweig der Alterthümer gewählt hätte. Große morgenländische Gelehrte insbesondere darf man in Rom nicht suchen. Man sieht freilich Menschen von allen Nationen; die Propagande allein hat 15 Sprachen vereinigt; es ist ein griechisches, ein armenisches, ein koptisches, ein maronitisches, ein melchitisches Kloster in Rom. Aber diese Morgenländer sind entweder in Rom erzogen worden, oder sind Ungelehrte, die die Sprache nur mechanisch kennen, wie sie gesprochen wird. Die orientalischen Mönche sind die besten, freundschaftlichsten Leute; aber ihre ganze Gelehrsamkeit schränkt sich auf ihre Gebete und Psalmen ein. Doch der Mangel wahrer Gelehrten ersetzt einem Fremden der freye und ungestörte Gebrauch der Bibliotheken, der doch, seit Assemanns Tode, bey der vatikanischen sehr eingeschränkt worden. Die Römer wissen selbst nicht was ihre Bibliotheken enthalten, und erstaunen, wenn ihnen ein Fremder eine neue Entdeckung bekannt macht. Aus der kostbaren barbarinischen Bioljothek wird von Zeit zu Zeit, wovon der V. Augenzeuge war, ein Wagen mit Büchern weggeschaft, die von Mäusen, die dort in ganzen Schaaren residiren, und vom Regen zernichtet sind. Die vorzüglichste unter allen Bibliotheken ist ausser Streit die vatikanische, wovon aber jetzt erst, wie in einer Anmerkung gesagt wird, nach Assemanns Tode, der erster Custos war, der Gebrauch, was die Handschriften betrift, gar sehr eingeschränkt ist. Was überhaupt den Gebrauch dieser trefflichen Bibliothek erschwert, ist der Mangel eines Bücherverzeichnisses, woran die Schreiber schon seit Innoc. XIII. gearbeitet, ohne merklich weiter zu kommen. Das Verzeichniß der hebräischen und syrischen Handschriften von Joh. Sim. und Steph. Evod. Assemanni ist

 1756

1756 in drey Foliobänden gedruckt worden; aber ein Brand im Vatikan 1768 hat die sämmtlichen Exemplare, eins, das man in die Bibliothek gesetzt hatte, und ein paar, die vorher verschrieben waren, ausgenommen, verzehrt; und seitdem ist das Werk ins Stecken gerathen. Die barberinische Bibliothek ist seit dem Tode ihres Stifters nicht vermehrt worden. Handschriften sind 600, und darunter etwa 200 orientalische, die aber in der größten Unordnung sind. Noch von andern römischen Bibliotheken, von der Propagande und den Akademien, das wir überschlagen müssen. Die Universität la Sapienza ist ganz verlassen. Der Verf. wohnte einem theologischen Doktorexamen bey, worinn nichts als scholastische Spitzfindigkeiten und Terminologien vorkamen. Der römische Buchhandel ist in seiner Kindheit; transalpinische Bücher findet man gar nicht. Umständlich über den Charakter und die Sitten der Römer, über Religion und Polizey. Der wohlthätige Einfluß des sanften Klimas auf den Körper und den Geist des Menschen ist hier auffallend sichtbar. Nirgends fand der V. so viel Schönheiten unter dem weiblichen Geschlecht. Lebhafte Gesichtsfarbe ist selten, aber sie wird durch zarte Gesichtszüge, und durch ein feuriges durchdringendes Aug ersetzt. Der Körper ist gewöhnlich stark und gesund, und vorzüglich sind ein runder voller Hals und eine volle Brust das Eigenthum der Römerinnen. Die häufige üble Gesichtsbildung der Männer kömmt wohl vielmehr von ihrer unordentlichen Lebensart, als von der Natur. Die Mädchen in Rom leben ordentlich keusch; aber jedes Mädchen sehnt sich nach einem Mann, und sobald sie den hat, hört auch alles Gesetz der Keuschheit für sie auf. Doch ist das Cicisbeat hier der ehelichen Keuschheit nicht so gefährlich, auch nicht so allgemein, wie in Genua und Mailand. Keine Nation ist gastfreyer als die Römer. Mittagsgesellschaften sind selten; aber zu den Abendkonversationen, in denen nur Erfrischungen gereicht werden, läßt man Fremde mit der größten Bereitwilligkeit zu. In der Religion ist der denkende Römer weit erleuchteter als der deutsche Katholik; doch klebt noch mancher Aberglaube, auch selbst erleuchteten Römern an. Der gemeine Mann und die Mönche, blinde Leiter der Blinden, scheinen sich noch wenig aus der Finsterniß gehoben zu haben; doch sind die Mönche um einen Grad besser, und durchaus toleranter, als die deutschen. Die römische

mische Inquisition ist ausnehmend gelinde. Die Censur in Ansehung der einzuführenden Bücher ist von keiner Bedeutung, aber desto schwieriger in Rom. Der jetzige Censor, ein einfältiger und stolzer Dominikaner, noch dazu ein Griech korrigierte und glossierte des Verf. Museum Cuficum durch, daß es wie ein Schulexercitium von ihm kam. D Polizey ist äußerst schlecht. Kein Wunder, da der S ganz von Geistlichen regiert wird. Ein Prälat ist Go neur der Stadt, ein Prälat General, Prälaten sind zeymeister; alles verwalten Geistliche. Verschiedne lichkeiten und Cerimonien, bey denen der V. zuge Als er beym Pabst Privataudienz hatte, erkundigt ser lange nach den Universitäten, Bibliotheken u stande der Gelehrsamkeit in Deutschland, dank die Visite, und reichte die Hand zum Kuß. Villen und Gegenden um Rom. Der höchste serfall bey Terni, des Velius in die Nera; tarrakt beträgt zwischen 3 und 400 Fuß.

Das Klima von Neapel ist merkli angenehmer, und die Hitze des Sommers wie in Rom. Verhältnißmäßig hat auc Einwohner. Nach dem neapolitanis war 1781 die Volksmenge 176,715 weiblichen Geschlechts, 2912 Priester Nonnen, und im ganzen Königre 2,223,285 weibl. Geschlechts, 4 Mönche, 20,733 Nonnen. M zügliche Gemälde, die Herkular noch nicht öffentlich ausgestellt hat eine auserlesene Gemäldes Pallasts Kapo di Monte. an Handschriften reiche Bib nesianischen und der Sar das Wichtigste für einen Alterthümer um Neapel

Die Reise über Parma, Piacenza, ris. Die Polizey s allenthalben sicher, sie nachläßig zu se und andern Bibl

doch in Rücksicht auf Handschriften und alte Bücher der Vatikana sehr nach. Nachrichten von Hrn. Court de Gebelin, und Hrn. Deguignes, der die sinesische Schrift aus orientalischen Buchstaben zusammengesetzt findet, und des Abbe de l'Epre Schule für Taubgebohrne.

Von Paris gieng der V. über Piccardie und Enegaul nach Amsterdam, sah auch Leiden und Utrecht. Uebertriebener Hang zur Reinlichkeit und zum Putz der Häuser und Zimmer, Simplicität in Kleidung, die keine Moden kennt; Dienstfertigkeit ohne Komplimente; Fleiß und unverdrossene Arbeitsamkeit, und dabey ein fast unüberwindliches Phleama sind das Charakteristische der Holländer. Die Rückreise über Gröningen und Bremen nach Altona. Wir zeigen gleich noch kurz von dem Vater unsers Verfassers an:

Nachricht von den pomtinischen Sümpfen und deren Austrocknung, mit einer genauen Charte derselben, von Ge. Christ. Adler, Prediger in Altona. Hamburg, bey Bohn, 59 Seiten in Oktav.

Das Historische von dieser Gegend, dem alten ager Pometinus, fleißig gesammlet, und Nachricht von den Versuchen, die man bisher gemacht hat, diese Sümpfe auszutrocknen. Die Charte ist von einer größern des Giorn battista Ghigi verkleinert.

Mf.

Kielisches Magazin vor (für) die Geschichte, Staatsklugheit und Staatenkunde. Herausgeben von Valentin August Heinze, Prof. zu Kiel. Ersten Bandes erstes Stück, den 1sten Okt. 1783. Gedruckt auf Kosten des Herausgebers und zu finden bey ebendemselben und in der Buchhandlung der Gelehrten. 8. S. 123.

Periodische Schriften sind in gewissen Zeitpunkten der Litteratur sehr dazu gemacht, Gemeinnützigkeit der Wissenschaf-

senschaften zu befördern, indem sie ihre Begriffe in allgemeinern Umlauf bringen. Das Mancherley der Schriften dieser Art lockt viele Leser, welche oft gegen weitläuftige Bücher gleichgültig sind, worinn nur eine Materie zum Gegenstand der Abhandlung gewählt worden. Jemehr als Schriften jener Art dazu dienen, Geschmack an Leserey u Wissenschaft denen einzuflößen, welche sonst beyde vern lässigt haben würden, destomehr Feld muß Aufklärung Art durch sie gewinnen und man muß sie deshalb zu chen Anstalten beyzählen.

Aber alles Gute in der Welt hat seine Grenze es zum Uebel auszuarten anfängt. Und unser Jo sen ist schon längst bis zu dieser Grenze vorgetrieb ter der unübersehbaren Menge deutscher Zeitschrift türe beynahe aufgehört, Studium zu seyn; ma sie nur als Belustigung und Zeitvertreib, wober Nachdenken nothwendig verlieren müssen; je Mühe und Anstrengung erfodern, welche man daher jetzt unzählige Gelehrte und sogenann Gelehrsamkeit giebt, die nichts weiter les und Journale: so muß man dies theils ben, wozu man sich bey später loser Sp schwerere Kost zu gewöhnen pflegt, the den gar großen Zeitverlust rechnen, w ner Lesereyen nach sich zieht, ohne Mr übrig zu lassen. Daneben wird Schlechtschreiberey durch periodische mend befördert, indem so viele w schlechte Produkte, womit jene üb Versuchen ermuntert werden, w ganze Publikum dazu gebracht r gedruckt werden könne und mü zu Papier zu bringen vermöge Originalschriftsteller in der F man aufhört, ihren Karakte zuahmen und ihren Werth

Dies ist ein Theil d über unser Journalweser hat. Er glaubte, es h Zeitschrift anzuzeigen ı vergeblich geschrieben

dadurch bewogen werden, in Auswählung der Beyträge zu ihren Sammlungen strenger zu seyn; denn den Strohm selbst aufzuhalten, darf man sich von leeren Klagen nicht mehr versprechen.

Der Herausgeber bindet sich mit Lieferung der Stücke an keine bestimmte Zeit. Er wird es immer auf Vorrath brauchbarer Beyträge ankommen lassen, woran er sehr wohl thun wird. Ich will den Innhalt dieses ersten Stücks auszeichnen, welches bey folgenden nicht mehr geschehen kann.

I. Ueber den Aufsatz des Hrn. P. Schummel: Schlimme, mitunter gar schwarze Seite Heinrichs des Vierten. (Siehe Berlin. Magazin der K. und Wiss.), von Christiani.

Heinrichs des Vierten Karakter und Handlungen werden gegen jenen Angriff gründlich vertheidigt. Der Verf. bemerkt mit Recht, daß man alle Tugend aus der Welt wegräsonniren könne, wenn die in jener Darstellung des großen Königs beobachtete Splitterrichtermethode geltend werden sollte.

II. Briefe aus England von Fabricius. Der erste Brief giebt einige gute Nachrichten von Joseph Banks und seinem Kabinet zu London. Der zweyte liefert Schilderungen einiger englischen Minister und ihrer Partheyen. Man findet aber nichts Neues darinn. Der dritte beschäftigt sich ganz interessant mit dem brittischen Musäum und Hunterschen Kabinet. Der vierte redet von des gefangenen Grasse Ankunft in London, von Gordon und vom Auflauf seines Anhanges und von einigen Marktschreyern.

III. Beytrag zur Verbesserung einer Stelle in der Lebensbeschreibung Waldemars des dritten Königs in Dännemark, von Voß.

Der Aufsatz ist mit Gelehrsamkeit geschrieben; er wird aber wohl nur wenige Leser intereßiren.

IV. Merkwürdiger Beytrag zur Geschichte der Preßfreyheit in den Chur-Braunschweigischen Ländern.

Man liest hier nur ein einzelnes Rescript der Regierung zu Hannover, wornach Kritter angewiesen werden soll, das Kalenbergsche Wittweninstitut und die Officierswittwenpflege zu Hannover durch seine Schriften nicht

weiter

weiter verdächtig zu machen. Mehr schlimm und gewöhnlich als merkwürdig.

V. **Beyträge zur Geschichte des Handels von Island in ältern und neuern Zeiten.**

Sind aus Erichsens Forsay rc. 1782 gezogen.

VI. **Erste authentische Nachricht von der neuentstandnen Insel bey Island** rc.

Besteht in Auszügen zweyer Schifferbriefe, welche nur die Erscheinung der Insel berichten, ohne nähere Umstände zu erzählen, welche wir vielleicht noch zu erwarten haben.

X.

Die merkwürdigsten Revolutionen in der katholischen Kirche, mit einem Bezuge auf die kaiserliche königliche Staaten, von August Gottlieb Preuschen. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1783. Klein 8. 148 Seiten.

Mit einer **Vorerinnerung**, in welcher der Verfasser in einem hohen Tone anstimmt. Nach seiner Meynung haben wir Cäsare, Auguste, Tituse, Antonine auf den Thronen, und unter den Nationen Römer, Athenienser, Macedonier, Punier, und, was das beste ist, soll der Despotismus, die schmachvolle alte demüthigende Geisel nunmehr in seiner Abwürdigung seyn. — Nun ja, etwas ist dran; der Verf. wird sich ja handeln lassen! Er beschäftigt sich schon in der Vorrede mit dem Lobe Kaiser **Josephs II.** der den Eindruck seiner unsterblichen Thaten, bey dem Verf. mit dem **huldreichen Geschenke** einer goldnen Medaille verstärkte, welche ihm von dem Fürsten Kaunitz-Rittberg in einem **gnädigen Schreiben**, Namens Sr. Majestät des Kaisers für eine Abhandlung über die **politische Armenökonomie** zugeschickt wurde. Je weniger die Gelehrten dergleichen Belohnungen von Fürsten gewohnt sind, desto eindrucksvoller ist so ein Fall bey einem Manne, wie unser Verfasser.

In der Abhandlung holt der Verf. weit aus, indem er die ersten Ausschweifungen der röm. Päpste erzählt, wird aber selbst nicht in Abrede seyn, daß Febronius und Hontheim weit ausführlicher und besser schon eben das gesagt.

Zuletzt

Zuletzt, da der Verf. auf die neuern Revolutionen kömmt, die er eigentlich beschreiben wollte, ist er allein bey den kaiserl. königl. Staaten geblieben, und hat auch diese nicht vollständig geliefert, da doch in andern katholischen Ländern auch manches merkwürdige vorgefallen, welches verdient hätte, mit angeführt zu werden.

Das erste Hauptstück: **Von verschiedenen, der geistlichen Monarchie des Stuhls zu Rom, theils günstigen, theils nachtheiligen Begebenheiten.** Hier hätten wir mehr Plan und nähere Bestimmung der Zeitfolge gewünscht, denn der Verf. fängt gleich wieder von dem weisen Zepter Josephs II. an, von ihm nimmt er die Vergleichung mit den Zeiten der Unwissenheit (welche denn?) her. Er geht das Leben der Päpste Gregorius VII. Urbanus II. Paschalis II. und Jnnocens III. durch, und berührt die Revolutionen, die Berengar, Bruys, und Waldus in der röm. Kirche gemacht, den Unsinn des Dominikus, die verfluchenswürdige Inquisition und das Scheusal der Religionskriege. Zweytes Hauptstück: **Von verschiedenen, durch die große Kirchenreformation in der katholischen Kirche entstandenen folgenreichen Veränderungen.** Von 1521 bis 1573 wüthete die Intoleranz erschrecklich. Ihr wurden 58800 Protestanten in den Niederlanden geopfert. In England ermordete die Königinn Maria 280 Personen. In Frankreich starben in der vermaledeyten Bluthochzeit 70000 Menschen. Irland verlohr in einigen Jahren 200000 Protestanten. Gelegentlich führt der Verf. das Mährchen an, daß auf Santa Maria, einer azorischen Insel, in einer jeden Kirche zwo Kanzeln seyn sollen; eine für den Vertheidiger der orthodoxen Lehre, die andere für den, von einem Religiosen personificirten Teufel. Alle nun folgende Beschreibungen, der durch Intoleranz erregten Greuel und des 30jährigen Krieges, sind allgemein bekannt. Drittes Hauptstück: **Von neuen kirchlichen Unruhen, und ihren für Oesterreich im politischen Betrachte, schädlichen Folgen.** Fängt vom Westphälischen Friedensschlusse an, der die höchst intoleranten Maximen gegen die Protestanten nicht minderte. Den Verlust des Hauses Oesterreich, durch unpolitische Behandlung der Protestanten, berechnet der Verfasser, mit Innbegriff der Emigranten: a) directe auf 3525000 Seelen

Seelen, und 22395488 Gulden. (Nicht mehr, nicht weniger!) — b) indirecte (mit Innbegriff der Eroberung der Türken und Preußen, als einer Folge der durch Intoleranz geschwächten Lande) 7637420 Seelen, 28000000 Gulden. An Quadratmeilen 5581. Eine Landmacht von zweymal hundert tausend Soldaten. Den in der Progreßion zunehmenden Schaden berechnet der Verfasser in der Folge auch. England und Holland haben ihr Glück durch Toleranz gemacht, da hingegen der Kirchenstaat, Spanien und Portugall mit ihrer zahlreichen Clerisey armselige Länder sind. Die Widerrufung des Edikts von Nantes und ihre Folgen, beschließen diesen Abschnitt. **Viertes Hauptstück: Von der in K. Kön. Staaten durch Toleranzverordnung entstandenen großen Revolution.** Fängt von Karln V. an, beschreibt die tolerante Gesinnung Ferdinands I., der die Priesterehe so gern einführen wollte, und lobt Maximilian II. und Joseph I. Maria Theresia war in der ersten Hälfte ihrer Regierung, aus Nachsicht gegen den intoleranten Clerus, gegen die Protestanten strenge, begünstigte aber doch keine Unterdrückung. (Hinter ihrem Rücken war die Bedrückung desto mehr. Auch öffentlich waren der Bedrückungen nur zu viele.) Ihr erhabener Sohn hat, wie ein menschenfreundlicher Nerva, die Toleranz in allen Kais. Kön. Staaten zuerst unerschütterlich gemacht. Diese ausserordentlich schnelle und wichtige Revolution zog die Aufmerksamkeit aller Nationen auf sich, erweckte bey allen Protestanten die schmeichelhafteste (**schmäuchelhafte** schreibt der Verf.) Hofnung, und breitete Erstaunen und Besorgniß am römischen Hofe aus. Hierauf folgt die päpstliche Reise, bey der der Verf. besonders die Weisheit bewundert, mit der Pius die Absicht und den Erfolg seiner Reise selbst dem Kardinalskollegium verschwiegen hat. Die Einziehung der Klöster verbindet der Verf. mit der Toleranz. Ueberhaupt scheint der Verf. seine Ideen nicht wenig überspannt zu haben. Die kleinen Neckereyen und Plackereyen der herrschenden Religionspartheyen gegen die Protestanten hören noch lange nicht auf. Erleuchtung scheint noch ferne zu seyn. Was die Kreaturen des römischen Hofes und die Jesuiten für Gesinnungen haben, erhellet auch aus der Eidesformel, welche neuerdings, den Zeitungen zufolge, bey Ertheilung des Palliums an den Erzbischof zu Mohilow, vom päpstlichen

Gesandten vorgeschrieben worden, worinn der **Ausrottung der Rezer und Schismatiker** so feyerlich gedacht wird, daß diese jetzige Maximen nicht ein Haar verschieden zu seyn scheinen, von denen die der Dominikaner Torquemado gegen die Spanier, und Innocens III. gegen die Albingenser bewies. Die Grundmaximen der katholischen Kirche bleiben leider! **unveränderlich**, wenn sich gleich die Meynungen vernünftiger Katholicken durch die allgemeine Aufklärung verbessern. Uebrigens ist die Schreibart des Verfassers fließend und ziemlich korrekt.

Hr.

Acht statistische Tabellen, zur bequemen Uebersicht der Größe, Bevölkerung, Reichthum und Macht der vornehmsten europäischen Staaten, Zwote, vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. Leipzig, in der von Schönfeldischen Buchhandlung. 1783. Fol.

Sie sind zu ihrer Absicht wirklich ganz bequem eingerichtet. Wir müssen übrigens dem Verfasser auf sein Wort glauben, daß sie itzt völlig umgearbeitet erscheinen, da wir nicht Gelegenheit gehabt haben, beyde Auflagen mit einander zu vergleichen. Die erste Tabelle handelt von der österreichischen Monarchie; die zweyte von Rußland und der Türkey; die dritte von Schweden, Dänemark und Pohlen; die vierte von Frankreich und Spanien; die fünfte von Großbritannien und Preussen; die sechste von Portugall, Neapel und Sardinien; die siebente von Pfalzbayern, Helvetien und Venedig; endlich die achte vom Kirchenstaat, von Kursachsen, Hannover und den vereinigten Niederlanden. Warum gerade diese, etwas seltsame Klaßifikation gewählet worden, sehen wir nicht ein. Uns scheint sie auf keinem hinlänglichen Grunde zu beruhen. Ob durchgehends die besten Nachrichten zu Rathe gezogen worden, stehet dahin. Hie und da weichen die angegebenen Summen der Einwohnerzahl rc. von anderen guten Nachrichten ab; welches jedoch, bey der Verschiedenheit in dergleichen Angaben, nicht zu verwundern ist. Genug, daß in den mehresten Stücken

der

Neue Miscellaneen, historischen, politischen — — Innhalts. Sechzehntes Stück. Leipzig, bey Jakobäer, 1783. 10¼ Bogen. 8.

Gehört zu den bessern Stücken dieser Sammlung und verdienet vor manchem seiner Vorgänger den Vorzug, sonst ists nicht gar viel werth. Hier ist der Innhalt desselben: XXXVIII. **Heinrich Sander.** Eine kurze, freylich unvollständige, doch brauchbare und gut geschriebene Biographie des, zu früh gestorbenen jungen Mannes, von Hrn. Georg Friedr. Götz, welche der Herausgeber mit einem lesenswerthen Zusatze vermehret hat. Ein wenig zu viel gelobt wird denn doch wohl dieser junge Mann. Er hatte einen offenen Kopf, aber nicht viel gründliche Wissenschaft, dabey handelte er sehr oft höchst unüberlegt. Seine Schriften sind auch meistens sehr weitschweifig, und voll zwar gutgemeynter aber höchstkahler ascetischer Betrachtungen. XXXIX. **Brief eines englischen Edelmanns an den Herausgeber des** *Journal des Gens du monde*. Er betrift ein junges, schönes, wahrscheinlich durch eine verunglückte Liebe irre und schwermüthig gewordenes Mädgen, das mehrere Jahre unter freyem Himmel in der Nachbarschaft von Bristol zugebracht hat. Wir glauben diese Nachricht schon in öffentlichen Blättern gelesen zu haben. Es fragt sich noch immer, ob nicht die ganze Sache zum Zeitvertreib erdichtet ist. XL. **Das Jubelfest im Geschmack der alten Saturnalien. Sachsenfeld, 28sten Dec. 1782; von Hrn. Schmieder erzählt.** Es gereicht sowohl dem Grafen von Solms, der es gab, als dem braven Kutscher, dem zu Ehren es angestellet wurde, zum Ruhme. Auch das Kutscher-Jubellied ist in seiner Art ganz gut. XLI. **Ein Brief von Klotz.** War kaum des Platzes werth. Klotzens Verfahrensweise als Kunstrichter ist ja längst verächtlich und er und seine Kunstrichterey sind mit Recht vergessen. XLII. **Anmerkungen zu dem von Hrn. Leßing herausgegebenen Fragment eines Ungenannten über die Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten.** Sie verdienten unsers Erachtens die Bekanntmachung. XLIII. **Toleranzlied — — von Joh. Casp. Lavater.** Hat einige einzelne gute Stellen,

gehört

gehört aber im Ganzen nicht zu den vortrefflichen Liedern. XLIV. **Man muß den Franzosen mit dem Pariser nicht verwechseln. Aus dem** *Journal des Gens du monde.* Bedeutet nicht viel. Die Schilderung vom Pariser sowohl als vom Franzosen ist nicht ganz wahr und zu einseitig, wie der Herausgeber mit Grund erinnert. XLV. **Richard Plantagenet, natürlicher Sohn Richard** *III.* **Königs von England; eine Anekdote, den Verfassern des** *Journal Encyclopédique* **zugesendet von Sir Edvard C***.** Bemerkenswerth genug, wenn die Sache wahr ist. Unwahrscheinlich ist sie indeß nicht. XLVI. **Von dem Einfluß des Himmelstrichs, der Lage, der Nahrungsmittel und anderer äusserlichen Umstände auf Charakter, Sitten, Regierungsart und Religion der Menschen.** Ist noch weiter nichts, als die zusammengedrängte Vorrede des deutschen Uebersetzers von **Falconer's** wichtigem Werke über diese Materie, mit eingestreueten kurzen Anmerkungen. Der raisonnirte Auszug selbst aus **Falconer** soll künftig kommen, und wir halten dies Unternehmen für nützlich. Was S. 626 behauptet wird, daß von der Erfahrung daß die meisten despotischen Staaten Asiens nach Verhältniß ihrer Größe schlecht bevölkert sind, China eine Ausnahme mache, ist ungegründet; 27 Millionen Menschen (und viel mehr hat, sicheren Nachrichten zufolge, China nicht) ist für ein Reich, wie dieses, wahrlich nicht viel. Die Angaben, welche die dasige Volksmenge auf einige 100 Millionen setzen, sind längst als ungeheure Uebertreibungen bekannt. XLVII. **Glaubensbekenntniß der Evangelischen augspurg. Confeßion in Wien — — — Herausgegeben von Friedrich v. Ankerstein, 1782.**

Um.

Sammlung von Stadt- Land- und Reisebeschreibungen, herausgegen von J. E. Fabri. Halle, bey Gebauer, 1783. 320 Seiten 8.

Enthält I. einen kurzen Auszuge aus Noorthouk's kürzlich erschienener und in Deutschland noch wenig bekannten new history of London, including Westminster

 and

and Southwark etc. Man hat in denselben nur dasjenige aufgenommen, was in unsern bisherigen deutschen Beschreibungen von London entweder gar nicht, oder doch nur einzeln in wenigen Büchern sehr zerstreuet aufzufinden ist, und bekannte Sachen nicht wiederholet, als wo es der Zusammenhang erfoderte. II. einen Auszug aus **Lovrich's** Anmerkungen über einige Stellen in **Fortis** Reisen nach Dalmatien, mit beygefügten Erläuterungen des Herausgebers. Durch diesen, nur das Erheblichste von den Lovrichschen oft sehr weitschweifigen Nachrichten enthaltenden Auszug wird Fortis Reise nach Dalmatien erst recht brauchbar. III. Nachrichten von **Tibet** aus **Georgi's** Tibetanischen Alphabete, nämlich das ganze, bisher noch in keiner deutschen Uebersezzung bekannt gewesene Reisejournal vom Bengalischen Meerbusen nach Lhassa, und den Anfang der Beschreibung von **Tibet**, deren Fortsetzung im nächsten Bande folgen soll. In dieser Beschreibung sind alle Aeusserungen des Verfassers in seiner Vergleichung der tibetanischen Dogmatik und Philosophie mit dem Manichäismus, alle Ausfälle gegen **Beausobre**, alle historische Untersuchungen (warum diese alle?) Etymologien, und dergleichen weggelassen. Dagegen ist dasjenige, was die Erdbeschreibung von Tibet, die dasige Sitten, Religion, Philosophie, und den Zustand der Wissenschaften betrift, sehr fleißig gesammelt. Alle diese in Georgi's Werke hie und da zerstreuete Nachrichten sind unter gewisse Abschnitte in gehörige Ordnung und Zusammenhang gebracht, und durch gute Anmerkungen, großentheils aus **Pallas** neuen nordischen Beyträgen, erläutert.

Wenn Herr F. fortfährt, mit eben so viel Vorsicht, Auswahl und Fleiß zu Werk zu gehen, wie in diesem itzt angezeigten ersten Bande geschehen ist, so wird diese Sammlung einen Platz neben den brauchbarsten und besten in ihrer Art behaupten.

Tw.

Ueber die Einrichtung der Hauptarchive, besonders in teutschen Reichslanden, von Carl Gottlob Günther. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung 1783. 12½ Bogen 8.

Der

Der Verfasser hat seine Materie gut abgehandelt, und die von ihm vorgeschlagene Einrichtung der Hauptarchive verdienet, wenn gleich bisweilen unnöthiger Weise gar zu sehr ins Detail gegangen ist, im Ganzen genommen Beyfall. Sie läßt sich aber schwerlich überall ausführen, da in solchen Dingen oft vieles auf Lokalumstände ankommt, auch selten die Archive mit Arbeitern reichlich besetzt sind.

Uw.

Dr. Franz Dominicus Häberlins neueste deutsche Reichs-Geschichte u. s. w. Vierzehnter Band, Halle, bey Gebauer 1783, beynahe 2 Alphabet 8.

Enthält die Geschichte unter der Regierung Kaisers Rudolf des zweyten in den Jahren 1584—1587, dies leztere mit eingeschlossen. Mehr brauchen wir nicht zu sagen, da der Hr. Verfasser in seiner längst bekannten Methode sich immer gleich bleibt.

R.

Description de la ville de Dresde, de ce qu'elle contient de plus remarquable & de ses Environs, par *Jean Auguste Lehninger* — à Dresde 1782. chez les Freres Walther, 1 Alphab. 3¾ Bogen 8.

Beschreibung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Churfürstl. Residenzstadt Dresden und einiger umliegenden Gegenden (von Carl Wilhelm Daßdorf.) Dresden 1782. In der Waltherschen Hofbuchhandl. 2 Alphab. 7 Bog. 8.

Der Plan des Daßdorfschen Werks, als des grössern, ist folgender: In der Einleitung wird von den ersten Bewohnern Dresdens und der Entstehung der itzigen Residenzstadt; von den Besitzern oder Beherrschern der

Stadt Dresden, von Konrad dem Großen bis auf den Herzog Albrecht; von Dresdens Lage und Vestungswerken; und von der Eintheilung dieser Stadt gehandelt. Dann folgen zwölf **Abschnitte**. Der **erste** enthält die topographische Beschreibung von Dresden; der **zweyte** beschäftiget sich mit den Einwohnern und demjenigen, was unter diese Rubrik gehört. (Hr. D. giebt S. 168 die Volksmenge von Dresden auf mehr als 40000 Seelen, und in der Note auf 47600 an, Hr. L. S. 64 setzt sie auf 50000 —) Der **dritte** Abschnitt handelt von dem churfürstl. Hofe und den prinzlichen Höfen; der **vierte** von den hohen Landeskollegien, der Polizeykommißion, dem Oberamt und dem Magistrat; der **fünfte** von der Religion und den milden Stiftungen; und der **sechste** von den Wissenschaften und Künsten, Schulen und Bibliotheken. (Der Verf. sagt S. 320: die Handschriften in der churfürstlichen Bibliothek möchten sich über 4000, und die Zahl der gedruckten Bücher über 130000 Bände belaufen; Hr. L. S. 112 setzt jene auf ungefehr 4000, diese aber auf mehr als 140000 Bände. In Ansehung der Manuscripte sind beyde Schriftsteller wohl etwas zu freygebig gewesen, und was die gedruckten Bücher betrift, so dürfte die Daßdorfsche Angabe der Wahrheit näher kommen, als die Lehningersche, da es doch Hr. Daßdorf genauer wissen kann.) Im **siebenten** Abschnitte werden die vorzüglichsten Kunstgallerien und andere merkwürdige Sammlungen beschrieben; und im **achten** die berühmtesten Maler, Bildhauer und andre Künstler angeführet. (Beyde Verfasser geben die Brüder Joh. Georg und Moritz **Bodenehr** für Vater und Sohn aus. **Belotti**, welchen Hr. L. S. 130 nennt, fehlt bey Hrn. D. ganz; dagegen hat dieser die Miniaturmalerinn Sophia Friedr. **Dinglinger** und den Miniaturmaler **Dolst**, welche von Hrn. L. ausgelassen sind, anderer Abweichungen nicht zu gedenken.) Der Gegenstand des **neunten** Abschnittes sind der Handel, die Manufakturen, und was damit in Verbindung steht; des **zehnten** die Gärten, Promenaden u. dgl. des **eilften** die churfürstlichen Lustschlösser, ingleichen Königstein, Lilienstein, Sonnenstein und einige adliche Landsitze. Im **zwölften** Abschnitte werden noch einige Nachrichten zur Bequemlichkeit für Reisende mitgetheilet, welche die Acciseinrichtung in Ansehung der Fremden, Absteigequartiere,

ssen. Der Anhang
ng der von Zeit zu
lksmenge in Dres-
fügten Plans die-

de dieselbe Anord-
ß es nicht in 12,
l Hr. L. mit den
hnitte hat, zwey
Malern, Bild-
n rc. und dann
n Kunstsachen,
Handels- und

wie sie auch
Bande der
te Beschrei-
en vor Au-
t geringer
t erreicht.
tik, sorg-
weisende
so schätz-
nicht in
erfasser
n bey-
rauch-
schrei-
wie
wür-
ens,
nan
aß
lle
es
l,
e

hätte Sachen, die gar nicht dahin gehörigen, z. B. Gedichte und dgl. weggelassen, und wäre hin und wieder mit Komplimenten und Lobeserhebungen etwas sparsamer gewesen. Ob übrigens Hr. D. nur das Buch des Hrn. L. erweitert und hie und da etwas umgeformt, und einen gewissen Hrn. Hasche der 1781 auch eine Beschreibung von Dresden herausgegeben hat, manchmal wörtlich ausgeschrieben habe, lassen wir dahin gestellet seyn. — Es ist darüber in den Dresdnischen Anzeigen ein sehr unnützer Streit entstanden. Beyden Werken ist ein, in dem französischen besser als in dem deutschen gestochener Plan von Dresden beygefüget worden.

Uw.

Umständliche Beschreibung Dresdens mit allen seinen — — Merkwürdigkeiten historisch und architektonisch. Anderer Theil. Leipzig, im Schwickertschen Verlage, 1783. 2½ Alph. 8.

Das ganze Werk ist in drey Hauptstücke abgetheilet, deren das erste die Geschichte Dresdens, das zweyte die Topographie nach den Vierteln, Gassen und Häusern, und das dritte die politische, militarische, kirchliche und gelehrte Verfassung von Dresden enthält. Jedes Hauptstück hat wieder viele besondere Abtheilungen und Unterabtheilungen. Das erste Hauptstück und der grössere Theil des zweyten macht den ersten, in dieser Bibliothek bereits angezeigten, und der Rest des zweyten Hauptstücks, welcher noch von vielen merkwürdigen öffentlichen Gebäuden handelt, nebst dem ganzen dritten Hauptstücke, den gegenwärtigen zweyten Theil aus. Unter der Aufschrift Miscella et Omissa sind S. 764 bis 794 alle diejenigen Dinge angeführet, welche nach des Verfassers Meynung in keiner Verbindung stehen, und doch wissenswürdig sind. Einige derselben hätten doch wohl füglicher in der Topographie ihre Stelle bekommen. Alsdenn folgen S. 795 bis 820 Beylagen zur Beschreibung von Dresden, als Belege der Geschichte. Sie sind ohne Zweifel nützlich, bis auf das Verzeichniß aller in Dresden befindlichen Personen, die irgend einen Ritterorden tragen, welches wohl nur sehr wenige Leser

bis 923 werden Zu-
Werke geliefert. Ein
ches entgangen war,
die Lücken, so bald
Den Beschluß macht
im Ganzen genom-
eitze ihres Verfas-
ich an vielen Or-
jere Ordnung zu
Flecken in so fern
Geständnisse zu-
soll heißen nach
ur eine Chro-
Wenn seine
eführet. Ei-
ist im Jahre
Manier zu
Bibliothek
) nach der
nina setzt;
welche weit
Dresdener
Berliner

h Be-
and.
'82.

vor-
de
h-

Fünfter, Sechster Band. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1783. Zusammen etwas über 3 Alphabet. 8.

In diesen zwey Bänden wird der Rest der Geschichte des Jahrs 1773 und die Geschichte der Jahre 1774 bis 1776, dies letztere mit eingeschlossen, auf die aus den vorhergehenden Theilen schon bekannte beyfallswürdige Art vorgetragen.

Tw.

Abhandlung über die großen Veränderungen der Staaten besonders von Deutschland, welche am Geburtsfeste des Königs am 30 Jänner 1783 in der öffentlichen Versammlung der Akademie vorgelesen worden, von dem Königlichen Staats und Cabinetsminister Freyh. von Herzberg, aus dem Französischen übersetzt. 8. S. 32.

Fast alle Länder der Welt haben von Zeit zu Zeit andere Bewohner und andere Beherrscher gehabt. Frankreich ward durch Römer und Spanien durch Gothen, Burgunder und Franken erobert. In der brittischen Insel mußten die alten Britten den Angelsachsen und Normännern weichen u. s. w. Nur unser Vaterland, das Germanien der Römer, das heutige Deutschland, und das alte Skandinavien oder die heutigen Reiche von Dänemark und Schweden, machen die einzige Ausnahme von jener allgemeinen Regel. Niemals ist Deutschland in seinem ganzen Umfang und auf lange Zeit von einer fremden Nation erobert und unterjocht worden. Die Römer konnten ihr Reich nie weiter als bis an die Donau und den Rhein ausdehnen und immer wurden sie von den Deutschen zurückgeschlagen, wenn sie über diese Flüsse bisweilen Einfälle vornahmen. An der nördlichen Grenze reichte die Herrschaft der Slaven oder Wenden nur bis an die Elbe und diese Nation ward von den Deutschen wieder bezwungen. Vom Anfang unsrer Zeitrechnung an bis zur Stiftung der großen fränkischen Monarchie ist Teutonien immer nur vom den deutschen Nationen der

Franken,

Franken, Allemannen, Sachsen, Thüringer, Boyer oder Bayern bewohnt und nur von Fürsten, die aus ihnen entsprungen waren, beherrscht worden. Im 7. und 8. Jahrhundert war Deutschland zwar mit der Monarchie der Franken verbunden. Allein die Franken waren nach ihrem Ursprung und ihrer Sprache eine ganz deutsche Nation.

Deutschland ist also immer von einer und derselben Nation bewohnt gewesen, wie die Geschichte beweist. Es wird aber auch dadurch erhärtet, daß es immer dieselbe Sprache erhalten hat. Man findet in griechischen und römischen Geschichtschreibern und Geographen noch viele Spuren der alten teutonischen Sprache und viele einzelne Wörter, welche den heutigen ähnlich sind und daher keinen Zweifel lassen, daß in Absicht des wesentlichen und der Wurzeln sie immer dieselbe Sprache geblieben ist. So haben auch die vornehmsten Flüsse in Deutschland bis auf unsre Zeit dieselben Namen erhalten, welche sie nach Cäsarn und andern Scribenten zur Zeit der Römer hatten.

Beym Mangel von Denkmälern und Geschichtschreibern ist es nicht möglich, diesen Beweis noch höher als zwey Jahrtausend hinauf zu führen. Aber aus einer Stelle des Tacitus (2 Kap. von Deutschland) scheint zu erhellen, daß die Germanier sich nach einer undenklichen Ueberlieferung für ursprünglich Eingebohrne (aborigines) oder für eine Nation hielten, welche nie von außen hieher gekommen, und daß die Römer selbst geneigt waren, dieser Meynung beyzustimmen. Es ist also erwiesen, daß Deutschland das einzige Land in der bekannten Welt sey, welches keine totale Revolution erlitten hat.

Die Ursachen dieses Vorzugs unsrer Nation können nicht anders als rühmlich seyn. Sie hat zu allen Zeiten zuviel Tapferkeit und Kraft gehabt, als daß sie sich hätte von andern Nationen überwinden oder unterjochen lassen sollen. Diese Eigenschaften machten die deutsche Nation fähig, Revolutionen zu bewirken und nicht zu leiden; den großen Koloß des römischen Reichs umzustürzen, die neuern Staaten von Frankreich, England, Spanien, Portugall und Italien zu erobern und zu stiften, und in ihrem eignen Vaterland eine große Monarchie zu errichten, welche sich so lange erhalten muß, als Charakter und Patriotismus der Nation und ihrer Regenten und vernünftige Politik benachbarter Staaten dauern werden. Große

Revo-

Revolutionen sind nur noch für die von Europa entfernten Staaten zu besorgen, welche sich weder zu regieren noch zu vertheidigen wissen. Regenten werden künftig ihre Namen und ihre Regierungen nur dadurch unsterblich machen können, daß sie Rechtspflege, Ackerbau, Handel und ganzen innern Wohlstand ihrer Staaten erhöhn und verbessern. Unser großer Monarch hat das meiste dazu beygetragen, der menschlichen Gesellschaft dies Glück zu bereiten durch das große, sich immer gleiche und fortdauernde Muster, welches er den Regenten, die seine Zeitgenossen waren, gegeben hat. Die Geschichte sollte billig alle verdienstlichen Handlungen der Regenten und andern Menschen sammeln, um sie auf die Nachwelt zu bringen. Und die Akademie könnte keinen bessern Gebrauch von ihren Memoirs machen, als wenn sie jährlich einen kurzen Abriß der denkwürdigsten Handlungen entwürfe, wodurch unsre großen und guten Regenten das vergangne Jahr bezeichnet haben, um den Stoff zu einer guten Geschichte unsers Vaterlandes zu sammeln. Keine Geschichte würde von dieser Seite unterrichtender seyn, als die Geschichte unsers Königs. In den letzten zwanzig Jahren hat er vierzig Millionen aufgewandt, um seine Staaten in ihrer innern Verfassung zu verbessern. Nur im Jahr 1782 hat er 2 Millionen 118000 Th. theils unmittelbar seinen Unterthanen geschenkt, theils zu nützlichen Unternehmungen hergegeben.

So spricht der ruhmwürdige Verfasser für den Satz, daß die deutsche Nation im Ganzen genommen nie von einem andern Volk überwunden worden. Man findet keine Gründe, diese Behauptung zu bestreiten, obgleich mehrere Beweise aufgestellt werden könnten, sie zu bestärken. Nur eins ist zu wünschen, nämlich dieses, daß man diese Begebenheit nicht so ganz der Tapferkeit unsrer Vorfahren anrechne, um die Mitwirkung des Zufalls und der Ortsumstände auszuschließen, wenn auch letztere nicht alles für unsern Ruhm entschieden haben sollten. Man muß die Kriege der Deutschen unter doppeltem Verhältniß betrachten, je nachdem sie inner- oder außerhalb ihres Landes geführt worden.

Kriege der letztern Art stifteten mittelbar den vielleicht großen Nutzen, feindselige fremde Völker vom Vaterland abzuhalten, ob sie gleich seltner mit Siegen für unsre Vorfahren begleitet wurden. **Sillan, Manlius** und **Cäpio** wurden zwar von Cimbern und Teutonen besiegt, welche ausgewan-

gewandert waren, um Rom heimzusuchen. Allein Marius rächte seine Vorgänger, indem er die Teutonen bey Aquae sextiae (Aix) und die Cimbern in Venetien gänzlich überwand und sie beynahe ganz vertilgte. Eben so musten in Gallien, die mit ihrem König Ariovist ausgewanderten Deutschen unter Cäsars Tapferkeit erliegen; sie baten auch den August um Frieden und musten dem Drusus weichen, ob sie gleich zuvor den Lollius geschlagen hatten. Nachher fiel Rom nur durch seine eigne Schwäche.

Was die Kriege innerhalb Landes betrift, muß man nur bedenken, daß Deutschland an sich kein sonderlicher Gegenstand der Wünsche kultivirter Völker gewesen, da es rauh, ungebaut, unwegsam, öde und abschreckend war. Zudem stritten die Deutschen auf ihrem eignen Boden mit ungleichen Vortheilen gegen fremde Heere, welche, des Landes unkundig, der Zufuhr und Nahrung beraubt und eines milderen Himmels gewohnt, schon die Hälfte des Siegs durch den Widerstand der Natur verloren und die andre Hälfte nicht verfolgen konnten, wenn die Deutschen nach löblicher Sitte in die Wälder zurückflüchteten. Dies geschah, als Cäsar aus Gallien zuerst über den Rhein gieng und auf deutschem Boden Schlachten liefern wollte. Eben dies widerfuhr dem Drusus. Aber gröstes Ungemach schien für Quinktilius Varus aufbehalten zu seyn, welcher durch Hinterlisten der Deutschen noch nicht gefallen seyn würde, wenn nicht gleichsam alle Elemente gegen ihn gekämpft hätten. Germanikus war aus gleichem Grunde nicht glücklicher wie die ersten, wiewohl nicht so unglücklich wie der letzte, alles mehr wegen natürlicher Unbezwingbarkeit des Landes, als wegen Tapferkeit seiner Bewohner. Und man hat Ursach zu glauben, daß Deutsche selbst den Römern einen allgemeinen Sieg erleichtert haben würden, wenn letztere im Lande selbst nur festen Fuß hätten fassen und daselbst verweilen können, um den Sieg zu verfolgen. Denn es würde ihnen nicht schwer geworden seyn, Deutschland selbst durch Deutsche zu besiegen. Man weiß nemlich, daß in Deutschland nicht eher ein Nationalinteresse empor kam, bis Franken ihre Rolle zu spielen anfiengen, es sey, daß andere kleinere Völker ihren Namen annahmen oder von ihnen verdunkelt wurden. Bis dahin giengen Meutereyen unter einzelnen deutschen Völkern so weit, daß keins Bedenken

trug,

trug, das andre an auswärtige Feinde zu verrathen, wenns seine Rache damit abkühlen konnte. So wollten Ubier ihre Schiffe dem Cäsar hergeben, als er ihre Nachbarn, die Sueven, anzugreifen im Begriff war. So retteten Friesen des Drusus Flotte vom Schiffbruch, als er die Brukterer überfallen wollte. So ward Arminius von seinem eignen Schwiegervater Segest an Varus verrathen u. s. w. Wenn es nun Römern nie an Staatskunst fehlte, Leidenschaften einer Nation gegen die andere zu benutzen, um ihre Absichten gegen diese oder jene durchzusetzen; so muß man glauben, daß ihre bekannte Tapferkeit und Kriegskunst nur in physischer Beschaffenheit von Deutschland Hinternisse antraf, welche ihnen einen allgemeinen Sieg über seine Bewohner unmöglich machten. X.

X. Gelehrten-Geschichte.

Versuch über das Leben des Freyherrn von Leibniß. Von Mich. Hißmann, Prof. der Weltweish. in Götting. Münster, Perrenon 1782. 8. 5 Bog.

Sehr richtig urtheilt Hr. Pr. H.: ins Leben Leibnitzens für den Gelehrten gehöre eigentlich nur, wie er sich gebildet und was er für die Wissenschaften gethan; läßt sich daher auch mit Umständen, die man in den vorhandenen Lebensbeschreibungen L. zulänglich erörtert antrift, nicht sehr ein. Von L. akademischen Lehrern nennt er keinen. (Jacob Thomasius hätte doch verdient genannt zu werden, man sehe Leibnitzens Schreiben an ihn vor Nizolii antibarbaro.) L. Methode alles zu lesen, sich das Neue und Vorzüglichste auszuzeichnen und durchzudenken. Seine Bildung durch Reisen. Weil er auf denselben Freunde und heisse Vertheidiger der unwahrscheinlichsten Behauptungen gefunden, sey daraus entstanden, daß er sein ganzes Leben durch das Unthunliche gewisser Entwürfe nicht wahrgenommen zu haben scheint, da doch die ganze Welt an ihrer Ausführbarkeit verzweifelte, z. E. die allgemeine Sprache, mit der er sich von der Jugend bis ins Alter belustigte, die so wie er sich ihren Bau und Eigenschaften dachte, wo nicht unmöglich, doch den Wissenschaften auf keinen Fall vortheilhaft

haft seyn dürfte. (Die angeführte Stelle Leibnitzens zeigt selbst, daß es eigentlich so was für Wissenschaften überhaupt seyn sollte, wie Buchstabenrechnung für Mathematik. Die Unmöglichkeit wird freylich darinn bestehen, daß man allgemein die einfachen Gedanken nicht so durchzählen, wie aus ihrer Verbindung andre entstehen, bezeichnen kann. In einzelnen Wissenschaften liesse es sich aber wohl thun, und blieb nur die Frage, wie nützlich es ist. So findet man ja längst in geographischen Büchern und auf Landcharten eine Menge bey einem Orte zu bemerkender Umstände mit kurzen Zeichen angegeben.) Ueber L. Aufenthalt zu Nürnberg unter Goldmachern, die vermuthlich Rosencreuzer gewesen. Da ihm sein Secretariat bezahlt worden, so habe er in die Einweyhung in allchymistische Geheimnisse gewilligt, sein Auskommen zu haben, vielleicht auch einen Theil der Scheidekunst mit Hülfe der vernünftigern Nürnberg. Adepten in Aufnahme zu bringen. (L. Lebensbeschreiber sagen deutlich, in die Gesellschaft, deren Hauptzwecke er selbst in Gedanken durch seine Bittschrift verspottete, habe er zu kommen gesucht, um chymische Kunststücke von ihnen zu lernen. Daß damals die Chymie keine gelehrte Wissenschaft war, und daß man von Goldmachern Dinge lernen konnte, auf die sie bey ihren, im Hauptzwecke unglücklichen Versuchen kamen, ist bekannt.) Alchymistische Vorstellungsarten seyen noch von Zeit zu Zeit in L. aufgewacht, zum Beweise wird sein Brief an den Herzog von Braunschweig über die Münze auf die dyadische Arithmetik angeführt beym Ludovici 1. Th. 132. S. (L. hat wohl aus der dyadischen Ar. etwas mehr gemacht als sie verdiente, so geht es aber jedem mit seinen Erfindungen; Alchymistisches ist indessen doch nichts im Briefe. Die Vergleichung zwischen dem Ursprunge der Zahlen aus 1 und 0, und der Schöpfung aus nichts durch den Einigen, freylich etwas weiter getrieben, aber, das im damaligen Geschmacke, da Jacob Bernoulli in einer krummen Linie, die sich auf allerley Arten wieder darstellte, ein Sinnbild der Auferstehung fand, da man das mathematische und metaphysische Unendliche auf allerley seltsame Arten verwechselte. Indessen möchte sich doch bey jedem Kunstrichter wenigstens, der die Schöpfung aus Nichts glaubt, die vorgeschlagene Aufschrift rechtfertigen lassen: Omnibus ex *nihilo* ducendis sufficit *Vnum*. Daß L. glaubt, sein arithmetisches Sinn-

bild der Schöpfung könne diese Lehre und so das Christenthum den heidnischen Sinesern empfehlen, hält Hr. H. für eine Schwärmerey, die dem gesunden Menschenverstande zuwider sey. (Begreiflich wollte L. durch so was nur dem Vortrage der Religion Eingang verschaffen. Dazu war doch ein Einfall gut genug, der der Sineser Aufmerksamkeit erregen konnte, zumal bey der Verbindung, die L. zwischen seiner Dyadik und einem in Sina hochgeschätzten bisher nicht verstandnen Buche glaubte bemerkt zu haben.) Aus eben der alchymistischen Quelle leitet Hr. H. her, daß L. über die abgezogensten Gegenstände der Metaphysik dichterisch redet, die allerbildlichsten Ausdrücke braucht, die man in den philosophischen Schriften seiner Zeitgenossen und des Alterthums vergebens suchen wird. (Alchymistische Bilder, die bekannt genug sind, braucht L. doch nie. Die Philosophen seiner Zeit schrieben freylich nicht sehr bilderreich, von Plato aber wird so was gesagt, und den hatte L. doch auch wohl studiert. Ueberhaupt entwirft ja manchmal der trockenste Philosoph ein Bild, das der lebhafteste Dichter nur noch ausmalen kann. So braucht L. ein Bild St. Thomas von Aquin von der Erhaltung, als fortdaurender Schöpfung, das der französische Witz so sehr verkannte, darinn die liebe Sonne für eine Gewitterwolke anzusehn; Kästner, über die Lehre der Schöpfung aus nichts . . in s. vermischten Schriften II. Theil, 11 . . S. Von L. lebhafter Schreibart lassen sich ja leicht unalchymistische Ursachen angeben. In seiner Vaterstadt waren allemal schöne Wissenschaften, so gut man sie hatte, in Ansehn. Hr. H. kennt die damalige Leipziger Professoren sehr schlecht, wenn er sie nur für Brodtgelehrte hält; Humaniora, Belesenheit in den Alten, lateinische und griechische Eloquenz und Poesie, wurden von Theologen, Juristen und Aerzten, also den Lehrern der Brodwissenschaften geliebt. Wem es an natürlichen Witze fehlte, der trieb diese Dinge freylich als Pedant, der muntere Kopf brauchte sie anders. Auch L. Reisen in Frankreich u. s. w. konnten seine natürliche Anlage und Neigung für Witz mehr ausbilden, dazu die Begierde kam, Großen zu gefallen und ihnen seine Gedanken zu empfehlen.) In Leibnitzens moralischen Charakter beruft sich Hr. H. besonders wegen Uneigennützigkeit und Dienstfertigkeit auf seine Briefe. Wie L. sich fast in allen Wissenschaften mit Vortheil gezeigt, und durch die Allgemein-

gemeinheit seiner Talente sich über alle große Männer erhoben. Indeß zerfallen seine Hauptwerke in drey Klassen, mathematische, physische, historische. Ueber die Rechnung des Unendlichen, das jetzt zulänglich ausgemacht, daß Newton und L. keiner sie vom andern gelernt hat. Von der Rechenmaschine, soviel als in gegenwärtigen Entwurf gehörte. (Sonst hätte Hr. H. leicht davon mehr erfahren können.) Ueber L. philosophische Schriften erwartet man am meisten die Gedanken eines scharfsinnigen Philosophen wie Hr. H. Nicht gerade die dogmatische Ideen des System seyen die köstlichen Perlen, die ein verständiger Leser von L. philosophischen Schriften sammlen kann. Es stecken so viel vortrefliche, verlehrne, hingeworfene, nicht zum System gehörige, nicht ins System passende Gedanken darinn, die den Verstand wie Blitze erleuchten, und auch sonst, wenn man sie zum erstenmale liest, mit aller Kraft des Blitzes auf die Seele wirken. Sie sind noch nicht gesammlet, so vorzüglich sie auch in den Esprit de Leibniz gehört hätten, woraus man sich meist unrichtige Begriffe von seinem Gedankensystem erwerben kann. (Wäre es nicht gut gewesen, wenn Hr. H. von dergleichen Proben gegeben hätte? Daß Leibnitz Gedanken geäußert habe, die nicht in sein System gehören: das schlechterdings zu läugnen, möchte wohl zu kühn seyn; denn wer ist ganz sicher sich nicht manchmal zu widersprechen. Da gleichwohl L. immer versichere, seine Sätze machen ein System aus, ob es ihm gleich an Geduld und Zeit zur Ausführung mangle, so verdienten solche Antinomien desto eher angemerkt zu werden: Vielleicht liessen sie sich besser conciliiren, als von den Juristen mit ihren geschieht. Vielleicht gefiel es Hrn. H. selbst, durch Sammlung solcher Gedanken L. wie er erwähnt, sich Liebhaber der Philosophie zu verbinden, wozu er vorzüglich geschickt wäre.) Als Verbesserungen in der Philosophie rühmt Hr. H. L. Beobachtungen über die dunkeln Ideen; sie haben nach ihm beträchtliche Zusätze erhalten: aber immer muß man das bey L. mit Hochachtung und Danke nennen. Weniger erheblich und vielen Ausbesserungen unterworfen sey seine Ideenleiter, zu welchen schon Descartes die ersten Stufen gebaut hatte, und seine Bestimmungen der Lehre von den angebohrnen Begriffen, die er gegen Locken in Schutz nahm. Der Monadologie Grundlage ist eine sehr wichtige Wahrheit: Die Körper sind Phänomene, im Innern nicht was

sie uns zu seyn scheinen, obgleich dieser Schein in etwas sehr Reellen gegründet ist. Ein sehr reichhaltiger Beytrag zum reinen Capital unsrer Erkenntniß. Einige alte griechische Schulen haben was Aehnliches gelehrt: aber ihre Behauptungen sind nicht Leibnitzisch. In das Gebäude, welches er auf diese feste Grundfläche hingestellt hat, haben sich einige wurmstichige Baumaterialien eingeschlichen: aber man würde ihm Unrecht thun, wenn man glaubte, er habe das nicht eben so gut bemerkt als seine Bestreiter. L. konnte bey seiner Kenntniß der Gränzen des menschlichen Verstandes mit unüberwindlicher Ueberzeugung an einem künftigen Lehrgebäude verzweifeln, dessen Theile besser in einander passen, schöner vertheilt und richtiger zusammengeordnet wären. Dies hat auch die Erfahrung gelehrt. Das Reelle, die Unterlage vom sinnlichen Schein, der uns die innere Beschaffenheiten der Körper verbirgt, sind die Monaden, deren Entstehungen er aus gewissen Ausblitzungen der Gottheit herleitet (dieses Bild hätte wohl können auf den philosophischen Ausdruck gebracht werden; in vorerwähnter Schrift von Kästner ist es geschehen,) und deren Grundkraft er deswegen in der Vorstellungskraft sucht, weil diese nicht weiter ein bloßes Phänomen seyn könne, indem jedes Phänomen allemal eine Vorstellungskraft voraussetzt, welcher das Ding anders, als es in seinem Innern beschaffen ist, erscheint. Der große Gedanke von einer vorherbestimmten allgemeinen Harmonie aller Substänzen — bey dem man sich freuen muß, daß ihn ein Mensch gedacht, und daß Menschen ihn nachdenken können. Hr. H. giebt eine lebhafte Vorstellung dieser allgemeinen Harmonie, und setzt hinzu: Wie ist diese herrliche große Idee in allen methaphysischen Compendien seiner Anhänger in eine so engbrüstige lahme winzige Idee zusammengekrochen! Man hat sie allgemein in den engen Bezirk eines menschlichen Körpers und des Lebens, das ihn beseelt, zusammengezwängt. Und L. Harmonie geht doch aufs Ganze. — (Hr. H. war freylich nicht verbunden, alle metaphysische Compendien zu lesen: aber alsdann läßt sich auch keine universalis negans sicher abfassen. **Winklers** Compendium verdiente doch aus mehr als einer Ursache gelesen zu werden. Und da wird gleich in der ersten Ausgabe: Institut. Philos. Wolfianae Lipf. 1735; in der Cosmologie §. 609 u. f. umständlich von L. allgemeiner Harmonie geredet.

Verhältniß der Vernunft
ffenbarung sind fast von
genommen worden. —
die Beschwerde rege:
or, und zu wenig Rai
uf Anrathen der Kö
e also beweisen, daß
nfange dieses Jahr
atur besaßen, als
esselben. Um die
verdient gemacht,
menschliche Herz,
eltkenntniß hätte

H. Gedanken
sche Vorraths
htigen Gedan
ittel, ihn zu
redet. (In
chtige philo
t doch auch
Wahl, Be
hen Geist
hen. An
t schuld.
Andrer
bte sei
rleben
selbst
Theo
soph
sein
un
en
je
l,
r

Denkens und ungebundenen Forschens durch die Wolfische demonstrirende Barbarey, durch sein Wörterfädeln und Sylbenspalten auf ein halbes Jahrhundert weiter hinausgerückt, als er würde gekommen seyn, wenn man in Leibnitzens Fußtapfen hätte treten wollen. Endlich wurde die Bahn, auf welcher er gewandelt, in den Werken, in welchen er lebt, wieder gefunden, und die geistlosen Schriften unwürdiger Raben und Papagoyen vergessen. Dieses Urtheil über den Schaden, welchen die Wolfische Philosophie verursacht, will Hr. H. in einer eignen Schrift ausführen, ob er gleich dabey in ein Wespennest stören wird. Doch will er sich hüten, daß die Dinte nicht zu schwarz sey. (Das Wespennest wird so gar fürchterlich nicht seyn; denn wie viel leben noch Wolfianer in den jetzigen Zeiten einer schöngeisterischen seichten Philosophie, der von einem mäßigen Nachdenken und Verbindung einer Reihe Schlüsse der Kopf sogleich wehe thut, und die Deklamationen und Tiraden für Demonstrationen giebt. Viel schwärzer als im Angeführten darf freylich in Hrn. H. künftigen Werke die Dinte nicht seyn; denn die Schimpfwörter, die er sich hier gegen Wolfen und dessen Verehrer so ohne allen Unterschied erlaubt hat, sind schon schwarz genug. Vorläufig wird er sich wohl etwas genauer von der Wolfischen Geschichte unterrichten. In seinen Worten liegt: Wolfs Ruf habe wegen seiner Verfolgungen etwas kürzer gelebt als sonst geschehen wäre. Gerade umgekehrt; die Verfolgungen machten Wolfen berühmt. Man wollte den Mann kennen lernen, von dem so viel Böses gesagt ward, fand ihn nicht so strafbar, und ward für leidende Unschuld eingenommen. So ward Wolf selbst Leuten bekannt und werth, die sich sonst um philosophische Kathederstreitigkeiten nicht bekümmert hätten. Daß er L. Gedanken erläutert, in ein System mit andern Wahrheiten gebracht habe, gesteht ja W. selbst überall. Gut oder nicht gut, darüber mag der Philosoph urtheilen: aber nach diesem Geständnisse ist der Ausdruck vom Diebstahle Juristen eine Injurie, und gesitteten Leuten eine Grobheit. Wolfs deutsche Schriften haben immer noch für deutsche philosophische Schreibart mehr ein klaßisches Ansehen, als irgend eines seiner Verächter. Sein Latein ist, wie man immer philosophisch Latein gewohnt war, Verachtung anderer Gelehrsamkeit und Abrathung davon, entsinnt sich der Rec. nicht in seinen Schriften gefunden zu haben,

will

will das aber nicht widersprechen, weil er lange nicht mehr viel darinn gelesen hat. Wo sind denn die eleganten Schriftsteller unter Cartesianern, Crusianern, u. s. w.? Der Wolfianismus an sich tödtete also die Eleganz nicht. Gegentheils ist die Frage, ob viel seiner Verächter Latein schreiben können wie **Winkler**, wie **Bärmann**, einer von Ernesti's liebsten Schülern, der, wie man sagt, mehr als einen Theil in den Initiis doctrinæ solidioris ausgearbeitet hat, wie **Baumeister** u. a. m. Mit denen, welche in den Alten nur Wörter und unwichtige unzusammenhängende Facta suchten, waren die Wolfianer nicht eins: **Ernesti** und **Gesner** eben so wenig. Despotismus eines Sektenstifters, und Gehorsam des Menschenverstandes unter seine Lehren, hat W. doch nie öffentlich verlangt; gefiel ihm der allgemeine Beyfall, den er eine Zeitlang genoß, so glaubte er solchen zu verdienen, und dieses, wenn es Irrthum war, war ein sehr menschlicher. Eine Revolution in der Denkungsart hat er gewiß bewirkt, und zum Vortheile. Man begnügte sich nicht mehr mit Autoritäten, oder blos mit dem, was jedem einfiele. Man verlangte Beweise, und die bis auf unläugbare Gründe entwickelt. War dieses nicht allemal glücklich bewerkstelligt, so fanden sich wenigstens bey Untersuchungen, die der Welt wichtig waren, immer Leute, die zeigten, woran es fehlte. Daß die mathematische Methode nicht aufs Kleid, die Schärfe des Beweises nicht darauf ankam, allemal vom Satze des Widerspruchs und zur. Gr. auszugehen, sah man bald ein, und behielt doch immer etwas von dem Wesentlichen eines gründlichen Vortrags. Die Schriften der Theologen, Juristen und Aerzte sehen doch immer seit Wolfs Zeiten etwas anders aus, als zuvor. Eine aufrichtige Darstellung von den Folgen, die Wolfs Bemühungen gehabt haben, wäre allerdings ein wichtiger Theil der Geschichte des menschlichen Verstandes; fängt sie aber mit Schimpfen an, so mag ihr Verfasser nicht eben an Wespen denken, deren er sich mit philosophischen Heldenmuthe aussetzen will, sondern an Männer, wie etwa Mendelsohn und Garwe.)

Tb.

Joh. Jac. Hottingeri Eloq. et Hist. in Gymn. Turic. Professoris Publici, atque Soc. Antiquit. Cassel. Sodal. Acroama de *Joh. Jac. Bodmero.* Turici 1783.

Der V. sucht mit der ihm eigenen Beredsamkeit die litterarischen Verdienste des verehrungswürdigen Bodmers ins Licht zu setzen, und giebt zu dem Ende eine unpartheyische Nachricht von seinen Bemühungen, den deutschen Geschmack zu verbessern. Ferner handelt er mit wenigem von seinen Verdiensten um die Bildung anderer Dichter, und seinem Charakter, auf den eine sehr passende Vergleichung mit dem Charakter des gelehrten Breitingers, der mit ihm gemeinschaftlich dem bessern Geschmack in der Dichtkunst aufgeholfen hat, sehr viel Licht wirft. Die Beylagen beleuchten und bestätigen einige Äusserungen des V., der durch zu sehr gehäufte Citationen den Faden seiner vortrefflich ausgearbeiteten Rede durch Einschaltung derselben nicht zu oft unterbrechen wollte. Diese Arbeit muß jedem Liebhaber der deutschen Litteratur willkommen seyn, da er hier eine sehr sorgfältige Entwickelung einiger Ursachen antrift, die zur Bildung des bessern Geschmacks in der Dichtkunst beygetragen haben. Denn welches Verdienst liegt nicht schon darinn einen schlechten Geschmack abzubringen, und einem bessern den Weg zu bahnen.

Gz.

Ueber Bodmern. Von Leonhard Meister, öffentl. Lehrer der Sittenlehre und der Geschichte an der Kunstschule zu Zürich. Nebst Fragmenten aus seinen Briefen. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1783. 8v. 7 Bogen.

Der Verfasser dieser Schrift, den man schon aus mehrern Arbeiten als einen glücklichen Charakteristiker kennt, war zur Verfertigung dieses biographischen Aufsatzes vorzüglich geschickt, und durch seine persönliche Bekanntschaft mit dem verewigten, sehr verdienstvollen Manne, dem er dies

Der schnelle Absatz beyder Lesebücher hat unser Urtheil, welches wir von der ersten Auflage derselben fällten, bestätigt, und nach Jahresfrist eine zweyte Auflage nöthig gemacht. In dem lateinischen Lesebuch sind wir nur selten auf kleine Aenderungen gestoßen; im griechischen hingegen sind ein paar neue Abschnitte aus Lucian und Herodot hinzugefügt worden. Beyde Stücke sind so wie die übrigen Abschnitte, mit guter Wahl ausgehoben. Auch im Register sind die Bedeutungen einiger Wörter besser bestimmt worden. Daß die unterlassene Anzeige der Stellen, wo ein Wort diese, und wo es eine andere Bedeutung hat, zur Verkürzung des Buchs diene, räumen wir gerne ein: aber als Uebung des Scharfsinns der Kinder, um bey jeder Stelle die rechte Bedeutung selbst zu finden, möchten wir es nicht gelten lassen; da wir aus Erfahrung wissen, daß unter zehn Anfängern kaum Einer einen solchen Scharfsinn besitzt, und bey Fällen, wo mehrere vieldeutige Wörter in Einen Satz zusammenkommen, wird sich auch der Beste nicht zu helfen wissen.

Tr.

Werke des Plato. Dritter Band; welcher das Gastmahl, den Phädrus, die Apologie des Sokrates, den Kriton und Protagoras enthält. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1783. 524 S. in 8.

Wir könntens gar wohl, da wir doch nichts bessers jetzt von dem Ueb. sagen können, bey den Proben, die wir aus dem ersten Bande dieser Uebersetzung im XLIIsten unserer Bibliothek, S. 531 ff. gegeben haben, bewenden lassen. Weil wir aber eben in der neuen Fischerschen Ausgabe die Apologie mit unserm Ueb. zur Seite durchlesen, wollen wir einige von ihm unrichtig oder nicht genau genug nach dem Originale verdollmetschte Stellen hier kurz anzeigen.

Gleich der Anfang lautet bey unsern Ueb. S. 289 so: „Ich weiß nicht, meine Athenienser, wie viel meine Ankläger über euch vermogt haben. Ich vergaß mich fast selbst, da ich hörte, mit welchem Schein der Ueberredung sie ihre Sache vorstellten. Und doch haben sie schlechterdings kein wahres

wahres Wort geredet." Der Sinn ist einigermaßen, aber die Worte sind nicht ausgedrückt, und Schein der Ueberredung ist eine sehr ungeschickte Zusammensetzung. Nach dem Griechischen sollte es heissen: **Wie es euch, meine Athenienser, gegangen, da ihr meine Ankläger hörtet, weiß ich nicht; ich hätte mich beynahe selbst darüber vergessen; mit solchem Schein der Wahrheit redeten sie. Und doch haben sie, wenn ichs frey sagen soll, (ὡς ἔπος εἰπεῖν) nicht ein wahres Wort geredet.** Auch im gleich Folgenden möchten wir manchen Ausdruck ändern; aber wir dürfen nicht so gar genau gehen, und müssen oft etwas überschlagen.

S. 290. „Doch, in Wahrheit, meine Athenienser, erwartet nicht, daß ich euch, wie diese Leute, schön zugestutzte, durch allerhand feine Sprüche und figürliche Zierrathen ausgeschmückte Reden zu hören gebe; sondern laßt mich die Sache so schlechtweg erzählen, und zwar in einer Sprache, wie sie mir der augenblickliche Zufall in den Mund legt. Ich bin aber von der Wahrheit dessen, was ich sage, fest überzeugt, und Niemand denke anders von mir. Ohnehin würde es ja höchst seltsam seyn, meine Zuhörer, wenn ein Mann von meinen Jahren mit einer Rede unter euch auftreten wollte, die er wie ein Schulknabe ausgearbeitet hätte. Und doch ist es eben dieß, lieben Leute, warum ich euch bitten und inständigst ersuchen muß, nämlich, wenn ihr mich hier keine andere Sprache zu meiner Vertheidigung reden hört, als die ich sowohl auf dem Markte und bey den Wechslertischen, wo viele von euch mich gehört haben, als an jedem andern Orte zu führen gewohnt bin, daß ihr euch alsdenn darüber weder wundern, noch mir deswegen aufsäßig werden möget." Wir lesen, wie schon **Ficinus** hatte, καὶ ἐν ἀγορᾷ ἐπὶ τῶν τραπεζῶν, mit Wegwerfung des καὶ vor ἐπὶ τῶν τραπεζῶν, und würden gesetzt haben: **„Aber, beym Jupiter! meine Athenienser, erwartet von mir keine in Absicht auf Struktur und auf Worte schön gesagte und geschmückte Rede; vielmehr werde ich euch alles ohne Wahl mit den gemeinsten Worten vortragen, Denn ich denke, daß alles wahr ist, was ich sage; und Niemand erwarte von mir etwas Anders. Und in der That, meine Herren, für mich alten Mann würde sichs auch nicht schicken, wenn ich, wie ein Knabe,**

Knabe, mit einer wohl ausgearbeiteten Rede vor euch aufträte. Ich bitte euch denn, Athenienser, und fordere es von euch, wenn ihr höret, wie ich mich in derselben Sprache vertheidige, der ich mich auf dem Markte bey den Wechslertischen, wo viele von euch mich gehört haben, und auch sonst zu bedienen pflegte, daß ihrs euch nicht befremden lasset und dagegen kein Geräusch machet.

S. 292. sind die Worte, τὸν μὲν τρόπον τῆς λέξεως ἐᾷν, nicht gut verdollmetscht: „daß ihr auch jetzt meine Art zu reden ertragen wollt." Denn ἐᾷν heißt hier, worauf nicht achten, es aus der Acht lassen. Der Uebers. hätte also sagen sollen: **Daß ihr auf die Art des Vortrags nicht achtet.** Und gleich hierauf: „Sehet also nicht darauf, ob sie um ein wenig besser oder schlechter ist; sondern richtet eure ganze Aufmerksamkeit darauf, ob der Innhalt meiner Rede wahr oder falsch ist. Denn hierinn bestehet ja die Tugend des Richters; so wie des Redners, die Wahrheit zu sagen. Das Original sagt: **denn vielleicht könnte er noch etwas schlechter, vielleicht aber auch besser seyn. Aber dahin müßt ihr sehen, und darauf Acht geben, ob ich die Wahrheit rede, oder nicht; denn eben hierinn besteht die Güte des Richters, so wie die des Redners darinn, daß er die Wahrheit sagt.**

S. 293. „Denn ich fange nicht erst jetzt an verhaßt zu werden, sondern schon seit vielen Jahren haben sich viele der Ankläger gegen mich bey euch eingefunden, und zwar mit den falschesten Beschuldigungen; ich würde sie mehr fürchten als den Anytus mit seinem Anhang, obgleich auch diese furchtbar sind. Jene sind indessen furchtbarer, meine Zuhörer, weil sie viele unter euch von Jugend auf gegen mich eingenommen haben, und zwar durch falsche Ueberredung ihrer lästerlichen Beschuldigungen." „Es ist ein gewisser Sokrates," so lautet nämlich ihre Sprache, „ein Sophist, (hochweiser Mann) der die Meteoren des Himmels betrachtet, und dem Unterirdischen nachgrübelt, ein Mann, der eine schlechte Sache durch seine Rede gut zu machen weiß." Der griechische Sokrates sagt: **denn viele haben mich, und schon seit mehrern Jahren bey euch verklagt, von denen ihr nur Unwahrheiten gehört habt, und die ich mehr fürchte, als den Anytus, wiewol auch dieser**

dieser ein gefährlicher Ankläger ist. Aber jene, meine Herren, sind noch gefährlicher, die viele von euch schon von ihren ersten Jahren an unter ihrer Aufsicht gehabt, und ihnen dergleichen Unwahrheiten weiß gemacht, es gebe einen gewissen Sokrates, einen weisen Mann, der sich in den Sternen verliere, allen unterirdischen Dingen nachforsche, und eine schlechte Sache besser zu machen wisse. οἱ ἀμφὶ Ἄνυτον heißt hier, unsers Erachtens, allein Anytus, wie auch sonst die Redensart das bekanntlich bedeutet; z. E. beym Aelian I. Var. Hist. 16. ἔφη πρὸς τοὺς ἀμφὶ τὸν Κρίτωνα, καὶ Σιμμίαν, καὶ Φαίδωνα. Und so nennt auch Horaz, welche Stelle auch Hr. Prof. Fischer anführt, obgleich er anderer Meynung ist, den Sokrates Anyti reum II. Sat. IV, 3. †

S. 294. „Daß ich als ein solcher Spekulant zu den Atheisten gehörte." Wie viel besser hieße es nach den Worten: Daß ein Mann, der sich um dergleichen Dinge bekümmert, auch keine Götter glaube? Und weiter; „als meine Widersacher ihr freyes Spiel hatten, ohne daß jemand gewesen wäre, der sich meiner angenommen hätte," steht statt des griechischen, ἐρήμην, nämlich δίκην, wo der Verklagte nicht erscheint, καὶ γοροῦντες, ἀπολογουμένου οὐδενός: und sie trugen ihre Klage in einem Gerichte vor, wo ich nicht erscheinen konnte, und wo niemand meine Parthey nahm. Ebendas. „Das allerunbilligste" ist nicht ὃ δὲ πάντων ἀλογώτατον. Die ganze Stelle sollte übersetzt seyn: Und was noch toller ist als alles Uebrige, so kann man nicht einmal die Namen der Leute wissen und angeben, außer daß Einer ein gewisser Komödienschreiber ist.

Wir waren Willens, das ganze Stück durchzugehen: aber wie vielen Raum würde uns das noch wegnehmen? Und es verlohnt sich doch wahrlich nicht der Mühe, bey einem solchen Uebersetzer sich lange zu verweilen.

Emendare tuos, o Fescennine, labores
Non multae possunt: una litura potest.

It.

Syste-

Systematischer Kommentar über den Brief an die Hebräer, ingleichen über meßianische Weissagungen der Propheten; Jesaias, Jeremias, Ezechiel, Hoseas, Joel, Jonas, Haggai, Zacharias, Maleachi; nach einem aus den Prophezeyungen selbst entwickelten Erklärungs-System von Johann Christian Blasche, der Gottesgelehrsamkeit und Weltweisheit Professor. Erster Theil, Leipzig bey Crusius, 1782. in 8. S. 352.

Ueber den herrlichen Brief an die Hebräer einen Kommentar zu schreiben, welcher eine große Anzahl solcher Stellen erörtern sollte, deren wahren Sinn mir noch nicht aufgeschlossen zu seyn schien; dazu hatte ich mich in der jenaischen gelehrten Zeitung vor ohngefähr fünf Jahren verbindlich gemacht. Daß der Innhalt, wovon ich hier Anzeige thun muß, auffallend seyn werde: das kann ich voraus sehen, so sehr weicht er von mehrern vorlängst gehegten und aus dem Alterthum hergebrachten Hypothesen ab, von deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit die bessere oder minder gute Einsicht in den Sinn des ganzen Briefes abhängig ist. Das Werk zerfällt in vier Abschnitte, mit einem Anhang versehen, von welchen der erste auf 139 Seiten alle diejenigen Stellen des Briefs untersucht, in welchen die Wörter und Ausdrücke vollkommen, Vollkommenheit, vollkommen machen, vollenden, Vollender vorkommen, und beweiset, daß sie bey völliger Uebereinstimmung sämtlich den Begriff der Versöhnung des Menschen mit Gott bezeichnen, indem der Verfasser des Briefs, ohne Zweifel der Apostel Paulus, mit derselben auf die unvollkommene, jährlich zu wiederholende Versöhnung des levitischen Hohenpriesters zurück sieht, dergestalt, daß er derselben die einzige wahre, von Jesu, als einem dem Melchisedek ähnlichen Priester, auf ewige Zeiten geleistete Versöhnung entgegengestellt. Daß dieser Abschnitt zu einer so großen Länge ist ausgedehnt worden (ja wohl ausgedehnet) davon liegt die Ursache darinn, weil die zu erläuternden Stellen der Wörter τελειω, τελειωσις u. s. welche ich sämtlich in ihrem Zusammenhang mit

mit den vorhergehenden und nachfolgenden Stücken darlegen zu müssen glaubte, auch dieser ihre Aufklärung nothwendig machten. Nicht weniger beträchtlich, vielleicht von noch größern Beträchtlichkeit ist der zweyte Abschnitt von S. 140—185. in welchem die bisher verborgen gebliebene Idee der αληθινη σκηνη Kap. 8, 2. oder mit andern gleichbedeutenden Worten Kap. 9, 11 der grössern und vollkommenern Hütte ist entdeckt, bewiesen und aufgeklärt worden, eine Entdeckung — wofern es mir erlaubt ist, dieses Wort ohne Stolz von einem für wichtig von mir geachteten Gedanken, in Beziehung allein auf den Gedanken zu gebrauchen, hat mich in den Stand gesetzt, vieles zu erklären, das mir sonst, vielleicht auch wohl andern, dunkel war. Von der Idee der Vollkommenheit τελειωσις, welche Paulus mit diesem Worte verknüpft, gelangte ich zur Idee des geistlichen Tempels. Aber noch hatte ich nicht daran gedacht, mit diesem Tempel an den Tempel des Zacharias und Malachias, oder an das Haus Haggai, noch vielweniger an den Tempel des Ezechiels zur Erklärung mich zu wagen. Daß ich es wirklich that, das war blos eine Sache des Zufalls (der hier erzählt wird). Der dritte Abschnitt dieses ersten Theils beschäftigte sich mit der Erklärung solcher Stellen, welche von der wahrhaftigen Hütte, die Gott aufgerichtet hat und kein Mensch, gleichbedeutende oder verwandte Ausdrücke enthalten. Befremdlich wird meinen Lesern die Ankündigung des Resultats meiner Untersuchungen scheinen, wenn ich ihnen sage, daß die Wörter himmlisch, Himmel in dem ganzen Brief an die Hebräer, eine einzige nur wenig abweichende Stelle ausgenommen, blos und allein das Reich Christi auf Erden, das Reich der immerwährenden Versöhnung bedeuten. Der Auslegung der schweren Stelle Kap. 12, 25—29, von der Bewegung des Himmels und der Erde, ist der vierte Abschnitt allein gewidmet. Der Himmel in dieser Stelle des Briefes bedeutet, wie bey dem Propheten (Haggai) die Länder der Heiden und dieß (versteht sich Heiden) selbst. Die Erde aber, oder wies eigentlich heißen sollte, das Land, bezeichnet das Land Kanaan mit seinen Bewohnern, den Israeliten. Schlechterdings sollte man sich, sonderlich in solchen Schriften oder Beurtheilungen derselben, aller Bitterkeit enthalten. Vieles, vieles habe ich von der Seelenberuhigenden

den Versöhnung in diesem Werke geschrieben, aber immer mit dem Bewußtseyn, daß ich ein Versöhnter bin. Man erinnre mich sanft (die Erinnerung ist immer beym Gefühl difficile est satyram non scribere nothwendig) wofern ich in irgend einer Sache, bey Verwerfung aller Accommotation in dem Briefe an die Hebräer, wovon er durchgängig frey ist, bey Behauptung des von unzählig andern und von mir selbst für unwiderleglich richtig geachteten Begriffs der Versöhnung etwas verwerfliches geschrieben zu haben scheinen sollte. Zum Preis Gottes schrieb ich, zum Preise Gottes lese und prüfe man, zur Befestigung angefochtener Wahrheit.

So erklärt sich der Verfasser in der Vorrede über Bestimmung, Eintheilung, Werth und Brauchbarkeit dieses Werks. Ob der Wunsch am Ende der Vorrede erfüllt sey, ob der Verfasser als versöhnter Schriftsteller auch einen versöhnten Recensenten erhalten habe — beurtheile der Leser. Die Schriftstellerweise des Hrn. Prof. ist zu bekannt, um im allgemeinen noch etwas davon zu sagen. Der Gang seiner Ideen und seines Ausdrucks ist noch der nämliche, so sehr man auch sanft und nicht sanft, von Seiten — ich will nicht sagen des Publikums — aber doch wenigstens der Recensenten, über Mangel an Bestimmtheit, guter Wahl, Ordnung, Reinigkeit und Darstellung geklagt hat. Nach einer kurzen philologischen Uebersicht der Wörter τελειοω, τελειοι, τελειωσις (mit der scharfsinnigen Bemerkungen, daß τελειόω von τελος das Ende abstamme, während als der Leser von der Vergleichung des hebräischen Sprachgebrauchs, besonders des Worts מלא z. B. 2 Buch Mos. 29, 26 nichts erfährt) bestimmt B. sehr richtig diese zween Sätze. Einmal: die Bedeutung dieser Wörter im Briefe an die Hebräer muß nach der Veranlassung und dem Entzwecke dieses Briefes (also nach dem Zusammenhang) angegeben werden, und dann: der Verfasser dieses Briefs zeigt den hebräischen Christen (nicht der beste Ausdruck) die unendliche Vorzüglichkeit der christlichen Religion vor der Mosaischen, in einer ausführlichen Vergleichung (und der Vergleichung darf ultra tertium comparationis nach die Schulsprache nicht ausgedehnt werden) beyder, sowol in Ansehung des Stifters,

Gott

ols der Vorschriften, Sachen und Handlungen, welche von Gott festgesetzt und als Mittel sein Wohlgefallen zu erlangen verordnet waren. Aber in der Folge finden sich wenige Spuren von der richtigen Anwendung dieser beyden Sätze. Noch weniger wußte der Verf. von dem sehr wichtigen Gedanken Gebrauch zu machen, daß einzelne Vorstellungen, Meinungen und Grundsätze christlicher Lehrer, nicht nach der Parallel zwischen Judenthum und Christenthum müssen beurtheilt und bestimmt werden, sondern nach dem Geist der Religion Jesu. Hier, in diesen Brief an die Hebräer, hat der Verfasser offenbar keinen andern Zweck als diesen, Christen, die einst Juden waren, zu überzeugen, daß sie durch diese Veränderung nichts verloren, sondern gewonnen hätten. Diese Wahrheit wird nun versinnlicht und auf alle Stücke des Mosaischen Gottesdienstes — ohne doch eine Auswahl zwischen Wesentlichen und Minderwesentlichen zu treffen, und den innern Werth einzelner Vorschriften und Gebräuche zu bestimmen — angewendet. Dort hattet ihr einen Priester — hier ist Jesus Christus mehr als alle Priester. Dies ist gesagt — dem Juden, dem die Idee Priester, Opfer, Versöhnung über alles wichtig waren. Darf ich nun von diesem Bild auf die Sache selbst schließen und eine für Juden bestimmte Schilderung der Lehre Jesu und ihres großen Werthes, als ein Gemälde aufstellen, das allen Menschen, zu allen Zeiten das Christenthum in seiner wahren Beschaffenheit abbildet? Wenn ich zum Muhammedaner sage: Freund! du verlierst nichts beym Christenthum; was du an deinem Muhammed verlierst, gewinnst du an Jesu, darf nun der Muhammedaner als Christ die Vorstellungen, die er sich nach seiner Religion von dem Verdienste Muhammeds gemacht hat, den ganzen Artikel seiner Dogmatik de Muhamede auf Jesum übertragen, um sich eine wahre Theorie von den wesentlichen Verdiensten Jesu um die Menschheit zu bilden? Wie sonderbar! Aber ist es nicht eben so sonderbar die Lehre vom Versöhnungstod Jesu auf den Brief an die Ebräer zu gründen? Der Geist der Religion Jesu sagt: alle Glückseligkeit haben die Menschen Jesu Christo zu danken. Der Brief an die Hebräer lehrt diese Wahrheit, in einem dem jüdischen Geschmack angemes-

messenen Bild: Christus ist eingegangen ins Allerheiligste und hat eine **ewige Erlösung** gefunden? Soll ich die Parallele zwischen **bestimmter** und **bildlicher** Sprache fortsetzen? Wichtig genug für die Wahrheit wäre die Fortsetzung; aber sie fodert mehr Raum. Doch nur noch ein Wunsch. Daß ein Mann bekannt mit dem Geist der Religion Jesu den **wahren** Gesichtspunkt, aus dem die Lehre vom Versöhnungstod Jesu muß betrachtet werden, angeben, und nachdem wir schon so manche verunglückte, oft bis zur Beleidigung des gesunden Menschenverstands verunglückte, Theorie haben, endlich, **wie Jesus Christus gelehret hat**, zeigen möchte, daß nicht die **Vorstellung vom Versöhnungstod**, sondern die Wahrheit: **Christus starb, um Segen für die Menschheit und Seligkeit zu erwerben**, verbunden mit einem Leben, das den Foderungen Jesu entspricht, die Glückseligkeit des Christen — und **diese ist allein Zweck der christlichen Religion** — gründe. Doch nun wieder zum Verfasser, der einen mir sehr neuen Satz aufstellt. Immer liegt der Vergleichungsgrund (bey der Parallel zwischen der Oekonomie des A. and N. T.) in der Vollkommenheit oder Vollständigkeit, und zwar **in unverrückter Beziehung auf die Versöhnung der Menschen mit Gott wegen begangenen Missethaten und Sünden**, so daß die christliche Religion mit ihrer vollkommnen Versöhnung in siegender Vortrefflichkeit dargestellt wird. Das ist der **Allgemein-Satz** (erwiesen oder **nicht erwiesen**, darum härmt sich B. nicht sehr) auf welchen er getrost, die Bedeutung von τελειωσις, τελειωσαι bestimmt. Wie glücklich — läßt sich leicht vermuthen, und die Resultate (dieser ermüdenden Untersuchung) zeugen es noch deutlicher. „Durchgängig (heißt es S. 138) finden **Wir** (Wer? doch wohl nur **Blasche**?) den Begriff der vollkommenen Versöhnung mit diesen Worten verknüpft. Kap. 1 (2) 10 (wo doch nur eine Parallel zwischen dem **geweihten** Priester und **Jesu** angebracht ist) Kap. 5, 9. (ganz im Sinne der Stelle Kap. 2, 10.) Kap. 7, 19." Das levitische Gesetz, welches in seinem Hohenpriester einen Priester zur vollkommenen Versöhnung nicht vermag (schon im 11. v. dieses Kap. ist τελειωσις übersetzt **vollkommene Versöhnung** da doch die τελειωσις δια της λευιτικης ιερωσυνης der τελειωσι κατα την ταξιν Μελχισε-

δεκ

zu die Einweihung nach der levitischen Ordnung, der Einweihung κατα την ταξιν Μελχισεδεκ entgegen gesetzt wird. Eben so sicher ist v. 10. νομος die Religionsverfassung durch Moseh entgegengesetzt der Religionsverfassung durch Jesum (ελπις), da die erstere die Menschen nicht vollkommen tugendhaft (תם 1 Mos. 6, 9. wie beym Stobäus: τον ἀγαθον ἀνδρα τελειον ἐιναι ꝛc. vergl. 2 Timoth. 3, 17.) und selig machen konnte; so wirkte dies Jesus durch die letztere. Ein Irrthum ist vieler Mutter. Dies bestätigt die neue B. Erklärung des 27. V. der an einem jährlichen großen Versöhnungstage (κατ᾽ ἡμεραν Versöhnungstag wo ihm das ἐφ᾽ ἁπαξ hätte sagen sollen, daß täglich, zu wiederholten malen dem einmal entgegengesetzt ist). Kap. 7, 28. Das Wort des göttlichen Eidschwurs, welches den Sohn zum ewigen Versöhner gemacht hat. (Aber doch ist die Erklärung: „das levitische Gesetz hatte schwächliche, sterbliche Priester, aber auf sie folgte, wurde geweihet der Ewige" der Ideenfolge sicher eben so angemessen.) S. 42 ist Eberhard zurecht gewiesen, wie Blasche einen Eberhard zurecht weisen kann. K. 9, 9. μη δυναμεναι κατα συνειδησιν τελειωσαι τον λατρευοντα soll heissen: Opfer der Stiftshütte, welche den Opfernden nicht in Stand setzen konnten, für sich und das Volk zur Beruhigung des Gewissens ein vollkommen versöhnter Priester zu seyn. (Nicht doch! die Grundidee ist: Jene Opfer konnten dem Opfernden keine wahre, vollkommene Gewissensruhe gewähren. Schon Theodoret sagt: ουδεν ἐκ τουτων [vergl. v. 10.] ισχυε καθαραν αποφηναι συνειδησιν.) Kap. 10, 1. wie Kap. 7, 19 das levitische Gesetz — welches durch die wiederholten Opfer — den Opfernden nicht völlig versöhnen kann (ist doch hier wieder τελειωσαι ganz vollkommen glücklich machen, volle Gewissensruhe gewähren, nach der Grundidee: das levitische Gesetz kann nie wahres Menschenglück bewirken). Kap. 10, 1. Jesus, der mit einem Opfer — vollkommen versöhnt hat. (Ist denn nicht der Nachdruck im μια προσφορα. Dies bestimmt den Sinn: ein Opfer hat alle Opfer überflüßig gemacht vergl. v. 12.) K. 11, 40. Fromme Väter des alten Bundes die — auf immerdar sind versöhnt worden. (Wie gesucht und ganz ohne Verbindung mit dem vorhergehenden. Der Verf. zeigt aus

der Geschichte des A. T., daß dort alles Hoffnung war, und die Erfüllung, der eigentliche Segen erst sey durch Jesu Religion [μη χωρις ἡμων nicht ohne daß Christen Antheil nehmen sollten] bewirkt worden. Also der Sinn: **Gott war für uns noch mehr besorgt. Ohne uns** [d. i. vor den Zeiten der Religion Jesu] **war noch nicht ganz erfüllt, was Gott jenen Urvätern verheissen hatte**). Kap. 12, 2. Jesus Lehrer und Stifter der Versöhnung (aber wo drückt denn je πιστις die Versöhnung allein aus, und ist nicht die Absicht des Schriftstellers, das erhabene Beyspiel unsers **Religionsstifters** zur Nachahmung aufzustellen?) Kap. 12, 23. Fromme glaubige Seelen für welche das Versöhnopfer ist dargebracht worden. (Warum dachte nicht V. an die קדשים נבלים an die **tugendhaften Israeliten, die ihre Laufbahn vollendet haben, die bey Gott sind.** Für diese entscheidet **Sprache** und **Zusammenhang.**) Aber die neuen Aufschlüsse sind uns noch in den folgenden Abschnitten aufbehalten. Der zweyte **Abschnitt** hebt sehr feyerlich an: „Die so vortreffliche, so herrliche, wahrhaftige Hütte, oder die größere und bessere, mit Luthern zu reden, wie ist sie doch — ist es mir erlaubt zu sagen (wie bescheiden!) von den Auslegern verkannt worden. In diesem **unterhaltenden** Ton gehts nun noch durch einige Perioden fort, bis auf einmal der Leser, wie in einem englischen Garten, von einer Tafel, auf der alle — oder doch wenigstens die meisten — Erklärungen der σκηνη αληθινη und der μειζων και τελειωτερα σκηνη eingegraben sind, überrascht wird. Eh' man es erwarten sollte, philosophirt der Verf. (immer in Hinsicht auf seine philosophische Speculation über τελειοω, τελειωσις) stellt Gegensätze zu Gegensätzen und schließt: **Wenn sie nun beyde** (Jesus als Hoherpriester, der das Werk der Versöhnung vollendet hat, und der levitische Hohepriester) opfern, wenn in Ansehung des Opferns beyde Priester verglichen werden, so müssen sie auch beyde, jeder nach seiner Art, eine Hütte, ein Zelt, einen Tempel oder Ort haben, wo sie ihr Opfer darbringen. Das ist nun eben, worauf wir hier zu sehen haben. Und das Resultat? — Die grössere und bessere Hütte ist also die Anstalt zur Versöhnung des Menschen mit Gott, die Jesus Christus gemacht hat,

die

die Oekonomie des neuen **Bundes** (nach der **Bunds**sprache). So weit kann man sich verirren, sobald der erste Fehlschritt gethan ist. Würde nicht B. **ohne Grund** angenommen haben, daß sich **alles** in diesem Briefe **unmittelbar** auf **die Versöhnung** beziehe; hienge der Mann nicht so sehr am Bild und gäbe nicht **jedem** seine eigene Typenbestimmung; wie wäre es möglich noch in unsern Tagen und in Deutschland **so einen Satz aufzustellen** und **so zu beweisen**. Von der Beweisart nur einige Proben. S. 154. „Durch den Versöhnungstod Jesu war der beschlossene und verheissene neue Bund gestiftet, die neue Oekonomie für denselben errichtet, das sagt; nach der Vergleichung: die neue, die vollkommene, die wahrhaftige Hütte ward aufgerichtet und die alte Hütte ward zerstört, ihre Versöhnung ward aufgehoben. Jesus vergoß sein Blut und starb am Kreutz: nun stund die größere Hütte zu besserer Versöhnung da. Wie der levitische Hohepiester mit dem Blut der Thiere in die innere Abtheilung der Hütte durch den Vorhang gieng, dasselbe zur Versöhnung gegen den Gnadenthron über die Bundeslade, dem Sitze Gottes, wo er seine Gegenwart offenbarte, zu sprengen; also gieng auch Jesus, nachdem sein sterblicher Leib durch den Tod, **als ein Vorhang weggenommen war**, (Ei! Ei!) in sein Allerheiligstes rc. Kap. 10, 19. Das ἅγια muß auch hier wegen der Stiftshütte der es mit dem Begriffe der Versöhnung entgegengesetzt wird, wie das ἅγια Kap. 8, 2. die Anstalt der Versöhnung seyn, die Jesus Christus gemacht hat. Der Eingang in dieses Allerheiligste ist also der **Eingang** Jesu in die von ihm selbst, eben durch **den Eingang** gestiftete Anstalt zur Versöhnung, die gestiftete Oekonomie des neuen Bundes. „S. 182. Jesus hat sein Allerheiligstes durch keinen Vorhang verschlossen." Durch diese Bemerkung ist für mein Gefühl (glaubens gar gerne) alle Härte die der Herr Abbt **Carpzov** in der Vergleichung des Leibes Jesu mit dem Vorhang der Stiftshütte fand, gemildert; die Vergleichung ist richtig, vortrefflich und bedeutungsreich." Der dritte **Abschnitt** ist den gleichbedeutenden oder verwandten Ausdrücken von der größern und vollkommenern Hütte gewidmet. Gleich beym Anfang ist schwer etwas bey den Worten des Verfassers zu denken: „Es ist aber das ἅγια nicht sanctum und sanctum sanctorum, nicht ἅγια und

ἁγια ἁγιων wie gewisse Ausleger wollen: Der Ausdruck ist nur Kürze halber so gefaßt und bezeichnet nach der Absicht des Briefverfassers das ἁγια ἁγιων sanctum sanctorum." S. 200 wird mit einem **dritten Theil** dieser Schrift gedroht. S. 202 ist ein trefflicher Beytrag zur Bedeutung der Präposition δια. „Wenn die bessere Hütte die Anstalt der Versöhnung in dem neuen Bunde ist, wenn sie von Jesu durch den Tod des Mittlers, folglich durch Blutvergiessen ist errichtet worden, so bedeutet **mir** (das **mir** muß also im Wörterbuch angemerkt und erläutert werden) das δια **verdienstlich**, wirkende Ursache. S. 203. Ein scharfsichtiger Blick eines **Peirce** war es, daß die μελλοντα ἀγαθα von den Vortheilen, die wir durch Christum in der gegenwärtigen Welt haben, erklärte. Aber nicht so scharf war der Blick, daß er bis zur völlig entdeckten Wahrheit (wie der **schärfere** Blick unsers Verf.) durchgedrungen wäre und — was? — **den neuen Bund** gefunden hätte." Einen ganz eigenen exegetischen Grundsatz stellt B. S. 225 auf. „Versteht und erklärt man **diesen** Brief an die Hebräer **recht**; so kann man bey andern Vergleichungen oder Metaphern in den übrigen Schriften des N. T. den Sinn **allemal** bestimmt und richtig fassen." (Immer bin ich noch der Meinung, daß **jedes** Buch **seine eigene** Exegese habe, daß ich das Evangelium **Matthäi** mit einem andern Auge lesen müsse, als einen **Johannes** und mit **einem Paulinischen** Briefe noch nicht **alle** Bilder der übrigen, geschweige erst aller Religionsschriften des N. T. deuten, wenigstens nicht mit Hrn. **Blasche** Zuversicht deuten könne.) Seite 230 eine feierliche Ankündigung des **zweyten** Theils dieses Werkes, die **wörtlich** hier abgedruckt, unsere Leser auf eine so wichtige Erscheinung **vorbereiten** kann: „Welche (Christen) das thun, was der Engel in dem Gesichte Ezechiels vom Tempel dem Propheten befiehlt Kap. 43, 10. „**und du Menschenkind, zeige dem Hause Israel den Tempel an, daß sie sich ihrer Missethaten schämen.**" Dieses sey vorläufig gesagt, zur nützlichen Vergleichung unsers Apostels mit einem Propheten und zur Vorbereitung meiner Leser auf die im zweyten Theil gegebene Erläuterung des Tempels bey dem Ezechiel, welcher mir nichts anders ist, als ein Bild der wahrhaftigen Hütte, die Gott aufgerichtet hat, und kein Mensch, wovon hier die Rede ist. Welche Hütte

Hütte oder welchen Tempel man mit Reue und Schaam über seine Sünden anschauen soll, d. i. Christum, welcher in diesem Tempel auf dem Gnadenthron zur Besprengung und demnach zur Reinigung von anklebenden Sündenflecken sitzt. (Ein Wink für die **Leser** und noch mehr für den **Verleger!**) Ganz neue exegetische Aussichten sind S. 235 eröfnet, „die επουρανια oder welches eben das ist, τα εν τοις ουρανοις sind der Stiftshütte **mit ihrem Zubehör** entgegengesetzt. **Sie sind also die Stiftshütte des neuen Bundes, die Anstalt Christi zur Versöhnung mit ihrer Zubehör, d. i. den Menschen, welche in diese auch mit einem Hause verglichenen Anstalt** Kap. 10, 21. **kommen.** S. 261 meynt B. „es sey **unangenehm** und **ermüdend** zu lesen, was die Ausleger über τυπος und ὑποδειγμα wider einander geschrieben und kommentirt haben." Und nun vergleiche der Leser B. Urtheil über τυπος und ὑποδειγμα. S. 265. "Ich meines **Orts** kann ohne solche Umschweife zum Ziel kommen, kann **kurz, deutlich, bestimmt** sagen, was Paulus mit diesen Worten den Hebräern hatte schreiben wollen. Moses ist auf dem Berg von Gott in einer Offenbarung von der Gestalt und Einrichtung, die er der Stiftshütte geben sollte, unterrichtet worden. Die Art des göttlichen Unterrichts in der Offenbarung wissen wir nicht: sehr bequem konnte er τυπος oder ὑποδειγμα genennet werden, weil er die Art und Gestalt eines Gebäudes betraf. Er besteht **höchst wahrscheinlich** in einem ähnlichen Bilde, dergleichen Gott in einem Gesichte der **Phantasie** Ezechiels eindrückte. Gott gab dem Moses aus der Ursache den τυπον das ὑποδειγμα, wie dir auf dem Berge ist gezeigt worden, sagt Moses, wie du auf dem Berge gesehen hast, 2 Mos. 26, 30. 27, 8. weil er wollte, daß die Stiftshütte ein Vorbild der wahren Versöhnung durch den Meßias seyn sollte. Das ist es, mehr nicht was Paulus hier sagen wollte, mit wenigen Worten gesagt: Christus konnte auf Erden in der Mosaischen Stiftshütte nicht Priester seyn, v. 4. weil dieselbe auf Gottes Befehl und Vorschrift nur die Einrichtung zu einer bildlichen Versöhnung nicht zur wahren Versöhnung hatte, wozu Christus selbst sich eine eigne Hütte, eine für ihn schickliche Anstalt zur Versöhnung machen sollte, die himmlische τα επουρανια άγια." Ist dies **kurz, deutlich, bestimmt,** wahr?

wahr? Im vierten Abschnitt wird die Stelle, Kap. 12, 25 bis 29. erläutert. Was hier wahres gesagt ist, hätte kürzer, treffender und mit mehr Verdienst um die Exegese dieser schweren Stellen gesagt werden können. Aber v. 26. ist der Sinn offenbar verfehlt. ὗ kann nicht auf Christum gezogen werden, da das folgende νυν δε deutlich und überzeugend gewiß den Sinn fodert: die Stimme dessen, der auf Erden sprach v. 25. die Stimme Moses erschütterte die Erde (ἐσαλευθη γαρ το του Θεου εμφαινον την επιφανιαν sagt Theodoret ganz richtig). Nun aber spricht er (Christus) da bebet Himmel und Erde. Der Sinn ist gar nicht zu verfehlen, so bald man ohne Aengstlichkeit den Sinn der bildlichen Ausdrücke faßt. „Fodert schon Moseh Ehrfurcht und Gehorsam: wie viel mehr Christus? Ungehorsam gegen Moseh ist sträflich, Ungehorsam gegen Christus ungleich sträflicher.“ Oder ist es eine neue Erscheinung daß Apostel Stellen aus hebräischen Schriften anführen, wie sie sich des Gelesenen erinnern, ohne wegzulassen, was nicht wesentlich ist? — Den Verf. erinnert der Ausdruck φωνη την γην εσαλευσε an die Stelle σεισω ἀυ μονον την γην ἀλλα και τον ουρανον. (Das ετι ἅπαξ gehört zur Sache nicht, so wenig als die folgenden zufällige Folgerungen aus diesem Worte.) B. verläßt die Grundidee und erklärt den 26sten v. von der großen Religionsveränderung unter den Völkern des Erdbodens. Eine sehr wahre Bemerkung macht der Verf. zum 28. v. χαρις (im Gegensatz mit νομος Joh. 1, 17.) der Gnadenbund im Gegensatz mit dem gesetzlichen Bund (oder deutsch: das Christenthum, die Lehre Jesu im Gegensatz mit dem Gesetze Mosis). Einige Folgerungen, z. B. daß also Hebr. 4, 14. Jesus, der gen Himmel gefahren ist oder durch alle Himmel sich empor geschwungen hat, müsse erklärt werden: Jesus ist über alle Heyden unter welchem Himmel sie wohnen, wie Gott selbst erhöhet, um alle Heyden zu versöhnen und zu beglücken (den kleinern Theil der Juden nicht ausgeschlossen) — gehören zum Sonderbaren der Blaschischen Exeges. Der Anhang ist gewidmet den Wörtern ὀυρανος, επουρανιος, γη in den beyden Briefen Pauli an die Epheser, Philipper, Kolosser und in dem zweyten Brief an den Timotheus. Das Resultat ist: Der Himmel bedeutet nicht die Israeliten, wie Ernesti behauptet hat, sondern die Heyden; die Erde aber nicht

die Heyden, sondern die Juden. Die Gründe sind: 1) weil in den beyden Briefen, wo von der Vereinigung derer, die im Himmel sind und derer die auf Erden sind, die Rede ist, der Himmel ordentlich vorher, die Erde nachgesetzt wird. 2) Die Verbindung der Urtheile Eph. 1, 10. 11. macht es nothwendig die τα επι της γης für die Juden anzunehmen, nicht für die Heyden; 3) weil, wenn man annähme, daß die τα εν τοις ουρανοις die Israeliten, nämlich die zu Christo Bekehrten seyen, ein offenbar falscher Sinn entstehe. Paulus würde sagen: mir ist durch eine Offenbarung aufgetragen worden, zu verkündigen, daß die Heyden τα επι της γης, mit den τοις εν τοις ουρανοις mit den zu Christo bekehrten Israeliten unter Christo, als unter einem gemeinschaftlichen Zweige sollen verbunden werden. Auf diese Gründe (prüfe sie, wem ihr Resultat behagt) folgen die Stellen Eph. 1, 3. Gelobet sey Gott, der uns in der bessern Anstalt der Versöhnung — beglückt hat. Eph. 2, 5. 6. „Er hat uns mit ihm in sein Reich versetzt in die durch Christi Versöhnungstod aufgerichtete Anstalt zur innern wirksamen Versöhnung." Eph. 3, 10. 14. 15. „εν τοις ουρανιοις den Staaten in den Ländern der Heyden, v. 14. 15." die im Himmel müssen ohnfehlbar die bekehrten Heyden, die auf Erden die gläubigen Juden seyn. (Bey εν ουρανοις και επι γης würd' ich zu diesen und ähnlichen 5 B. Mose 10, 14. vergleichen.) Kap. 6, 12. „εν τοις επουρανιοις im Reiche Christi" (nicht lieber nach der jüdischen Philosophie, die den Luftkreis den bösen Geistern zum Wohnort einräumte? —). Am meisten stolzirt B. mit seiner Erklärung Phil. 2, 9. επουρανιοι sind Heyden, επιγειοι Juden καταχθονιοι verstorbene Menschen, fromme im Glauben an den Meßias und Jesum Christum abgeschiedene Seelen." (Hat denn B. nie gehört, oder gelesen, oder gefühlt daß die Idee des allgemeinen, der Gedanke: Christus ist κυριος επι παντων ganz das folgende πασα γλωσσα εξομολογησεται οτι Κυριος Ιησους Χριστος mit diesen Worten ausgedrückt werde? —) Ephes. 4, 10. „Christus hat sich gesetzt zum Herrn über alle Heyden (παντων των ουρανων)." (Hat B. wieder vergessen an die Vergleichung des hebräischen Ausdrucks zu denken? —) Endlich Phil. 3, 20. „von den ουρανοις glaube ich, daß Paulus es in der ihm gewöhnlichen von mir bewiesenen (bewiesenen? —) Bedeutung des Reichs Christi auf Er-

den genommen hat." (Wenn nun B. die alte Erklärung — unbesorgt für eine neue angegeben hätte. Theodoret sagt: εκεινοι [v. 19. δι τα ἐπιγεια φρονουντες μεν ὀυν τη γη] προσετηκασιν, ἡμεις δε τον ὀυρανον φανταζομεθα και την δεσποτικην προσμενομεν εκειθεν ἐπιφανειαν.) Ein bischen mehr Beweise aus der Sprache, Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks, richtigere Angabe des Zusammenhangs, glücklichere Auswahl unter bekannten Erklärungen und — noch gar viel mehr Gutes und weniger Geschmackloses muß die Fortsetzung haben, um den Verfasser vor Vorwürfen und den Verleger vor Schaden zu bewahren, wenn ja dieser systematische Kommentar mehrere Bände füllen soll.

Pw.

Versuch eines Lehrbuchs der römischen Alterthümer; zum Gebrauch seiner Vorlesungen, entworfen von Georg Wilhelm Rullmann, der Weltweisheit Doktor und Professor in Rinteln. Rinteln, verlegt von J. B. Müller, 1782. 8 Bogen. 8.

Unter den bisherigen Handbüchern der römischen Alterthümer fand der Verfasser keines, welches ihm kurz und zweckmäßig genug dünkte; und dies veranlaßte ihn zur Ausarbeitung dieses Entwurfs, worinn er aus den bisherigen Werken dieser Art das Brauchbarste und Nothwendigste zusammentrug, und mit der summarischen Angabe desselben, Nachweisung der Quellen und weiterer Ausführungen verband. In der Einleitung erklärt er den Begriff des Worts Alterthum, und giebt hernach die Quellen und Hülfsmittel zur Kenntniß der römischen Alterthümer an. Unter jene gehören doch wohl vorzüglich auch die Ueberreste römischer Denkmäler und Kunstwerke, deren hier mit keinem Worte gedacht wird. In dem ersten Kapitel, welches fünf Abschnitte unter sich begreift, wird von der Religion der Römer gehandelt; das zweyte erklärt in eben so viel Abschnitten ihre Staatsverfassung; das dritte in zwey Abschnitten ihre gerichtliche Verfassung; das vierte handelt von den Spielen

der

der Römer; das fünfte in sechs Abschnitten von ihrem Kriegswesen; und das sechste in drey Abtheilungen von ihrem Privatleben. Daß ein Buch dieser Art gröstentheils Kompilation seyn werde, läßt sich von selbst vermuthen, und es ist schon Verdienst genug, wenn es mit Einsicht und Wahl zusammengetragen und verhältnißmäßig geordnet ist. Ganz wollen wir dieß Verdienst dem Verfasser nicht absprechen; indeß scheint er doch nicht Prüfung und Scheidung genug bey seiner Arbeit angewandt zu haben. Daher so manches Unzweckmäßige, Unerwiesene und Halbwahre, wovon wir nur einige Proben geben wollen. S. 6 wird gesagt, die Römer hätten alle Götter der Griechen und der übrigen damals bekannten Völker verehrt. Eine höchst unrichtige Behauptung! Mit dem S. 10 so sorgfältig bemerkten Unterschiede der ältern und jüngern Vesta ist es wohl so richtig nicht. Wenn man in den spätern Zeiten unter der Vesta das Feuer, und in den ältern die Erde überhaupt verstand, so scheint jenes vielmehr ein specieller und metonymischer Nebenbegriff gewesen zu seyn, der in diesem seine Allgemeinheit und seinen ursprünglichen Grund hatte. Ueberhaupt ist das aus der Götterlehre hieher gezogene äusserst mager und unzulänglich, und wäre besser ganz weggeblieben, wie wir auch nach der Vorrede erwartet hätten. So giebt es auch unter den übrigen Abschnitten des ersten Kapitels einige sehr dürftige; z. B. der dritte, von den heiligen Oertern der Römer, und der vierte, von ihrem Gottesdienste. Besser und ausführlicher ist das zweyte Kapitel, von der römischen Staatsverfassung, abgehandelt. Ueber die römischen Spiele hingegen ist wenig Bestimmtes und Zulängliches gesagt. Ueber die Unvollständigkeit des letztern Kapitels, vom Privatleben der Römer, entschuldigt sich der Verfasser in der Vorrede mit den ihm bestimmten Gränzen des Buchs.

Gr.

XII. Er-

XII. Erziehungsschriften.

Natur und Kunst in Ansehung des ersten Eindrucks verglichen von Samuel Simon Witte, Prof. des Natur- und Völker-Rechts zu Bützow. Leipzig, 1782. Bey Weidmanns Erben und Reich. gr. 8. 102 Seiten, ausser der Vorrede.

Eine dem Psychologen sowohl, als vornämlich dem Pädagogen sehr merkwürdige Schrift; worinn der Einfluß von Abbildungen natürlicher Gegenstände auf Verstand und Herz scharfsinnig und gründlich entwickelt, und der von manchem auf sie bey der Erziehung gesetzte Werth beträchtlich herabgesetzt wird. Einige Stellen abgerechnet, welchen wir mehr Licht gewünscht hätten, sind des Verfassers Gründe uns sehr einleuchtend vorgekommen; und wird nun hierdurch, wie zu erwarten, auch die Gegenparthey zu näherer Beleuchtung und Bevestigung ihrer Meynung veranlaßt: so wird die Pädagogik ansehnlich gewinnen. Unter Abbildungen versteht der Verf. nicht Risse, Landcharten, sondern individuellere Abzeichnungen mit oder ohne Farben, von Pflanzen, Thieren, auch historischen Begebenheiten. Von diesen behauptet er in eignen Worten (S. 98): erstlich, da wo der Verstand und die Einbildung mit Stoff zum Denken ausgerüstet und beyden durch die Empfindung in den sinnlichen Urbegriffen ihre einzige ächte Nahrung zugeführt werden soll; zweytens: da wo es nicht, sowohl auf Verdeutlichung und Erklärung der Vorstellungen, sondern auf ihre Wirksamkeit und Kraft zu Erweckung der Gedanken, Empfindungen, Neigungen und Rührungen des Herzens ankommt, seyn Abbildungen unzuträglich und schädlich, vornemlich bey der ersten Bildung des Verstandes, Geschmackes und Herzens. Woraus denn folgt, daß 1) bey Erlangung der Begriffe von natürlichen Dingen und Begebenheiten; 2) bey geschichtlichen, vorzüglich persönlichen Vorstellungen und Handlungen; und 3) bey Werken des Witzes und der Erdichtung, sich die schädlichen Wirkungen bildlicher Vorstellungen vorzüglich äussern; hingegen bey Werken der Kunst und allem, wobey es nur auf Entwurf und bloße Beschreibung ankommt,

gänzlich

gänzlich wegfallen, so daß Abbildungen dabey vielmehr nützlich und oft so gar nothwendig sind.

Die Gründe dafür sind: 1) Abbildungen geben zu bestimmte und eingeschränkte Begriffe, die weder einer Ausdehnung noch Abänderung fähig sind; mithin können Einbildungskraft und Verstand durch Abänderung aus ihnen keine neuen Begriffe bilden, wodurch denn Selbstthätigkeit und Freyheit des Geistes gehemmt werden und der Charakter alle Festigkeit, Kühnheit und Eigenheit verliert (S. 13). Jede Gattung von Wesen nemlich hat in der Natur ihre eigenthümliche ursprüngliche unterscheidende Form (S. 4), welche aber nicht von Innenher auf eine positive, sondern von Aussen auf eine negative Weise bestimmt ist, und daher in den Individuen zahllose Abwechselungen und Mannichfaltigkeiten leidet. Durch den sinnlichen Eindruck folglich erhalten wir einen negativen Begriff von der ursprünglichen allgemeinen Form, und sind mithin im Stande, demselben alle mögliche Abänderungen zu geben; die Zeichnung hingegen drückt von allen diesen Modifikationen nur eine einzige durchaus bestimmte aus, daher fehlt uns das Mittel sie abzuändern. In der Natur ist der Umriß nicht auf eine Linie eingeschränkt, sondern wird durch unendlich viele Linien angedeutet, die gleich einer zitternden Saite in beständiger Wallung sind. Es giebt in der Natur fürs Auge keine fixe Linie. Hier scheint es uns an erforderlichen Lichte zu gebrechen; denn was heißt, wir erhalten durch den sinnlichen Eindruck einen negativen Begriff von der ursprünglichen Form? Das Bild (denn vom reinen Verstandes-Begriffe kann hier die Rede nicht seyn) ist in manchen Stücken unbestimmt, nicht durchaus individuell? Hierauf führt das Letztere; allein das dürfte die Erfahrung wohl nicht rechtfertigen, das Bild im Auge und hernach in der Imagination ist doch ganz bestimmt in jedem Augenblicke, worinn man einen Hund z. B. ansieht; sonst wäre es nicht möglich durch dessen Abzeichnung das Auge bis zum Glauben es sey ein wirklicher Hund zu täuschen. Oder, das Bild ist zwar in jedem Augenblicke des Ansehens völlig bestimmt; aber dadurch, daß wir mehrere Gegenstände derselben Art in veränderter Gestalt sehen, erhält es in der Imagination eine Art von Allgemeinheit und Unbestimmtheit, wie der Verf. anfangs zu wollen scheint? Denn ist nicht die Zeichnung an

sich

sich an der Beschränktheit der Vorstellung Schuld, sondern nur zufällig, indem sie einen Gegenstand, uns ohne große Unbequemlichkeit nicht in genugsamer Mannichfaltigkeit zeigen kann. Demnach müßte unsers Bedünkens dieser Grund so lauten: die Natur, indem sie uns einerley Gattung von Dingen unter verschiednen modificirten Gestalten zeigt, übt und erweitert unsere Dichtkraft und Selbstthätigkeiten. Die Kunst hingegen, indem sie diese Mannichfaltigkeit nicht ohne zu beschwerliche Vervielfältigung der Abbildungen erreichen kann, mithin die Gegenstände uns in zu bestimmten Gestalten zeigt, schränkt sie ein.

2) Abbildungen geben nur reflektirte Ideen, ohne Kraft; denn jede Abbildung wirkt nur durch die Aehnlichkeit, welche sie mit ihrem Gegenstande, wenn er uns schon bekannt ist, unmittelbar, und wenn er dies nicht ist, nur vermittelst einer demselben ähnlicher, uns mehr bekannten Sache hat. An dieser Kraft ist sehr viel gelegen; denn von der Stärke des sinnlichen Eindruckes hängt die Stärke des Bewustseyns, von dieser wiederum die Anschaulichkeit der Idee bey der Betrachtung der Erwecklichkeit bey der Erinnerung ab. (S. 18. 19) Hierdurch scheint der Verfasser sagen zu wollen, der Eindruck eines Bildes sey schwächer, als der des Gegenstandes von ihm, welches sich doch schwerlich dürfte rechtfertigen lassen; denn kann man bis zur Täuschung, auch der Vögel und anderer Thiere, deren Empfindungen von der Reflexion nicht so sehr abhangen, mithin reiner sind, malen: so muß doch wohl der Eindruck eines blos gesehnen Gegenstandes aufs Auge, und von da auf die Seele, von dem eines Bildes sich nicht allemal unterscheiden. Auch müssen Bilder nicht bloß durch die Aehnlichkeit mit ihrem Gegenstande wirken, weil fürs Gesicht allein täuschendes Bild und Gegenstand einerley sind. Von einer andern Seite indeß hat dieser Grund allerdings Gewicht: Bilder nämlich enthalten blos Gesichtsvorstellungen, der Gegenstand hingegen wirkt zugleich auf andere Sinne; giebt folglich der Seele mehr und mannigfaltigere Beschäftigung: das Bild zeigt den Gegenstand nur von einer Seite, in einer Stellung, Action, einem Lichte, sättigt daher den Geist zu bald, und giebt ihm nicht Nahrung genug. Daß der Verfasser so etwas auch hiebey dachte, lehrt die Folge, worinn er auch dies, und noch mehreres hiehergehöriges, als

Folge

Folgerung aus seinen Grundsätzen anführt; allein denn haben die Grundsätze wenigstens den Fehler nicht bestimmt, um deutlich genug zu seyn.

Um den Einwurf zu heben, das Fehlerhafte bildlicher Vorstellungen könne nachher durch den sinnlichen Eindruck verbessert werden, bemerkt er: 1) Bilder bestimmen die Vorstellung schon vorher, schwächen dadurch die wirkliche Empfindung, und benehmen ihr die Wirkung auf das Herz und die Einbildungskraft (S. 29); weil das uns schon einigermaßen Bekannte nicht mit der Begierde, womit das Unbekannte ergriffen wird; 2) Abbildungen verdrängen den Urbegriff, setzen falsche Muster an ihre Stelle, und hindern dadurch die Richtigkeit der erstern; weil man das Original nach der Kopie beurtheilt (S. 31). 3) Die scharfen Aussenlinien der Abbildungen, und der daher eben so bestimmte Umfang der bildlichen Vorstellungen hindert die Entstehung sinnlicher allgemeinen Begriffe (S. 32). Dieser Grund dürfte, nach dem bereits gesagten, nicht so ganz fest stehen, wenigstens mehrere Bestätigung erfordern. 4) Endlich kann auch durch die bildliche Vorstellung eine Menge falscher Vergleichungen und Verbindungen von Begriffen entstanden seyn, die nachher durch den sinnlichen Eindruck nicht wieder sich berichtigen lassen (S. 34). So weit die allgemeine Vergleichung der Natur und Kunst.

Im besondern theilt der Verfasser die Bilder in dreyerley Gattungen; Linienbilder, wo der Gegenstand nach seiner Form blos durch Linien; Schattenbilder, wo er durch Licht und Schatten vermittelst der Linien; und Farbenbilder, wo er nach seinem Ansehen auch durch Farben dargestellt wird (S. 35). Die erstern geben die abstraktesten Vorstellungen; und sind deswegen der Lebhaftigkeit und Kraft der Vorstellungen eben so sehr nachtheilig, als sie durch die genaue Bestimmung der Form, der Erweiterung und Abänderung der Ideen Einhalt thun; schwächen dagegen die Aufmerksamkeit weit weniger als Schatten- und Farbenbilder (S. 36). Wo es blos aufs Kennen ankommt und man sich die Originalidee nicht leicht verschaffen kann, sind sie andern Abbildungen vorzuziehen, und das um so mehr, als sie sich durch Beschreibungen viel leichter ausführen lassen (S. 37). Das Schädliche der Schattenbilder besteht vornehmlich darinn, daß sie dem Geschmacke eine gewisse Härte geben und uns zugleich

zugleich gegen die Schönheiten der Farben gleichgültig machen. Auch greifen sie das Auge mehr an als andere Bilder, und sind deshalb für kleine Kinder nicht zu empfehlen (S. 38 u. f.). Farbenbilder endlich haben selten das genaue Verhältniß der Natur zwischen Farbe und Form, indem gemeinhin die Kunst den Farben zu viel Lebhaftigkeit mittheilt, wodurch denn der Eindruck der Form verloren geht und man den Geschmack blos an die Farbenschönheit gewöhnt. (S. 41.)

Zuletzt bestimmt der Verf. in der dritten Abtheilung über die Folgen und den Gebrauch des bildlichen Unterrichts, die Fälle, in welchen der Gebrauch der Bilder beym Unterrichte vorzüglich schädlich ist. Unsere Gedanken sind bald mehr eigentliche Vorstellungen, bald mehr innere Empfindungen. Werden sie durch eigene Anstrengung hervorgebracht, unterhalten, entwickelt und dabey auf ihren Gegenstand bezogen: so stellen wir uns denselben nach ihnen oder in ihnen als in einem Bilde vor. Daher diese Entwürfe vorzüglich die Namen, Ideen, Vorstellungen bekommen. Werden sie hingegen ohne unser Zuthun durch die Association wieder erweckt, oder wohl gar durch den äußern Eindruck von neuem erregt; überlassen wir uns ihnen ganz, ohne den Abdruck in uns vom Eindrucke abzusondern, und sie darauf, als ihren Gegenstand zu beziehen: so sind unsere Gedanken nur noch Empfindungen. In diesem Zustande der bloßen Empfindung erfolgen alle Bewegungen von selbst, Gedanken erzeugen Gedanken erwecken Gefühle. Geht hingegen die Empfindung in bloße Vorstellung über: so tritt ein zwar nicht so lebhaftes aber desto helleres Licht an die Stelle einer mehr blendenden als erleuchtenden Klarheit, und der Geist kehrt zum freyen Gebrauche seiner Kräfte zurück. Diese Veränderung entsteht daher, daß die Materie der Vorstellung von ihrer Form getrennt wird. Die Form ist das Allgemeine, welches das Besondere und Eigenthümliche der Gegenstände eben so einschließt, als der Umriß den körperlichen Innhalt begränzt. Denkt man die Vorstellungen blos nach ihrer Form: so gelangen die Gedanken nicht zum Leben, weil alle Kraft nur im Materiellen liegt. Aus diesem Leben fließt auch die befruchtende Kraft, welche die Urquelle aller Erfindung ist, und den ersten Funken jeder edlen That, jeder hohen Unternehmung erweckt. Unfruchtbarkeit des Kopfes und

Herzens

Herzens ist demnach die Folge von der zu frühzeitigen Verallgemeinerung. Ferner wird dadurch die Selbstständigkeit der Ideen gehindert, worauf doch die Festigkeit des Kopfes beruht, in der wiederum die Stärke der Gesinnungen und des Herzens gegründet ist. Nun sind Abbildungen solche Verallgemeinerungen; also u. s. w. (S. 65 u. f.) Hier bleibt immer noch die Frage, woher, warum hat das Materielle mehr Kraft als das Formelle? Und kann ferner die angestrengte und absichtlich arbeitende Association nicht eben so gut individuelle, rührende Vorstellungen erwecken, als die durch einen zufälligen Stoß bewegte? Uns scheint der Verf. nicht vom rechten Punkt ausgegangen zu seyn. Je mehr Vorstellungen und Bilder allgemein werden, desto weniger rühren sie; weil von den individuellen rührenden Eindrücken die meisten wegfallen; aus eben dem Grunde rühren auch Bilder der Phantasie schon weniger als Empfindungen von aussen. Die Einbildungskraft nämlich kann nicht alle einzelne Empfindungen wieder erneuern: so kann sie bey einem Apfel z. B. nicht dessen individuellen Geschmack, Geruch, und Farbe wieder darstellen, weil bekanntlich sie nur Figuren und Töne mit vorzüglicher Genauigkeit wieder aufzuwecken vermag. Ein Apfel in der Vorstellung also, und wäre sie auch noch so genau, kann nicht so sehr rühren, als in der Empfindung. Je allgemeiner nun die Vorstellungen und Bilder werden, bis sie zuletzt in reine Verstandes-Ideen übergehen, desto mehr verlieren sie alles rührende. Ueberdem ist dieser Unterschied des Materiellen und Formellen in den Vorstellungen nicht der bequemste, weil eigentlich das Individuell mehr der Form gleicht, indem es das allgemeine näher bestimmt, daher auch schon Aristoteles und nach ihm die Scholastiker, das Genus Materie, die Differenz hingegen Form zu nennen pflegten. Wir glauben bis hieher genug angeführt zu haben, um den Geist dieser Schrift kennbar und pädagogische Forscher darauf aufmerksam zu machen. Das wenige noch übrige läßt sich hieraus leicht abnehmen, auch besser im Buche selbst nachlesen.

Dr.

Wichtige Entdeckungen und Beyträge zur Seelenlehre und zur menschlichen Sprache. Von Samuel Heinike, Director des kurfürstl. sächsisch. Instituts für Stumme. 8. Leipzig 1784. 9½ Bogen.

Zu dieser Schrift hat eine Streitigkeit Gelegenheit gegeben, welche Hr. Heinike mit Hrn. Stork, Lehrer der Taubstummen zu Wien, bekommen hat. Sie ist in Briefen abgefaßt, und der Verf. antwortet seinem Gegner mit vieler Bitterkeit. Da dem Recens. weder Hr. Heinikens noch Hr. Storken's Institut bekannt ist, und er auch keine Probe davon gesehen, wie weit die Taubstummen in dem einen oder dem andern Institut gekommen sind; so muß er sein Urtheil darüber zurückhalten. Indessen hat er wohl von einsichtsvollen Leuten gehört, daß Hrn. Heinikens Institut, in welchem die Tauben sprechen lernen, sehr viel vorzüglicher seyn soll, als das vom Abbe Stork, welcher nach der Methode des Abbe l'Epeé bloß die Tauben durch Zeichen sich ausdrücken läßt. Man findet hier übrigens verschiedene interessante Bemerkungen, die Begriffe und Seelenkräfte der Taubstummen sowol, als Blindgebohrnen betreffend, welche alle Aufmerksamkeit verdienen.

Tz.

Sitten- und Unterhaltungsschriften für Kinder. Lüneburg. 1783. bey Lemke. In 8tav, 262 Seiten.

In der Vorrede entschuldigt sich der Verf. umständlich des inkorrekten Drucks wegen. Gesundheitsumstände und Geschäfte nöthigten ihn, das Abschreiben durch einen Fremden thun zu lassen, so wie der Verleger die Korrektur zu besorgen übernahm. Daß beydes schlecht gerathen, soll nun nicht des Verf. Schuld seyn. — Warum aber so eilfertig mit dem Buche? hatte es nicht Zeit bis zur folgenden Messe, da der Herr Verf. wieder gesund worden, und es selbst von Fehlern reinigen konnte? Das Buch besteht aus Fabeln, Erzählungen, wenigen schlechtgerathenen Gedichten, einem

geogra-

geographischen Räthselspiel, über 4 Bogen lang, und einem Pfänderspiel, welches beynahe die Hälfte des Buchs ausmacht. Unsre Leser können also denken, daß der Fabeln und Erzählungen, die nicht ganz schlecht sind, nur eine mäßige Zahl seyn könne.

Die Moral des Büchleins ist recht gut, und Kindern sicher anzuvertraun. Der Styl aber ist steif, schleppend, und oft unerträglich tändelnd. Beyde Spiele, wenn man ihnen auch überhaupt den Platz gönnen wollte, sind zu lang und vornehmlich das Pfänderspiel, in welchem sehr langweilige Dinge vorkommen, zu denen auch die gezierten Komplimente gehören, des Drucks und Papiers nicht werth. Will der Verf. ja mehr schreiben: so lasse er sich die Kürze empfohlen seyn. Hr.

Lehrbegriff der nöthigsten Kenntnisse zum Unterrichte in den bürgerlichen Schulen. Von Johann Georg Kunz, Rector der Schulen und Adjunkt des Predigeramts in der R. Stadt Kempten. Kempten, gedruckt mit Müllerschen Schriften 1782. 17¼ Bogen in 8.

Dieses Buch hat uns eine nicht geringe Achtung gegen den Urheber eingeflößt. Er muß ein verständiger und redlicher Mann seyn, dem das Wohl seiner Mitbürger sehr am Herzen liegt. Für künftige Bürger in kleinen Reichsstädten, für Schüler, die sich entweder der Kaufmannschaft oder den Handwerken widmen, schrieb er sein Buch. Dem Scholarchat in Kempten macht es nicht weniger Ehre, daß er es genehmiget und es als Lehrbuch in den dortigen Schulen eingeführet hat. Denn es verdienet dieß in allem Betracht, da es so zweckmäßig und ordentlich eingerichtet ist, und alles was dem gesitteten Bürger nützlich seyn kann, in fruchtbarer Kürze enthält. Erst sind die nöthigen Kenntnisse aus der Naturgeschichte vorgetragen; ferner, aus der Psychologie Regeln zum rechten Gebrauch des Verstandes; von den Handwerken, Künsten, der Handlung, Rechenkunst, Geometrie, Mechanik, Baukunst; was man unter Theologie, Jurisprudenz rc. verstehet; von den Sprachen; von der

Höflichkeit; vom Briefschreiben; Anweisung zur Haushaltungskunst; Naturwissenschaft; Erdbeschreibung; Zeitrechnung; Geschichte; Religion und ihrer Geschichte.

Nk.

Kleine Kinderbibliothek, herausgegeben von J. H. Campe. Zweyte Auflage. Vierter Theil. Hamburg, in der Geroldschen Buchhandlung. 1783. 22 Bogen in 8.

Auf die bereits angezeigte Art liefert Hr. C. in diesem vierten Theil das siebende und achte Bändchen seiner beliebten Kinderbibliothek, um die Hälfte des vorigen Preißes, und befördert dadurch dessen Verbreitung zum besten der Jugend in noch mehrere Hände, welches Verdienst sich ein ungebetener Nachdrucker hatte machen wollen.

V.

Lesebuch für meine Kinder von drey bis sieben Jahren. Erstes Bändchen. Quedlingburg und Blankenburg bey Friedr. Jos. Ernst, 1783. $7\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Der Verfasser fand bey der Erziehung seiner Kinder, daß, als sie den Anfang im Lesen gemacht hatten, es an Aufsätzen und Erzählungen fehlte, die seine Kinder gerne lasen und verstehen konnten. (Das sollten wir nun zwar nicht meynen.) An den gewöhnlichen Schriften fand er nur weniges, was für so kleine Kinder, als die seinigen sind, kurz, faßlich und simpel genug aufgesetzt war: und dieses wenige konnten die Kinder bald auswendig. Deswegen schrieb er denn selbst die hier gedruckten Lehrsprüche, Erzählungen, Gespräche und Briefe für seine Kinder auf, um ihnen etwas zum Lesen vorlegen zu können, — denn seine Kinder hatten auch Geschriebnes lesen gelernt. Dieß ist denn also die Veranlassung zu diesem kleinen Kinderbuch, bey dem es wenigstens Verdienst ist, daß, wie es so viele Zusammenstopler thun, die Aufsätze nicht aus andern bekannten

ten Kinderbüchern abgeschrieben, sondern neu verfertigt sind, wenn man sich gleich hie und da Stücke des nämlichen Inhalts in den Kinderbibliotheken schon gelesen zu haben leicht erinnern wird. Sie sind alle überaus faßlich, und allerdings, wie wir glauben, auch für Kinder von diesen Jahren, wie sie der Titel angiebt, verständlich. Für diejenigen die das Buch sogleich als ein Abcbuch brauchen wollen, hat der Verf. verschiedene Alphabete und nach Sylben zertheilte Denksprüche vorgesetzt.

B.

Kinderzeitung. Zehntes Bändchen, oder 1782. Viertes Quartal. Eilftes Bändchen oder 1783. Erstes Quartal. Nürnberg in der Felßekerischen Buchhandlung. Jedes von 13 Bogen in 8.

Da sich diese Kinderzeitung beständig gleich bleibt: so braucht man weiter nichts von ihr zu sagen als daß sie fortgesetzt wird. Sie enthält, bey manchen gut erzählten Zeitungsartikeln und auch andern minder bekannten Nachrichten, Beyspiele edler und wohlthätiger Handlungen, aus den Ephemeriden der Menschheit genommen, noch immer eine Menge erbärmlicher Gedichte, sonderlich von einem gewissen Fritz Zehelein, die man von jedem Anfänger bereitwilligst aufnimmt, und Kinderbriefe, die niemanden als das schreibende Kind selbst und ihre Eltern, aber nicht einmal fremde Kinder intereßiren können. Lächeln muß man, wenn in einem derselben, Büsching, den Hr. v. Göthe den Castellan von Europa genannt hatte, das Castell von Europa genannt wird, und das aus dem Grund, weil man vor Büschings Erdbeschreibung keine so richtige und vollständige gehabt habe, und er noch immer für ihre Fortsezzung und Verbesserung sorge — das kluge Kind denkt also wohl, daß die büschingsche Erdbeschreibung das Castell sey, das man vorher ersteigen müsse, wenn man Europa wolle kennen lernen: Und der Verf. ließ dieß abdrucken, und bezeugt zu Ende seinen Beyfall!

B.

Geschichte des Menschen; von Villaume. Dessau und Leipzig. Auf Kosten der Verlagskasse 1783. 1 Alph. 3½ Bogen in 8.

Der Verf. hat zwar keine Vorrede vorgesetzt, worinn er sich über die eigentliche Absicht und Bestimmung seines Buches erklärt hätte: man sieht aber wohl aus dem Inhalt, daß er damit der Jugend und einer Gattung von Lesern, die an Kenntnissen der Jugend gleich ist, ein nutzbares Lesebuch hat in die Hände liefern wollen. Und wenn dies wirklich seine Absicht gewesen ist: so müssen wir sagen, daß er sie sehr gut erreicht habe, und daß wir sein Buch für eins der gemeinnützlichsten Bücher für junge Leute halten. In den bisherigen Unterhaltungsbüchern für die Jugend ist zwar für manche Theile des ihnen nöthigen Unterrichts nicht ohne Nutzen gesorgt worden: aber an einer Anleitung zur Kenntniß des Menschen selbst, hat es bisher jungen Lesern noch gefehlt; mit sich selbsten aber, mit den Bestimmungen, Vorrechten und Verhältnissen seiner eignen Gattung bekannt werden, ist doch wohl eine für die Jugend so nöthige Kenntniß, als andre Gegenstände der Naturgeschichte, für die man in unsern Tagen so fleißig gesorgt hat. Der Inhalt des Buchs ist — was der Titel sagt: Geschichte des Menschen, im weitläuftigsten Sinn, physisch, moralisch, politisch — nichts aber von der Fortpflanzung und Zeugung des Menschen, welches doch auch in die Geschichte desselben gehört — vermuthlich weil der Verf. diesen Theil der Menschengeschichte für die Klassen von Lesern, denen er sein Buch bestimmt hatte, noch nicht für nöthig hielt. Um jedoch die Reichhaltigkeit dieses Titels übersehen zu können, wollen wir den Inhalt ausziehen. Das Buch besteht aus zwölf Abschnitten. Der erste handelt in vier Kapiteln von dem Aeußern des Menschen, nämlich von dem Leibe und den Gliedern — deren Fertigkeiten und Krankheiten — von dem Kopf und seinen Theilen, von den Sinnen und von der Gestalt des Menschen. Der zweyte, in sechs Kapiteln von den Bedürfnissen des Menschen; von Essen und Trinken, von der Kleidung, von der Wohnung und dem Hausgeräthe, von der Ruhe, von den Vergnügungen und von der Arbeit. 3. Abschn. Innere Beschaffenheit des menschlichen Leibes; vom

vom Knochenbau, von den andern festen Theilen, von den Eingeweiden und besonders von dem Umlauf des Blutes und den Eingeweiden des Unterleibes, und von der Bewegung. 4. Abschn. Geschichte der verschiedenen Zeiten des Lebens; von der Kindheit, von den Blattern, Jünglingsalter, männliches Alter, von hohem Alter, vom Tode, Gesundheit und Krankheit — ein vorzüglich guter Abschnitt. 5. Abschn. Von der Seele und ihren Kräften, von den Verstandskräften, von dem Willen, von der Gewöhnung, von den Neigungen, Ausdruck — durch Mienen, Sprache und Schrift, Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele. 6. Abschnitt. Glauben an die Gottheit — oder Religionsgeschichte. 7. Abschnitt. Väterliche Gesellschaft. 8) Eheliche Gesellschaft — oder Geschichte des Menschen beym Heurathen. 9. Von Herrschaften und Dienstboten. 10) Bürgerliche Gesellschaft; deren Ursachen, äußere Gestalt der Gesellschaft — der Vortheil und Nachtheil großer und kleiner Städte, Regierung und deren verschiedene Form, Rechtspflege, Polizey, von Krieg, von Auflagen, Vergleichung der Regierungen — Nachtheile der republikanischen Verfassung, in Beyspielen aus der römischen und neuern Geschichte, von den Vortheilen und Beschwerden der Gesellschaft, Ungleichheit des Vermögens, Ungleichheit der Stände. 11. Abschn. Größe und Macht des Menschen — in seinen Werken, Erfindungen und Herrschaft über die Thiere, von Geistes- und Leibeskräften, zwo schöne Kapitel — doch hätte des Menschen Größe auch in seinen Entdeckungen an dem ihm unverständlichen Himmel gezeigt werden können. 12. Abschn. Vom Wohl und Weh. Der Verf. bleibt seinem Titel, der eine **Geschichte** des Menschen verspricht, dermaßen treu, daß er auch da, wo er **dogmatisch** schreiben könnte, doch nur erzählt, z. B. S. 246. „die **Gelehrten glauben**, daß Verstand und Wille keine Wirkungen der körperlichen Kräfte seyn können — daher **schließen sie**, daß das denkende und wollende Wesen vom Leibe ganz verschieden ist ꝛc. oder S. 252. „Ungewitter (Erdbeben) Sonnen- und Mondfinsternisse drohen Zerrüttung — die Priester brachten Gebet und Opfer — das Weltall bestand und die Zerrüttung verschwand — Was war natürlicher, als der Gottheit diese vermeynte Wiederherstellung zuzuschreiben! daher wurde die Fürsehung, die die Welt erhält und regiert, eine allgemeine Lehre.“ B.

Goldner Spiegel für die adeliche Jugend, von M. J. F. Weisenstein. Erster Theil. Heidelberg, in der Pfählerischen Universitäts-Buchhandlung, 1783. 10 Bogen in 8.

Wir haben schon einige goldene Spiegels; und man wird vielleicht fragen, ob der Spiegel, in dem man sieht was recht und unrecht, anständig und unanständig ist, für die adeliche Jugend ein anderer seyn könne als für die nicht adeliche. Allein der Verf. hat dennoch den seinigen so eingerichtet, daß hauptsächlich adeliche Kinder ihre Unarten, Ahnenstolz, Verachtung der geringen Stände, Mißhandlung des Gesindes, Pferdesucht und Reitlust und dergleichen, in denselben entdecken, und man muß sagen, daß nach dieser Absicht die Aufsätze größtentheils recht gut gewählet sind. Das Buch kann auch von gewissen Seiten zu einem goldnen Spiegel für hochadeliche Eltern dienen, die ihre verderbte Erziehungsart oft darinn werden beschämt finden. Der Verf. hat demnach Recht, wenn er in der Vorrede sagt, daß sein Spiegel nicht schmeichle; und wir wollen ihm dagegen wünschen, daß er in allen adlichen Erziehungszimmern möge aufgehenkt werden. Das Buch empfiehlt sich überdem durch niedlichen Druck und feines Papier.

Pk.

Bildung, Erziehung, Volkswohlseyn, Patriotismus, Ein Fragment für Welt und Nachwelt. Von A. F. J. Knüppeln. Bey Maurer, 1783. 16 Bogen, 8.

„Auch ich trete hiemit auf, sagt der Verfasser Seite 11, „unter der zahllosen Menge der Schriftsteller unsers „Jahrhunderts," (Dies ist zu verstehen namentlich, denn S. 210 bekennt sich Hr. K. als den Verfasser der freymüthigen Gedanken, Wünsche und Vorschläge über den Kindermord, und über die Mittel, denselben zu verhindern) „sende die Blätter in die Welt, die so verschieden denkt und „handelt. Stolz und Ruhmsucht waren nicht die Triebe „die mich leiteten; ich müßte erröthen, wenn mich jemand „dessen

„dessen erweisen könnte,“ dies möchte auch um so schwerer fallen, da man oft sich selbst nicht deutlich den Triebfedern nach welchen man handelt, bewußt ist; „aber „das kann niemand;“ wir wollen gleich sehen, “denn ich „buhle um keinen schriftstellerischen Ruhm; das wäre (besser: hieße.) nach einer Seifenblase gerungen die ein Hauch „des Wests zerstöret.“ Schlimm, sehr schlimm! Wann wollen unsere jungen suffisanten Schriftsteller einmal aufhören, diese stolze eingebildete Sprache zu führen? Seit wann ist es denn gleichviel geworden, wie man sich in einer gesitteten und aufgeklärten Gesellschaft, mit andern Worten beym feinern Theile des lesenden und denkenden Publikum introducirt und ausdrückt? Seit wann ist es einerley, ob man wie ein Kind lallet, und die Worte radebrecht und stottert, oder sich einer natürlichen ausgebildeten Sprache bedient. Was bleibt dem Schriftsteller übrig, wenn er, wie hier und in den mehresten Fällen, über so oft gesagte Sachen noch einmal reden will und muß, und nichts Neues sagen kann und auch nicht will, was bleibt ihm übrig, als daß er durch Ausdruck, Einkleidung und Stellung, den Sachen eine solche Stellung giebt, daß sie tiefer eindrücken, sich gefälliger einschmeicheln, neu und zum erstenmale gesagt zu seyn scheinen. Wodurch haben unsere klaßische Schriftsteller, zunächst den Sachen die sie vortrugen, sich den Ruhm erworben den sie haben? Wodurch sind sie eben klaßisch geworden? Wodurch anders als durch Kultur der Sprache, edlen Ausdruck und einem gebildeten Geschmack? Und wodurch kann sich anders und vortheilhafter der edle Schriftsteller vom Troß der Skribler unterscheiden, als eben durch Feinheit des Styls und edlen Ausdruck? „Nur das Glück der „Menschheit, das Wohl meiner Brüder ist mein Bestreben.“ Gut; aber kann denn beydes nicht mit einander bestehen? „Als Mensch und Bürger hab' ich Pflichten und sie sind mir „heilig — ist die Sphäre, darinnen ich würke, auch noch so „klein und eingeschränkt: kann ich sie nicht erweitern? Kann „ich nicht auf dem großen Schauplatze der Welt meine Rolle spielen? und so spielen, um beym Hinweggehen das „Händeklatschen meiner Zeitgenossen — wenn auch „nur das Gelispel weniger zu hören, daß ich gut gespielet?“ da sehe man den Mann, der so eben schriftstellerischen Ruhm für eine Seifenblase hielt, und nun gar noch

auf derselben Seite, nach dem ungewissen, selten völlig gerechten Beyfall des klatschenden großen Haufen geizt. Welch ein Widerspruch in einem Athem!

Doch näher zum Werke selbst. Recensent gesteht offenherzig, daß er von dem aphoristischen, pompvollen, Erwartung erregenden Titel des Buchs, soll er sagen etwas mehr oder etwas anders erwartet habe, als er wirklich gefunden. Wenn er einräumt, daß der Verfasser die edelste Absicht gehabt, wenn er ihn zum öftern beym Durchlesen als einen warmen Freund des Guten und Edlen, als einen Vertheidiger der Jugend, des Menschenglücks und der Menschen Gerechtsame mit Vergnügen bemerkt habe; so kann er doch im Ganzen die Art und den Ton nicht billigen, womit der Verfasser in diesen Bogen zum Publikum redet. Da ist keine ruhige Sondirung des Schadens, keine aufmerksame Beobachtung gewisser Symptomen, keine kühle, überzeugende, auf Gründen beruhende Vorstellung, wie dem Patienten am besten beyzukommen, und auf den nächsten Wege zu helfen sey; sondern das ganze Buch vom Anfang bis zu Ende eitel Deklamation. Daß es schwer seyn müsse, über Erziehung und Patriotismus etwas Neues zu sagen, nachdem wir über diese wichtigen Gegenstände die vortreflichen Werke eines von Zedlitz, Basedow, Campe, Resewitz und anderer haben, wird der Leser auch ohne unser Erinnern glauben: der Verfasser scheint das gleichfalls gefühlt zu haben; unsers Ermessens aber, um dies zu verstecken, einen ganz falschen Weg eingeschlagen zu seyn, wenn er dazu den anhaltend rhapsodischen und deklamatorischen Ton nahm, ihn durch 16 volle Bogen mit mehr oder minderen Glücke fortführte; einen Ton, der allemal am Ende unerträglich ist, und herzliche Langeweile verursacht. Auch fürchtet Recensent fast, daß der Verfasser in dieser Hinsicht mannichmal der Wahrheit etwas zu nahe getreten sey. Voll von den Ideen, die bessere Erziehung seinen Lesern zur angelegentlichsten Sache zu machen, schildert er beständig, und übertreibt das Elend der jetzigen Menschen und ihre allgemeine Verderbtheit. Der Leser findet fast auf jeder Seite besonders §. 17. 18. 19 Beyspiele davon. Sehr oft rief er dem Verf. schon vorher in Gedanken zu, was er sich S. 196 selbst saget: „doch wohin eilst du Phantasie mit deinen erhitzten „Schwingen!“ — Dieser jugendlichen Phantasie, dieser erhitz-

chitzten Einbildungskraft haben wir nicht nur das Werk selbst zu verdanken, sondern auch daß es so ist, wie es ist. Daher der blumenreiche, empfindsame, luxuriöse, oft affektirte Styl: z. E. ich hab', statt habe; wallen, statt gehen; Freund Hayn, statt Tod; und die Mode und Genie-Wörter: von Allvater, Mutter Natur, Wonne Thränen, hinüber schlummern, seine Rolle spielen, lächelnd sterben. — Daher die ekelhaften Wiederholungen, Apostrophen, Tautologien, und immerwährenden Schilderungen — daher höchstseltsame Zusammenstellungen, wie S. 169; unbesonnene Aeusserungen, wie die vom Ungefähr und blinden Glück S. 191 — daher das beständige Abwechseln von Segen dem Manne! Wehe dem Manne! und das prophetische Ich sehe! Ich sehe! rc. Daher endlich die unverzeihlichen Nachläßigkeiten und Fehler der Sprache wie z. B. S. 21 gerechen statt gerächet; S. 36 nach das Kind blicken, statt nach dem Kinde blicken. S. 88 kennen lernen, statt lehren. S. 111 reichhaltig von statt an. S. 6 ist das Wort ficheln ein unedles Wort rc. Als Beleg zu dem bisher gesagten, soll folgende Seite 156 befindliche Stelle dienen.

„Denn, wer sich nicht freut, wann der junge Frühling „zurückkehrt, und Leben und Wonne auf die Flur verbreitet, wer sich der Thränen beym Niedergange der Sonne „schämt, wann die Natur mit all' ihrer allbelebenden Fülle „auf uns wirkt, **der sey mein Freund nicht — er sey „der Lehrer meines Sohns nicht.** Wähnte er gleich „das Zenith aller Wissenschaften berührt zu haben, könnte „er den Lauf der Sterne ausmessen, und die Runde der Erdkugel beschreiben, so würde ich ihn doch für eine **todte** „Masse halten, der Leben und Bewegung zu geben der „heitere Strahl des Lichts fehlt. Nein! empfänglich muß „der Lehrer für die Freuden der Natur um ihn her seyn, er „muß den Fingerzeig Gottes in jedem **Halm**, in jeder „Knospe spüren, wie durch den Hauch des Allvaters alles „lebt, webt und ist." Wie halbwahr, überspannt, empfindsam, einseitig, spielend und ungerecht das Alles ist! Bey allen diesen Mängeln ist man nicht in Abrede, daß das Buch gelesen zu werden verdiene; daß es selbst bey Lesern, einer gewissen Klasse, denen der betäubende Vortrag mehr als der simple, kühle und auf Gründen beruhende gefällt, Eindruck machen, und von Nutzen seyn könne; aber dem

tiefer-

tieferblickenden, Ueberzeugung aus Gründen suchenden Leser wird er schwerlich genügen, weil unter diesen wohl wenige für den Posaunenton seyn dürften.

Recensent ist übrigens in der Anzeige dieser Schrift nicht ohne Absicht so weitläuftig gewesen. Einmal, um dem Verfasser zu zeigen, daß er sein Buch ganz und mit Bedacht gelesen; und dann, weil dies wahrscheinlich nicht seine letzte Schrift seyn wird. Da er nun nicht ohne Talente ist, die nur mehrerer Kultur zu bedürfen scheinen; so wünscht er, daß derselbe gutgemeyntem Rathe Gehör geben, den Ton ein wenig herabstimmen, und bey seinen künftigen Geistesprodukten das nonum prematur in annum beherzigen möge.

Kw.

Taschenbuch für Kinder und Kinderfreunde, von Friedrich Eckard in Göttingen 1784 mit sechs Kupfertafeln. Frankfurt und Leipzig 1784. 8. 11 Bogen. Hat auch noch zwey besondere Titel: Kleine Sammlung nützlicher Kenntnisse für Kinder und Kinderfreunde 9 Bogen, und Etwas aus teutschen Geschichten mit 6 Kupfern von Rode gezeichnet 2 Bogen und der gedachten sechs Kupfert.

Das erste Werk hat zwey besondere Abtheilungen, wovon die zweyte, die sich mit dem sechsten Bogen anfängt, bloß für Kinderfreunde überschrieben ist.

Nach gerade bekommen wir der Kinderunterhaltungen so viel, daß auch bemittelten Eltern die Ausgabe lästig fällt: bequem ist es für einen Schriftsteller allerdings auf diese Weise sich einen Nebenverdienst zu machen, denn wir sind des unmaßgeblichen Dafürhaltens, daß man mit gesunden Fingern, wenigstens wöchentlich ein solches Werkgen ausdrücken könne. Ehe wir uns in fernere Anzeige einlassen, wollen wir nur erst die neumodische Rechtschreibung rügen. Prädiger, Lätster, Süllben, Bässerung, für Prediger, letzter, Sylben. Besserung ist uns und andern frommen Christen unerträglich, und ein Mann der doch wenigstens den Vorsatz

satz hat für ganz Deutschland zu schreiben, müßte sich solche ekelhafte Neuerungen nicht zu Schulden kommen lassen. Nun zum Buche selbst in der ersten Abtheilung 1) Verpflanzung der Obstarten aus Asien nach Europa besonders nach Deutschland. Vor 3000 Jahren soll man kein ander Obst gehabt haben als wilde Castanien, süsse Eicheln und Bücheln (oder Bucheichel). Von beyden erstern ist es in Deutschland nicht wahr, denn die Castanien und die süssen Eicheln haben ursprünglich im südlichen Europa gewohnt. Aus Johannisbeeren macht der Verfasser Korinthen oder kleine Rosinen. Ein unverzeihlicher Fehler für einen Mann der der Jugend gesunde Begriffe beybringen will. Nach der Aufschrift sollte nur von den aus Asien verpflanzten Früchten die Rede seyn, wie kamen denn Hollunderbeeren, Schlehn, Hinbeeren, Brommelbeeren, Kronsbeeren, Preußelsbeeren und Berberitzen hieher? die sind doch gewiß einheimisch. 2) Versetzung nutzbarer Thiere aus warmen Ländern in kältere. 3) Gastfreundschaft alter Völker. Warum statt Moses Moscheh, statt Homerus oder Homer Homeros da steht, kann man wohl nicht anders als aus der Liebe zum Sonderbaren erklären. 4) Allgemeine Charaktere spanischer Völkerschaften, wo sich die Catalonier wieder zu Catalunnern haben müssen umschaffen lassen. 5) Spanische Kleidertrachten. 6) Von dem Orang-Utang. 7) Einige kluge Elephanten-Handlungen. 8) Cariben Schminke und Putz. 9) Vom Reis und dessen mannigfaltigen Benutzung. 10) Der gestäupte Thier-Quäler, eine unwahrscheinliche Geschichte, denn der Richter der das rasende Urtel sprach und vollziehen ließ, mußte schlechterdings hernach wieder gestäupt werden und das V. R. W. 11) Vom Soldaten-Wesen. 12) Musterung eines Infanterie-Regiments. 13) Vorzüge großer Städte zu Erweiterung unsrer Kenntnisse. Wir haben mit Fleiß die Rubriken alle abgeschrieben, ob vielleicht unsere Leser glücklicher seyn möchten als wir, eine Ordnung zu entdecken. Die zweyte Abtheilung **blos für Kinderfreunde** fällt nicht besser aus, denn 1) ist der Vorschlag zu geographischen Tafeln für Kinder eine ganz unerträgliche Tändeley. 2) Ueber Gedächtniß-Uebung und Sprachen-Unterricht, wenig besser als gar nichts. 3) Ueber Sachen-Unterricht und Vorübung zu gemeinnützigen Wirksamkeit, beliebter philantropinischer Spielkram. 4) Ueber die Bestimmung unbemittelter Knaben zum Studiren,

weit

weit ausgehöhlt und wenig gesagt. 5) Etwas von Höflichkeit und Titulaturen, erträglich aber zu kurz. 6) Ueber Vortheile und Bequemlichkeiten bey Reisen, kann man auf einer Spazierreise von 2 Meilen lernen. 7) Etwas aus der Heilkunde, von Frauenzimmerkleidung, womit wohl nicht alle Aerzte zufrieden seyn dürften. Die 6 Kupferstiche mögen gut gezeichnet gewesen seyn, aber gestochen sind sie abscheulich!

Rz.

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder vom dritten bis zehnten Jahre. In kleinen Geschichten. Zweytes Bändchen. Leipz. 1783. kl. 8. 1 Alph.

Da es nun einmal epidemisch ist, für Kinder zu schreiben und zu drucken, so freuen wir uns unsern Lesern dieses Bändchen ankündigen zu können, welches die Kinder wenigstens ein paar Tage unterhalten kann; wollen dieses mal nicht untersuchen, ob nicht Kinder vom Selbstdenken und körperlichen Beschäftigungen abgehalten werden, ob es uns schon einigermaßen wahrscheinlich ist, daß Kinder dadurch zu einer tändelnden Lectüre verwöhnt werden, welche bey reifern Jahren in Romanliebhaberey ausartet. Der Verfasser hat sich, seiner Meynung nach, ganz zur Kindersprache herabgelassen, aber ob es alle deutsche Kinder verstehen werden, wollen wir der Entscheidung anderer überlassen. Es kommen zu viele Niedersächsische Ausdrücke mit vor, die den Hannövrischen oder Braunschweiger Dialect verrathen, und welche gewiß kein Kind in Dresden verstehen kann.

S.

Abhandlung über Volksschulen, ein Beytrag zur Staatspolicey von Daniel Isaak Langsdorf, Regierungsadvokat in Braunfels. Gießen, bey Krüger dem jüngern, 8. 1784. 7½ B.

Der V. zeigt sehr gut, daß die öffentliche Glückseligkeit eines Staats von der innern Güte seiner Bürger abhange,

hange, das ist aber schon öfters geschehen, ohne daß wir darum viel weiter gekommen sind. Was geschehen ist, besteht größtentheils in Privatversuchen, und dadurch ist immer schon vieles gewonnen. Daß noch nicht mehr geschehen ist, davon liegt der Grund darinn, daß Schulen und öffentliche Verhältnisse noch in keiner nähern Verbindung stehen. Um dies zu bewirken, redet der V. die Großen der Erde an, und seine Absicht ist an und für sich löblich und gut. Mit der Art, wie der V. zweckmäßigern praktischen Unterricht verlangt, können wir nicht ganz zufrieden seyn, ob wir gleich in diesem Falle gegen einen Juristen nicht strenge seyn können.

U.

XIII. Finanzwissenschaft, Handlungs- und Staatswirthschaft.

Zettersten's merkwürdige Anmerkungen von dem Gelde und den Banken; aus dem Schwedischen übersetzt von Carl Freyherrn von Meidinger, Kais. Kön. N. O. Landrechts-Secretair. Wien bey Kurzbeck 1783. 9 B. 8.

Ohnmöglich können wir es auf unser Gewissen nehmen, der Meynung des Uebersetzers dieses Werkchens, welches 1771 in Schweden herausgekommen, darinn beyzustimmen, daß solches seines wichtigen und gemeinnützigen Inhalts wegen schon längst eine deutsche Uebersetzung verdient hätte. Neues, was nicht schon aus einheimischen oder fremden Schriften den Deutschen bekannt wäre, oder doch bekannt seyn könnte, sucht man darinn ganz vergeblich, und von dem, was Unwissende daraus zu lernen wünschen möchten, werden mehrentheils ganz falsche und unrichtige Begriffe gegeben.

Die Uebersetzung scheint blos handwerksmäßig betrieben zu seyn, indem das Original nicht einmal durch solche Zusätze verbessert worden, die in neuen Einrichtungen ihren

Grund

Grund haben. So sind z. B. die mit der Berliner Bank nach und nach getroffenen Aenderungen gar nicht erwähnt worden.

F.

Sammlung der vornehmsten Edikte und königlichen Verordnungen fürs Finanz- und Commerzwesen in Frankreich, welche während der Finanzadministration des Herrn Neckers gegeben worden sind. Ein Auszug aus den gedruckten und protokollirten französischen Originalen. Gotha bey Carl Wilhelm Ettinger 1783. 11 B. 8.

Unter dieser Aufschrift hofften und wünschten wir nicht blos den abgekürzten Inhalt der erwähnten Edikte und Verordnungen, sondern auch, so weit es darinn angeführt worden, ihre Veranlassung und die Gründe des gegebenen Gesetzes zu finden, und zwar letzteres mit den beybehaltenen Worten des Gesetzgebers. Aus demjenigen, was das Gesetz veranlasset und bestimmet hat, kann man erst den Geist desselben genau kennen und beurtheilen lernen, und die Sprache, worinn Necker den König zu seinen Unterthanen reden ließ, gehöret mit zur Charakteristik desselben. Von ersterem ist aber nur weniges durch einige Anmerkungen supplirt worden, und von der Art, wie der Gesetzgeber seinen Willen bekannt macht, erfährt man gar nichts, weil, wie billig, das, was geboten und verboten worden, der Kürze wegen nur seinem Inhalte nach geliefert ist. Wir zweifeln daher, daß obige Sammlung ihrem Zwecke Gnüge thun werde.

F.

Grundriß der Staatswirthschaft zur Belehrung und Warnung angehender Staatswirthe, entworfen von dem Verfasser des Lehrbegriffs sämtlicher ökonomischen und Cameralwissenschaften. Frankf. am Mayn 1782, bey Varrentrapp, Sohn und Wenner. 18 Bogen 8.

Der

Der ruhmwürdige Trieb des Verfassers dieses Werks, in allen Fächern der Staatswissenschaften diejenigen Grundsätze immer weiter auszubreiten, welche die allgemeine Wohlfahrt mit der Glückseligkeit der einzelnen Unterthanen in wechselseitige unzertrennliche Verbindung bringen, legt sich aus obigem Grundrisse aufs neue zu Tage.

Es nimmt der Verf. bey selbigem zwey Endzwecke der Staatswirthschaft an. Sie soll nämlich einmal die Nationen in den Stand setzen, reichliche Einkünfte zu erwerben, und zweytens den Staat mit hinreichenden Einkünften zu den Staatsausgaben versorgen: daher ist denn ihr Augenmerk auf die Gewinnung, Erhaltung und Vermehrung der Güter gerichtet. Ueber diese Gegenstände werden von dem Verf. drey Hauptbetrachtungen angestellet. Erstlich zeigt derselbe die Mittel und Maasregeln, welche eine aufgeklärte Staatswirthschaft anzuwenden habe, um die Glückseligkeit der Menschen zu befördern, die Reichthümer des Staats zu erhalten und ohne Aufhören zu vermehren. Zweytens sucht derselbe das Volk von der Verbindlichkeit zu überzeugen, die weisen Maasregeln der Obern durch Folgsamkeit und Anstrengung ihrer Leibes- und Gemüthskräfte zu erleichtern. Drittens aber beschäftiget sich solcher damit, die Zauberkunst der Miethlinge und ungerechten Staatswirthe aufzudecken, die Irrenden hingegen auf den rechten Weg zurückzubringen.

Sämmtliche Abhandlungen über obige Materien sind in acht und zwanzig Hauptstücke vertheilt, wovon die funfzehn ersten folgende Ueberschriften führen: 1) Grundsätze der Staatswirthschaft, oder allgemeine Haushaltungskunst; 2) die Vermehrung der Einwohner, nebst den Hülfsmitteln und daraus erwachsenden Vortheilen betrachtet; 3) vernünftige Erziehung und zweckmäßige Sitten sind das erste Beförderungsmittel der Glückseligkeit des Staats; 4) die Vervollkommung der Ackerkultur; 5) Bergwerke und Schmelzwesen; 6) Manufakturen und Fabriken; 7) die Commerzien oder der Kaufhandel; 8) allgemeine Grundsätze zu Gründung und Beförderung blühender Commerzien; 9) Hülfsmittel zu Beförderung der Commerzien und des ganzen Nahrungsstandes; 10) Grundsätze und verschiedene Gestalten der Auflagen; 11) zweckmäßige Erleichterungsmittel zu Beförderung fortdaurender Glückseligkeit eines Staats; 12)

Grund haben. So sind z. B. die mit der Berliner Bank nach und nach getroffenen Aenderungen gar nicht erwähnt worden.

F.

Sammlung der vornehmsten Edikte und königlichen Verordnungen fürs Finanz- und Commerzwesen in Frankreich, welche während der Finanzadministration des Herrn Neckers gegeben worden sind. Ein Auszug aus den gedruckten und protokollirten französischen Originalen. Gotha bey Carl Wilhelm Ettinger 1783. 11 B. 8.

Unter dieser Aufschrift hofften und wünschten wir nicht blos den abgekürzten Inhalt der erwähnten Edikte und Verordnungen, sondern auch, so weit es darinn angeführt worden, ihre Veranlassung und die Gründe des gegebenen Gesetzes zu finden, und zwar letzteres mit den beybehaltenen Worten des Gesetzgebers. Aus demjenigen, was das Gesetz veranlasset und bestimmet hat, kann man erst den Geist desselben genau kennen und beurtheilen lernen, und die Sprache, worinn Necker den König zu seinen Unterthanen reden ließ, gehöret mit zur Charakteristik desselben. Von ersterem ist aber nur weniges durch einige Anmerkungen supplirt worden, und von der Art, wie der Gesetzgeber seinen Willen bekannt macht, erfährt man gar nichts, weil, wie billig, das, was geboten und verboten worden, der Kürze wegen nur seinem Inhalte nach geliefert ist. Wir zweifeln daher, daß obige Sammlung ihrem Zwecke Gnüge thun werde.

F.

Grundriß der Staatswirthschaft zur Belehrung und Warnung angehender Staatswirthe, entworfen von dem Verfasser des Lehrbegriffs sämtlicher ökonomischen und Cameralwissenschaften. Frankf. am Mayn 1782, bey Varrentrapp, Sohn und Wenner. 18 Bogen 8.

Der

Der ruhmwürdige Trieb des Verfassers dieses Werks, in allen Fächern der Staatswissenschaften diejenigen Grundsätze immer weiter auszubreiten, welche die allgemeine Wohlfahrt mit der Glückseligkeit der einzelnen Unterthanen in wechselseitige unzertrennliche Verbindung bringen, legt sich aus obigem Grundrisse aufs neue zu Tage.

Es nimmt der Verf. bey selbigem zwey Endzwecke der Staatswirthschaft an. Sie soll nämlich einmal die Nationen in den Stand setzen, reichliche Einkünfte zu erwerben, und zweytens den Staat mit hinreichenden Einkünften zu den Staatsausgaben versorgen: daher ist denn ihr Augenmerk auf die Gewinnung, Erhaltung und Vermehrung der Güter gerichtet. Ueber diese Gegenstände werden von dem Verf. drey Hauptbetrachtungen angestellet. Erstlich zeigt derselbe die Mittel und Maasregeln, welche eine aufgeklärte Staatswirthschaft anzuwenden habe, um die Glückseligkeit der Menschen zu befördern, die Reichthümer des Staats zu erhalten und ohne Aufhören zu vermehren. Zweytens sucht derselbe das Volk von der Verbindlichkeit zu überzeugen, die weisen Maasregeln der Obern durch Folgsamkeit und Anstrengung ihrer Leibes- und Gemüthskräfte zu erleichtern. Drittens aber beschäftiget sich solcher damit, die Zauberkünste der Miethlinge und ungerechten Staatswirthe aufzudecken, die Irrenden hingegen auf den rechten Weg zurückzubringen.

Sämmtliche Abhandlungen über obige Materien sind in acht und zwanzig Hauptstücke vertheilt, wovon die funfzehn ersten folgende Ueberschriften führen: 1) Grundsätze der Staatswirthschaft, oder allgemeine Haushaltungskunst; 2) die Vermehrung der Einwohner, nebst den Hülfsmitteln und daraus erwachsenden Vortheilen betrachtet; 3) vernünftige Erziehung und zweckmäßige Sitten sind das erste Beförderungsmittel der Glückseligkeit des Staats; 4) die Vervollkommung der Ackerkultur; 5) Bergwerke und Schmelzwesen; 6) Manufakturen und Fabriken; 7) die Commerzien oder der Kaufhandel; 8) allgemeine Grundsätze zu Gründung und Beförderung blühender Commerzien; 9) Hülfsmittel zu Beförderung der Commerzien und des ganzen Nahrungsstandes; 10) Grundsätze und verschiedene Gestalten der Auflagen; 11) zweckmäßige Erleichterungsmittel zu Beförderung fortdaurender Glückseligkeit eines Staats; 12)

Untersuchung der Fragen, ob eine unbegränzte Anhäufung der Reichthümer vortheilhaft, der Luxus aber unter allen Umständen nachtheilig sey; 13) allgemeine Pflichten der Unterthanen, sowohl gegen den Staat, als gegen sich selbst; 14) unmittelbare Pflichten der Unterthanen; 15) mittelbare Pflichten der Unterthanen. Das Sechszehnte bis zum acht und zwanzigsten Hauptstücke enthält Fehler und Vernachlässigungen bey allen in den vorhergehenden Hauptstücken benannten Gegenständen.

In einem Grundrisse darf man nicht erwarten, daß jene reichhaltige Materien ihrem ganzen Umfange nach erschöpft seyn sollten. Wer dieses voraussetzt, dem wird der Verf. hinlänglich Gnüge leisten. Gleichwohl können wir dessen nützliche Arbeit nicht aus den Händen legen, ohne einige Anmerkungen über dieselbe hinzuzufügen.

Zuförderst wünschten wir, daß hier und da mehr der Weg der Demonstration als bloßes Raisonnement zum Beweise verschiedener vorgetragenen Wahrheiten gebraucht wäre, da jene theils mehr Ueberzeugung als dieses giebt, theils aber solchen, welchen die Schrift gewidmet ist, zu einer desto bessern Befestigung ihrer Grundsätze Anleitung darbietet. Nächstdem scheinet es uns auch, als wenn bey einigen angeführten Sätzen schärfere Genauigkeit in Bestimmung derselben hätte angewendet werden können. So heißt es z. B. S. 127. „Der Unterthan ist schuldig, im Fall der „Noth sein Vermögen oder den Hauptstamm selbst anzugreifen, die Unterthanenpflicht ist hierunter ganz uneinge„schränkt.“ Sollte es nicht gefährlich seyn, einen so allgemeinen Satz angehenden Staatswirthen einzuprägen, ohne genau anzuführen, in welchen Fällen der Noth eine solche Aufopferung des Vermögens statt finde, und hat nicht wenigstens von der Seite jene Pflicht Schranken, daß der Staat verbunden ist, dergleichen Aufopferung zu vergüten? Ferner wird S. 198 gesagt, „Gesetze der rechtmäßigen „obersten Gewalt sind als Resultate des allgemeinen Willens „anzusehen.“ Gilt das unbedingt, so hängt die Gerechtigkeit der Gesetze nur allein von der Rechtmäßigkeit der obersten Gewalt ab, und diese kann, ohne Ungerechtigkeit zu begehen, ungerechte Gesetze geben, welche verwerfliche Lehre des Verf. hinlänglich bekannten reinen Grundsätzen geradezu widersprechen würde. Doch wir erinnern dieses blos aus

Recen-

Recensentenpflicht, keinesweges aber um den Verf. über etwas zu chikaniren, das lediglich seinen Grund in einer vernachläßigten Bestimmtheit hat, mit dessen Lehrgebäude hingegen gar nicht übereinkömmt. Vielmehr würden wir es selbst äußerst mißbilligen, wenn sich jemand dergleichen Schlußfolgen im Ernst wider einen Mann erlauben wollte, der, wie der Verf. S. 280 thut, mit so nachahmungswürdiger Bescheidenheit und völliger Verleugnung aller Vorliebe von seinem eignen Unterrichte urtheilt. Allen denen aber, die solchen für sich entbehrlich halten, empfehlen wir noch schließlich zu weiterer Beherzigung, was der Verf. am angezogenen Orte mit folgenden Worten einzuschärfen sucht: „Die Erkänntniß unsrer eingeschränkten und der Gefahr zu „irren blosgestellten Kräfte sollte alle Menschen zu der aus„gesuchtesten Behutsamkeit bewegen, insbesondre aber junge „Leute, denen die Leichtgläubigkeit am natürlichsten ist, ver„anlassen, in die Systeme ihrer Lehrer, ja in alle mensch„liche Kenntniß, vornehmlich aber ein jeder in seine eigene „Urtheile ein gewisses Mißtrauen zu setzen, folglich nichts „ohne genaue und unpartheyische Prüfung für wahr zu hal„ten."

Pt.

Berichtigungen berühmter Staats- Finanz- Polizey- Cameral- Kommerz- und ökonomischer Schriftsteller dieses Jahrhunderts; von dem Verfasser des Lehrbegriffs sämmtlicher ökonomischer und Cameralwissenschaften. Erster Band. 1781. 1 Alph. 6 B. Zweyter Band 1782. 1 Alph. 10 B. Dritter Band 1782. 1 Alph. 8 B. Vierter Band 1783. 1 Alph. 6½ B. Frankf. am Mayn, in der Eßlingerschen Buchhandl.

Recensent glaubt bey der Anzeige dieses brauchbaren Buches, sich um so eher kurz fassen zu können, da die gesammten Schriften des arbeitsamen Verfassers mit verdientem Beyfall aufgenommen werden. Das Unternehmen scheint freylich etwas sonderbar; indessen bleibt es doch immer eine sehr nutzbare Arbeit, indem nicht nur Anfänger, sondern auch kundige Cameralisten Gelegenheit haben, die

oft widerstreitende Meynungen der Schriftsteller und des Verfassers zu prüfen, und ein und eben denselben Gegenstand aus mehr als einem Standpunkt zu betrachten. Die Schriftsteller, die hier zur Schau geführt werden, sind in nachstehender Ordnung folgende:

Bielefelds Lehrbegriff der Staatskunst. Die einzelnen Einwürfe abgerechnet, tadelt der Verf. im Ganzen genommen an diesem Werke: daß keine der hier abgehandelten Wissenschaften gehörig geordnet, zergliedert und in bestimmte Gränzen gesetzt wäre. Da dies Buch insonderheit für die Erziehung eines Prinzen bestimmt worden, so kämen zu viel unnütze Kleinigkeiten darinn vor; überhaupt wäre für diejenigen, die sich auswärtigen Geschäften widmen wollten, viel zu viel, und für die, die sich zu den innern Landesangelegenheiten geschickt machen wollten, zu wenig darinn abgehandelt.

von Kaisers Baurenphysik erhält das verdiente Lob; außer daß die Lehre vom Düngen, vom Anbau der Futterkräuter und die eigentlich ganz physikalische Theorie von der Nahrung der Pflanzen hie und da berichtiget wird. V. behauptet bey dieser Gelegenheit noch immer die Verwandlung der Gewächse, wie z. B. des Hafers in Rocken und Weitzen, wovon Rec. sich indessen noch nicht überzeugen kann.

Sonnenfels Grundsätze der Polizey, Handlungs- und Finanzwissenschaft. Nach vorher ertheiltem nicht geringen Lobe wird vorzüglich der so oft gerügte Sonnenfelsische Begriff der Polizey angefochten, und hierauf werden die folgenden Lehren zum Theil sehr umständlich geprüft. Mit Recht eifert der Verf. gegen die vorgeschlagene Sittenkommißion. Die Mittel, die Landwirthschaft emporzubringen, werden untersucht, und verschiedene verworfen. Ausführlich und mit vielem Scharfsinn wird die wichtige Frage untersucht: ob es anzurathen sey, daß der Staat in dringenden Umständen geringhaltige Münzen ausprägen lasse. Der V. will gegen Sonnenfels durchaus nicht, daß Fremden der Ankauf liegender Gründe erschwert werden soll. (Sollte aber nicht wirklich mit der Zeit ein Land darunter leiden, wenn Fremde sich zu stark ankaufen, die den größten Theil des reinen Ertrags ihrer Güter jährlich aus dem Lande ziehen? Der geringe Aufwand, der von ihren Pächtern oder Berech-

nern

nern gemacht wird, kann unmöglich im Vergleich des Verlusts so ansehnlicher Summen beträchtlich seyn; am wenigsten wenn diese Summen im Gebiet eines kleinen Reichsfürsten der Cirkulation entzogen werden.) V. wiederholt hier abermal den gegen Bielefeld schon vertheidigten Satz: daß die Staatsausgaben sich durchaus nach der Einnahme richten müßten; auch schränkt er, wie billig, die Sonnenfelsische Meynung in engere Gränzen ein: daß die Staatseinkünfte beständig vermehrt werden müßten; von der Accise sehr viel, wo Sonnenfels größtentheils widerlegt wird.

Seckendorfs Fürstenstaat und **von Heß Staatsschriften** — (ein ungleiches Paar!!) erhalten ohngeachtet des hie und da mangelhaften, ihr gebührendes Lob.

Neckers Rechnung, dem Könige übergeben. V. findet hier wenig Berichtigungen, sondern ist vielmehr voll vom Lobe dieses allerdings seltenen Mannes.

Münchhausens freyer Kornhandel; von Justi Natur und Wesen der Staaten; Reinhards vermischte Schriften und **Leons Staatskunst**, erhalten ihr gebührendes Lob und werden hie und da mit vieler Bescheidenheit widerlegt.

Genoresi Grundsätze der bürgerlichen Oekonomie erhalten, außer einigen Anmerkungen, das Lob, das ihnen von Rechtswegen gebühret.

Die im Jahr 1777 herausgekommnen **Briefe über den gegenwärtigen Zustand von England** haben, einige Bemerkungen abgerechnet, ebenfalls den Beyfall des Verfassers.

D. Smiths Untersuchungen der Natur und Ursachen von Nationalreichthümern werden an manchen Stellen widerlegt; unter andern will der Verf. nicht zugeben, daß durch erhöhten Arbeitslohn die Industrie angestrengt und eine größere Quantität Waare geschafft werde.

Christs Unterricht von der Landwirthschaft und Verbesserung des Feldbaus wird an vielen Orten berichtigt, obwohl der V. im Ganzen genommen, mit dem Buche zufrieden ist.

Bey der Anzeige von **Neckers allgemeinem politischen und ökonomischen Administrationssystem** ist der V. gleich zu Anfange mit Neckers Behauptung sehr unzufrieden: daß die Lehre von der Administration noch von

 keinem

keinem einzigen Schriftsteller in deutlicher Ordnung abgehandelt worden. Der Leser wird hier oft sehr treffende Einwürfe gegen Neckers Behauptungen finden.

Sammlung aller Werke, so für und wider Herrn Necker zum Vorschein gekommen. Diese Abhandlung ist in der That lehrreich, indem man hier Gründe und Gegengründe, die unpartheyisch gegen einander abgewogen werden, koncentrirt beysammen findet. Auch Herrn Schlettweins Prüfung, im dritten Bande seines Archivs, paßirt bey dieser Gelegenheit die Musterung.

Schlettweins Archiv, erster Band, (und im vierten Theil auch der) **zweyte und dritte Band.** Wer die Grundbegriffe des Verf. und besonders seinen Antiphysiokraten kennt, der wird schon vermuthen können, daß Schlettwein hier eine schwere Musterung zu paßiren hat.

Des Grafen von Veri Betrachtungen über die Staatswirthschaft. Verf. hält sich hier lange bey der Lehre von Auflagen auf, und eifert mit dem Grafen gegen das physiokratische System.

Mit **Cramers Anleitung zum Forstwesen** ist der Verf. sehr zufrieden, und schaltet hie und da nicht unbeträchtliche Ergänzungen ein.

Sogar des kurzweiligen **Genuins Sabellares patriotischer Commerzpedell** ist der Aufmerksamkeit des Verf. nicht entgangen. Es werden bey dieser Gelegenheit manche nützliche Wahrheiten aufs neue gesagt.

Auch das vortreffliche Buch des Marquis von **Mirabeau: der politische und ökonomische Menschenfreund,** das sich schon sehr oft Lob und Tadel unterwerfen müssen, kömmt von dem Richterstuhl unsers Verf. nicht so ganz unangefochten durch.

Vom Nutzen und Schaden der Monopolien. Zwo Preisschriften von **Quirl** und **Klipstein.** (m. s. S. des Theils dieser Bibl.) Die Gränzen, die in beyden Abhandlungen für die Monopolien festgesetzt sind, werden hier, wie auch recht und billig war, beträchtlich enger zusammengezogen.

Rec. wünscht übrigens recht sehr, daß die veränderte Lage des Verf. ihm nicht abhalten möge, dies angenehme und lehrreiche Werk fortzusetzen.

Mn.

Joh.

Johann Heinrich Ludwig Bergius, Sammlung auserlesener deutschen Landesgesetze, welche das Polizey- und Cameralwesen zum Gegenstande haben. Viertes Alphabet; mit gedoppelten Register über die vier Alphabete. Frankfurt am Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung, 1783. 280 S. 4.

Es ist dies das letzte Alphabet, das aus der Sammlung des verstorbenen Verfassers erscheint. Wir haben unsere Meynung über diese Sammlung bereits bey der Anzeige der drey ersten Alphabete angegeben und finden daher nichts, welches wir dieser Anzeige hinzusetzen könnten.

Hg.

Johann Beckmann, ordentlichen Professors der Oekonomie, Sammlung auserlesener Landesgesetze, welche das Polizey- und Cameralwesen zum Gegenstande haben. Erster Theil. 338 S. 4. Frankfurt am Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung. Oder:

Johann Heinrich Ludwig Bergius, Sammlung auserlesener deutschen Landesgesetze, welche das Polizey- und Cameralwesen zum Gegenstande haben; fortgesetzt von Johann Beckmann, ordentlichen Professors der Oekonomie. Fünftes Alphabet.

Diese unter gedoppelten Titel erschienene Schrift hat den gelehrten Hrn. Professor Beckmann zum Urheber, der zum wärmsten Dank des ganzen cameralistischen Publikums sich dieser Fortsetzung der Bergiusschen Sammlung unterzogen hat. Sie ist mit eben dem Geiste zusammengetragen, wie jene, und wird auch daher die willkommne Aufnahme finden, die jene gefunden hat.

Bf.

Zufällige Gedanken über Zucht- und Arbeitshäuser, über nützliche Feueranstalten und über die Gesindeordnung; von einem Patrioten. Augsburg, bey Conrad Heinrich Stage, 1782. 8 Bogen. 8.

Freylich sind die hier vorgetragenen Wahrheiten schon oft und gut genug an mehrern Orten gesagt worden; indessen ist doch immer die Absicht des patriotischen Verfassers zu loben. Uebrigens kann diese kleine Schrift nur höchstens für Bayern interessant seyn, weil sich alles auf Lokalumstände bezieht, und selbst dort möchten verschiedene von den hier geäusserten Vorschlägen schwerlich ausführbar seyn.

Mb.

Cahier aus meinem Portefeuille Lit. G. Lecture von 1781. Finanzsachen. Hamburg, 1782. 11 Bogen. 8.

Es werden hier über die vier Schriften: Neckers Compte rendu; Fabricius von der Volksvermehrung; über die jetzige Cameralverwaltung in Frankreich, und über die dänische Uebersetzung von Neckers Compte rendu Anmerkungen gemacht, die von der Einsicht und genauen Lokalkenntniß des Verfassers zeugen. Vor allen Dingen verdienen seine Bemerkungen über den Zustand der dänischen leibeigenen Bauern, die dem Herzen des Verfassers Ehre machen, wohl beherzigt zu werden.

Mn.

Merkwürdige Schriften von der Freyheit des Handels. Aus dem französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, herausgegeben von J. M. D. Faumont. Prag und Wien. Bey J. F. Edlen von Schönfeldt, 1782. 8 Bogen. 8.

Enthält eine Uebersetzung der Abhandlung des Marquis von Belloni, aus der französischen Encyklopädie vom

Jahr

Jahr 1751 ein Schreiben gegen diese Abhandlung nebst der Beantwortung derselben, die beyde in eben dem Theil der Encyklopädie befindlich sind. Gesammte Abhandlungen haben die allgemeine Handelsfreyheit zum Gegenstand, wogegen hier gestritten wird. Die Schriften waren immer der Uebersetzung werth; uns sind die Anmerkungen des Uebersetzers nicht ganz uninteressant, nur hätte er sich eines reinern deutschen Styls befleißigen sollen.

Mn.

XIV. Kriegswissenschaft.

Taktischer Versuch zur Bildung einer Armee, beschrieben vom Baron von ô Cahill, kön. Französischen Officier. Mit 12 Kupf. Nach dem teutschen Original-Mscrpt abgedruckt. Carlsruhe bey Michael Maklot. 1783. kl. 8. 1 Alph. 1 B. Text. 2 Bog. Vort. ꝛc. 2 Bog. Tabellen.

Dieß Buch hat in einem gewissen Betracht manches Sonderbare. Der Verf. ist dem Namen nach ein Irreländer; er steht in französ. Diensten; schreibt über die Kriegskunst ein deutsches Werk, und dedicirt es an den Erbstatthalter von Holland. Es ist eins von den hundert militärischen Büchern, die mit weniger Veränderung aus neun und neunzig andern, und zwar nicht selten ohne die nöthige Kenntniß der Dinge zusammengestoppelt sind. — Das Werk erstrecket sich über Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Ingenieurs und leichte Truppen; in ihrer Formirung, Bewaffnung, Verpflegung, in ihrem Exerciren und Gebrauch im Kriege. Gewiß ein weitläuftiges Feld! Der Anfang des Buchs ist das allerbeste darinn. Der Verf. dient gewiß bey der Inf. Er hat Armeen gesehn, und was er von Werbung und Verpflegung, auch Equipirung des Infanteristen sagt, ist zwar weder neu, noch ganz richtig, aber doch nicht

ohne Grund, und giebt Stoff zum Nachdenken; und dies ist auch der Fall bey dem Meisten dessen was er über eben diese Gegenstände in Ansehung der andern Arten von Truppen sagt. Zumal ist der Vorschlag von einem Reserve-Trupp bey jedem Korps, woraus sie rekrutirt werden, sehr gut. Diesen Gedanken hatten die Hannoveraner in den letzten Zeiten des siebenjährigen Krieges zu ihrem großen Nutzen wirklich ausgeführt in ihrem sogenannten Depôt. Aber weiterhin ist das Buch von gar keinem Nutzen. Gleich S. 39 vom Marsch verfällt der Verf. in den Irrthum der Franzosen, die sich vorstellen, Infant. könne im Maße eben so gehen wie ein einzelner Mensch. Der gewöhnliche Schritt soll 18 bis 20 Zoll lang, und à 80 p. Minuten seyn. Der Manöverschritt soll 140 bis 150 p. Min. halten; der Sturmschritt aber 220. Mit dem zweyten läßt er fast alle seine Evolutionen machen. Allein erstlich würde dabey so gar viel nicht gewonnen werden, weil sein Schritt kürzer ist als der Soldatenschritt zu seyn braucht. Zweytens ist es auch unmöglich so geschwinde in Reihe und Gliedern zu marschiren. Man kann dabey weder Tritt noch Richtung halten, und sich nicht verhindern die Vordermänner auf den Hacken zu treten, weil man bey so einem Schritte gar nicht Herr von seinem Körper bleibt. Das sind also Schimären. In die Untersuchung der vorgeschlagenen Evolutions sich einzulassen, wäre viel zu weitläuftig, ohne die Mühe zu belohnen. Einige Stellen bringen uns auf die Vermuthung, daß der Verf. irgend einen Aufsatz von preußis. Manövres in Händen gehabt, dergleichen manchmal die Officiere für sich aufsetzen, und ihn nicht durchgehends verstanden, oder durch die Anwendung auf seine Bataillons-Eintheilung und auf seine anderwärts hergeholten Ideen verdorben hat; denn manchmal ist eine Stelle viel besser ausgedrückt und angegeben als das Uebrige. Freylich ist es nicht leicht, Manövres durch bloße Beschreibungen deutlich zu machen, und das Unglück ist, daß die Zeichnungen ganz und gar nicht ordentlich gemacht sind, und also die Confusion eher vermehren als verhüten. Wer kann z. E. aus der Bewegung, die Fig. XXI. gezeichnet und S. 160 ff. beschrieben ist, klug werden? und so verhält sichs mit gar vielen der übrigen. Was Hr. ô Cahill von der Taktik der Cavallerie sagt, ist noch weniger erträglich. Rec. beruft sich auf das ganze siebente Kap. S. 252 ff. und führt nur

nur folgendes zum Beweis an. Wenn Cavallerie den Feind auf eine Entfernung von 900 Schritt angreifen will, so muß sie 300 Schritt im kurzen, 300 im sehr starken Trab; 240 im Galopp und die letzten 60 in völligem Galopp, wobey das Pferd ganz zügelfrey sich gleichsam dem Fliehen überlassen ist, gemacht werden. (Welche Ausdrücke! kunnte denn der Verf. das Wort, Carriere, nicht?) dabey müßte aber vorausgesetzt werden, daß die feindliche Reuterey unbeweglich bliebe, und das wäre alsdenn wohl eine elende Reuterey. Am allerschlechtesten ist aber das, was vom Artillerie- und Ingenieurwesen gesagt wird. Da hat der Verf. recht ohne alle Kenntniß aus den Artilleriebüchern, die er bey der Hand hatte, ausgeschrieben: daher kommen z. B. die beyden Tabellen, die diesem Werke eben so fremd sind, als eine Tabelle von den Medikamenten, die zu einer Feldapotheke gehören. Der Verf. scheint sich einzubilden, daß dort die Kanonen von allem, was man Batterie nennt, hinter einer Brustwehr und einem Graben stehen und durch Schießscharten, die er S. 300 Schießlöcher nennt, feuern. Damit man aber nur ein wenig sehe, weß Geistes Kind der Verf. ist, so wollen wir nur noch eins und das andere aus seinem Buche anführen. Alle Fälle, wo die eine Armee die andere nicht mit ihrer ganzen Front angreift, nennt er Ordre oblique; und den Grund, warum man heut zu Tage fast immer auf diese Art angreift, giebt er folgendermaßen an S. 179: „Da die Ordre parallele, mit welcher man den Feind mit der ganzen Front zugleich angreift, zu viel Blut kostet: so bedient man sich „derselben bey gesitteten Völkern gar nicht mehr, oder sehr „selten; man sieht ein, wie schädlich es sey, eine so große „Menge Menschen auf Geradewohl zu vernichten, wie ehemals die Hunnen u. s. w.“ Wenn der Leser das Uebrige über diese Materie selbst nachlesen will, so wird er noch viel sehr Seltsames darinn finden, womit man hier den Platz nicht verderben darf. Nach S. 206 will er aber, daß Infanterie auf Infanterie immer mit Säbel oder Bajonett attaquiren und recht handgemein werden sollte, welches mit der obigen Barmherzigkeit, als der Quelle der Ordre oblique, seltsam kontrastirt. Solche Widersprüche, die recht den bezeichnen, der da schreibt, ohne gedacht zu haben, nimmt sich der Verf. gar nicht übel. Z. E. S. 264 versichert er, man könne

könne beynahe allemal der Wirkung der Artillerie ausweichen, und nach S. 294 sollen fast alle Schlachten durch das Kanonenfeuer entschieden werden. Unter die lächerlichen Vorschläge rechnet Rec. auch die, wenn der Effekt gewisser Dinge, als Schnurbärte u. dgl. auf den Feind, um ihm Schrecken einzujagen, sehr gerühmt wird. S. 246. 47. Man höre nur der Seltenheit wegen jene Stelle, wo die schwarze Montirung für die Artillerie sehr angepriesen wird. S. 269 Im äußersten Grade schreckbar, sagt er, würde es wenigstens aussehen, mit Kanonen und Pulver und brennender Lunde und Blitz und Knall und Feuer und — schwarz, o! schrecklich, wie Nacht, Hölle, Tod und Teufel. Unter die poßierlichen Einfälle gehört auch gewiß der: glühende Kugeln auf die Drehbank zu bringen und sie nach allen Calibers abzudrehen oder abzudrechseln. S. 272. Da trift das Sprichwort ein: er hat läuten hören und weis nicht wo die Glocken hängen. Für einen Fremden, wenn das der Hr. Baron ist, schreibt er ziemlich gut deutsch, wiewohl lange nicht gut genug, um ihn zu rechtfertigen, daß er diese Sprache vorzüglich gewählt hat; denn auch in dem Betracht hat das Buch viel Seltsames. Hiezu rechnen wir vorzüglich die Interpunktion. Die einzigen Unterscheidungszeichen sind Punkte und Comma's: und letztere in so ungeheurer Menge angebracht, daß sie einen verwirren. Oft werden französische Kunstwörter ohne Noth gebraucht, als Ordre parallele, oblique, mince, profond rc. andremale werden wieder allgemein angenommene durch Deutsche viel unbekanntere übersetzt: als Feldbinde statt Scherpe; Degenquaste statt Portepee; oder noch besser Feldzeichen; Flügelmerkmale statt Point de Vüe. Manchmal werden die bekannten französischen Kunstwörter daneben deutsch erklärt; manchmal die weit unbekanntern aber nicht, z. B. Points intermediaires S. 98. Point Directeur S. 166 sind nicht erklärt. Oft werden französische Wörter durch deutsche erklärt; oft aber auch deutsche durch französische, als S. 367 f. Umarmen und Umarmung durch Embraßiren, auch wohl deutsche durch andre deutsche, als Feldscheers durch Wundärzte. Wir meynen nun den Leser unsrer Bibl. in Stand gesetzt zu haben, von dem Werth des Buches zu urtheilen, und in wie fern es seiner Absicht entspricht oder nicht. Wk.

XV. Haus-

Des Freyherrn von A..., Französ. Obristen der Infanterie, nöthiger Unterricht zur wahren Bildung eines Officiers; in einigen auf Erfahrung und Nachdenken gegründeten Lehren eines Vaters an seinen Sohn. Aus dem Französ. übersetzt. Dresden bey Walthern 1783. 8. 21½ Bogen.

Ohngeachtet in diesem Buch nichts eigentlich Neues oder Unbekanntes steht, sondern vielmehr das mehreste aus andern Schriftstellern entlehnt, und öfters ausgeschrieben ist, wie der Verf. selbst sagt: so ist es doch ein nützliches Buch, voller guten und gut ausgedrückten Lehren, die man Officieren nicht genug anrathen kann zu lesen und zu beherzigen; denn sie sind nichts weniger wie übertrieben oder pedantisch, sondern wirklich, wie im Titel steht, auf Erfahrung und Nachdenken gegründet. Nachdem der Verf. in acht Kapiteln von der moralischen Bildung des Officiers gehandelt, so kömmt er im neunten auf die einem Soldaten nöthigen Wissenschaften. Auch hier steht viel Gutes, obgleich der Verf. in diesem Fache selbst nicht so mag bewandert gewesen seyn, daß er was recht Durchdachtes hätte liefern können. Unter dem Nützlichen rechnen wir doch auch, was hier von den Schußweiten der Kanonen und ihrem Gebrauch steht, wovon so viele Officiers keine Begriffe haben, da sie allen doch so höchstnöthig sind. Dabey ist ein Fehler von Seiten des sonst guten Uebersetzers begangen worden, der aber Verwirrung veranlassen kann. Er hat Toisen durch Ruthen übersetzt: und so heißts S. 304. die Horizontalportee (warum nicht lieber horizontale Schußweite) der Flinten sey auf 180 Ruthen gesetzt worden: allein das Feuer der Infanterie thue erst auf 80 Ruthen eine große Wirkung. Schon von Toisen, die ohngefähr ½ Ruthe ausmachen, ist das nicht ganz richtig, wie viel weniger von Ruthen.

Pb.

Des Ritters du Teil nöthiger Unterricht, den Gebrauch der neuern Feldartillerie betreffend, für Of-

Officiers von allen Waffen; aus dem Französ. übersetzt mit Anmerk. von J. H. Malherbe, Lieut. beym Sächs. Feld-Artilleriecorps. Dresden, bey Walther 1783. 11 Bog. 4 Kupf. 8.

Sehr nützlich wäre freylich ein Werk, das die Officiers von allen Arten von Truppen, über den Gebrauch der Feldartillerie, in allen Vorfallenheiten des Krieges belehrte. Tiefe artilleristische Kenntnisse sollte und müßte es nicht enthalten: aber das Brauchbare müßte darinn ordentlich und deutlich vorgetragen seyn. Und diese Bedingungen erfüllt dieses Werk unserm Bedünken nach gar nicht. Es ist in einem gewissen pretiösen Styl geschrieben, der viel sagen soll, aber wenig sagt; und unaufhörlich wenn man meynt, nun wird ein recht lehrreicher Artikel kommen, bricht der Verf. mit einem, **hierüber glaube ich genug gesagt zu haben; es wird nicht nöthig seyn, daß ich hierüber etwas weiter sage**, u. dgl. m. ab. Da der Uebersetzer in einigen seiner Anmerkungen sehr richtige Kenntnisse, vielen Fleiß und einen denkenden Kopf blicken läßt: so hätten wir gewünscht, daß er 1) eine deutliche und auch dem Nicht-Artilleristen angenehme Beschreibung der neuen Veränderungen in der französischen Artillerie, als einen Auszug aus dem Scheelschen Werke, geliefert hätte. Der in Böhms Magazin könnte zum Muster dienen, ob er gleich zu mager und die Zeichnungen zu dürftig ausgefallen sind. Denn das wäre immer sehr nützlich, wenn gleich der größte Theil dieser Erfindungen für uns Deutsche nichts weniger als eigentlich neu sind, wie Rec. gar leicht darthun könnte; 2) hernach das sehr wichtige Thema dieses Buchs nach Maasgabe der besten Schriftsteller, der gedienten Officiers seines Corps und seiner eignen Kenntnisse ausgearbeitet hätte: dann wäre etwas Gutes daraus geworden, und wir ermuntern ihn noch dazu, da ihn gewiß die du Teilsche Arbeit nicht abzuschrecken braucht. Wer indeß eine Idee von den französischen Artillerie-Veränderungen und ihrem Einfluß, so wie auch von dem, wozu Artillerie überhaupt im Felde zu gebrauchen steht, zu haben wünscht: der mag immer in Ermanglung eines bessern Buchs dieses einstweilen zur Hand nehmen.

Pb.

XV. Haus-

XV. Haushaltungswissenschaft.

Sammlung der neuern Schriften über die Vieharzneykunst, in vollständigen Auszügen und Uebersetzungen von Dr. W. J. C. Hermann, Herzogl. Mecklenburgischen Craisphysikus in Schwerin. Ersten Bandes erstes Stück. Stendal, bey D. C. Franzen und Grosse, 1783.

Der Hr. Verfasser, welcher schon durch sein Programm, Primae lineae nosologiae morborum animalium bekannt ist, will, um dem Verlust der durch Seltenheit und Kostbarkeit einzelner oft nur kleinen, aber daher auch um so leichter verlornen Schriften abzuhelfen, eine Sammlung aller Schriften älterer und neuerer Zeiten, die einigen wesentlichen Bezug auf die Vieharzneykunst haben, herausgeben, und sie in treuen Uebersetzungen aus allen Sprachen mittheilen, doch so, daß er das von einem Schriftsteller einmal vorgetragene bey einem der folgenden nicht wiederhole, sondern nur die neuere Bestätigung eines Satzes ganz kurz anzeige. Er theilt die Sammlung in zwey Haupttheile, in die der ältern und die der neuern Zeiten ein. In beyden legt er einen vollständigen Auszug des erstern Buchs, womit er die Sammlung anfängt, zum Grunde, und wird dann im Bezug auf die hierinn vorgetragene Lehren, die Auszüge der folgenden äußerst kurz liefern. Er fängt die Sammlung von den neuern Zeiten, und zwar von dem J. 1770 an; und trägt seine Urtheile über die Bücher und einzelne Meynungen dabey vor. Jährlich denkt er einen Band aus zwey Stücken, und zwar in Zukunft ein Stück der ältern, und eins der neuern Sammlung zu liefern.

Dieses erste Stück enthält nur einen weitläuftigen und gründlichen Auszug auf 158 Seiten aus des sel. Prof. Erxleben practischem Unterricht in der Vieharzneykunst.

Fz.

Ueber

Ueber das Anstecken der Viehseuche, die wahre und eigenthümliche Ursache derselben, und die eigentliche Vorbauungsmittel darwider. Zwey von der Berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde gekrönte Preisschriften, von Hrn. Petrus Camper u. s. w. und Hrn. Dr. Weiß; mit einigen Zusätzen. Greifswald, bey Anton Ferdinand Röse, 1783.

Der Herausgeber dieser beyden vortrefflichen Schriften, welche in den Werken der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde zwar eingerückt sind, aber wegen der Kostbarkeit der letztern, nicht so häufig benutzt werden, als sie es ihrer Wichtigkeit für Oekonomen und alle die, welche sich mit der Vieharzneykunst beschäftigen, unstreitig verdienen, verdient allen Dank, daß er sie durch den besondern Abdruck gemeinnütziger gemacht hat.

Ez.

Das Buch von Viehseuchen für Bauern. Von Johann Gottlieb Wolstein, Director und Professor der practischen Vieharzeney im kais. königl. Thierspitale. Wien, bey Joseph Edlen von Kurzbeck, kaiserl. königl. Hofbuchdrukker, Groß und Buchhändler 1783.

Es werden hier in verschiedenen Kapiteln und Abschnitten für den Landmann sehr wichtige Lehren in Ansehung der verschiedenen Arten der Seuchen, ihrer Ursachen, Warten des gesunden und kranken Viehes während ihrer Dauer, dem Gebrauche der Häute, dem Begraben der Todten, und Reinigung der Ställe in einer sehr populären Schreibart vorgetragen, und es ist daher zu wünschen, daß sie jeder Landmann lesen und beherzigen möge.

Ez.

Herrn

Herrn Hofraths J. C. Schubart praktischer Erweis, daß alle Schäfereyen ohne die äußerst nachteilige Trift und Hutung bestehen können, und diese abzuschaffen; die Fütterung der Schaafe aber in Horden auf dem Felde, im Hofe und im Stalle einzuführen sey. Ein Pendant und Heilmittel zu seiner Abhandlung: Hutung, Trift und Brache, die größten Gebrechen und die Pest der Landwirthschaft. Leipzig, in der J. G. Müllerschen Buchhandlung. 1783.

Was Hr. S. hier lehret ist zwar nicht neu noch unbekannt, denn schon in England, im Erfurtischen, Badischen und mehreren Orten trift man Schaafpferchfütterung an, und die Bemerkungen der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft vom J. 1760 schreiben eine ausführliche Lehre darüber praktisch vor. Demohngeachtet ist die Bestätigung durch einen neuen praktischen Erweis nicht unwillkommen, im Gegentheile nöthig; weil diese vortreffliche Sache, so der Landwirthschaft gänzlich aufhelfen könnte, noch nicht allgemein auf und angenommen werden will. Man muß daher dem Verf. vielen Dank wissen, daß er das neue und vortreffliche Beyspiel des fürstl. Anhalt-Dessauischen diesfalls zum Oberamt promovirten Holzhausens bekannt gemacht hat.

Wir dürfen von diesem Pendant zur Hutung, Trift und Brache nicht weitläuftig werden, ohne das ganze beynahe auszeichnen zu müssen. Er ist ja eben so, wie die Hutung, Trift und Brache, von der wir schon umständlich gehandelt haben, nur 2 Bogen stark: mithin kann der Leser diese zwey Groschen kostende Schrift leicht kaufen: er muß sie ganz lesen. Wir merken daher nur noch an, daß dieses gezeigte Verfahren unsern Erfahrungen nach gänzlich, und einzig und allein den Weg bahnen könne, daß zweyschürige Wolle eben so gut wie die einschürige werden möge: und dann verdient noch laut gesagt zu werden, daß diese Ausführung des Pachters und gewesenen Amtmanns Holzhausen, durch den Wunsch des menschenfreundlichen Fürsten von Anhalt-Dessau entstanden; eines Fürsten, der

zuerst Beyspiele im Grössen von dem so nützlichen Kleebaue und dem davon in Menge erzogenen Kleeheue zu Wörlitz aufstellte, so, daß die Vorbeyreisenden das Kleeheu in grossen Wetterhaufen (Feimen) mit Verwunderung zu einer Zeit ansahen, als andere Mangel an Viehfutter litten. In einer Anmerkung findet man noch am Schlusse ein vortreffliches Viehfutter, so der Freyherr von Stein aus grün, auf der Herelbank geschnittenen, und wie Sauerkraut eingemachten Klee bereitet hat: das um desto schätzbarer ist, da das dabey befindliche Salz das Aufblähen verhütet und das Wachsthum der Wolle ungemein befördert. Ein Umstand, dessen Nützlichkeit sogleich von selbst in die Augen fällt. — Auch wir schließen mit Schubarten: „Auf dann, ihr Edlen! „zeigt daß ihr edel seyd: der erste der freywillig ausübt, „was wohlthätig ist, ist der Edelste!“ und unter diese Zahl wird mit allem Rechte der Freyherr von Stein durch einen Auszug seines Schreibens gesetzet.

Sm.

Einleitung in die ökonomische und physikalische Bücherkunde, und die damit verbundenen Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten; von M. J. T. Müllern, zweyten Bandes erste Abtheilung, welche die litterarische und kritische Kenntniß der Bücher enthält. Leipz. im Schwickertschen Verlage 1782. 718 S. in 8.

Der V. versichert, daß sein Werk mehr eine Fortsetzung der ökonomischen und physikalischen Bibliothek des Hausvaters nach seinem Plane, (seiner) Einrichtung und Ordnung seyn solle; er wünscht daher, daß man sein Buch nicht nach einem jeden andern Ideale und Gesichtspunkte, sondern nach seiner Absicht beurtheilen möge. Dieß wollen wir uns gar gerne gesagt seyn lassen; zumal da der V. auch gern nach den Recensionen Berichtigungen anstellen will. Bey allem dem können wir doch nicht umhin, ihm unsre gänzliche Unzufriedenheit zu erkennen zu geben, daß er nicht lieber Gefallen tragen mögen, die Urtheile gleich unter die Titel zu setzen. Jetzt kann bey diesen zerstreuten Titeln und

Urthei-

urtheilen — die, ob sie zwar sehr zusammengedrängt worden, dennoch viele Unbequemlichkeit verursachen — nicht mehr anders als durch ein gedoppeltes Register geholfen werden; und das muß sehr distinkt auf den ersten und zweyten Theil verweisen, damit man auch alles zusammen verbinden und gehörig nutzen könne.

Der Verf. entschuldigt sich in der Vorrede wegen der Druckfehler: wir finden aber ein und andere gar zu merkwürdige, die wohl verdient hätten, bey der Entfernung vom Druckorte, wenigstens am Ende nachgeholt zu werden. Wer weis z. E. S. 16, wo eine Willmes Bibliothek zu finden sey? Willmes soll wohl Wöllners heißen? Eben also auch S. 67. und andern Orten. S. 8, 9 und 12. findet man Lünder statt Lüder; Schamwebers desgleichen S. 124, das Scharnwebers heißen sollte; und S. 227 Capmann anstatt Laxmann; S. 335 Holzbruten anstatt Holzbeuten. Sodann S. 337 Haupel statt Hampel; S. 342 Eimburg statt Limburg; eben da ist beym Titel, neues Bienenbuch, der Name des Verfassers ausgelassen: wir können aber diese Lücke nicht ergänzen. Der Verf. hat auch seine Quelle nicht angezeigt, woraus er sein Lob genommen: wir müssen also diese Ergänzung von ihm selbst erwarten. Auf eben dieser Seite wird sich über Ramdohr's gutes Bienenbuch auf das Urtheil der allgemeinen deutschen Bibliothek bezogen: dieses steht aber nicht im 42sten Bande S. 234, sondern S. 243. So finden wir noch viele Druckfehler, die einer Verbesserung wohl werth sind, wofern man anders wissen soll, wen und was der Verf. meynt. Auch Unrichtigkeiten bemerkt man hin und wieder: z. B. ist Verf. sehr irre, wenn er S. 21 will, daß Mayer seine Beyträge zur Aufnahme der Landwirthschaft seit 1778 unter dem Titel: Mein Garten, herausgebe. Der Garten befindet sich vielmehr in der achten Fortsetzung dieser Beyträge, davon bis 1782 die zehnte schon erschienen, und dies Werk damit geschlossen ist, obgleich noch einige Nachträge erscheinen. Es wäre Schade, wenn dieser Irrthum des Verf. daher käme, daß ihm oft die Quellen nicht zur Hand stehen; wie er S. 106 von der Hausmutter selbst sagt: daß er dies Buch, indem er sich darauf beziehet, jetzt nicht bey der Hand habe. Das sollte doch bey so wichtigen Arbeiten nicht statt

haben. Noch eine Probe: zweytens wissen wir, daß Springer nicht, wie es S. 467 heißt, Professor in Göttingen war.

Unter den Bienenbüchern hat der Verf. zwar S. 347 ein uns bis jtzt unbekanntgebliebenes, betitelt: Memoire sur les abeilles par M. *l'Abbé Bienayme*, a Paris 1780 angemerkt, aber auch ein desto merkwürdigeres ausgelassen: nämlich die Preisschriften, welche die Brüßler Akademie der Wissenschaften 1779 bekrönt hat; und die unter dem Titel: Memoires sur les questions proposées par l'Academie des sciences & belles Lettres de Bruxelles — à Bruxelles 1780 in 4. 18 Bogen (m. s. unsre Bibliothek 49. B. S. 552) erschienen sind. Eben so hat Verf. auch vorher bey den Krappschriften eines der wichtigsten, des Pfannenschmides nicht gedacht. Noch möchten wir wissen, was den Verf. veranlasset haben mag, zum Verfasser der 1767 zu Mannheim gedruckten und bekrönten Preisschrift, die ihm den Rebenstischer kennen gelernt hat, einen Riem, und dies, wie er selbst sagt, nur vermuthlich anzugeben? Was hat er für Wissenschaft und Recht dazu, so lang sich der Verf. nicht selbst nennen will? Dies beyseit gesetzt, so können wir uns doch nicht genug wundern, daß der Verf. nur aus diesen Schriften — die aber nicht von der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft, sondern von der Akademie der Wissenschaften bekrönt worden — den Rebenstischer kennen gelernt hat. Er hätte ihn noch besser aus den 1769 von der Akademie bekrönten, und in den Bemerkungen der Churpfälz ökonomischen Gesellschaft vom Jahr 1770, 2 Th. abgedruckten Preisschriften Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen, und von ihm zu reden, hatte er doch S. 123 dieses Bandes Bemerkungen bey Gelegenheit der Maykäfer gedacht. Sm.

Nachricht einer in Schlesien zu errichtenden Privat-Cameralschule. — Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten, 1782. in 8. 86 S. und 22 S. Vorrede.

Wir dürften blos das Urtheil wiederholen, das im 42sten Bande unsrer Bibliothek S. 251. vom Nutzen der Lau-

Lauterer Cameral-Hohenschule aufgestellet worden; allein die Wichtigkeit der Sache, besonders da in unsern Landen der ächte Cameralgeist aufleben, oder wenigstens durch eine **Privat-Cameralschule** zu ersetzen, der Anfang gemacht werden will, was bisher der Juriste nur im Vorbeygehen — wie ein neues Kartenspiel, heißts in jener Recension — gelernet, oder gerade nur zu lernen nöthig gefunden hat, als wenn die Cameralwissenschaft so eine geringe Sache wäre, die nicht den **ganzen Mann** erfoderte? Diese Wichtigkeit der Sache, sagen wir, fodert uns auf, ein wenig weiter zu gehen, und unsern Landsleuten eine Anstalt zu empfehlen, deren großer Nutzen bereits durch jene **Lauterer** Hoheschule erwiesen worden ist.

Unsers Ermessens kann die Cameralwissenschaft auf den **Hohenschulen** dann wohl eher als **eine Nebensache** ausstudiret werden, wenn man den Grund dazu auf **Privat-Cameralschulen** geleget hat. Schade wäre es wirklich, wenn nur Ein Lautern in der Welt allein seyn sollte, das sich durch seine ökonomische Gesellschaft und Cameral-Hoheschule bekannt gemacht hat, so wie man das immer erkennen muß, daß der König von Preußen **Friedrich Wilhelm** unter den deutschen Fürsten der erste war, so auf seinen Akademien eigene **Professoren der Oekonomie** anstellen lassen, und dadurch die Wirthschaftskunde erhöhet hat: gleichwie der **Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt** den Wirthschaftsgelehrten auf seiner Ludwigsuniversität den akademischen Gradus nicht vorenthalten wissen wollen, ob wir gleich freylich nicht entscheiden mögen, ob die **Doctoren der Oekonomie** das Land besser pflügen möchten.

Kömmt diese Anstalt zu Stand — und wer wird daran zweifeln, daß sie es durch Unterstützung nicht werde, oder es ihr daran fehlen sollte — so darf sich **Schlesien** gratuliren, eine **Privatanstalt** dieser Art zuerst aufweisen zu können. Vielleicht, da wir dieses schreiben, ist diese Schule schon völlig im Gange? Wohlfeiler kann doch wohl ein Eleve nicht diese Studien absolviren, die der Verf. versprochen hat, mit seinen Gehülfen zu lehren.

Der Verf. hat ganz Recht, wenn er selbst den Nutzen von seiner Schule mit dem Gewichte von ähnlichen Anstalten bemessen will, indem er S. 3. sagt: „Mehrere Akademien, „die **Cameral-Hoheschule zu Lautern**, die **Rochow-**

dern auch drey Lämmer, nämlich oft einmal Zwillinge erzeugten.

S. 76 führt der V. bey seinem Versuche, die Schaafe nach den **Bernhardischen** Erfahrungen im Felde in Horden zu füttern, an, daß man bey den Schaafen, wenn sie bey schlechter Witterung des **Nachts**, oder in der großen Hitze des **Mittags**, aus den Horden in den Stall getrieben werden, alsdenn, so bald man sie heraus lässet, gewahr würde, **mit welcher verwundrungswürdigen Schnelligkeit** sie nach dem Orte, wo die Horden stehen, **laufen**; sie aber während dem sie **über Grasplätze** oder an Getreidefeldern **vorbey** giengen, dennoch nichts anrührten, sondern **vorbeyeileten**, um an die Horden zu kommen, wo sie ihr gutes Futter — nämlich zu Hexel geschnittenen Klee — zu finden gewiß seyen. Dieß ist wohl so natürlich, wie beym Rindviehe, das bey der Stallfütterung nicht ins Feld zur Weide verlangt, wenn man ihnen während ihrem Herauslassen zur Tränke gleich auch Thür und Thore offen stehen lässet.

Den Beschluß macht des Verfassers Abhandlung über die verschiedenen Eigenschaften und den vortheilhaftesten Anbau der Futterkräuter. — Es ist diese Abhandlung des Verf. Preisschrift, welche derselbe von neuem durchgesehen, verbessert und vermehret hat, von S. 88 — 118.

Indem wir dieselbe mit der ersten Ausgabe vergleichen, befinden wir, daß der V. das vorher fehlende ziemlich ergänzet habe. Z. B. hat er die Schriften an jedem Orte in einer Note benennt, wo die Stellen zu finden sind, die seine Preisschrift etwas unvollständig gemacht hatten, und zwar S. 89, 90, 112 und 113. Auch trift man hin und wieder noch manche lehrreiche Anmerkungen an. Der V. hat durch diese Ausgabe unsern Wunsch, der bey der ersten Erscheinung in uns aufstieg, zu unserm und mehrerer Vergnügen erfüllet.

Bey dieser **vermehrten Ausgabe** hat der V. unter andern auch nachgebracht, was in seiner Preisschrift von der **nöthigen Quantität** Saamen auf einen Morgen Land vergessen war anzuzeigen. Er sagt nämlich S. 92, daß man auf ein Feld, das mit einem **Dresdner** Scheffel, oder zwey **Berliner** Scheffel Haber besäet wird, 7 oder $6\frac{1}{2}$ Pfund

Pfund frischer und guter Kleesaamen genommen werde. Eben also wird S. 110 von dem Luzern gelehret, daß 9 bis 10 Pfund erfordert würden. In der Preisschrift selbst hatte der V. von beyden nur gesagt, daß der Saamen mit drey Fingern gesäet würde. Hätte er damals zugefügt gehabt, daß für einen Wurf mit 3 Fingern ein drey Schritt breiter Gang gehalten werden müsse: so wäre die Bestimmung auch ohne Gewicht und Maas einigermaßen berichtigt gewesen.

Die einzige Anmerkung S. 110 hat uns noch nicht gänzlich befriediget, woselbst der Verf. einigermaaßen den Boden, der dem Luzerne und der Esper ungünstig ist, beschrieben hat. „Man hüte sich, sagt er daselbst, beyde Futterkräuter nicht auf ein Feld zu säen, wo 2 Fuß tief schon „Wasser ist; sobald die Wurzel dasselbe berühret, faulet sie, „und die Kräuter gehen ein.“ Hier fehlt immer noch, so wahr auch jenes ist, die Beschreibung oder vielmehr Warnung vor denjenigen Böden, die gar bald eine der obern Erde entgegengesetzte Unterlage haben: in welchen es diesen Gewächsen eben so ergehet, als der Verf. von dem 2 Fuß tief schon befindlichen Wasser bemerket. Wollte er hierüber nur die Versuche in den Wienerischen Nachrichten die Oekonomie und das Kommerz betreffend, oder Pratje's ökonomisches Magazin, woselbst diese Stelle im Monate September v. J. 1782, S. 103 vom Luzerne ausgezogen steht, und andere neuere Schriftsteller, z. B. das Museum rusticum ꝛc. zu Rathe ziehen: so würde seine Anleitung bald vollkommen seyn.

Auch mit wahrem Vergnügen lasen wir, was Verf. in eben dieser Anmerkung als eine ganz neue Lehre vorträgt, die den Kleefreunden äußerst wichtig seyn muß: daß nämlich der Luzern und die Esper im ersten Jahre nicht zur Blühtknospe gelangen dürfen, sondern oft, jedoch nicht zu tief, abgehauen werden müssen; auch daß man von ihnen vor 2 bis 3 Jahren keinen Saamen erziehen solle, weil sonsten die Stöcke zu frühe geschwächet und eingehen würden.

Aeußerst angenehm muß jedem zu lesen seyn, was der Verf. S. 115 schreibt: „Als ich im Monate December „1782, diese Abhandlung schrieb, war wegen Aufhebung „der Koppelhütungen in Sachsen noch nichts verfügt. „Im Febr. d. J. aber erfolgte ein höchstes Rescript deß„halb an die Kreishauptleute. Ein Beweis, daß man

Mittel zwischen Nuß- und Olivenöl: es ist nur zu bedauren, daß die Körner so wenig ausgeben.

S. LVIII-LXIV, werden sodann die ausgeschriebenen und entrichteten Prämien von 17 2 bis 1774, die nicht geringe sind, angeführet. S. LXV-LXXXV ertheilet man Nachricht von dem verdienstvollen Hrn. Tscharner, in einem Auszuge aus der Lobrede auf dessen Tod. Seite LXXXVI-LXXXVIII ist eine Maschine, den Kleesaamen einzusammlen, beschrieben und in einem Kupferstiche abgebildet. Zwey Personen sammlen in einem Tage so viel, als 16 Personen ohne diese Maschine nur einbringen können. Ein Rechen, der auf einem Gestelle gezogen wird, nimmt alle Saamenköpfe ab, und bringt sie in einen hinten angefügten Kasten.

Diesen Verhandlungen folgen die Abhandlungen, und zwar S. 1-94, Hrn. A. von Hallers Beschreibung der Geschlechter, Arten und Spielarten des Getraides, aus dem lateinischen übersetzt. Ein jeder wird auch diese Arbeit mit Vergnügen lesen, und die Unpartheilichkeit des Seligen bestätigen, wenn er darüber, daß er dem Ritter Linnäus zu Zeiten etwas absprechen muß, sich auf der 53sten Seite folgendes erkläret: „Ich hoffe, daß gewiß Niemand diese Abweichung einem alten Manne, der sich dem Tode nahe fühlt, für Neid oder Mißgunst auslegen werde; ich muß vielmehr auch beym Sterben noch die Sachen so beschreiben, wie sie mir einleuchten, und wie ich sie vor Augen sehe." — Wenn in andern Landen mehrere Spielarten vorhanden, so überläßt es der Hr. v. H. den jüngern, welche Zeit und Kräfte haben, das auszuarbeiten zu wollen, was er über die vaterländische Arten gesagt hat. Es ist nur Schade, daß die Figuren nicht mit den Nummern der Beschreibung übereintreffen; welches wohl daher rühren mag, daß die Kupfer so schlechterdings ohne Korrektur denen nachgestochen worden, die bey der lateinischen Urschrift der Abhandlungen der göttingschen Societät der Wissenschaften befindlich sind.

S. 95—253. Beantwortung der Preisaufgabe: 1) Worinn die Vorzüge und Mängel der merkwürdigsten Armen-Anstalten der verschiednen Städte und Bezirke des Berner Gebietes bestehen. 2) Wie dem Müßiggange der Armen und der daraus

aus entstehenden Betteley am wirksamsten durch die Erziehung der Armen Kinder zur Arbeit vorzubeugen. 3) Wie die bessere Verpflegung kranker und gebrechlicher Armen zu befördern, und 4) wie die Erreichung obiger Absichten und Bestreitung der dazu erforderlichen Ausgaben nöthige Beysteuren auf die mindest beschwerliche Weise zu erzielen? Eine gekrönte Preisschrift, von Albrecht Graapfer, Pfarrer zu Münsigen. (Meiningen) Aus der Aufgabe sieht man schon, daß die Antwort Lokal seyn müsse: bey allem dem findet man doch, daß die Quellen und Verstopfung dieser Uebel auch anderswo gewesen, und an manchen Orten es noch sind. Die Abhandlung verdient daher, daß wir sie durchwandern.

Erster Artikel. Die Beschreibung der verschiednen Armen S. 98—105 hat alles mit andern Gegenden gemein.

Zweyter Artikel. Die Quellen der Armuth, enthalten mehrere und betrachtungswerthe Gegenstände. Der Verf. führt darunter auch die Leichtigkeit Geld zu leihen S. 106—110 an, und begleitet seine Behauptungen mit Entkräftung der Einwände. S. 110—113. Dem folgen übelangebrachte Fabriquen und Manufakturen, die nur ihren Errichter bereichern, die Arbeiter darben lassen; und die, welche an Orten errichtet werden, wo kaum Hände genug sind das Land zu bauen. Wir übergehen, was der Verf. S. 113—124 vom allzustarken Weinbaue da, wo man Frucht bauen sollte, und den überflüssigen Weinschenken als Quellen zur Armuth vorträgt. Es sind Quellen die in allen Weinländern leider angetroffen werden. S. 124—133. Die Bettelsucht ist als eine Hauptquelle, in einem unpolicirten Staat oben so bekannt. Die Anmerkung der Gesellschaft nach welcher ein Landwirth vor 30 Jahren auf seinem ererbten Guthe seinen Armen dadurch aufhalf, daß er ihnen gutes und gelegenes Land zum Anpflanzen gab, verdient Nachahmung: — seither sind keine Bettler mehr im Dorfe, die Bauren folgten 20 Jahre hernach seinem Beyspiele. — Der Reiche verliert dabey nichts; das Land und die Gesellschaft gewinnt viel.

S. 133—136. Der Mangel der Industrie, ist in jenen Gegenden auch eine Quelle der Armuth, welche aber

die

die ökonomische Gesellschaft durch Belohnungen zu ermuntern suchet. S. 137—140. Die Weise nach welcher die sogenannten **Almenten** an einigen Orten genutzt werden, gehört weiter zu diesen Quellen. S. 140. 141 nennt der Verf. eine Quelle der Armuth und sehr verderbliche Sache für den Landmann, wenn er mehr Vieh, insonderheit mehr Pferde hält, als er mit seinem Futter **wohl** nähren kann: er muß itzt entweder kaufen oder sein Vieh schlecht unterhalten. Das erste ist kostbar, das letzte schädlich, und doch gewöhnlich — der Landbau leidet dabey sehr; denn der Dünger von ihm ist schlechter, wie der von wohlgenährtem Viehe: und zur Arbeit sind schlechtgenährte Lastthiere kraftlos; sie sind mehr Zufällen und Krankheiten unterworfen. Alles dieses zusammen genommen kann den Landmann zu Grunde richten. Wahrheiten, die außer der Schweiz auch gemein sind. Der Verfasser erläutert dieses durch ein umständliches Beyspiel zweyer Brüder, die er gekannt, und deren gemeinschaftliches Vermögen auf 17500 Thaler geschätzt war. Statt verschwenderisch waren sie bis zur Filzigkeit karg. Sie hielten vieles Vieh, Kühe, Pferde und jung Vieh. — Dieß wurde theils aus Geitz, theils damit das Winterfutter reichen möge, schlecht gefüttert. Von 6 Kühen erhielten sie oft im Winter kaum so viel Milch, um die unmündigen Kinder zu nähren; und die Arbeit der Pferde war sehr gering. — Im Frühjahre war alles Vieh schlechter wie im Herbste: statt im Werthe zu steigen verlor es; vieles starb dahin, weil es wenig Nahrung und fast kein Blut mehr hatte. Der Dünger war schlecht, und desselben wenig. Nach dem Tode des einen Bruders fand sich bey Untersuchung des Vermögens, daß es bis auf 6 Tausend 250 Rthlr. geschmolzen war: so daß, wenn sie im Anfange weniger gehabt hätten, sie in der Armuth gestorben wären. Wenn in der Futterreichen Schweiz dergleichen Beyspiele vorkommen, wie vielmehr müssen sie da gemein seyn, wo man sogar auf Domainen-Güthern den Kühen den Winter über nichts wie klare Siede, (Hexel) zunächst einen oder höchstens zweyen Füderchen Heu von 5 Centnern reichet; um den Heuüberfluß, wie mans nennt, zu Geld und Profit machen zu können? Man überdenkt nicht, daß es eins ist, ob man das Geld aus dem Heu, oder aus dem Nutzen besser genährten Viehes löse, und ob man gleich die Kühe jeden

Früh-

Frühling bey den Schwänzen — wie sich ein sicherer Schriftsteller ausdrückt, man sehe Riems landwirthschaftlichen Unterricht S. 236 — aufheben muß, weil ihnen die Kräfte zum Selbstaufstehen fehlen: so läßt es doch der Geiz nicht zu, besser zu füttern; sondern man nennt sogar die aufgeklärtern Beamten, die bessere Fütterungsart verlangen, noch Verschwender abendrein! — Endlich beschließt der Verfasser S. 142—146 seine Armuthsquellen mit dem auch dort überhandnehmenden Mißbrauche des Kaffeegetränkes, und der unberufenen Anwälde und Advokaten.

Dritter Artikel. Vorzüge und Mängel der gegenwärtigen Armenanstalten S. 146—183. Solche Anstalten der Armuth ganzer Bezirke oder einzelner Personen vorzubeugen, können **Armenanstalten** genannt werden. Anstalten, dadurch wirklich vorhandene Armuth ganzer Bezirke oder einzelner Personen und Haushaltungen aufgeholfen wird, verdienen auch den **Namen der Armenanstalten.** Oeffentliche Arbeitshäuser für die, denen es wider ihre Schuld an Arbeit gebricht, und wo man ihnen Arbeit verschaffet; oder Alten und Gebrechlichen ihren Kräften angemessene Geschäfte giebt, und sie verpfleget; heissen auch mit Rechte **Armenanstalten.** Auch öffentliche Arbeitshäuser für muthwillige Müßiggänger und Bettler ꝛc. die man einsperret und zur Arbeit anhält, um ihren Unterhalt zu verdienen, können unter die **Armenanstalten** gezählet werden. Der Verf. glaubt jedoch nicht, daß eine von allen diesen Anstalten durch die Oekonomische Gesellschaft verstanden werde: sondern meynet, daß ihn die dritte Frage der Preisaufgabe berechtige, insonderheit die Art und Weise, nach welcher würdige und unwürdige Armen verpflegt, besorgt und unterhalten werden, für die Armenanstalt zu halten, von welcher die Frage sey. Was die übrigen angeführten Anstalten betrift, das will er daher auch nur mit wenigem andeuten.

Zu Verhinderung der Armuth nach der ersten Anstalt hält der Verf. die **Kuratel**, daselbst **Bevogtung** und hier **Vormundschaft** benannt, für die vornehmste Anstalt, und für ein treffliches Mittel, der Armuth zuvorzukommen; besonders wenn der Vögtling (Mündel) das Glück hat, einen uneigennützigen und klugen Vogt (Vormund) zu erhalten. Ein Mittel, das oft erst angewendet wird, wenn es

es zu spät sey. Die weitern Gründe des Verf. verdienen Aufmerksamkeit; insonderheit das, daß man die Bevogtung von der Schmach befreyen und sie in verschiedne Grade eintheilen möge. Das übrige ist blos lokal.

Die zweyte Anstalt belangend, der wirklichen Armuth von Feuersbrünsten u. dgl. m. veranlasset, will der V. durch mildthätige Beysteuern ersetzt wissen. Uns wundert, daß der Verf. statt der freywilligen Steuern, die ein Unglücklicher, nach obrigkeitlicher Verwilligung, durch Umherreisen selbst sammlen muß, nicht der vortrefflichen Feuer-Societätshülfen gedenket, nach welcher in andern Landen den Unglücklichen diese Hülfe aus der Feuerkasse gewähret werden, ohne daß er vor fremde Thüre ängstlich um Beyhülfe zu gehen nöthig hat.

Die dritte Armenanstalt, die öffentlichen Arbeitshäuser, sind in der Schweiz noch nicht eingeführt. Da man sie in andern Landen schon in ihrer Vollkommenheit antrift, so wundern wir uns, daß man daselbst noch keinen Anfang dazu gemacht hat, ohngeachtet doch die Zuchthäuser in der Hauptstadt nicht hinreichend für das ganze Land sind. Nun geht der Verf. S. 153 zur fünften (eigentlich vierten) Art über, wie die Armen daselbst verpflegt werden, und ihnen Hülfe und Beystand geleistet wird. Hierbey hält er sich umständlich auf, beschreibt die Vorzüge und Mängel genau, weil er glaubt, daß die Gesellschaft ihr Augenmerk besonders darauf gerichtet habe. Wir übergehen das Locale und bemerken nur, daß das Hauptsächliche in den Landhospitälern bestehe, oder vielmehr, da Hospitäler nur in der Stadt seyen, daß jede Gemeinde ihre Armen versorge; doch ohne daß Mißbrauch, wie ein sonderbares Beyspiel von einem Obmanne S. 158 angeführet wird, entstehen könne. Jede Gemeinde ist also ein Hospital, ohne im strengen Verstande eigentlich Hospitäler zu errichten. Der Verf. scheint vielmehr gegen die Hospitäler und Klöster zu seyn, weil Leichtsinn und Trägheit dadurch gestärket werde. „Vor der Reformation, so sagt der Verf. „S. 159, waren in England viele Klöster und Hospitäler. Die Klöster übten viele Gastfreygebigkeit aus, „und waren die Hospitäler verarmter Edelleute und angesehener Bürger; und die Hospitäler waren die Zuflucht „des gemeinen Volkes. Heinrich VIII. schaffte beyde

„ab;

„ab; und von dieser Zeit an lebte der Fleiß und die Industrie „und die Betriebsamkeit unter dieser Nation auf, welche sich „noch bis auf diese Zeiten unter derselben erhalten haben.“ Jene Anstalten, die er einiger Mißbräuche wegen eben nicht abgeschafft, sondern eingeschränkt und gemäßiget wünschet, schätzet er sehr; weil sie bey ihm die Stelle der Hospitäler vertritt. Diese Anstalt, fügt er hinzu, ist bequem, die **Bevölkerung** zu befördern: aber wegen der **unumschränkten Verbindlichkeit, ihre Armen zu erhalten,** fürchten die Gemeinden nichts so sehr, als die Vermehrung ihrer Mitglieder. — Die vorgeschlagenen Mittel, die Hindernisse und Mißbräuche zu heben, verdienen allen Beyfall, und werden bis S. 168 beschrieben. Von da bis S. 173 wird der **Stadthospitäler,** worinn Arme, Elende und Preßhafte ihren Unterhalt und Pflege finden, samt ihren Mängeln gedacht. Die Sprache eines Arztes, der von dem großen Hospitale in Bern sagte, das der Verf. für die vollkommenste Anstalt dieser Art hält: „Die Kranken, „die darinn wegen Mangel des Raums in dem Krankenhause aufgenommen würden, müßten sich **entweder zu** „**Tode essen, oder vor Hunger** sterben,“ macht den Beschluß über die Hospitäler. S. 173 und 174 räumt der Verf. den Waysenhäusern den Vorzug vor den Hospitälern ein, weil bey der **Erhaltung** der Armen auch der Armuth **vorgebogen wird.** Von den Mängeln und Vorzügen derselben in dasiger Gegend kann noch nichts gesagt werden, da sie **noch neu sind.** S. 174—183 findet man noch einige Armenanstalten, die aber durchaus lokal sind.

Vierter Artikel. Erziehung der armen Kinder, S. 184—213, enthält die Antworten auf die zweyte Frage, die freylich schon genug gesagte Wahrheiten enthalten. Der Verf. entschuldigt zwar auch, daß es scheine, alles bereits gesagt zu seyn, was darüber zu sagen möglich wäre. Doch führt er auch sonderbare Geschichten an: darunter sind selbst die zu zählen, was er von **Basedowschen** Schwärmern und dem kaltblütigen Bauer sagt. Ohne uns zu fürchten, daß uns der Verf. zu **Schwärmern** zählte, treten wir dennoch auf **Basedows** Seite. Freylich, wenn die jetzigen Landschulmeister die Kinder die Naturlehre und den Landbau lernen sollten, würde es weit gefehlt seyn, das rechte Ziel zu treffen: wenn dieses aber **geübte und erfahrne**

Männer verrichten, die bey Kindern und Eltern in Achtung stehen; so muß sein philosophischer Bauer mit seinen matten Anmerkungen sich verstecken; und die Kinder werden bald klüger wie die Väter werden, die es dann wohl selbst fühlen dürften. Erfahrungen sind wohl auch sichere Leitfäden: allein der Verf. hat nicht Grund genug, solchen den Vorzug zu geben. Sind des Bauers Erfahrungen schlecht, und weis er alsdenn dem Fehlerhaften durch natürliche Wendungen nicht abzuhelfen; so lernt sein Sohn auch solche Erfahrungen. Die maschinenmäßige Erfahrung wird also denselben auf eben den Weg leiten, den der Vater gewandelt hat. Und sind denn nicht unter armen Kindern oftmals gute Genies, die bey ihrem einseitigen Unterrichte ohne Naturlehre auch Maschinen bleiben würden; statt deß sie hervorgezogen und da dummen Jungen der reichern Bauern beschämen könnten?

Fünfter Artikel. Verpflegung der Kranken. S. 214—220. Hierinnen sind gute Vorschläge enthalten. Das Hauptsächlichste läuft dahinaus, daß den Kranken, weil sie selbst in dem vollkommensten Berner Hospitale entweder, wie vorgesagt, sich zu Tod essen oder verhungern müssen, frey überlassen werde, bey wem sie sich von Verwandten, und wir würden hinzufügen, oder Fremden, zu wem sie das beste Zutrauen haben — denn Verwandte sind nicht allemal die besten Pfleger — wollen verpflegen lassen: diese Verpfleger soll man mit genugsamen Beysteuren unterstützen.

Sechster Artikel. Erhebung der Beysteuren S. 221—254. Nachdem sich der Verf. in allerhand nicht auf diese Frage passende Antworten eingelassen, trift er endlich die Vermögensteuer, die bey ihm den Vorzug behält. Hier gebe ihm Beyfall wer da will. Es scheint, daß hier der Verf. nicht so recht in seinem Fache sey, so sehr er in den drey ersten Fragen vergnügen konnte.

Damit wäre diese Abhandlung beschlossen: es folgen noch S. 255—260 zwey meteorologische Tabellen, die vielen Fleiß verrathen. S. 261—271 ökonomische Bemerkungen, so 1777 in Bern gemacht und monatlich beschrieben worden. S. 271 u. f. allgemeine Bemerkungen über den Jahrgang 1777. S. 273—281 ökonomische Bemerkun-

merkungen im Jahre 1778, die wieder monatlich angezeigt, und von S. 281 f. mit allgemeinen Anmerkungen begleitet sind.

Sm.

XVII. Vermischte Schriften.

Carl Gottlieb von Windischs Briefe über den Schachspieler des H. von Kempelen, nebst drey Kupferstichen, die, (welche) diese berühmte Maschine vorstellen; herausgegeben von Chr. von Mechel. Basel 1783 im v. Mechelschen Kunstverlag. 8. S. 58.

Man will durch diese Briefe jene Erzählungen berichtigen, welche über die Kempelsche Sprachmaschine schon oft öffentlichen Blättern einverleibt worden. Eignes Urtheil aber muß jeder Leser mitbringen, weil der Verf. es zu gut mit dem Erfinder der Maschine zu meynen scheint, als daß man Winke über ihre Blößen von ihm erwarten dürfte. Die Maschine selbst bestehet aus einem viertehalb Fuß langen, zwey Fuß breiten und drittehalb Fuß hohen Kasten, dessen innerer Raum in zwey Abtheilungen mit Rädern, Hebeln, Walzen und dergleichen Uhrwerk besetzt ist. Hinter dem Kasten sitzt eine ebenfalls mit Rädern und Hebeln angefüllte Figur von mittlerer Menschengröße auf hölzernem Stuhl, der am Schrank befestigt ist. Mit dem rechten Arm ist die Figur aufn Schrank gelehnt, der linke ist zum Schachspielen bestimmt; und vor ihr liegt das dem Schrank angeschrobene Schachbrett. Wenn nun der innere Raum des Kastens sowohl als der Figur den Zuschauern gezeigt worden, um sich zu versichern, daß nirgend ein Mensch verborgen sey, welcher durch die Figur spiele: so werden alle Oeffnungen wieder geschlossen und das Spiel selbst nimmt seinen Anfang. Die Figur hebt nämlich den linken Arm langsam auf, richtet ihn auf die Seite des Schachbretts, wo der Stein steht, womit gespielt werden soll, bringt die Hand an den Stein, öffnet sie,

faßt den Stein auf, schließt die Hand wieder, stellt ihn aufs Feld, wo er hinkommen soll, und führt dann den Arm wieder zurück in vorige Ruhe. Wenn sie ihrem Gegner einen Stein nimmt, so hebt sie ihn vom Schachbrett weg, setzt ihn außerhalb nieder, stellt ihren eignen Stein aufs Feld des weggenommnen Steins, und so durchs ganze Spiel.

Nach jedem zehnten oder zwölften Zuge zieht der Erfinder die Federn des Arms der Maschine auf, um angeblich die bewegende Kraft zu erneuern. V. setzt hinzu, daß dies mit der richtenden Kraft oder mit dem Vermögen, den Arm hieher oder dorthin zu lenken, nichts zu thun habe, indem dies eben derjenige Umstand sey, der am schwersten begriffen werden könne.

Verf. nennt letztres das größte Verdienst der Maschine. (S. 34) Ich glaube aber, daß dies gerade ihr kleinstes Verdienst sey. Denn diese sogenannte richtende Kraft ist eben der Umstand, der nach Natur der Dinge nicht im geringsten vom Mechanism der Figur abhangen kann, sondern schlechterdings durch einen Menschen, der im Schachspiel ganz wohl geübt ist, gewirkt werden muß, es mag nun dieser Mensch aus der Höhe, oder aus der Tiefe, oder von der Seite, mittelbar oder unmittelbar seine Operation ungesehn treiben.

Der Erfinder will, wie V. bemerkt, (S. 9. 42. 56) die ganze Sache nur für Täuschung und Spielerey gehalten wissen. Aber des Verf. Ankündigung stimmt hiermit nicht überein; denn es geziemt sich nicht, von Spielereyen in so ernsthaftem Tone zu reden. Verf. bewundert überall diese hölzerne Figur, welche mit Verstande Schach spielt, gleichsam als ob er uns glauben machen wolle, daß der Erfinder denkende Organen zu schaffen fähig gewesen. Auf diese Art ist diese Maschine auch seit zehn und mehr Jahren in ganz Europa ausposaunt worden. Hätte der Erfinder eine Maschine ausgedacht, welche vermöge künstlicher Zusammensetzung ein gewisses Spiel ganz mechanisch und unwillkührlich vollbrächte, nachdem sie dazu aufgezogen worden: so hätte man Ursach, seine Kunst zu bewundern, wenn er darinn etwas vorzügliches geleistet hätte, und Mechaniker, welche nach des Verf. Bemerkung jene Maschine untersucht haben sollen, (S. 34) würden unstreitig auf die Spur gekommen seyn, wie sie ihre Bewegung verrichtet.

Allein

Allein jene Maschine treibt kein unbelebtes Spiel für sich allein, wie etwa die sogenannten Automaten von Vaucanson, welcher dennoch nicht von Windbeuteleyen und Trugkünsten frey geblieben ist. Sie spielt Schach, das heißt, ein Gesellschaftsspiel, ein Spiel des Verstandes, wozu Ueberlegung erfodert wird und kein unwillkürlicher Mechanism ausreicht; sie spielt mit jedem Gegner, dessen Absichten doch errathen und überdacht werden müssen, um ihr Spiel darnach zu richten; weil also Züge des Gegners unbestimmt sind: so müßte jene Maschine mit ihren Augen sehen können, welch ein Zug geschehn sey, um den ihrigen dagegen zu setzen; sie soll daher auch nach des Erfinders Vorspiegelung beurtheilen können, ob des Gegners Zug gut oder schlecht sey; sie soll durch menschenartige Zeichen Lob und Tadel äußern, denn beym Schache der Königin nickt sie zweymal (S. 31), beym Schache des Königs nickt sie dreymal, und beym falschen Gang schüttelt sie den Kopf. (S. 32). Kurz, alle diese Dinge verrathen das Blendwerk, denn sie gehn über Gränzen des bloßen Maschinenwerks hinaus und fallen ins Gebiet belebter und denkender Organen. Wenn also treuherzige Mechaniker, von welchen der Verf. schreibt, (S. 34) den Grund der Bewegung jener Maschine in ihrem Bau selbst gesucht haben: so haben sie damit nur bewiesen, daß sie sehr schlechte Psychologen gewesen; denn sie hätten sonst leicht bemerken müssen, daß die zur Schau und Täuschung angebrachten Räder, Hebel und Uhrwerke aufs Schachspiel selbst nicht die mindeste Beziehung haben können.

Der Erfinder hat es aber hierbey noch nicht bewenden lassen. Er läßt die Maschine auch Zeichensprache reden. Er legt ihr nämlich eine Tafel mit goldenen Buchstaben vor, und wenn nun die Gesellschaft eine Frage an sie thut: so zeigt die Maschine mit dem Finger auf diejenigen Buchstaben, welche zusammengenommen die Antwort auf die vorgelegte Frage bezeichnen. (S. 27.) Man sieht wohl, daß der Erfinder für diesmal die Gelegenheit nicht machen konnte, seinem Menschen, der sein Spiel unterm Namen der Maschine treibt, eine Stellung zu geben, wodurch er in Stand gesetzt worden wäre, durch die Maschine eben so zu sprechen, wie er durch sie Schach spielt und Buchstaben

weiset; denn sonst würde er die Puppe um gleichen Preiß auch Haben sprechen lassen können.

Indessen, der Briefverfasser giebt uns schon S. 46 ff. von einer neuen Rempelschen Maschine Nachricht, welche spricht. Er scheint sich ganz zu vergessen, indem er hinzusetzt:

„Gestehn Sie doch, man muß einen schöpferischen „Geist, ein unbändig kühnes Genie haben, wenn man „sich an so etwas wagen darf, und es geräth ihm schon „wieder. Er ist schon so weit damit gekommen, daß „er die Möglichkeit einer solchen Maschine zeigen und „den Gelehrten eine neue und bisher unbekannte Er„findung zu beurtheilen vorstellen kann. . . . Schon „beantwortet sie einige Fragen ziemlich deutlich und „vernehmlich; ihre Stimme ist ein sanfter Alt, der Ton „auch ganz angenehm, das R jedoch spricht sie etwas „schnarrend aus. Wenn man etwas nicht versteht oder „verstehn will: so wiederholt sie das Gesagte langsam.

Also kann die Maschine auch hören und verstehn, was man sagt! Man sollte mit solchen Inkonsequenzen kaum Mitleiden haben.

„Wenn man dieses aber noch einmal fordert, so sagt „sie es mit einer bösen und aufgebrachten Stimme.

Also hat sie auch Leidenschaften! Was H. von Rempelen nicht schaffen kann!

„Ich habe sie in verschiednen Sprachen Wörter und „Redensarten ganz und vernehmlich aussprechen gehört, „die ich hier mittheilen will z. B. Papa ff.

Ich übergehe diese Wörter, um die Leser nicht gar zu sehr zu äffen. Ich bemerke nur, daß es gröstentheils Lippen- und Kehlbuchstaben sind, woraus diese Wörter bestehn; und dies veranlaßt mich zu schließen, daß das Sprachrohr, durch welches der versteckte Mensch aus der Maschine spricht, noch nicht diejenige Richtung erhalten hat, welche erforderlich ist, um Zahn- Gaum- Zungen- und Nasenbuchstaben durch den Mund der Maschine zu stoßen; oder vielleicht soll dies sogar Täuschung für Sprachkenner seyn, indem Rempelen seine Puppe mit leichten Lippen und Kehlbuchstaben zu sprechen anfangen läßt, um den Wahn zu nähren, daß er

sie

sie erst durch Länge der Zeit zu schweren Buchstaben andrer Sprachorganen erhoben habe.

„Das kann, fährt der V. fort, wohl wieder Täuschung „seyn, werden Sie sagen. Nein, hier ist nichts Täu„schung, alles Kunst! — — Was für eine neue un„trügliche Theorie von der menschlichen Sprache wer„den einst die Gelehrten aus dieser in ihrer Art einzi„gen Maschine ziehen können.

Der Leser muß in Wahrheit bey diesem Geschwätz alle Geduld verlieren. Von der Schachmaschine wird nun endlich bekannt, daß sie ein Blendwerk ist; nachdem man sie viele Jahre lang für eine wirklich spielende Figur gehalten. Schon deshalb kann niemand Vertrauen auf die sprechende Maschine setzen. Aber überhaupt muß man erstaunlich unwissend seyn im Bau jedes Sprachorgans und seiner Widmung, und im Zusammenwürken sämtlicher Organen zur Artikulation menschlicher Stimme, kurz im Mechanismus menschlicher Sprache, wenn mans selbst glauben und andern überreden will, daß es nur im geringsten möglich sey, Maschinen zu erfinden, welche artikulirte Töne zu reden vermögen. Ich muß mich begnügen, hier den Grundsatz hinzuwerfen, ohne weitläuftige Beweise darüber zu führen. Aber ich wünschte, daß der V. und auch der H. von Kempelen sich mit Schriften eines Paul Bonnet, Fabricius (genannt Aquapendente), Malincrotius, Montanus, Cardemoy, Holder, Wallis, Amman, Helmont, du Brosses und Heinicke bekannt machen möchten, um daraus das Gebäude der Menschensprache kennen zu lernen. Diese verdienstvollen Männer haben sich mehr oder weniger bemüht, zu ergründen, was eigentlich jedes Sprachorgan für sich zur Bildung artikulirter Töne beytrage, wie eigentlich Buchstaben und ganze Wörter gebildet werden und worinn überhaupt menschliches Sprechen bestehe. Sie hatten, außer du Brosses, den edelsten Zweck, in diesen Untersuchungen den Schlüssel zur großen Kunst zu finden, Taubstummen auf die leichteste Art Sprache beyzubringen. Sie haben ihren Gegenstand bey weitem noch nicht erschöpft, so dankenswerth auch ihre Bemühungen immer bleiben werden. Aber soviel haben sie gelehrt, daß sie jeden beschämen müssen, der sich einbildet, daß Menschensprache

 jemals,

jemals, irgend jemals, in lebloses Maschinenwerk verwebt werden könne.

Ich habe nicht ohne Ursach von jener lächerlichen Posse mehr gesagt, als sie verdiente. Man hat schon oft in Deutschland sogenannte Sprachmaschinen umhergeführt, welche den großen Haufen irre gemacht haben; und ich erinnere mich nicht, daß man sich irgendwo gegen diese Thorheit öffentlich erklärt hätte. Jeder Mensch spricht. Aber sehr wenige denken über physischen Bau der Sprache nach. Die meiste Menschen sind also nicht allein geneigt, zu glauben, daß in solchen Puppen das Vermögen zu reden würklich erkünstelt worden, sondern viele gehen auch so weit, Uebernatürlichkeiten zu ahnten, eben weil diese Erscheinungen ihnen unbegreiflich sind. Dies verhärtet in Vorurtheilen, welche man nie genug bestreiten kann, weil sie mit Zauberey, Hexerey und dergleichen Alfanzereyen aus gleicher Quelle fließen.

Man kann vom Pöbel keine Verzicht auf Vorurtheile erwarten, denen selbst Klügere noch ergeben sind. Rec. hat abgeschmackteste Meynungen bey verständigen Männern gefunden, welche eine Sprachmaschine in Augenschein genommen und, aus Vertrauen auf mechanische Kenntnisse, im Zusammenhang des zum Schein oder zu ganz andern Zwecken angebrachten Uhrwerks die Kunst zu sprechen gesucht hatten, worüber sie desto mehr erstaunten, je weniger sie sich am Ende das Geheimniß aus dem Mechanism erklären konnten. Der Führer dieser Maschine war so roh, daß er sich nicht auf die erste Anfangsgründe menschlicher Stimmkunst verstand und sein Ansehn gerettet zu haben glaubte, wenn er versicherte, daß seine Maschine nach dem Kempelschen Original gearbeitet sey. Ja, Zuschauer waren so eingenommen, daß sie nicht einmal einen hörbaren Fehler merkten, der sie auf den Betrug hätte hinweisen können. Denn der Ton, der vom versteckten Sprecher von unten herauf geworfen ward, war so schlecht durch die Maschine geleitet, daß er nicht im geraden Zuge durch den Mund hinausgeführt ward, sondern in der Gegend des Bauchs anprallte und so liegen blieb, daß er vom Bauch aus hörbar ward.

Rm.

Mar-

Marchia Brandenburgica gentilis. Verzeichniß des verstorbenen Hofraths Christ. Godf. Eltester, nachgelassenen Antiquitätenkabinets, aus Heidnischen Grabmählern vorzüglich der Mark Brandenburg, so in steinern Wehr und Waffen, Opfermessern, Opfergeschirr, Urnen, Frauenzimmergeräthschaften rc. bestehet, und von Dr. Johann Karl Konrad Oelrichs, Kayserl. Hof- und Pfalzgrafen, in Ordnung gebracht, und mit einem historis. Vorbericht versehen ist. Berlin, bey Wever. 1783.

Diese ansehnliche Sammlung von deutschen Alterthümern, die größtentheils in der Mark Brandenburg ausgegraben und gefunden ist, hat der verstorbene Besitzer mit vielen Kosten und großer Mühe gesammlet, und soll am 19ten Decemb. 1783 im Kammergericht verkauft werden, wenn sich nicht vorher ein Käufer dazu meldet. Das Kabinet ist sehr ordentlich eingerichtet, und hier unter 12 Rubriken beschrieben. Erstlich steinerne Streithämmer und Aexte von verschiedener Größe mit Löchern, 39 Stück. 2) Streitkeile, 71 Stück. 3) Steinerne Opfermesser, 30 Stück. 3) Frauenzimmergeräthschaften von feinem Thon, 16 St. 4) Kopfschmuck, 17 St. 5) Metallne Geräthschaften an Degen, Spießen rc. 29 St. 6) Noch an Waffen, 20 St. 7) Allerley antiq. Sachen, 9 St. 8) Münzen, so in und bey Urnen gefunden seyn sollen, (weil sie mehrentheils aus Bracteaten bestehen, so sind sie schwerlich so wenig in als bey Urnen gefunden, da sie, wie Recens. weiß, erstlich im X. oder XI. Jahrhundert gepräget sind). 9) Urnen oder Aschentöpfe. Eine sehr große Anzahl, in 4 Abtheilungen, nach ihren Figuren und Formen. 10) Opferschalen, 20 St.

In dem gelehrten und mit vieler antiquar. Kenntniß von dem berühmten Hn. Dr. Oelrichs vorgedruckten Vorbericht giebt derselbe erstlich eine kurze aber praktische Anweisung, wie man mit Behutsamkeit die heidnischen Grabhügel aufdecken, und die Urnen ausheben soll. (Recens. macht hierbey die Anmerkung, daß man in den mehresten

Gegenden selten Grabhügel findet, die mit Sträuchern oder gar Eichbäumen bewachsen, die er in der Alten Mark, wo sie sehr häufig sind, im Herzogthum Br. Lüneburg, Mecklenburg und Hollstein gesehen, sind alle im freyen Felde mit großen in die Höhe stehenden Steinen umsetzet und eingefaßt). Unter die seltensten Stücke des Kabinets rechnet der Verfasser mit Recht, 1) den kl. metallenen *Priapum* mit einem Ring zum anhängen; 2) das Rüstzeug eines alten Fürsten, S. 9, Nr. 1, dafern alle angegebene Stücke von dem hohen Alterthum sind (der Hirschfänger ist verdächtig, und den Sporn giebt er selbst dafür an); 3) die sonderbare metallne Figur, S. 10, Nr. 7, die Hr. D. für ein Rauchfaß hält, und davon im Vorbericht S. 7 noch mehr Nachricht giebt. Es hat die Form und Gestalt eines Löwen mit 3 Oeffnungen, (kann auch allenfalls einen kleinen Hausgott der Slaven, die nach Abgang der alten Deutschen die Mark bewohnten, vorstellen); 4) das gegoßne metallene Kästchen, S. 11, Nr. 9, so vermuthlich zum Weyhrauch und Salz bey den Opfern gedienet, und vorzüglich 5) die kl. metallne Urne, S. 12, Nr. 1, je seltner diese von Metall gefunden werden, zumal einige Antiquarii behaupten wollen, daß die Römer nur dergleichen von Metall gebrauchet. Recens. bedauret, daß man nicht mit Gewißheit weiß, wo sie gefunden ist, sonsten sich auch daraus eine wichtige Bemerkung machen ließ, wenn es eine Gegend, wo niemals die Römer hingekommen. Er erinnert sich, daß auch im Lüneburgischen, eine metallne Urne einmal gefunden ist).

In der Note S. 5 des Vorberichts hat der Hr. Verfasser mit vieler Belesenheit gezeiget; daß viele alte Gebräuche bey Begräbnissen und Leichenmahlen noch ursprünglich aus den heidnischen Zeiten herrühren, wohin besonders der Trostbecher und der Ausdruck, das Leidvertrinken, (die letzte Haut verzehren) gehöret. Die Heiden sowol als die Römer gaben ihren Todten Speise und Trank mit. Von letztern findet man in der Gegend von Mainz, wo sie ihre Hauptstation hatten, noch jetzo häufig auf den Stellen, wo ihre Begräbnisse und Brandgruben waren, runde Krüge mit langen Hälsen, worinn sie den Todten Milch und Oel mitgegeben. Recensent hat viele von diesen Krügen gesehen.

Mark

Mart. Seidel hatte vormals auch eine starke Sammlung von Urnen, die in der Mark gefunden; allein es ist längst zerstreuet, und Hr. D. Oelrichs besitzt das Verzeichniß davon noch in der Handschrift. Um so mehr ist diese jetzige Sammlung, die zusammen in verschiedenen antiquar. Sachen über 400 Stück (worunter allein 141 Stück Urnen) hält, zu schätzen, obwohl auch viele Sachen darunter, die auswärts, und nicht in der Mark gefunden sind, wie z. B. der Hr. Verfasser S. 8 angezeigt, daß das vormalige Krysingsche Kabinet zu Flensburg grössentheils in das Eltesterische gekommen ist. Der ehemalige Besitzer hat 50 Jahr darauf gesammlet. Es ist zu 200 Stück Dukaten von dem Hrn. D. gewürdiget, weil es im Ganzen verkauft werden soll. Recens. wünscht, daß es in der Mark bleiben möchte, und dieses aus vielerley Ursachen. Vielleicht kauft es die Königl. Akademie der Wissenschaften, oder der König selbst für die Königl. Bibliothek. Bey beyden wäre es am schicklichsten angebracht.

Zuletzt hat der Hr. Verfasser noch ein Verzeichniß von Schriften, so die in der Mark Brandenburg gefundene Urnen und andere Alterthümer betreffen, beygefüget, worunter des sel. Generalsuperint. Roth, eines sehr großen Kenners in diesem Fache, die vorzüglichsten und interessantesten sind.

Hk.

Joh. Georg Schlossers kleine Schriften. Dritter Theil, Basel, bey Serini. 1783. klein 8. 304 Seiten.

Die beyden Gespräche über die Seelenwanderung haben wir bereits in unserer Bibliothek besonders angezeigt, beziehen uns also drauf. Das 3te Stück ist Harmonie der Schöpfung. Sie besteht in der Körperwelt durch die anziehende Kraft, und in dem Reiche der Geister durch Sympathie und Liebe. Ueber die Streitigkeit vom Genius des Sokrates. Der Verfasser sagt hier seine Meynung über das Stück vom Genius des Sokrates, (S. M. Jun. 1777, S. 481.) und Hrn. D. Leß Betrachtung. Recensent ist mit dem Verf. völlig einig, daß das Parallelisiren

listiren über Sokrates und Christus gar nicht angebracht sey, wenns noch zumal drauf angesehen ist, den ächten sokratischen Geist zu demüthigen, und Tugend und Religion zu trennen. Den sokratischen Wahrsagergeist erklärt der Verf. aus einer stärkern Imaginations- und daraus erwachsenden Ahndungskraft, auch (was aber ein wenig weit ausgeholt ist) aus dem Umgange mit reinern Geistern in der unsichtbaren Welt. Im ersten Betracht habe es also damit dieselbe Bewandniß, wie mit Neuton, in Absicht des Verstandes, und mit Helenen, in Absicht der Schönheit. Lauter verschiedene menschliche Gaben. (Wir dächten, ein bischen Schwärmerey wäre beym Sokrates mit untergelaufen, welches aus der Uebertreibung seines personificirten Gefühls erhellet.) Christus aber, sagt der Verfasser, hatte nicht Eine menschliche Kraft im höhern Grade, sondern er hatte übermenschliche Kräfte, welches die ausserordentliche Handlungen desselben beweisen. Sokrates hat auch nie vorgegeben, daß er Wunder thun wolle. **Schreiben über das Werk vom Zwecke Jesu.** Der Verf. schillt zuerst auf die viele Stümpfeley von kommentiren, paraphrasiren, kontrovertiren u. s. w. welches die Religion anstößig und ekelhaft macht, obs gleich gemeiniglich nur die Verbrämung der Theologie betrift. Wenn man durch die Religion Christi nur ein gutes Herz, und die besten Erwartungen der Vernunft gewisser zu machen gesucht hätte, so würde weder Lessing noch sonst jemand gegen eine solche Lehre Einwendung gemacht haben. Aber, leider! ist die Religion entstellt, hindert in ihrer jetzigen Gestalt viel Gutes, pflanzt und begießt manches böse; mit Unrecht seufze man also über den Mann, der das angreift, und den Saamen des Guten, den das Religionsgeschwätz und Gezänk ausgelöscht hatte, wieder aufwecken will. Zwar habe Leßing nicht die beste Zeit dazu gewählt, weil, wenn man jetzt die Köpfe aufräumt, die unversorgte Herzen zugleich mit kalt werden. Ueberhaupt müsse im Mittelstande nicht alles untersucht werden, da müsten die Menschen oft blos glauben, wenns nur mit den dunklen Ideen, Instinkten und Gefühlen übereinstimmt. Der beste Weg also, den gemeinen Mann gegen solche aufgedrungene Erleuchter zu bewahren, sey das Herz destomehr für die Religion zu intereßiren, und den Kopf aus dem Spiel zu lassen. (Wir zweifeln, ob ohne einige Theilnehmung des Kopfs,

Kopfs, ein dauerhaftes Interesse des Herzens statt haben kann, und wundern uns, wie der Verf. ein so helldenkender, herrlicher Kopf, die Ueberzeugung durch Gründe so entbehrlich erachten, sich mit bloßem Gefühl behelfen, und einen Semler ungelesen zurückschicken kann, da er doch schlechterdings nicht zu der Klasse gehört, denen das Gefühl allein anzurathen ist.) Die Abhandlung ist sehr lesenswerth.

Ueber Johann Waldmann, Bürgermeister von Zürich. Der Professor Füßli zu Zürich hat das Leben dieses wichtigen Mannes beschrieben, wie er vom geringen Stande sich zur höchsten Würde erhoben, endlich aber auf dem Schafott unbilligerweise sterben müssen. **Die Frösche, ein Lustspiel, aus dem Griechischen des Aristophanes.** Kenner der griechischen Lektüre werden dem Aristophanes die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er einer der besten Dichter ist. Dem Recensenten ist die Uebersetzung dieses Stücks eine angenehme Erscheinung, ob sie gleich nicht ganz nach seinem Sinne gerathen ist. Bey Vorhaltung des Originals finden wir, daß der Uebersetzer sich viele Freyheit gestattet, und darinn sein Princip, man müsse in der Uebersetzung den großen Griechen nicht alles sagen lassen, wie es im Original steht, treulich befolgt. Aber — dies Schulmeistern der Originale gefällt uns immer nicht. Bey den Gründen können wir uns nicht aufhalten. Ein jeder, der die Werke dieses Dichters lieset, muß einmal vor allemal dabey denken, daß sie fürs Volk geschrieben, um durch poßierliche, ihm eindrückliche Vorstellung der Hauptlaster, und durch Anhängung des lächerlichen an seine Idole, der fortschreitenden Unklugheit Grenzen zu setzen, und so war nun wirklich Aristophanes der lachende glückliche Moralist bey seinem Volk. Im Stücke selbst können wir in der 6ten Scene der ersten Handlung nicht billigen, daß der Uebersetzer die Posse des Hegelochus, bey Hersagung einer Stelle des Euripides, wieder umgeschmolzen und ihr dadurch das Eigenthümliche des Schauspielers genommen. In der 5ten Scene des 2ten Akts ist der Ausspruch des Xanthias: **peitsch ihn nicht mit Lauch und Zwiebeln, denn die frißt er dir unter der Hand weg;** zwar sehr launisch, aber dem Sinne des Dichters nicht gemäß, der nur sagen will: **behandle den Bachus nicht als einen freyen Mann, sondern gehe mit ihm, wie mit einem Lotterbub**

terbuben um. In der 1sten Scene des 5ten Akts ist das Stümpelchen Licht vom Uebersetzer nicht so gut gewählt, wie das Oellämpchen des Originals, um der Nebenbegriffe willen, hinter welchen aber kein Geheimniß liegt. In der folgenden 2ten Scene ist das **Lalalterral** nicht so gut, wie das griechische **Tophlathotrat**, weil es schwerfälliger ist, womit Euripides dem Aeschylus einen Vorwurf machen will. **Das nußbraune Mädgen**, nebst dem englischen Original, macht den Beschluß.

Hr.

Praktischer Katechismus, vom Stand der heil. Ehe, in Auszug. Nürnberg, bey Stiebner. 1782. 8. 326 Seiten.

Der Epitomator sagt in der Vorrede, man habe aus dem vollständigen praktischen Katechismus einen Auszug gewünscht, weil die Schreibart desselben weitschweifig, und mit Flickwörtern und Wiederholungen untermischt, daher er, mit Vermeidung der von dem Verfasser zugestandnen Mängel, diese Abkürzung ins Werk gesetzt. — Wer mag dergleichen Arbeit, zu der der Autor selbst Hofnung gemacht hatte, von einem Fremden verlangt haben; oder, wer wird nicht gern das Original mit allen jenen kleinen Fehlern lesen wollen! Ueber die anderweitige Absicht dieses Unternehmens lassen wir uns nicht aus, nur Sprachunrichtigkeit und Druckfehler sind nicht ganz hinweggeschaft. Daß der Auszug wohlfeiler ist, wie das Original, ist natürlich, nur kann auch letzteres niemanden zu theuer gewesen seyn. In Absicht des Innhalts ist dieser Auszug mit den Worten und Einrichtungen des Originals abgefaßt, wobey wir uns auf unsere damalige Recension beziehn.

Hr.

Entwürfe und Kostenberechnungen zur Meublirung der Wohngebäude, herausgegeben von dem Verfasser der Hausmutter. gr. 8. Brandenburg. Halle, 1783. 1 Alph. 2½ Bogen.

In

In diesen Entwürfen und Kostenberechnungen wird der Leser eine deutliche und vollständige Ausführung eines mühsamen Plans, und zugleich viele, mit dem feinsten Geschmacke verbundene Kenntniß und Erfahrung in allem demjenigen finden, was unseren Wohnungen und den darinn zu führenden Haushaltungen, nach Verschiedenheit der Stände, ausser den allgemeinen Bedürfnissen, auch Bequemlichkeit und Zierde verschaffet. Wenn aber die Gemeinnützigkeit eines jeden Unterrichts darinn bestehet, daß er allen, für welche er bestimmt ist, und **besonders denjenigen, welche desselben am stärksten bedürfen**, verständlich und nützlich sey, und wenn es des ökonomischen eben sowohl, als des moralischen Lehrers Pflicht ist, hierauf vorzüglich Bedacht zu nehmen; so glaubt Recensent berechtiget zu seyn, an diesem Verdienste des Buches deshalb zu zweifeln; weil darinn für diejenigen am wenigsten — oder eigentlich gar nicht gesorget ist, welche eine Belehrung über eine wohlgewählte und wohlgeordnete innere Einrichtung ihrer Wohnungen noch mehr, als andere, nöthig haben. Bey den Haushaltungen der Prinzen, Grafen, und der Minister vom ersten Range und sehr großem Vermögen ist man gewöhnlich mit den Erfordernissen zu einer standesmäßigen Meublirung völlig bekannt, und auch wohl mit Personen versehen, deren eigentliches Geschäfte darinn bestehet, dieselben zu kennen, und herbeyzuschaffen. Auch diejenigen, welche der Verfasser zur 2ten Klasse rechnet — und welche gleichfalls nur ein sehr hoher Rang und ein beträchtlicher Reichthum zu einem Ameublement berechtigen kann, welches über 65000 Rthl. kostet, S. 113 — sind selten hierüber in Verlegenheit; weil ihnen entweder ihre Herkunft, oder ihr Umgang mit den Personen der 1sten Klasse, oder beydes, Gelegenheit genug gegeben hat, von allem demjenigen Kenntniß zu erlangen, was zur Bequemlichkeit und Zierde des Innern ihrer Wohnung — nach Verhältniß ihres Standes und Vermögens — erforderlich ist. Aber gerade diejenigen Bürger des Staats, welchen ein glücklicher Fortgang ihrer Nahrungsgewerbe, Erbschaften, Verheyrathungen, oder ein anderer günstiger Zufall ein mehr als sonst in ihrem Stande gewöhnliches Vermögen verschaffet hat, so mancher wohlbemittelte Kaufmann, Fabrikant, Pachtbeamte, Eigenthümer eines mittelmäßigen Landguthes — welche doch wohl nicht alle unter der von dem

Verf.

Verf. bezeichneten dritten Klasse mit begriffen seyn können; da für viele derselben ein über 5000 Rthlr. betragender Aufwand für Meublen (S. 129) gewiß zu kostbar seyn möchte — und welchen doch nicht zu verdenken ist, wenn auch sie ihres Ueberflusses in einer bequemen und zierlichen Wohnung zu genießen wünschen — eben diese sind der Gefahr am nächsten, durch ihren Mangel an Kenntnisse in dergleichen Sachen, und durch die Unwissenheit oder Unredlichkeit derjenigen, deren Raths und Hülfe sie sich bedienen, zur Verschleuderung ihres Geldes für schlechtgewählte und schlechtgeordnete Meublen verleitet zu werden. Ihnen ist also an einer Belehrung, wie sie zum Ameublement 2 bis 3000 Rthlr. — etwan den einjährigen Betrag ihres Einkommens — auf eine schickliche und wirthschaftliche Art verwenden können, am mehrsten gelegen. Des Verf. Einwendung hiegegen S. 5.

„daß einige von solchen bemittelten Bürgern aus „den verschiedenen Kostenanschlägen zu Meublements „leicht die Wahl treffen können,

befriediget den Rec. nicht; denn es ist doch offenbar zu viel gewagt, deßhalb, weil man einigen wohl eine vernünftige Wahl hierinn zutrauen könne, alle übrigen — und gewiß den größten Haufen — ihrem Schicksale, und der Gefahr, viel Geld übel angewendet zu haben, zu überlassen. Wer hieran zweifeln wollte, müßte das Innere der Wohnungen so vieler wohlhabender Bürger, die abentheuerliche Wahl und Stellung der Meublen in denselben, und die den Nürnbergischen Raritätenkästen oft so ähnliche Verzierung nie gesehen haben.

Es waren also — nach des Rec. unvorgreiflichem Dafürhalten — Entwürfe und Kostenanschläge für eine vierte Klasse allerdings nöthig, und gewiß noch nöthiger, als für die erste Klasse. Diese Entwürfe und Anschläge würden alsdann auch vielleicht noch mehr Brauchbarkeit erhalten, wenn sie nach der Verschiedenheit der jährlichen Einkünfte — etwan nach dem Betrage von 1500 Rthlr., 2000 Rthlr., 2500 Rthlr. und 3000 Rthlr. — eingerichtet würden. Auch können wir nicht läugnen, daß uns verschiedene Sachen allzuhoch angesetzt seyn. Wie z. B. kann Eine Elle Papiertapeten 8 Ggr. kosten? (S. 127.) Kaum ein Fürst wird für

für die Bildhauerarbeit an einem Bette 160 Rthlr. und noch dazu 150 Rthlr. fürs Vergolden geben (S. 142) und dgl. mehr.

Eine weitere Unterabtheilung würde freylich eine ermüdende, auch unnöthige Ausdehnung des Buches seyn: und hierin ist der Rec. mit demjenigen, was der Verf. davon S. 114 gesagt hat, völlig einverstanden. Der Verf. ist der geschickte königl. Preußische Ober-Bauinspector Hr. Manger zu Potsdam.

Kw.

Ohnmaßgeblicher Vorschlag, was der Jugend in den niedern Schulen für ein nützlicher Unterricht gegeben werden kann, wie mit Feuer und Licht und leicht entzündlichen Dingen behutsam umzugehen ist, daß keine Feuersbrünste davon entstehen mögen. Von D. Joh. Fried. Glaser, (T. P.) Dessau 1783, in der B. d. G. 3½ Bogen in 8.

Da Feuersbrünste ganz gewiß nicht göttliche, von Gott unmittelbar im Zorn verhängte Strafgerichte sind, wie manche Prediger so gern ihre durch Brand verunglückte Gemeinde überreden wollen, sondern wo nicht durch natürliche Ursachen oder Menschenbosheit gewirkt, größtentheils Folgen des nachläßigen Gebrauchs von Licht und Feuer sind; so ist es eine sehr löbliche Vorsorge, seine Mitbürger über die Gefahr dieser Nachläßigkeiten zu warnen, und auch Kinder zur vorsichtigen Behandlung des Feuers zu gewöhnen. Da nun der Hr. Berg-R. Glaser schon seit so vielen Jahren seinen schriftstellerischen Fleiß mit Brandabhaltungs- und Verhütungsvorschlägen beschäftigt hat: so hat er auch dieses Verdienst sich machen zu können geglaubt. Seine Schrift aber ist nicht sowol eine Schrift für die Jugend, als vielmehr für Jedermann, indem die Vorschläge, die er giebt, Alte sowohl als Junge angehen: wiewohl freylich seine Absicht eigentlich nur diese ist, daß die Schrift als ein Lesebuch in den untern Klassen gebraucht werden soll, und der darin gegebene Unterricht Kindern in ihrem ganzen Leben im Ge-

dächtniß bleiben möge. Die Einrichtung ist diese, daß er verschiedene Fragen aufwirft, z. E. wie muß man mit Feuerzeug und Schwamm? wie mit Oellichtern, wie mit Unschlittlichtern, mit Wachsstöcken, Holzspänen, wie beym Einheitzen, wie bey Speck und Butter über dem Feuer ꝛc. behutsam umgehen; und jede Frage mit verschiedenen Regeln sehr pünktlich und wortreich beantwortet. Das wäre nun aber die Methode nicht, die wir würden gewählt haben. Praktische Regeln, als Regeln gesagt, sind für Kinder meistentheils unbrauchbar; und wenn man ihnen sagt: laß kein Licht oder keinen Wachsstock fortbrennen, es kann daraus leicht ein Brand entstehen; so glauben sie es nicht, eben weil sie Kinder sind und keine Erfahrung haben. Wenn man ihnen aber erzählt, daß Feuersbrünste hie und da dadurch entstanden sind, daß man einen brennenden Wachsstock auf einem mit Papier belegten Tisch hat stehen lassen, bey brennendem Lichte eingeschlafen, mit bloßen Lichte in den Stall gegangen ist, oder Asche zu bald in hölzerne Gefäße gesammlet, oder auf Böden geschüttet hat u. s. w. Dann ziehen sie sich selbst die Verhaltungsregeln daraus, und die Pflicht der Vorsichtigkeit wird ihnen anschaulicher, als wenn sie die Möglichkeit einer Feuersgefahr blos aufs Wort einer Vorschrift glauben sollen. Wir würden also, wenn wir an des Verf. Stelle gewesen wären, die Verhütungs-Regeln alle in Erzählungen von entstandenen Feuersbrünsten verwandelt haben. Viele wahre Beyspiele mußten ihm beyfallen: zu den übrigen konnte er auf wahrscheinliche Art Fälle erdichten. Um diese Sammlung in eine Art von Zusammenhang zu bringen, konnte man vorgeben: es habe ein Fürst einen Mann in der Absicht reisen lassen, um sich nach den Veranlassungen und Ursachen aller bisherigen Feuersbrünste zu erkundigen, um durch deren Bekanntmachung seine Unterthanen vorsichtiger zu machen. Es sind uns übrigens doch einige Verhütungsregeln beygefallen, die wir hier vermißt haben, z. E. daß man keinen Tisch oder Stuhl mit einem brennenden Licht vor sein Bette schiebe, in der Absicht, um vor dem Einschlafen zu lesen; daß man jede Nacht die Wassergefäße füllen lasse u. a. Inzwischen wünschen wir, daß das Buch in allen Haushaltungen gebraucht und dadurch ein Theil des menschlichen Elends hinführo vermindert werden möge.

B.

Lieflän-

Liefländisches Magazin der Lektüre. Erster Jahrgang. Mitau, 1782. in 8.

Von dieser periodischen Schrift erscheint alle Quartal ein ungefähr aus 11 Bogen bestehendes Stück, welches Gedichte, dramatische Aufsätze, Abhandlungen und vermischte Aufsätze, Romane und Erzählungen, Auszüge und Fragmente, Briefe, Anekdoten, und endlich französische Artikel, enthält. Ihr innerer Werth ist, wie er bey dergleichen Schriften nicht anders seyn kann, verschieden; doch überhaupt nicht schlecht. Nicht nur für die Mannigfaltigkeit, sondern auch für die Unterhaltung, und eines Theils für den Unterricht der Leser, hat der Herausgeber in den 3 vor uns liegenden Quartalen Sorge getragen.

It.

D. W. G. Hesse, vier praktische Abhandlungen, mit Kupf. Leipzig. 1782. 8. 11 Bogen.

In der ersten ist beschrieben: wie auf eine leichte, bequeme und wohlfeile Art, der großen Beschwerlichkeit des Rauches in den Gebäuden, Küchen, Kammern und mancherley Schornsteinen abgeholfen werden kann, ohne daß man die Schornsteine abreisen und frisch bauen darf. Sie müssen nicht senkrecht, sondern unter einem Winkel von 60 bis 70 Graden gebaut seyn, auch nicht unter $1\frac{1}{2}$ oder über $2\frac{1}{2}$ Fuß im Durchschnitte haben. Jedes Feuer muß einen besondern Schornstein haben, denn sonst kann die Menge Rauchs nicht durchdringen, und der stärker sich bewegende Rauch hindert den schwächern; und damit der sich anhäufende Rauch mehr Platz habe, so wird es gut seyn, den Schornstein oben weiter zu machen als unten. Von großem Nutzen sind auch die Luftzüge die man unten anbringt, besondere Hauben von Bley über den Schornstein, damit die Sonnenhitze, Regen und Wind das Aufsteigen des Rauchs nicht verhindere, und endlich ein wohlangebrachter Ventilator. In der zweyten Abhandlung ist enthalten: wie bey den bisherigen häufig entstandenen Feuersbrünsten das Landvolk bequem, dauerhaft, feuerfeste, wohlfeil und mit einer wahren Holzersparung seine nöthigen Gebäude aufführen und ausbauen soll.

soll. Das Holzwerk streiche man einigemal mit einer heissen Lauge an, die aus Alaun oder Salz und Bolus, Oker oder weißen Thon besteht, es fängt alsdenn nicht so leicht Feuer, und verhindert den Wurmstich. Geschlämmter Leimen und Thon mit Mehlkleister ist zu diesem Zweck auch dienlich. Anstatt des gewöhnlichen Loches, in einem Hause um den Rauch abzuführen, lasse man Schlöte bauen, die aber nicht wie gewöhnlich von Holz und inwendig mit Leim ausgeklebt, sondern wenigstens mit recht ausgetrockneten Leimbacksteinen seyn müssen. Allemal zwischen 3 bis 4 Häuser errichte man eine Brandmauer, die aus Leim bestehen kann, oben aber mit Dachziegeln belegt werden, auch über die Häuser hinaus reichen muß. Fenster oder Thüren dürfen sich niemalen darinne befinden. Das Dach kann aus Stroh bestehen, muß aber 3 Zoll dick mit Leimen überstrichen und mit klarem Wassersand bestreuet seyn. Leimen mit etwas Stroh vermischt nebst Alaunlauche dient auch zur Verwahrung gegen das Feuer, wenn man damit das äussere Holzwerk bestreicht.

Die dritte Abhandlung betrift die Verbesserung der grossen Brauöfen in den Gemeinde-Brauhäusern, wie auch der kleinen Kesselheerde, zur höchstnöthigen Holzerspahrung, sowohl in Ansehung ihres Baues, als auch durch angelegte Maschinen die Kraft des Feuers zu vermehren. Es geschiehet dieses, durch einen wohlangebrachten Luftzug, damit die Bewegung des Feuers heftiger werde, durch das Rost und den Blasebalg. Sollte letzterer aus Mangel des Wassers, das ihn treiben sollte, nicht anzubringen seyn, so giebt er eine andere Maschine an, die wenig kostet und fast gleiche Wirkung thut.

Die letzte Abhandlung enthält einige Versuche und Erfahrungen über den Holzanbau geschwind wachsender Hölzer, als Eschen, Erlen, Weiden und italienische Pappeln. Man haue sie oft und niedrig ab, weil dergleichen saftige Hölzer zu schnell treiben, und sonst der Saft in Gährung geräth, dumpfigt wird, und die Stöcke und Wurzeln zu Grunde gehen. Es muß aber im Januar geschehen, ehe noch der Saft in die Stämme getreten ist. Die Abschnitte bedeckt man mit etwas Rasen, Schlammerde oder Moos und Erde. — Auf den 2 Kupfertafeln sind die nöthigsten beschriebenen Maschinen

schinen abgebildet, als: der Brauofen, Ventilator, Blasebalg u. s. w.

K.

Allgemeines System für das Volk zur Grundlage aller Erkenntnisse für Menschen aus allen Nationen, Ständen und Religionen; in einem Auszuge herausgegeben. Nicosia, 1873. 3 Bogen. 8.

Wenn Recensent den Verfasser dieser wenigen Blätter anders recht versteht, so sollen sie Ideal eines Systems seyn, nach welchem alle Menschen in allen Religionen zur festen dauerhaften Glückseligkeit geführt werden können. Die Absicht des Verfassers ist immer edel, doch behält Recensent gern über die Ausführung des Plans sein Urtheil zurück. Es wäre die Sache mehrerer rechtschaffener gelehrter und unpartheyischer Gottesgelehrten sein Ideal zu prüfen und ihm, wo er geirrt, mit Bescheidenheit zurecht zu weisen. Recens. stimmt dem Verfasser in der Hauptsache, daß nicht jeder zur klaren Ueberzeugung der geheimen Lehren der Offenbarung kommen könne, bey, ob aber eine solche idealische Republik, als der Verf. hier darstellt, wirklich existiren könne, läßt sich wohl schwerlich glauben.

Mb.

Ueber Toleranz und Reformation; vertraute Unterredungen eines Landedelmanns, Exjesuiten und Franciskaners u. s. w. Erstes Stück. Nürnberg, 1782. 8. 108 S.

Die Anstalten des Kaysers, die Rechte der Landesherren in Kirchensachen zu behaupten, die Kirchenzucht wieder herzustellen, die Ordensgeistlichen zu Beobachtung ihrer ursprünglichen Regeln zurückzuführen und die dadurch veranlaßte Reise des Papst nach Wien, sind allgemeine Gegenstände der Unterredungen in Gesellschaften. Um Personen, deren Sache es nicht ist, systematische Bücher zu lesen oder

die Kirchengeschichte und das Staatsrecht zu studiren, deutliche Begriffe von diesen Bewegungen zu geben, hat der Verfasser den Weg der Gespräche durch Personen von verschiedenen Gesinnungen gewählet. Die kaiserl. Verordnungen in diesem Fache, die fliegenden Schriften, so vorzüglich Aufmerksamkeit verdienen, das merkwürdige aus grössern hieher gehörigen Werken werden theils ganz, theils im Auszuge eingerückt und so soll nach und nach eine aneinanderhängende kurzgefaßte Geschichte der jetzigen merkwürdigen Bewegungen in der katholischen Kirche, welche für alle Gattungen Leser dienen kann, geliefert werden. Der Innhalt dieses ersten Gesprächs sind, die aufgehobene Büchercensur — Befehl die Dispensationen der Ehen in verbotenen Graden nicht mehr zu Rom zu suchen — das Placitum regium in Ansehung der päpstlichen Verordnungen — die Unterwerfung der Klöster unter die Gerichtsbarkeit ihrer Bischöffe — Aufhebung der Verbindung der Ordenshäuser mit auswärtigen Provinzen, Klöstern, Ordensobrigkeiten — das Toleranzedikt und das Cirkularschreiben des Bischofs zu Königsgrätz an die Geistlichkeit seiner Diöces. — Als Gespräche betrachtet wollen diese Bogen nicht viel bedeuten.

Ag.

Spiegel ohne Quecksilber, in welchem alle, welche hineinsehen, doch ihr eigenes Bild finden können. Frankfurt und Leipzig, 1782. 8. 123 S.

Lange ist uns kein so zusammengestoppeltes Ding vor Augen gekommen. Die Materien sind so regellos zusammengestellt, als wenn sie der Wind an einander geweht hätte. Die Urtheile sind so matt, superficiel, alltäglich, daß man auch im ganzen Büchlein nicht eine einzige Stelle wahrnimmt, die nicht schon in tausend und aber tausend Schriften befindlich wäre. Unsere Leser werden es kaum glauben, daher geben wir ihnen, zur Probe, das Urtheil über Credit, Ehre, Mißtrauen. „Natürlicher Weise muß das „Vertrauen fallen. Je mehr einer verspricht, je weniger „glaubt man ihm. Ehre, guter Name hält man für Ein„bildung. Mißtrauen stellt sich dagegen auf allen Seiten „ein

„ꝛc." — Ist das des Drucks werth? Die Stelle ist nur blind herausgenommen, und bey weitem die schlechteste nicht. Zuweilen kommt auch ein mattherzig Histörchen dazwischen. Von der Zusammenordnung nun auch einen Beweis: §. 13. Künste, Wissenschaften, Belohnungen. "Sie ma„chen selten ihr Glück, die Talente werden erstickt, die beste „Arbeit wird gleichgültig angesehen." §. 14. Gesetze, Gerechtigkeit, Bedienungen. §. 15. Lebenslauf eines Adelichen. §. 16. Lebenslauf eines Bürgerlichen. §. 17. Lebenslauf eines gnädigen Fräuleins und bürgerlichen Jungfer. §. 18. Rechtsgelehrsamkeit. Alles dies auf ein paar Seiten frisch abgethan. Wer kanns aushalten, lange in so einen Spiegel hinein zu sehn!

Hr.

Ueber die Ehen, ein ohnmaßgeblicher Versuch, von E. H. Prätorius, der königl. Stadt Thorn Sekretär ꝛc. Göttingen, bey Boßiegel, 1781. 1 Alph. 2 Bogen, in 8.

Der Zweck dieses Buchs scheint zu seyn jungen Leuten beyderley Geschlechts einen nützlichen Unterricht zu geben, von den Gesinnungen, mit welchen eine so nahe Verbindung nicht nur geschlossen werden muß, sondern die auch nachher zu Tage gelegt werden müssen, wenn man zufrieden darinn leben will. Man kann dem nun sel. Verfasser das Verdienst nicht absprechen, daß er die hieher gehörigen Pflichten kennt; die gewöhnlichen Fehler und Thorheiten der Liebenden und der Eheleute in erdichteten Beyspielen ziemlich gut schildert, und also mit Nutzen gelesen werden kann. Allein nach einem so wohlgeschriebenen Buche, was wir über eben diese Materie schon haben, hätte man doch wohl hier etwas mehr als das bekannte und gewöhnliche, und sonderlich mehr kurze Rundung und Annehmlichkeit in der Schreibart erwartet. Die Leute, für welche er schreibt, sehen mehr auf das Kleid darinn die Wahrheit erscheint, als auf sie selbst.

Bg.

Deutschlands achtzehntes Jahrhundert, eine Monatsschrift. I. II. IIItes Heft 1782. 8.

Ohngeachtet wir gar nicht mit der oft zu geblümten und provinziellen Schreibart dieser Schrift zufrieden seyn können, so müssen wir jedoch diese Schrift wegen der Bestrebung, verjährte Vorurtheile zu verdrängen, empfehlen. Sie gehört zu den guten und nützlichen, die zwischen der Ens und Donau erschienen sind, in welchen Gegenden noch so gräulicher Wust aus den Köpfen, wie aus allen Wissenschaften und Künsten hinwegzuräumen ist. Wir verdenken übrigens den Verfassern, daß sie sich mit dem sogenannten Chronologen Hrn. Wekhrlin abgeben. Sie sollten ihn schwatzen lassen; wer glaubt ihm denn, oder hat je auf seine Kritiken getrauet? — — Seine Periode ist vorbey, er blendete nur kurze Zeit. Mit Recht nennen sie ihn einen armseligen Nachahmer Voltairens, hauptsächlich Linguets, der Staat und Sitten beleidigt, und nur aus dem Auslande unrichtige Geschichtlein auftischet, seine Blätter damit anfüllet, daß sein Journal wie eine arme zusammengestoppelte Naturalienkammer aussiehet. Doch zu unsrer vorliegenden Monatsschrift. Der erste Heft enthält folgenden Aufsatz: I. **Die große Uhr der Welt.** Ziemlich poetisch, voll allgemeiner nicht immer treffender Gedanken, und voll vieler leerer schön tönender Worte, welches der allgemeine Fehler der Bücher ist, die aus den dortigen Gegenden herkommen. Doch sind hin und wieder dreiste Gedanken zu finden. **Zweytes Heft:** II. **Religion.** (Ein gutes Bild!) **Der Schurke unter dem Deckmantel der Religion.** (Starke Charaktere, dergleichen in allen Sekten anzutreffen sind. Wie konnte dieses Gemälde den vielfarbigten Heuchlern in langen und kurzen Kleidern und Kapuzen gefallen; sie mußten in Wuth gerathen und die Verfasser verketzern. Nur auch wieder ein wenig zu viel Deklamation. Der V. der N. M. H. W. schlägt einen **Schurken-Kalender** in Taschenformat vor, und hofft, daß er den Glaubigen bessere Dienste gegen die sichtbaren Teufel leisten und mehr als ein Franziskaner-Amulet gegen die unsichtbaren helfen werde. Er empfiehlt dem Künstler die Blätter Rubens: den Zinnsgroschen, die Erweckung Lazari, das Gastmahl beym Pharisäer, Stephani Steinigung, die Alten der Susanne u. s. f. wo verschiedene

Reli-

Religionsschurken geschildert sind, zum Gebrauch. Der Vorschlag scheint nicht übel. Wir glauben daß solcher vielen Nutzen stiften, und ehe die mancherley Schurken gebildet und entziffert werden, viele Jahre eine solche nützliche Lektür abgeben können. An Beyträgen wird es dem Verfasser gewiß nicht fehlen. **Ueber den Zweck der schönen Künste.** S. 96. Erstlich unterscheidet der Verfasser das mechanische der Kunst von dem ästhetischen oder der Hervorbringung, von Empfindungen. Jenes heißt Kunst, dieses schöne Kunst. Der Zweck der schönen Künste ist nicht blos zu ergötzen: Ihr Zweck ist erhabner, sie folgen dem hohen Zwecke der Natur: **Das sittliche Gefühl durch das sinnliche zu erwecken; unsern Geist leidenschaftlich zu erhöhen und unsern Herzen eine edlere Wendung zu geben.** Sulzer hat schon diese Materie behandelt, philosophischer als hier, und es verdient nachgelesen zu werden, was **Engel im Philosophen für die Welt** darüber sagt.

Dritter Heft. 1782. 4 Bogen. III. **Gelehrsamkeit.** Der Endzweck aller Wissenschaften ist freilich die Erleuchtung des Menschengeschlechts: Die Gelehrsamkeit der Deutschen ist aber jetzt leider ein Handwerk und Bücherschreiben ein Gewerb geworden, wie werden wir wohl diesen Endzweck erreichen? S. 127. Das Verzeichniß der wahren Gelehrten ist noch sehr zu ergänzen. Die Zahl ist freilich sehr gering, gegen den ungeheuren Schwarm derer, die sich den Namen eines Gelehrten unwürdig anmaßen und Aftergelehrten sind, die sich durch trockne Compendien und absichtlose Compilationen unter die Gelehrten drängen. S. 132. **Gottesgelahrheit.** Der Verf. erwähnt hier der Mönche, besonders der Elias- und Franciscussöhne, die sich immer noch mit Quidditäten und Haecceitäten des Aristoteles und Universalien a parte rei belustigen; er nennt sie die Hornissen des Geschmacks unsers Jahrhunderts; sie fliehen daher die Aufklärung wie die Eulen den Mittag. — Sie gehören in die Klasse derjenigen, welche die Vernunft verläugnen, um Schulsysteme zu retten. — Das allgemeine Klosterprincipium: **Man darf in unserm Orden nichts Neues anfangen** — hat sie so halsstarrig gemacht, daß sie sich lieber die Nägel von Fingern, als ihre Schellenkappen vom Kopf herunterreißen ließen u. s. f. Der Grundbe-

griff der Gottheit und Gottes Wesenheit wird durch Asseitäten und Perseitäten bestimmt: welcher hat die siegende Gnade auf Rechnung des großen Augustins zu einer Buhlerinn gemacht, die den Willen durch einen himmlischen Kitzel bezwingen soll, ohne daß der Sclav seine Freyheit verliere? wer hat sie wohl je einem spitzigen Stachel verglichen, der den widersetzlichen Willen gleich einem reitstättigem Pferde spornen muß: oder einer Hülfsmutter, die zur reifen Geburt nur Hand anlegen darf? Die Gnade ist bald eine Lampe, die vor, bald eine Laterne die hinten drein leuchtet, bald ein Nachtwächter, bald ein Handlanger und dergl. schöne Sentenzen mehr. — Es giebt Schulketzer und Ketzermacher, die — isten in Menge, ohne daß sie selbst es wissen, warum sie es worden sind! — daher die Doctores irrefragibiles, — Universales, Subtiles, Resoluti, Singulares, Invincibiles. Nach diesen Scholastikern, deren es leider im katholischen Deutschlande mehr giebt als man denken sollte, folgen einige ganz gute Gedanken über die verkehrte Art, die reine evangelische Sittenlehre zu predigen. S. 143. Physik — anziehende und zurückstoßende Kräfte, die wir vielleicht nächstens unsern deutschen Damen empfehlen werden. Moral, Probabilismus, Probabiliorismus. Digesten, Wisegast, Bodogast u. s. w. Kirchenrecht, ein leerer Marktkram, merces spuriae Isidori; Isidori Justus Febronius. Das peinliche Recht, buntschäckigt; Arzneykunst geht mit der Mode. Deutsche Schaubühnen: Nationalstücke so viel wie Sommervögel — aber sehr wenig Nachtigallen. — S. 147. Die Gelehrsamkeit ist aus der Schulfüchserey in das Kindische, Encyklopädische gefallen. Die Epoche der wahren Gelehrsamkeit hat sich noch nicht gezeigt. — Im Anfange unsers Jahrhunderts erschien die Gelehrsamkeit als Närrin, in der Mitte ward sie eine Furie, jetzt ist sie eine Puppenkrämerinn. Die Gelehrten waren Charletans, sie wurden Freygeister und jetzt sind sie Gecken. Dies ist, wie alle Deklamationen, übertrieben. Allgemein ist dies von Deutschland nicht zu sagen, wenn aber der Verf. nur von seinen Provinzen redet, so mag er es verantworten.

Das Gericht auf dem Parnaß S. 149. Ein launigt seynsollendes Gedicht, das sich besser lesen lassen würde, wenn nicht zu niedrig komische Bilder mit eingemischt wären.

S. 157

S. 157. lin. 10. 18 u. f. stehen satyrische Gemälde; auch S. 163 folgen brauchbare Regeln für Akademisten, um bald berühmt zu werden. Eine schon etwas abgenutzte Einbildung. Gespräche zwischen I. und W. I. erzählt dem W. das Urtheil, so in einem Kloster-Convente über diese Schrift gefället worden, in dem nationellen Tone der Gäste mit solcher Wahrheit, als wenn wir die Hoch-Ehrwürdigen und gestrengen Herren sprechen hörten. Nur denen, die diese Sprache verstehen und den Geist der Dummheit, der noch in Oesterreich, Bayern und Schwaben herrscht, kennen, werden Geschmack daran finden können.

Ag.

Deutschlands Jahrhundert IV. bis XII. Heft, 1782. 8.

— Desselben I. bis IV. Heft, 1783. 8.

Da wir eben die drey erstern Stücke ausführlich angezeigt haben, und dieses periodische Werk zu mehrern Heften anwächst: so zeigen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur blos an, das die Fortsetzung erschienen ist. Für Bayern und Schwaben, so wie auch für Oesterreich, für welche Länder diese Schrift eigentlich geschrieben ist, kann sie sehr guten Nutzen haben. Die Verfasser haben das Verdienst, daß sie den ungeheuren Mißbräuchen, die in den dortigen Gegenden, zum Theil unter dem Vorwand der Religion, so allgemein zu finden sind, sich mit Muth widersetzen.

Ag.

Kurzgefaßtes deutsches und schwedisches Handlexicon mit angefügten französischen Bedeutungen, herausgegeben von Joh. Carl Dähnert, Prof. in Greifswald. Stockholm, Upsala und Abo bey Swederus, 1784. 4.

Das Buch enthält mehr als der Titel sagt. Man findet darinn 1) ein deutsch-schwedisch-französisches alphabetisches Wörterbuch; 2) ein schwedisch-deutsches; 3) ein

Regi-

Register der französischen Wörter mit beygefügten Seiten, wo sie zu finden. Es ist dies Buch, so viel wir haben bemerken können, zweckmäßig eingerichtet.

Dr.

Schauplatz der Künste und Handwerker, oder vollständige Beschreibung derselben, verfertiget oder gebilliget von den Herren der Akademie der Wissenschaften zu Paris, mit Kupf. Funfzehnter Band, welcher den Wollenzeuchfabrikanten enthält. In das Deutsche übersetzt. Nürnberg und Leipzig bey Christian Weigel und Adam Gottlieb Schneider, 1782. 1 Alph. 5 B. in 4.

Dieses Werk, das auch unter dem besondern Titel: Herrn Roland de la Platiere Kunst des Wollenzeuchfabrikanten, übersetzt von M. J. C. Harrepeter, zu haben ist, beschreibt mit sehr vieler Richtigkeit und Deutlichkeit die ganze Beschäftigung, die bey Verfertigung dieser Fabrikwaaren angewendet werden muß. Es ist immer gar sehr zu bedauren, daß die Fortsetzung dieses gewiß schätzbaren Werkes so äußerst langsam von statten geht, und eigentlich ist dieses nicht die rechte Fortsetzung des Schauplatzes, die von Königsberg aus noch erwartet wird. Der gegenwärtige Band enthält blos die Bearbeitung der Zeuche; in dem folgenden Bande soll die Kunst, sie zu drukken, beschrieben werden. Die Kupfer sammt den Beschreibungen sind deutlich und gut: nur scheint eine übelangebrachte Künsteley auf der dritten Figur der fünften Tafel diese Figur zu verstellen.

Q.

Joh. Siebmachers großes Wappenbuch; sechstes Supplement. Nürnberg, in der Raspischen Buchhandlung, 1783. 15 Bogen und 1 Bogen Titel und Inhalt, in Folio.

Enthält auf jedem Bogen die Abbildungen von 24 adelichen, Freyherren- oder Gräflichen Wapen, und ist die Fort-

Fortsetzung des bekannten grossen Werks. Am Ende ist ein alphabetisches Verzeichniß aller in diesem Theile enthaltenen Familien.

Amk.

Untergang der Stadt Meßina, nebst ihrer Geschichte, Topographie und Statistik (mit Einschluß Reggio und vieler Oerter und Gegenden in Sicilien und Neapel). Ingleichen eine kurze Beschreibung von den beyden feuerspeyenden Bergen Vesuv und Aetna, mit Kupfern. — Dem König und der Königinn von Sicilien — zugeeignet, 1783. in 4. 3½ Bogen.

Das am 5. Hornung 1783 verunglückte Meßina in seiner ehemaligen glänzenden Gestalt, und nunmehriger Verwüstung, geschildert von einem Augenzeugen J. H. Wolf. Prag und Wien, bey Joh. Ferdinand Edlen v. Schönfeld, 1783. 3 Bogen in 8. mit 2 Kupfertaf.

Daß doch ja nicht etwan jemand glaube, in diesen beyden Brochüren, detaillirtere Nachrichten von dem Erdbeben zu lesen, das Meßina zerstörte, als man bereits in den Zeitungen gelesen hat! Nicht einmal dieses findet man hier beysammen. Man sieht den Verfassern die Mühe an, die letztern Blätter mit Tavtologien und Exklamationen anzufüllen, um nur etwas von der Zerstörung von Meßina zu sagen, wovon sie nichts zu sagen wußten; denn den größten Raum nehmen zusammengestoppelte Nachrichten von dem, was Meßina vorher gewesen ist, oder abgeschriebene Beschreibungen des Vesuvs und Aetna ein. Die angebliche Dedication auf dem Titel der einen, und der Augenzeuge auf dem Titel der zweyten Schrift sind ausgehängte Schilde, dem Wische Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Der vorgebliche Augenzeuge ist kein Augenzeuge des Ruins, sondern — ein Reisender, der ehemals einmal in Meßina gewesen ist, und was er sagt, ist aus Geographien und Reisebeschreibungen zusam-

zusammengeschrieben. Damit das Ding noch mehr einer Mordgeschichte ähnlich sieht, die man auf Gassen ausschreyt und dann mit einem Sechser bezahlt: so sind auch einige Verslein angehängt. Das Beste ist noch ein bey der zweyten Schrift befindlicher Grundriß der Stadt und des Hafens von Meßina.

Um das Kleeblatt voll zu machen, setzen wir noch den Titel einer dritten Schrift hieher, die wir aber nicht gesehen haben, die aber vermuthlich von gleichem Gehalt ist: Kurze Beschreibung des Erdbebens zu Meßina und in Kalabrien, aus dem Ital. übersetzt nebst einer Landkarte, Gotha 1783.

Ag.

Drey Vorlesungen über Liebe, Geschlechter und Ehеglück, dreyen Damen gehalten. Gotha, bey Ettinger 1783. 7 Bogen in 8.

Wir haben nichts dagegen, daß sich Damen etwas vorlesen lassen, und daß diese Aufsätze, in welchen manche bekannte gute Gedanken vorkommen, jungen Frauenzimmern sind vorgelesen worden: aber warum sie eben haben gedruckt werden müssen, das sehen wir nicht ein.

Yr.

Gothaisches gemeinnütziges Wochenblatt; dritten Jahrgangs erstes Quartal N. 1—13. Gotha bey C. W. Ettinger.

Dies Wochenblatt erhält sich immer bey seinem gleichen innern Wehrt; und vom Innhalt desselben wird Rec. einiges das ihm vorzüglich gefallen hat, wiederum auszeichnen. N. 1. **Von der nöthigen Verbesserung der Handwerker** durch Lesen gelehrter verständlich geschriebener Bücher, über seine oder eine verwandte Kunst. — **Von Baumschulen der Obstbäume.** — **Warnung für Feuersbrünste;** durch ein, von der Sonne beschienenes Glas Wasser, durch runde Fensterscheiben ꝛc. 2. **Mittel wider die Ameisen an Pfirschbäumen:** etwas Schnupftoback auf die Spitzen der angefallenen Zweige zu streuen — **die Farbe des Mahago**

hagony-Holzes nachzumachen. Man beizt Ulmen- und Ahornbreter mit Scheidewasser, und bestreicht sie hernach 2 bis 3mal mit einer Essenz aus ½ Loth Drachen-Blut, ¾ Loth wilde Ochsenzungen-Wurzel, ⅛ Loth Aloe, und ¼ Quart starken Weingeist. 3. Schädlicher Vorzug der Ergözung vor Berufsgeschäften. 4. Vermehrung der Schönheit durch Kleiderputz. 5. Bewährtes Mittel wider blinde Augen. In ein hartgekochtes durchgeschnittenes Ey legt man ein Stück Salmiak, das man, nach der Auflösung mit allem übrigen untereinander quetscht, durch reine Leinwand preßt, und den grünlichen Saft des Tages etlichemal in die Augen streicht. — Beyspiele des glücklichen Erfolgs. 6. Vorschrift zum Englischen Pflaster. 7. Erfindung. Ein Pfund grüne Seife, und ein Quentchen Spicköl, in 5 Nösel warmen Wasser aufgelößt, und auf die hölzernen Bettstellen gegossen, oder sie damit besprengt, vertilgen die Wanzen völlig; so wie im Garten die Ameisen. 8. Pfropfen der Nußbäume: hiedurch kann man von alten Nußbäumen Nüsse von guter Art erhalten, auch die Reiser von den am spätesten ausschlagenden Arten nehmen — Von den Brustkrankheiten des Landmanns — Mittel wider die Hühneraugen und Warzen: (vorzügl. Spanische Fliegen-Essenz). 9. Vom Bienenstich, und den Mitteln dagegen. 10. Etwas über die Behandlung neugebohrner Kinder — Oellackfirnis von Bernstein. 11. Ueber den Aufwand. 12. Etwas zur ernstlichen Beherzigung. (Vorsorge, Erbarmung und Mitleiden gegen die Thiere.) Ueber die vornehmsten Krankheiten der Säuglinge. (Zu der Magnesia gegen die Leibschmerzen würde Recens. noch ½ 1 Gran Zinkblumen setzen; und eben die letztern auch bey den Krämpfen unter dem Zahnen anwenden.) 13. Von der Lebensordnung: sehr gute medicinische, und auch moralische Regeln; so wie überhaupt in sehr vielen Stellen fromme menschenliebende Gesinnungen eingewebt sind, die gleichfern von religiöser Gleichgültigkeit und Schwärmerey sind.

Blaise Vigenere Abhandlung vom Feuer und Salz. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen, von D. A. P. D. E. F. U. L. K. Breßlau, bey W. Gottl. Korn. 1782. 8. 336 S.

Die erste französische Ausgabe dieser Schrift ist von 1618, welche auch in der Folge ins Lateinische übersetzt worden ist, und nun schon geraume Zeit unter dem übrigen alchymistischen Wuste vergraben gelegen hat. Und da hätte sie immerfort ruhig bleiben können; großen Dank verdient der jetzige Uebersetzer gewiß nicht. Es ist bekannt, daß die Alchymisten ihr Meisterstück durch eine radikale Aufschließung, vornehmlich der metallischen Körper, erwarten, und daß Feuer und Salze zur Auflösung überhaupt die wirksamsten Substanzen sind. Zu solchem Zwecke sind vom Verf. in mystischen, kabbalistischen und theosophischen Ausdrücken Feuer und Salz hier behandelt, und aus der Bibel und sonstigen alten Schriften alle Stellen zusammengeschleppt worden, worinn auch nur ein ganz entfernter Sinn auf Licht, Feuer und Salz herausgeklaubt werden kann. Daß nun alle diese Stellen alchymistisch erklärt worden, und daß der Uebersetzer mit dem Verfasser in den Begriffen harmonirt, das läßt sich schon vermuthen und aus den Anmerkungen beweisen.

Zk.

Sammlung wahrer merkwürdiger Geschichten zur angenehmen und nützlichen Lektüre. Brandenburg bey Haller, 1783. 25 Bogen 8.

Auszüge einzelner Geschichten aus Reisebeschreibungen abgeschrieben, unter denen besonders die des Capitain Viaud erschrecklich fürchterlich ist, wenn nicht vielleicht der französische Erzähler hie und da, um die Sache interessanter zu machen, ein bisgen dazu gelogen hat.

Yr.

Nach-

Nachrichten.

Der Hr. Rathsherr von Haller zu Bern ist Landvogt von Nyon geworden. Diese Stelle behält Er, nach den Gesetzen von Bern, sechs Jahre lang. Er wird in dieser angenehmen Einsamkeit, seine Bibliothek der Schweizergeschichte hoffentlich zu Ende bringen.

* * *

Hr. D. und Professor Könnberg zu Rostock kündigt eine gemeinnützige Notiz vom kaiserl. Privilegio *de non appellando* an, welche in gr. 8. abgedruckt werden soll. Er will darinn die Vorurtheile widerlegen, welche einige Leute in Mecklenburg wider das dem regierenden Hause im Teschenschen Frieden verliehene unumschränkte Privilegium de non appellando haben.

* * *

Hr. Hinrichs, Hauptmann beym Heßischen Leibregimente zu Kassel, will einen Theil seines Tagebuchs während des letzten Krieges in Amerika, unter dem Titel: Beyträge zur Geschichte des amerikanischen Kriegs, mit Planen und Karten herausgeben. Er stand den ganzen Krieg hindurch bey dem Heßischen Feldjägerkorps, und hatte also Gelegenheit viel zu sehen und zu erfahren.

Beförderungen.

1784.

Anstatt des letzthin verstorbenen D. Winklers in Hamburg ist Herr Christian Ludwig Gerling, Doctor der Theologie und Hauptpastor bey St. Jakob, zum Senior des dortigen Ministeriums ernannt worden.

Herr Professor Reuß in Tübingen ist von dem Fürstbischof zu Speyer als Leibarzt, statt des nach Göttingen abgegangnen Herrn Geheimen Raths Franck, angenommen worden.

Herr D. Starke, bisher außerordentlicher Professor der Arzneykunde in Jena, hat letzthin eine ordentliche honoräre Lehrstelle daselbst erhalten.

An die Stelle des nach St. Petersburg abgerufenen Hrn. Geh. Raths Weickhard ist der Hr. Hofrath und Professor Schlereth in Fulda als Leibarzt seines Fürstbischofs gekommen. — Der am Kurorte bey Brückenau angestellte Brunnenarzt, Herr D. Zwirlein, ist Titularhofrath geworden. — Herr Schipper, ehemaliger prakticirender Arzt zu Hünfeld, hat die Professur und das Stadtphysikat in Fulda erhalten.

Der Herzog von Sachsen-Weimar hat die beyden obersten Professoren der Theologie auf der Universität zu Jena, Herrn Kirchenrath D. Griesbach und Herrn D. Döderlein, zu seinen Geh. Kirchenräthen ernannt.

Der Herzog von Pfalz-Zweybrücken hat den Herrn D. Oelrichs in Berlin zu seinem wirklichen Geh. Legationsrath und accreditirten Residenten am Königl. Preußischen Hofe ernannt. Ebendenselben hat auch der Markgraf von Baden in gleicher Qualität bestellt.

Herr Professor Plank in Stuttgard kömmt an des sel. Walchs Stelle als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen.

Herr Jablonski, Verfasser des Natursystems aller in- und ausländischen Insekten, ist von der Königinn von Preußen zum Geh. Kabinetssecretär ernannt worden.

Herr Professor Gildemeister in Duisburg geht als Syndikus nach Bremen, und Herr Hofrath Geisler in Göttingen als Ordinarius der Juristenfakultät nach Wittenberg.

Todes-

Todesfälle.

1784.

Schon am 28. Febr. starb in Rostock der Herzoglich. Meklenb. Geheime Kanzleyrath, Hr. **Angelius Johann Daniel Aepinus**, im 66sten Jahr seines Alters.

Am 6ten März starb in Heidelberg Herr **Franz Xaver Holl**, Exjesuite, Doctor der Theologie und Professor des kanonischen Rechts bey dortiger Universität, 64 Jahr alt. Er ist wegen verschiedener Streitigkeiten und durch seine sogenannte Statistica ecclesiae Germanicae bekannt.

Am 28. März starb in Berlin Herr **Carl Ludwig Wesenfeld**, D. und Prof. der Rechte, wie auch Bibliothekar am Joachimsthalischen Gymnasium, in seinem 70sten Jahre.

Am 23. April starb in Heidelberg Herr **Carl Kasimir Wund**, Churpfälzischer Kirchenrath, ordentlicher Professor der Philosophie und Kirchengeschichte, und Mitglied der Churpfälzischen deutschen Gesellschaft, im 40sten Jahre seines Lebens.

Am 3ten May starb in Eisleben Herr M. **Johann Anton Trinius**, ehedem Pastor zu Brauenrode und Walbeck in der Grafschaft Mansfeld, im 62sten Jahr seines Alters. Die Menge seiner Schriften ist im gelehrten Deutschland verzeichnet.

Am 13ten May starb Herr **Carl Joseph Huber**, geistlicher Rath des Fürstbischofs von Passau und Pfarrer zu Sindelburg im Oesterreichischen; ein Mann, der eben so aufgeklärt dachte, als handelte und schrieb, dessen Absterben ein wahrer Verlust für die Oesterreicher ist.

Am

Am 15. May starb in Hamburg Herr Jacob Schubach, I. V. L. zweyter Syndikus dieser freyen Reichsstadt, in seinem 58sten Lebensjahre. In der gelehrten Welt hat er sich durch verschiedene Schriften, vorzüglich durch seine Abhandlung vom Strandrechte, rühmlichst bekannt gemacht.

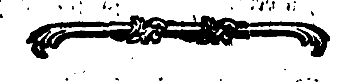
Druckfehler.

Allgem. d. Bibl. Band. LVII. 2.

S. 473. Z. 8. lies den Namen: Pillpullklystropsius.

Allg. d. Bibl. B. LVIII. 1.

S. 106. Z. 6. von unten, statt Fabrici l. Fabri.
S. 121. Z. 2. Fahlendorf l. Fahlendorn.



Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des acht und funfzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preuß. Churfürstl. Sächß. und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1784.

Verzeichniß

der in des acht und funfzigsten Bandes zweytem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arz-

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

J. Schil-

5) Schöne Künste.

6) Romane.

7) Weltweisheit.

Ge-

8) Mathematik.

9) Naturlehre und Naturgeschichte.

S. A.

10) Ge-

10) Geschichte.

11) Philologie und Kritik.

12) Vermischte Schriften.

(Die Kalenbergische Wittwenpflegschaft betreffend.)

I.

Ueber die Religion — Ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung; in dreyen Theilen, von Gottfried Leß, der Theologie Doktor und Professor zu Göttingen. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhoek, 1784.

Geschichte der Religion, oder erster Theil. Gött. 1784. 2 Alphabet, in 8. und ein Bogen Vorrede.

Der Verf. hat sich vorgesetzt, den Werth und die Wahrheit der christlichen Religion ausführlich und den Bedürfnissen unsers Zeitalters angemessen in drey Bänden recht ins Licht zu stellen. Im ersten beschäftiget er sich mit der Geschichte beydes der Natur und geoffenbarten Religion, und erklärt und beweiset zugleich die reine und vollständige Naturreligion. Im zweyten will er den Beweiß von dem göttlichen Ursprunge des Christenthums vollständig führen; und dieß wird ein neuer Abdruck seines Buchs von der Wahrheit der christlichen Religion mit einigen Zusätzen, Veränderungen und Abkürzungen seyn. Der dritte endlich soll die Darlegung und Prüfung aller neuern, allgemeinen und speciellen Einwürfe gegen die Religion, so wie der Kollateral-Beweise für dieselbe enthalten.

Durch diese Schrift hoft er nicht nur Theologen und Gelehrten, sondern auch dem fähigern, kultivirteren Theile der Menschen beydes Geschlechts nützlich zu seyn.

Jetzt liefert er den ersten Band derselben, oder die Geschichte der Religion, und stellt das Religionssystem der Heyden, ganz, im Zusammenhange und mit ihren eigenen Worten, aus ihren Hauptschriften dar, die gesunde Naturreligion unserer neuern im Christenthum auferzogenen Philosophen demselben gegen über; um aus beyder Vergleichung ein sicheres und treffendes Urtheil fällen zu können.

Nach einigen vorläufigen Entwickelungen über die Natur und den Rang der Menschen, über seine Freuden und deren Werth, worinn seine wahre Glückseligkeit bestehe, und daß die Tugend der Weg und das sicherste Mittel dazu sey, was Religion sey, und an welchen Kennzeichen man eine göttliche Religion erkenne, kömmt der Verfasser im 1. Hauptabschnitt auf die Geschichte der Vernunftreligion, und entwirft in dessen ersten Kapitel zuerst die Geschichte derselben vor Christo. In diesen vorläufigen Betrachtungen ist Recens. bey ein paar Stellen stehen geblieben, die ihm in einer so wichtigen Untersuchung nicht Bestimmung und Ueberzeugung genug gewähren. "Ist kein Gott und keine Vorsehung," heißt es S. 17, §. 6, "so verliert selbst die Tugend die Hälfte ihres Werths: oder vielmehr dann giebt es keine Tugend und kein Glück." S. 19 wird sogar Tugend und Religion für einerley erklärt. "Tugend, sagt daselbst der Verfasser, "ist die Einrichtung unsers Verhaltens nach Gottes Muster und Gesetzen.

Eben

Eben darinn besteht auch die einzige rechte Verehrung Gottes. Religion (oder Gottesfurcht, Gottesverehrung, Frömmigkeit) also, und Tugend, sind gleichbedeutende Nahmen."

Sollte wirklich Tugend und Frömmigkeit, Tugend und Religion einerley, gleichbedeutend seyn? Sollte es keine Tugend geben, wenn kein Gott, keine Vorsehung wäre; oder auch, wenn man so unglücklich wäre, Gott nicht zu kennen, seine Vorsehung nicht zu glauben? Scheinen hier nicht Ideen, die ihrer Natur nach verschieden sind, mit einander vermischt zu werden? Tugend ist innere Uebereinstimmung unsrer Empfindungen, herrschende Werthschätzung des Guten nach dem Grade und Maaße seines Werths, überwiegende, wohlgefällige Neigung dazu; in diesen Empfindungen, in dieser ihrer Richtung besteht das Wesen der Tugend: das Bewußtseyn, das innere Anschauen derselben ist wiederum die Quelle und die einzige Quelle der Selbstzufriedenheit und Seelenruhe, und also die unentbehrlichste Grundlage wahrer Glückseligkeit. Diese Gefühle, Anlagen und Richtungen liegen in der Natur der menschlichen Seele, auch wenn der Mensch Gott nicht kennete, und noch ehe der Mensch Gott deutlich kennen lernet, und thun ihre Wirkung nach dem Umfang und Einfluß der Kenntniß, die man von dem Werth der Dinge hat. Sie sind etwas für sich bestehendes in der Seele, das zwar von Gott seinen Ursprung hat, aber auch ohne eigene Erkenntniß Gottes vorhanden seyn kann, und vorhanden ist.

Religion hingegen ist Erkenntniß Gottes, seiner Eigenschaften und seines Willens, und

Frömmigkeit oder praktische Religion ist tugendhafte Gesinnung in Beziehung auf Gott nach der Erkenntniß, die wir von ihm erlangt haben. Die Religion stellt uns den erhabensten und würdigsten Gegenstand unsrer Werthschätzung und Zuneigung dar; und erhöht und vergrössert also den Wirkungskreiß unsrer Tugend. Die Religion macht uns gewiß von der Aufsicht des besten und gütigsten Wesens, und von seinen höchsten Wohlwollen gegen alles moralische Gute; sie stärkt und befestiget also unsre innere Tugend, und giebt uns Muth bey allen widrigen Empfindungen ihren Eindrücken und Anregungen treu zu bleiben. Die Religion giebt uns Aussichten und Hofnungen auf unsterbliche Fortdauer und grössere Entwickelungen; und macht also das Bestreben nach innerer Güte und Vollkommenheit intensiver, stätiger und unbeweglicher. Die Religion lehrt uns den entscheidenden Willen Gottes für das Gute; und giebt dem schwachen, wankenden menschlichen Herzen neue, dringende und auch nöthige Bewegungsgründe tugendhaft zu seyn und zu bleiben. Religion ist also Mittel, und Tugend ist Zweck; Religion hilft und befördert es, daß wir gut sind und werden; Tugend besteht darinn, daß wir wirklich gut sind; und Gott giebt sich uns darum zu erkennen, damit wir gut werden sollen. Frömmigkeit ist auch Tugend, eine Art, ein Theil der Tugend auf Gott angewandt, gutes, rechtmäßiges Gefühl der höchsten Tugend und der höchsten Güte. Je mehr endlich Gutes im Herzen wohnt; je grösser, lebendiger, überwiegender das innere Gefühl des moralischen Guten ist, desto tugendhafter ist der Mensch, desto fähiger ist er Gutes zu

thun,

thun, desto mehr übt er auch Gutes aus, und vollbringt tugendhafte Handlungen oder gute Werke, so fern er Gelegenheit und Mittel dazu hat, und in seiner äussern Wirksamkeit nicht verhindert oder eingeschränkt wird. Auf die innere Beschaffenheit der Güte und der Empfindung kömmt die Tugend allein an, ihr Grad und Werth wird daraus, nicht aus den Aeusserungen und guten Thaten entschieden. — Sollte Recens. in diesen Gedanken nicht unrecht haben; so sind Tugend, Religion und Frömmigkeit nicht einerley; so muß eins von dem andern wohl unterschieden werden; so hat ihre Vermischung nachtheilige Einflüsse auf die richtige Schätzung einer jeden; es verliert jede ihren eigentlichen Gesichtspunkt, und Belehrung und Empfehlung derselben, schaffet die Frucht nicht, die sie schaffen könnte und sollte. — Ohne Religion kann die Tugend wohl die Hälfte ihrer Kraft, ihres Umfangs, ihrer Betriebsamkeit verlieren, aber sie verliert deshalb nicht ihren innern eigenthümlichen Werth, sie hört nicht auf Tugend zu seyn; so wie Religion ohne Tugend aufhört Religion zu seyn, Aberglauben, Gebärdung, Mechanismus oder Unsinn wird, und ganz unter allen Werth und unter aller Kraft und Würde herabsinkt.

Was des Verf. Geschichte der Vernunftreligion vor Christo betrift, so trauet es ihm Recens. gern zu, daß er die besten und vorzüglichsten Stellen der alten griechischen und römischen Schriftsteller und Weisen aufgesucht und dargestellt habe, was und wie richtig oder unrichtig, wie gewiß oder zweifelmüthig, sie über Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit gedacht haben: und

wenn man freylich ihre Aussprüche — besonders über die beyden ersten Punkte — mit den Aussprüchen der Schriftsteller des Alten Testaments vergleicht, so bleiben sie an Zuverläßigkeit, Bestimmtheit, Wahrheit, Erhabenheit und empfindungsreicher Kraft weit hinter diesen zurück. Aber, wenn von Religion, und zwar von Religion des ganzen Menschengeschlechts, vor Christo die Rede ist, so kommt es, wie mich dünkt, nicht blos darauf an, was einzelne Schriftsteller darüber gesagt und gedacht haben; nicht blos darauf, wie weit sie es in der theoretischen Erkenntniß von Gott und seinem Verhältniß zu den Menschen gebracht oder nicht gebracht, auf welche Spekulationen oder Abwege sie gerathen sind, — ein Gang, den alle spekulirende Theorien, die ohne Beobachtung, Empfindung und Anschauen gebildet werden, noch bis auf den heutigen Tag zu rechnen pflegen: — sondern darauf, daß die herrschende Denkungs- und Sinnesart des ganzen Geschlechts, der Einfluß den die Verehrung der Gottheit — sie mag nun theoretisch richtig oder unrichtig gewesen seyn, — auf das menschliche Herz und die moralische Handlungen der Menschen gehabt, die Art und der mehrere oder mindere Grad der Tugend, welche daraus entsprossen, so weit wir es aus den nationalen Zügen, die uns die Geschichtschreiber derselben hinterlassen haben, sammlen können, gehörig dargestellt, und Volk gegen Volk, Sinnesart mit Sinnesart, Nationaltugend mit Nationaltugend verglichen werde. Und da ist es doch sehr auffallend, daß Egypter und Griechen Zeiten, und die Römer Jahrhunderte gehabt haben, wo bey aller irrigen und fehlerhaften Theorie der Reli-

gion,

gion, Keuschheit, Gerechtigkeit und Billigkeit, Treue und Redlichkeit, Simplicität und Mäßigkeit, Aufopferung für das gemeine Beste, Verehrung der Gottheit, Heilighaltung des Eydes, kurz jede häußliche und bürgerliche Tugend herrschender und geehrter gewesen sind, als bey der viel vortreflichern und erhabenern Religionstheorie und bey den großen Lehrern in derselben, unter dem Jüdischen Volke; wenn wir es anders nach dem Karakter, den wir uns davon aus ihren eigenen Geschichtschreibern und Propheten bilden müssen, beurtheilen wollen. Ja auch Größe gegen Große, Erleuchtete gegen Erleuchtete gerechnet, ist der Unterschied einleuchtend, der sich in Sinnesart, Grundsätzen und herrschendem Verhalten zwischen jenen Völkern und diesem Volke befindet.

Woher dieser große Unterschied? Woher dieser lange Zeit herrschende, brave, gute, edle, redliche nationale Sinn eines großen Theils des griechischen und besonders des römischen Volks? Woher diese allgemeine Werthschätzung dessen, was gut, gerecht, anständig und gemeinnützig war? War es Wirkung ihrer festgestellten Religion; und wie wirkte sie das? Hatte die Religion keinen Einfluß darauf, welche andere mächtige Kraft brachte solchen nationellen Sinn hervor, welche erhielt ihn so lange in Wirksamkeit und Dauer? Selbst jetzt haben wir ja bey den vortreflichen Lehren des Christenthums kein Volk, das dem gleich wäre, aufzuweisen. Diese Fragen verdienten wohl beantwortet, dieser Gesichtspunkt recht gefaßt zu werden, wenn es in Absicht der großen Frage zu einer sichern Entscheidung kommen soll, was die Religion für die Stimmung des menschlichen Her-

zens sey, was sie ihm gewesen sey, und welche Wirkung auf seine Moralität und Herzensbildung von ihr erwartet werden könne und müsse?

Manche werden zwar diese Betrachtung ganz kurz damit abfertigen, daß das alles nur bürgerliche Tugend gewesen sey; aber von dem Verf. vermuthen wir dergleichen nicht, zumal da er selbst S. 81 den Werth derselben empfindet. Denn häußliche und bürgerliche Tugend ist ein großer Theil der Bestimmung des Menschen hier auf Erden; sie ist die Grundlage und unentbehrliche Quelle aller wahren Glückseligkeit für die menschliche Gesellschaft; und eine Religion, die weder zu häußlicher noch bürgerlicher Tugend erweckte, würde wenig Werth für die Welt, ja selbst wenig Kraft für die innere moralische Bildung des Menschen haben, welche zum Theil unter jenen Uebungen bereitet und reif werden muß: bürgerliche und häußliche Tugend ist eine nothwendige Stufe zu jener, und Gott schiene ohne Plan und Absicht zu handeln, wenn er sie zur vollkommenern Bildung des Menschengeschlechts aus der Acht lassen, oder ohne Rücksicht auf dieses Erdenleben nur alles auf die Stimmung des Menschen für den Himmel hätte anlegen wollen. Kurz, bürgerliche Tugend ist und muß für das gegenwärtige Leben auch Zweck einer wahren Religion seyn, wenn sie nicht zum Schaden der menschlichen Gesellschaft in Möncherey, einsiedlerischen Fanatismus und quietistische Ueberspannung ausarten soll: in jenem Lichte hingegen erscheint sie dem Menschen schon für dieses Leben recht ehrwürdig, und öfnet ihm dabey noch Aussichten, die ihn für die Zukunft muthig und froh machen können.

Im

Im 2ten Kapitel des 1sten Abschn. wird die Geschichte der Vernunftreligion nach Christo abgehandelt, und theils die Religion, die Christus gelehret, und nach ihm in der Welt ausgebreitet worden, theils die Lehren und Grundsätze der Religion, welche die Vernunft nach Christo ins Licht gesetzt und aus ihm geschöpft hat, dargestellt; wo denn allerdings das dargestellte Bild selbst sowohl, als auch verschiedene Beobachtungen und Bemerkungen des Verfassers den einleuchtenden Vorzug dieser aus dem Christenthum geschöpften Theorie der Vernunftreligion in Vergleichung mit jener vor Christo treffend ins Licht setzen. So wird S. 133 folg. mit überwiegender Wahrscheinlichkeit dargethan, daß der Glaube an Einen wahren Gott und dessen Vorsehung aus dem Christenthum herrühre, und sich nach und nach und in verschiedenen Graden der Klarheit und Richtigkeit wohl über 800 Millionen Menschen zu gegenwärtiger Zeit verbreitet habe: S. 224 wird richtig bemerkt, daß ein wohlunterrichteter Knabe der Christen die erhabenen Wahrheiten der Naturreligion vollkommener kenne, als Pythagoras, Sokrates und Aristoteles sie gewußt haben; und daß die Kenntniß der Naturreligion seit Christi Lehre merklich zugenommen, ja immer mehr zugenommen; je weiter das Christenthum bekannt geworden; daß sie also S. 225 ein Eigenthum des Christenthums zu nennen sey u. s. w.

Indessen werden auch hier Bücher gegen Bücher, Lehrvortrag gegen Lehrvortrag gestellt, und ihr Inhalt nach ihrer Klarheit, Gewißheit, Richtigkeit u. s. w. gegen einander gewürdiget. Dieß scheint aber Recens. zur ganzen und vollkommenen

nen Beurtheilung dieser wichtigen Sache noch nicht genug zu seyn, wenn man blos untersucht, was Pythagoras, Sokrates, Aristoteles u. a. m. vor Christo, was Seneca, Epictet, Antonin, Clarke, Reimarus und dergl. nach Christo; was also einzelne forschende, denkende Männer von der natürlichen Religion in diesen Zeitperioden gesagt, gedacht und vorgetragen haben: denn das betrift nur immer den Grad der objektiven Erkenntniß der Religion, wozu die scharfsinnigsten Forscher haben gelangen können; aber nicht die subjektive Erkenntniß und den Grad des Einflusses, den sie wirklich bey dem menschlichen Geschlecht gehabt hat. Es sollte aber, dünkt mich, zur vollständigen Vergleichung und Beurtheilung historisch erweißlich gemacht werden, nicht nur wie nach und nach die großen Wahrheiten von Gott und seiner Vorsehung, von der Unsterblichkeit, von der Gesinnung Gottes gegen die Menschen und ihr Verhalten u. s. w. vermittelst der Lehre Jesu unter den Menschen heller, gewisser und zuverläßiger geworden; sondern auch was diese Lehre auf den Geist und die Denkungsart, auf Sinn und Sitten, auf herrschende Grundsätze, bürgerliche Tugend, moralische und politische Aeusserung, kurz, auf die gesammte Geistes- und Herzensbildung der Menschen unmittelbar oder mittelbar, nahe oder entfernt für Einfluß und Einwirkung gehabt, und zur moralischen und religiösen Stimmung der Menschen in unendlich verschiedenen Graden beygetragen habe. Auf der einen Seite wären die dunkeln und beschämenden Zeiten der Unwissenheit, des Monachismus, der hierarchischen und abergläubigen Wuth für das Christenthum nicht sehr vortheilhaft;

haft; auf der andern würden ihr die aufgeklärte Vernunft, die grössere Sittlichkeit, die mildere und menschlichere Sitten, die betriebsamere Ausübung aller Art wohlwollender und wohlthätiger Tugenden, der edlere moralische Sinn, und eine Menge daraus erwachsener und gangbar gewordener Tugenden, welche durch Christen und unter Christen, — und zwar unter den leztern immer nach dem Grade ihres mehreren freyen und vernünftigen Nachdenkens über das Christenthum — erwachsen sind, demselben zur Ehre gereichen. Und wenn man nun das ganze Resultat hievon mit denjenigen Zügen der Vernunft, Geistes-Kultur, Sittlichkeit u. s. w. in Vergleichung stellte, welche bey dem Theil der Menschen, die nicht Christen sind, noch nahen oder entfernten Einfluß von ihrer Denkungsart gehabt hätten, anzutreffen sind und angetroffen worden; so würde alsdenn erst nach der Wahrheit oder nach überwiegender Wahrscheinlichkeit überzeugend erhellen, ob und was für Wirkung die Lehre Jesu auf Religion und Tugend der Menschen gehabt habe? und der Schluß alsdenn gewiß, wie ich denke, für Jesu Lehre sehr treffend ausfallen. So lange aber nur nach einzelnen Büchern, nach scharfsinnigen Theorien und Lehrvorträgen, welche dem grösten Theil der Menschen unbekannt oder nicht faßlich sind, noch weniger auf ihre Denkungs- und Sinnesart einfließen, geurtheilet wird, kann es auch nicht fehlen, daß ein Weg zu vielen Bedenklichkeiten, Zweifeln und Vorwürfen aus Thatsachen offen bleibe.

Der zweyte Hauptabschnitt, der von S. 243 an den größten Theil des Buchs ausfüllt, beschäftiget sich mit der Geschichte der in der

Welt

Welt bekannten unmittelbaren Offenbarungen Gottes. Hier können und müssen wir kürzer seyn, und es bey einzelnen Bemerkungen bewenden lassen.

Zuerst vom Alten Testament, als der ältesten dieser Offenbarungen. Unter die Beweise der Authentie des Pentateuchus rechnet der Verfasser S. 251 folg. mit Recht, die darinn geschilderte Simplicität der Sitten, und die großentheils noch rohe Wildheit und eingeschränkte Kenntniß der Patriarchen. Die Züge, die er von ihnen, und besonders von dem heimtückischen Jakob entwirft, sind so wahr und treffend, der Geschichtserzählung und der Denkungsart eines rohen Zeitalters so angemessen; daß diejenigen sehr blödsüchtig seyn müssen, welche den Sinn und die Sitten feinerer Zeiten von ihnen verlangen, oder ihren Verstand wie manche undenkende Theologen, mit der ganzen Dogmatik ausschmücken, und ihren Sinn und Wandel zum Muster christlicher Heiligkeit darstellen. Wenn wird man doch anfangen, jedes ohne Vorurtheil anzusehen, wie es ist und seiner Natur nach auch seyn muß! — Das dunkle und sonderbare des A. Test. (für unsere Zeiten) leitet der Verf. S. 282 f. sehr einleuchtend ausser andern Ursachen nicht nur aus dem Alter der Geschichte selbst, sondern auch aus der Beschaffenheit, natürlichen Armuth, Unbestimmtheit u. s. w. der alten Sprache der Urwelt her; (wir würden auch die eingeschränkte Denkungsart, Unwissenheit, den Aberglauben, unaufgeklärten rohen Sinn u. s. w. jener Zeiten dazu rechnen, die sich zu unsrer gegenwärtigen Fassung wenig oder gar nicht passen, und in welche wir uns ohne viel Studium der Mensch-

heit,

heit, und ohne reiche Kenntniß der alten Geschichte gar nicht zu versetzen wissen.) — Die S. 296 folg. gegebene dem A. Test. eigenthümliche Auslegungsregeln sind nicht genug zur Anwendung zu empfehlen, wenn man aufhören will über dasselbe zu deraisoniren, und unsre heutige Sprach- und Denkungsart zum Spott der Gegner daraus zu erzwingen. (Wir würden daher auch die 3te Regel, S. 297, so bestimmen: die sinnlichen Ausdrücke von Gott haben sie freylich damals sinnlich verstanden; denn sie dachten sich Gott noch nach der sinnlichen Analogie der Vorstellungen, die sie von Menschen hatten. Aber das ist keine Vorschrift für uns, eben so von ihm zu denken, da wir geläutertere Begriffe von ihm haben und haben können. So wie ihre Begriffe von Gott nur Geschichte von ihnen, nicht Regel für uns sind; so müssen wir auch ihre Begriffe nicht nach unsern reinern und richtigern Begriffen wider die Geschichte bilden wollen. Ueberhaupt sollte man es einmal grade heraus sagen, daß das alte Testament nicht unmittelbare Belehrung für uns sey noch seyn solle; sondern nur Geschichte, die wir prüfen und nach unserer Fassung benutzen sollen: alsdenn würden viel Schwierigkeiten und Anstöße, die grade aus der entgegengesetzten, ganz ohne Grund gefaßten Meynung und nur daraus entstehen, von selbst wegfallen.) — Der Religionsunterricht und die Moral des A. Test. werden S. 349 f. zwar kurz aber nach der Wahrheit geschildert; und auch daraus läßt sich der unmittelbare Schluß ziehen, daß derselbe nur für das sinnliche Kindesalter des Menschen, nicht für die gegenwärtige Zeit bestimmt sey. Diese unüberlegte Vermischung

mischung jenes und des christlichen Lehrvortrags bringt so viel Verwirrung, Widerspruch und unverständige Erklärungsweise in den gewöhnlichen Unterricht der Christen, daß die armen Leute nie recht wissen, woran sie sich halten, und wie sie denken und wandeln sollen. Man muß sich wundern, daß der Verf. S. 357 f. wo er aus der gegebenen Abschilderung dieses Religionsunterrichts des A. Test. sehr richtige Schlüsse zieht, nicht auch diesen, wie uns dünkt, sehr lehrreichen, gezogen hat.

Ueber die Orakel der Griechen und Römer, den Zendavesta der Perser, die heiligen Bücher der Indier, die sinesischen göttlichen Bücher, den Koran des Muhammed erklärt er sich von S. 382 an kürzer, und wie uns dünkt, hinlänglich. Vom Esour-Vedam der Indier insbesondere behauptet er S. 417 f. daß es entweder die Erdichtung eines europäischen Mißionairs sey, oder doch von einem solchen aus indischen Büchern und Meynungen der Braminen, und aus Ideen die vom Christenthum hergenommen sind, zusammengesetzt worden, wobey er sich auf den neuesten Reisebeschreiber Sonnerat beruft, der ohngefähr eben der Meynung ist. S. 426 f. wird das Alter, die Weisheit, die erhabene Moral u. s. w. der Sinesen, welche die Jesuiten und Voltaire so herausgestrichen haben, aus der nähern Bekanntschaft mit diesem Volk, und dem wahren Karakter, den man ihnen nach neuen und zuverläßigen Nachrichten beylegen muß, mit Recht herabgesetzt. Der Koran hingegen wird von S. 437 an, so wie der Stifter dieser Religion, Muhammed, eben so richtig als billig beurtheilt:

urtheilt: daß jener nämlich bey vielen läppischen und kindischen Erzählungen auch viel erhabene und richtige Wahrheiten von Gott und der Tugend enthalte, die aber vornemlich aus der Bibel und aus dem Christenthum geschöpft worden; und dieser bey aller seiner Grausamkeit, Wollust und ungerechten Kriegen ein Mann von Talenten und Geschick, und von nicht gemeiner Rechtschaffenheit und rühmlichen Gesinnung gewesen, auch durch seine Religionsverbesserung bey einem sehr großen Theil der Menschen sehr viel gutes gestiftet, und eine reinere Naturreligion über einen großen Theil Asiens und über viel Millionen Menschen verbreitet habe. Eine Billigkeit, die uns um so mehr gefällt, da sie auf Wahrheit gegründet ist, Gottes Vorsehung auch im Muhammedismus ehren lehrt, und die Christen von dem entehrenden Haß entwöhnen kann, den sie wider alles Recht und wider alle christliche Grundsätze gegen die Anhänger dieser ausgebreiteten und in ihren Folgen der Menschheit sehr heilsam gewesenen Religion gefaßt haben.

Endlich kömmt der Verf. S. 467 f. auf das Neue Testament, dessen Inhalt, Authentie, Integrität, Glaubwürdigkeit er ausführlicher abhandelt, und endlich mit der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums und des biblischen Religionsunterrichts das Werk beschließt. Um kurz zu seyn, wollen wir hier nur einiges, das uns vorzüglich geschienen hat, auszeichnen.

S. 485 f. wird in Absicht der Authentie des Neuen Test. mit Recht erinnert, daß aus der historischen Gewißheit, daß die Schriftsteller des N. Test. alle Glaubwürdigkeit haben, die histo-

rische Richtigkeit der von ihnen erzählten Wunderwerke noch nicht gefolgert werden könne; indem ein Mensch zwar in Erzählung gewöhnlicher Begebenheiten allen Glauben für sich haben, und doch nach seiner Lage und Fassung oder nach der herrschenden Denkungsart seiner Zeit, bey aller Redlichkeit durch Aberglauben oder blendendes Vorgeben hintergangen werden könne. Wunderwerke erfordern daher richtigere Beweise, als den allgemein anerkannten Charakter der Glaubwürdigkeit des Erzählers, er mag nun Petrus oder Johannes, Herodotus oder Tacitus heißen. — Die Charakterisirung der Schriftsteller des Neuen Test., ihres Vortrags, ihrer Sprache, Denkungsart und des Gepräges ihrer Ideen S. 489 f. verdient nicht allein wegen ihrer angemessenen Richtigkeit, sondern auch um der Bestimmungen willen, welche der heutige Gebrauch und die Anwendung ihrer Schriften daraus erhält und erhalten soll, von jedem Theologen beherziget und ernstlich überdacht zu werden. — S. 500, §. 29 werden die Zeugnisse aus dem ersten Jahrhundert für die Authentie des N. Test. mit vieler Bedachtsamkeit und Unpartheylichkeit gesammlet, und mit lobenswürdiger Aufrichtigkeit eingestanden, daß zwar die wenige christliche Schriftsteller des ersten Jahrhunderts, die wir noch haben, eben die Lehren und ähnliche Aussprüche, als das N. Test. vortragen, die Schriften des letzteren aber nur selten namentlich anführen; und es also nicht ganz aus ihnen erweißlich sey, ob sie sie wirklich gelesen und alle gelesen, oder den Innhalt derselben nur durch mündlichen Unterricht empfangen haben. (Macht das die Meynung nicht noch wahrschein-

licher,

scher, die so schon Gründe für sich hat: daß die Schriften des N. Test. zu der Zeit weder Alle, noch auch häufig, noch in einer vollständigen Sammlung in den Händen der damaligen Christen gewesen, auch nicht so leicht und allgemein gebraucht und gelesen worden, als gemeiniglich geglaubt wird, oder als es heutiges Tages geschieht und geschehen kann?) — S. 612 f. verdienen die überlegten Bemerkungen, welche der Verfasser mit eben so vieler Vorsicht und Bescheidenheit, als Gründlichkeit über die Offenbarung Johannis macht, von denen besonders erwogen zu werden, welche mit einer Art der Verliebtheit darüber herfallen, und es, wiewohl immer ohne Frucht und Aufklärung, für das erste und wichtigste Buch des Neuen Testaments halten. Es würde leicht seyn noch treffender darzuthun, daß Innhalt, Ausdruck, Darstellung und Geist dieses Buchs weder mit dem Sinn und Zweck, noch mit dem ganzen Geist des Evangelii Jesu harmonire. Es gehöret aber hier nicht her; und wer mit dem Verfasser bedachtsam mitdenkt und seine Bemerkungen gehörig entwickelt, der wird von selbst dahin kommen, was er von diesem Buch zu denken habe. — S. 655 f. wird eine sehr wohlgetroffene Schilderung von der Schwärmerey entworfen, und daraus bestimmter, als es sonst wohl geschieht, erweißlich gemacht, daß die Schriftsteller des N. Test. keine Schwärmer gewesen. — Sehr lesenswürdig und selbst rührend ist auch der gleich darauf folgende Beweiß S. 667 f. von ihrer sichtbaren Redlichkeit und Aufrichtigkeit.

Ueberhaupt ist der simple, faßliche und helle Vortrag des Verfassers für den Leser einnehmend,

und der abgehandelten Materien selbst vortheilhaft; wie denn auch der ruhige, unbefangene Untersuchungsgeist der darinn herrscht, die unpartheyische Abwägung der darinn aufgestellten Beweißgründe, und die nicht eben gemeine Sorgfalt, ihnen nicht mehr Werth und Gewicht beyzumessen, als sie ihrer Natur nach haben, nicht nur dem wichtigen Zweck der Ueberzeugung völlig gemäß ist, sondern auch dem Charakter und der Denkungsart des Verfassers Ehre macht; und ein Beweiß ist, daß es ihm um Wahrheit, und um nichts als Wahrheit zu thun sey. Tz.

II.

Gregor. Grubers, aus dem Orden der frommen Schulen, Bibliothekars und Lehrers der Diplomatik und Universalhistorie auf der K. Kön. Herzogl. Savoysch. Ritterakademie zu Wien, Lehrsystem einer allgemeinen Diplomatik, vorzüglich für Oesterreich und Deutschland, in zwey Theilen, einem theoretischen und praktischen zusammengefaßt und mit nöthigen Kupfern versehen. Erster oder theoretischer Theil. Wien, bey J. P. Krause, 1783. 8.

Ein diplomatisches Werk dieser Art ist eine seltene Erscheinung, daher es eine gründliche und ausführliche Recension verdienet. Ohngeachtet der Hr. Verfasser selbiges nur für seine Zuhörer, wie er sagt, geschrieben, so finden wir solches

ches als einen Auszug aus dem großen Werke der Benediktiner zu S. Maur für jeden Liebhaber der Diplomatik brauchbar, und wir müssen ihm Dank wissen, daß er den sehr unordentlichen Plan der Benediktiner nach Gatterers Elementen in eine bessere systematische Ordnung gebracht hat, wenigstens finden wir den ersten Theil recht gut eingerichtet.

In der allgemeinen Einleitung zur Diplomatik S. 1 bis 51, theilet er den theoretischen Theil in drey Hauptabtheilungen, nemlich in die Graphik oder Schreibekunst, in die Semiotik oder diplomat. Zeichenkunde, und in die Formelkunde. Er setzet 12 Grunderklärungen der Hauptkunstwörter voraus, und versteht z. B. nach dem Gatterer unter dem Worte Diplomatik – Eine Wissenschaft Urkunden zu verstehen (richtig zu lesen und zu verstehen, könnte man billig setzen), zu beurtheilen, und sie anzuwenden. Diese Definition theilet auch ganz natürlich die ganze Wissenschaft in drey Haupttheile. Unter dem Wort Urkunde versteht er schriftliche Aufsätze über Rechte, Schenkungen, Verbindlichkeiten und Thathandlungen, die unter gewissen Feyerlichkeiten zur Sicherstellung des darinn genannten Innhabers (und Impetranten) für alle künftige Zeiten ausgefertiget sind. 1) Urkunden verstehen, begreift eine Fertigkeit in der Lesetheorie der Urkunden, in der diplomatischen Sprache, und in Erklärung der Kanzeleyfeyerlichkeiten (und Formeln).

2) Urkunden beurtheilen, ist eine Fertigkeit nach gewissen kritischen Regeln oder diplomatischen

rischen Kenntnissen Originale oder Urschriften von Kopeyen, ächte von unächten und verdächtigen Urkunden, von zweifelhaften oder ganz verfälschten (mit Gewißheit) zu unterscheiden. Original nennet man die erste Urschrift, die mit allen zu der Zeit gewöhnlichen Formalitäten ausgefertiget, und dem (Requirenten und) Eigenthümer entweder gleich oder bald darauf eingehändiget ist. Kopey aber nennt man eine Abschrift, die entweder gleich (bey Ausfertigung des Originals) oder nachher ohne Siegel und gewöhnliche Kanzeleyformalitäten durch beglaubigte Gerichtspersonen von der Urschrift, publica auctoritate vidimiret oder authentisiret ist S. 6. Recensent setzt hinzu: dergleichen vidimirte mit der Urschrift kollationirte Kopey stellt zu jetzigen Zeiten auch der Hauptarchivar unter seiner Unterschrift und Attestirung aus, die ebenfalls gerichtlichen fidem hat. Auch eine gleichzeitige Archivkopey, die nebst dem Original im Archiv verwahret wird, hat gleichfalls Glauben, auch die, so vormals von einem Bischof oder andern vornehmen Geistlichen nach der Urschrift vidimiret ist, wird als eine gerichtliche Kopey angesehen, die man eigentlich ein Transsumt nennet. Abschriften von Privatpersonen, die man *Copias vagas* eigentlich heißet, haben gar keinen fidem vor Gericht, (billig sollten sie nicht einmahl in der Historie gebraucht werden, wenn sie kein Kunstverständiger vom Originale abgeschrieben hat,) und kommen mit jenen nicht in Vergleich. Weiter S. 7 von Zweifelhaften — Verdächtigen — Erneuerten (diplomata refecta) — Falschen —. Den Werth von alten Kopialbüchern in Archiven

aber

aber setzet der Verfasser etwas zu gering an, wenn er schreibt, — sie wären nicht immer zu verwerfen. — Die ältesten Kopialbücher, die von alten Notarien vor etlichen hundert Jahren mit aller Treue von den Urschriften genommen und zum theil von ihm auch unterschrieben sind, haben allerdings vielen Werth und Glauben, so gut wie vidimirte Abschriften, wie schon Baluz zu seiner Zeit geurtheilet hat. Die so in spätern Zeiten im XV. Jahrh. verfertiget sind, nimmt man aus, weil sie gemeiniglich nachläßig und fehlerhaft gemacht sind, wie Recens. sehr oft gefunden hat.

3) **Urkunden anwenden**, heißt zum Behuf (und zum Beweiß, muß man hinzusetzen) der Wahrheit, und zur Handhabung der Gerechtigkeit, wie auch zur Aufklärung ernster Wissenschaften nützliche Stellen oder Folgerungen aus ächten Urkunden herausheben, um alle Gattungen der Rechte und Kenntnisse, besonders der Geschichte, in ein helleres Licht zu setzen. —

Von dem Nutzen und der Nothwendigkeit dieser Wissenschaft handelt der Verfasser S. 8 rc. Den ausgebreiteten Nutzen wird kein Kenner leugnen. Die tägliche Praxis lehrt es, daß man ohne dieser gründlichen Wissenschaft im Staats: Lehn: Kirchen: und Privatrechte rc. vorzüglich in der Historie, Genealogie, Geographie rc. nichts solides prästiren kann, ja die ersten würden ihre Hauptfundamente, und die letztern ihre ganze Substanz verlieren, wenn diese Wissenschaft in Gebrauch der Urkunden, Staatsmänner, Juristen und Geschichtschreiber nicht die sichere Begründung ihrer Sätze lehrete. Der Staatsmann, der Jurist (nicht der gemeine elende Advokat und Rabulist), der Alter-

thumsforscher, und der Geschichtschreiber (nicht der Chronikant und gemeine Historienschreiber), kann ohne hinreichende diplomatische Kenntniß der Mann gar nicht seyn, der er doch nach jetziger Beschaffenheit schlechterdings seyn soll und muß. Die Wissenschaft aber ist nicht so leicht, wie sie der Verf. S. 17 anzugeben scheint. Versteht er es von einem Mann, der nur eine superficielle Kenntniß davon erlangen will, so hat man jetzo freylich eine weit leichtere Methode sie zu studiren, und die Anweisung. so weit es zu diesen Behuf nöthig, ist jetzo ebenfalls weit leichter eingerichtet. Wer aber ein rechter Diplomatist werden will, der studiert gewiß eine von den schwersten Wissenschaften. Denn außer einer guten und richtigen Theorie, muß er eine starke Belesenheit von diplomatischen Schriften und Originalurkunden haben, die mit einem langen vertrauten Umgang in Archiven durch lesen und Abschreiben vieler Urschriften verbunden seyn muß, und auf solche Art durch den praktischen Gebrauch vieler Jahre in einem kritischen Kopf zu ihrer gehörigen Reife gebracht ist.

Auch darinn ist Recensent mit dem Verfasser nicht einig, wenn er S. 18 schreibt — die Urkundenschrift vom VIII—XII. Jahrhundert sey für jeden Anfänger fast durchaus leserlich. Nichts weniger ist die Urk. Schrift im VIII. Jahrh. so leserlich, vielmehr ist diese wegen der irregulären Züge der Buchstaben ꝛc. und die im XV. und gleich im Anfange des XVI. Jahrh. wegen der überhäuften Abbreviaturen, und sehr kleinen in einander gezogenen Kursivschrift die schwerste und unleserlichste Schrift, womit schon ein geübter Diplomatiker öfters genug zu thun hat, wenn er nicht

mehr

mehr rathen, als richtig lesen will. Ebenfalls glaubt Recens. daß es für den angehenden Lehrling besser sey, mit Lesen und Abschreiben (nach einer vorhergehenden guten Anweisung und etlichen vorläufigen Begriffen) anzufangen, und hernach erstlich die Theorie zu lernen, indem derselbe durch das viele Lesen und Abschreiben schon einen vorläufigen Begriff von Anfangs und Schlußformeln, vom diplomat. Latein, vom Kanzleystyl eines jeden Jahrhunderts, von Monogrammen ꝛc. erlangt, wenigstens hat Recens. auf solche Art ohne alle Anweisung (weil zu seiner Zeit die Diplomatik auf Universitäten noch nicht gelehrt ward) die Wissenschaft gelernt.

IV. Hauptstück. Geschichte der Diplomatik, S. 19 bis 35. Diese ist recht gut abgefaßt, und ist nicht nöthig etwas davon abzuziehen. Dieses aber wollen wir bey S. 26 erinnern, daß die Anzahl der Urkunden, so noch in Archiven ꝛc. verborgen liegen, die Anzahl der seit 200 Jahren edirten, wenigstens zehnmal übersteigt, wo nicht mehr, wenn man nur die Klosterarchive, die noch wenig von Diplomatikern geplündert sind, und auch viele Fürstliche und Städtische ꝛc. rechnet. Bey dem Schluß dieses Hauptstücks finden wir die Beurtheilung des N. diplomat. Lehrgebäudes der Benediktiner, S. 34, völlig gegründet, indem ihr gewählter Plan sehr unbequem, und höchst unordentlich ist, wozu wir noch hinzusetzen, daß viele Sachen in den zwey ersten Bänden zu weitläuftig, und andere wichtige Sachen zu mager darinn behandelt sind, verschiedenes auch gar fehlt, z. B. eine Anweisung, das Alter der

Handschriften aus den Zügen der Buchstaben und der Schriftart zu erkennen ꝛc.

V. Hauptstück (so mit vorigen füglich zu verbinden war), Bekanntmachung diplomat. Hauptbücher, S. 35. Unter selbige scheint der Verf. das Chronicon Gottwicense, dem Mabillon de re diplomat. gleichzusetzen, so nach unser Einsicht doch sehr weit unter dem Mabillon gehört. Wie unsicher die Regeln des Verf. dieses Prodromi sind, die zum theil auf gar schlecht edirte Urkunden eines Ughells, Schatens, Lünigs, Leuckfelds ꝛc. gegründet sind, (überdem verschiedene Regeln auf ein paar Beyspiele öfters gebauet sind,) wird jeder Kenner bey genauer Untersuchung finden. Unter den Haupturkunden-Sammlungen S. 44 vermissen wir — *J. F. Falke*, *Codex Tradition. Corbej.* mit vielen Urkunden und Siegeln aus dem Corveyischen Archive, Lipſ. 1752. fol. — *Monumenta Boica XIII. Tomi*, in 4. aus den Klosterarchiven von Bayern, mit vielen Siegeln, wovon 1763 der I. Tomus herausgekommen ist. *P. W. Gercken*, *Cod. dipl. Brandenburg. VII. Tomi*, 4. 1769-1782. aus Archiv- Original- und Kopialbüchern, mit Siegeltafeln. —

VI. Hauptstück, Anzeige unsers Lehrsystems S. 46, worinn die Eintheilung und der Plan des Werks beschrieben ist, und hierauf fängt S. 51 das Lehrsystem selbst an.

I. Abtheilung, Graphik, die Schreibekunst, so in V Hauptstücken wieder abgetheilet ist.

Das erste von der Schreibgeräthschaft, oder von den Schreibmaterialien. Unter solche

che versteht der Verf. die Materie, worauf, und die Werkzeuge, womit geschrieben worden ist. Diese sind nach dem Gatterer S. 31 aus allen 3 Reichen, aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreiche hergenommen. Zum ersten gehört Stein und Erz, worauf die ältesten schriftliche Denkmäler, zum andern gehören Baumrinde, Palmenblätter, Egyptisches Papier, auch seiden, baumwollen, (dieses ist in Deutschland am meisten gebraucht,) und in spätern Zeiten Lumpenpapier, und zum dritten Fische und Schlangenhäuthe, Elephantenzähne (tabulae eburneae, Diptycha), Thierfälle, Wachs (Cera prima, secunda), Pergament von verschiedener Gattung ꝛc. Letzteres ist früher, wie Egyptisches Papier zum Schreiben gebraucht worden, zu Urkunden aber vorzüglich Pergament von den ältesten Zeiten, die auf Egyptisches Papier nicht so stark, wovon vielleicht wenige mehr existent sind. Von den verschiedenen Benennungen, Liber, Volumen, Tomus, S. 57. Nach der Länge oder Breite des Pergaments die Urkunden zu schreiben, war allerdings willkührlich, und Gudenus, Eckhard ꝛc. haben unrecht, wenn sie vorgeben, daß alle Urkunden nach der Breite des Pergaments geschrieben worden; Recensent hat mehr wie hundert gesehen, die in der Länge des Pergaments geschrieben sind, S. 58. Von den Ursachen, warum man nur auf einer Seite die Urkunden aufs Pergament geschrieben, ist die richtigste, wegen Aufdrückung des Siegels. Der Schmuz oder die Weisse des Pergaments der Urkunden zeigt weder Alterthum, noch sonst etwas charakteristisches an, S. 59. Hierauf haben viele zufällige Umstände Einfluß. Schon ein feuchtes

feuchtes oder luftiges Archivgewölbe, verursacht ein und das andere. Bey Untersuchung des jetzigen Lumpenpapiers verlangt der Verf. nach dem Gatterer ausser der diplomatischen, auch eine chymische, und glaubt, daß alsdenn sich zeigen würde, daß das angebliche älteste Lumpenpapier mehr aus Wolle, Seide ꝛc. als aus puren Leinen bestehen würde, S. 60., Die älteste auf ächten Lumpenpapiere geschriebene Urkunde soll nach dem Urtheil der Göttinger Akademie vom J. 1239 seyn, welches Recens. schwerlich glauben kann, und es für einen Druckfehler hält, und wahrscheinlich 1339 heißen soll, indem dieser Gebrauch sich gewiß nicht über das XIV. Jahrhundert erstreckt. Hr. von Gudenus (in praefat. Syllog. var. dipl. p. 2) mag von 1280 sagen, was er will. Die alleraltesten Diplomen auf Egyptisch Papier sind von Merovingischen Königen Chlotar I., Dagobert I. und Chlodowig II. (doch auch auf Pergament) und die jüngste von Italien kennet der Verf. aus der Helfte des XI. Jahrhunderts. Das übrige dieses Hauptstücks handelt von den Schreibinstrumenten und der Tinte, S. 61—69. Was der Verfasser gegen die Benediktiner im Neuen Lehrgeb. S. 63, in Absicht der Tintenfarbe auf die Aechtheit der Urkunden schreibt, darinn geben wir ihm völlig Recht. Die Farbe kann durch viele zufällige Ursachen bald schwärzer, bald blässer werden, wobey es auch besonders viel auf die Zubereitung der Pergamenthaut ankömmt. Von dem Sacro Encausto der griechischen Kaiser und deren Nachahmung bey etlichen Königen von England, S. 65. — Von Urkunden mit goldenen Buchstaben geschrieben, S. 66, und Büchern,

chern, und wie sie mit dem flüßigen Metall geschrieben sind. Unter die zuletzt angeführten Schriften zu dieser Materie, besonders vom Lumpenpapier vermissen wir eine Hauptschrift, nemlich *Gerh. Meermanni et doctor. viror.* ad eum observationes de chartae vulgaris seu lineae origine, Hagae Comit. 1767. 8. so auch Jakob van Vassen herausgegeben, die von unserm Verf. S. 69 angezeigte — *Jacobi van Vassen*, Observat. de origine chartae lineae, Roterodami 1764, sind von diesem unterschieden.

Das zweyte Hauptstück, von der Buchstabenlehre, S. 70—89. Dieses haben die Benediktiner in ihrem N. Lehrgebäude am besten, und mehr wie zu weitläuftig bearbeitet, woraus der Verfasser geschöpfet und mit ihm angenommen hat, daß die ersten Buchstaben aus Phönizien, nach Egypten, Griechenland, und so endlich nach Rom gekommen, und die Nationalschriften, die Marovingische, Karolingische, Gothische, Langobardische, Angelsächsische, aus der alt lateinischen ihren Ursprung haben. Die sichere Abstammung zeiget sich deutlich aus allen, nur in der Form der Züge, und in zufälligen Dingen zeiget sich blos der Unterschied, der Hauptcharakter ist einerley. Und wir pflichten dem Verf. darinn vollkommen bey, daß es am wenigsten gegründet, daß die Gothen und Langobarden die römische Schriftart verdorben, und eine besondere Schriftart gebildet haben, S. 73. Eben so wenig, als wenn man den Gothen auch den übeln Geschmack der Baukunst aufbürdet, da bereits der üble Geschmack sowohl in der Schriftart, als in der Baukunst bey den Römern zugleich bey dem

Verfall

(Recens. weiß gar wohl, daß Gatterer p. 88, alle die Sätze von der Gothischen Kursiv-Schrift der Urkunden im XIII. Jahrh. eingeführet hat rc. glaubt aber, daß die Schriftart in dem XIII. Jahrhundert gar nicht zur Kursiven gehört, sondern zur Minußkel, indem die Buchstaben viel zu deutlich und nicht zusammengezogen genug sind. Um die Mitte des XIV. Jahrhunderts erscheint erst nach und nach die Kursiv in Urkunden). Die Nachricht von der noch fortdaurenden römischpäpstlichen Kanzeleyschrift in päpstlichen Bullen rc. S. 85, ist neu, und wohl angebracht. Bey dem Schluß sind noch 4 praktische Regeln für Lehrlinge gegeben, die Schriftart der Urkunden zu unterscheiden, und darüber mit einiger Gewißheit zu urtheilen.

III. Hauptstück, von der urkundlichen Rechtschreibung, S. 90—107. Man versteht eigentlich hierunter die besondere Schreibart, so in Diplomen und Handschriften der Mitl. Zeit gebraucht ist. An derselben kennt man zum theil die Aechtheit und das Alterthum der Diplomen, je rauher die Schreibart ist, (diese äußert sich vorzüglich in denen Urkunden des VI. VII. und VIII. Jahrhunderts). Die Ursache woher die Rauhigkeit und das fehlerhafte Latein in selbigen vorkömmt, ist S. 91, 92 recht gut angegeben. Selbige besteht vorzüglich in der Verwechselung und Weglassung mancher Buchstaben, z. B. HildEbALdus statt HildIbOldus, ordenare statt ordinare, poplo statt populo etc. aecclesia st. ecclesia, Bassus st. Vassus etc. Dieses geschicht öfters in einer Urkunde, auch sogar in einer Zeile. Ilpericus st. Chilpericus, Lothar st. Chlotar, Ludovi-

devicus und Hludovicus. Ausländischen und deutschen Namen gab man latein. Endigungen, wie Hildebrand, Hildebrannus etc. Völker und Städte Namen noch mehr, S. 97, wobey die Notarien sich nach ihrer gewohnten Aussprache richteten. Vom Doppellauter ae, S. 99, will der Verfasser bemerkt haben, daß bereits seit dem Ende des IX. Jahrhunderts das einfache e statt des ae zuweilen gebraucht sey, so weiter Untersuchung bedarf. Er warnet auch vor der Lehre Conrings 2c. als ob im XIII. XIV. und XV. Jahrhundert ganz und gar der Doppellauter ae nicht gebraucht noch zu finden sey, worinn er Recht hat. S. 101. Vom i mit einem Punkt, Strich í, das accentirte u ú, das y mit zwey Pünktchen ÿ. Diese anscheinende Kleinigkeiten zu bemerken, wird allerdings angerathen, weil sie schon für den rechten Diplomatiker wichtig sind, indessen muß man mit gröster Behutsamkeit dabey verfahren. Unter die hieher gehörigen Schriftsteller, kann auch Erath, Exegesis diplomat. zu seinem Cod. Quedlinb. gerechnet werden.

IV. Hauptstück, von der Interpunktions-Lehre, S. 107—123. Diese ist recht gut ausgeführt und bewiesen, daß die alten Schriftsteller schon das , ; und den . gekannt und gebraucht. Auch die ältesten Urkunden aus dem VII. und VIII. Jahrhundert (gegen den Verf. des Chronici Gottwic.) haben schon Interpunktion, obwohl sie sehr unordentlich, und am unrechten Orte häufig stehen, wovon die folgenden Jahrhunderte noch mehr Beweiß geben. In alten Handschriften sind vielfältige Gattungen und Figuren von Unterscheidungszeichen. Regeln zur Bestimmung des Alters

ters der alten Handschriften aus der Interpunkt. Lehre, S. 115, so zu untersuchen sind; und darauf gleich von den Urkunden, wobey die Anmerkung gemacht ist, daß die Interpunktion und Absonderung fast hundert Jahre später, wie in Handschriften, aufgekommen, und daß man in den Kanzeleyen langsamer zur Verbesserung gekommen ist (die Ursach ist diese, weil man in selbigen nicht so viel Zeit darauf wenden konnte, wie der Mönch in seinem Kloster). Indessen nimmt der Verf. mit Gatterer den Hauptsatz an, daß die Urkunden der Merovinger bis auf K. Karl den Großen, weder Abtheilung noch Punkte haben, in seinen Urkunden findet man etwas, aber doch nur geringe, und erstlich seit dem J. 940 wird die Absonderung allgemein, S. 117. Gudenus ist S. 117 mit Recht widerlegt, so dem XII. Jahrhunderte die gröste Nachläßigkeit in der Interpunkt. beschuldiget, da doch alle Gattungen von Interpunkt. Zeichen in den Urkunden dieses Jahrh. vorkommen. Zuletzt noch etwas von der Interpunktion auf Siegeln und deren verschiedene Gattung, S. 122.

V. Hauptstück, von der Abkürzungslehre (Brachigraphia), S. 123—145, auch dieses ist sehr gut ausgeführt. Der Verf. verwirft allerdings die Cryptographie, als hieher nicht gehörig. Schon in den allerältesten Handschriften und Diplomen findet man Abbreviaturen, und es ist eine sichere Regel, die Recens. selbst richtig gefunden, daß je älter die Handschrift und Urkunde, je weniger findet man darinn Abkürzungen, wogegen sie mit jedem Jahrhunderte sich vermehren. Man kann sie in allgemeine und besonde-

re

re eintheilen. Allgemeine sind fast beständig gebraucht, und bestehen in Weglassung etlicher leicht merklicher Buchstaben oder Sylben. Z. B. Dni. Di. Ihu. Scti. nri., statt Domini. Dei. Iesu. Sancti. nostri. Besondere sind dem Ungeübten allerdings schwer, weil sie nicht beständig im Gebrauch, sondern von dem Einfall des Concipienten abgehangen, daher sie zu unendlich vielen falschen Lesearten Gelegenheit gegeben, und noch geben. Die gröste Behutsamkeit ist hierbey anzuwenden. Recens. will jedem, der Urkunden abschreibt, rathen, lieber die Wörter, die er nicht mit Gewißheit richtig herausbringt, mit .... zu zeichnen oder offene Stellen zu lassen, als auf ein Geradewohl hinzuschreiben. Er wird sonst mehr rathen wie lesen. Weiter giebt es Einfache, die nur ein Abkürzungszeichen haben, z. B. n'n. Dñi. und zusammengesezte, die 2 und mehr Zeichen haben, z. B. 9s'utx. 9t' conservatrix. communiter. Auch die Abkürzungszeichen in Handschriften und Urkunden sind gröstentheils unterschieden. Die gewöhnlichsten sind gerade, krumme und senkrechte Linien über dem abgekürzten Worte, oder sie sind auch einzelne öfters umgewandte Buchstaben, die im Worte selbst fehlen. Weil alles willkührlich, so läßt sich darinn wenig Anweisung geben. Ob die Sigla eigentlich unter die Abbreviaturen gehören, ist noch die Frage; Recens. hält sie für eine besondere Gattung, die, wie die tyronische Zeichen eine besondere Rubrik verlangt. Was S. 131 von einer bereits 1448 zu Paris gedruckten Logik gesagt worden, ist entweder ein Druckfehler oder ein Irrthum, indem damals und noch lange nach-

 her

her keine Druckerey in Paris war. Von den Zahlen und deren Zeichen, S. 132. Die arabische Zahlen will der Abt von Gottwich schon in Urkunden vom XII. Jahrh. S. 134, gefunden haben, so Recens. für irrig hält. Bey dem Datiren, daß nur die mindere Zahl in der Urkunde angegeben. Die grössere das tausend, und hundert weggelassen, schon im XIV. Jahrhunderte üblich gewesen seyn soll, S. 136. Daran zweifelt Recensent, weil ihm dergleichen Urkunde nicht vorgekommen ist, im XV. und weiter aber ist es sehr gewöhnlich und häufig geschehen. Auch ist er damit nicht einig, daß nach S. 136 die arabische Zahl bey den Datis der Urk. im XVI. Jahrhunderte eine seltene Erscheinung sey. Recens. hat in Brandenburgischen und andern Archiven genug so datirte Urkunden gesehen und in Händen gehabt. Ueberhaupt kann hier keine allgemeine Bemerkung statt finden, sondern in vielen Provinzen ist der Kanzeley-Gebrauch bald so, bald anders gewesen.

Von den tyronischen Noten und Zeichen ist S. 138 f. ausführlich gehandelt. Diese steigen allerdings bis zum höchsten Alterthum, hören aber mit dem Ende des IX. Jahrhunderts auf. Es fehlt noch ein theoretisches Werk und Lexikon darüber, indem des Charpentier Alphabet. Tyronianum sehr unvollkommen, und nur dazu dienet, sich davon einen Begriff zu machen.

II. Abtheilung, die diplomatische Zeichenkunde (Semiotica) in 5 Hauptstücken nebst einem Anhang, S. 145—231.

I. Hauptstück. Von der Chrismologie, Lehre von den Chrismen. Der bekannte gött-

liche

liche Anrufungszug von geschlungenen Buchstaben, den die Diplomatiker Chrißmon nennen, fängt freylich in den ersten Jahrhunderten sehr ungestalt und unförmlich an, so daß Mabillon selbst solches für ein unbedeutend Zeichen gehalten, allein es ist darinn eine göttliche Anrufungsformel mit in einander verzogenen Buchstaben versteckt, wovon der Hauptbuchstab J und die große lateinische C ausmacht, der letzte auch in den spätern Jahrhund. allein vor Anfange des Diploms übrig geblieben ist. Vom V. bis zum XI. Jahrhundert (das C. ist noch bis zum XIII. Jahrh. geblieben) ist ihr Gebrauch gewiß, und diese versteckte Anrufungsformel zu Gott, soll unter dieser Figur des Chrißmon, die Urkunde zur höchsten Stufe der Beglaubigung erheben, wie der Verf. S. 148 angiebt, woran Recens. zweifelt, und die Formel blos als eine göttliche Anrufung zu der vorhabenden Handlung ansieht. Von dem Labaro findet man S. 152 Nachricht.

II. Hauptstück, von der Kreuzen-Lehre (Staurologia), S. 156—171. Sie beschäftiget sich mit Auslegung der vielen und verschiedenen Kreuze, die unstreitig aus Andacht der ersten Christen ihren Ursprung haben, und auf solche Art auch in die Urkunden gekommen sind, wo man sie in vielerley Stellen zu Anfange, vor den Grüßen, vor den Zeitangaben, bey Unterzeichnungen ꝛc. findet. Sie galten auch statt der eigenhändigen Unterschrift, bey Fürsten und andern weltlichen Personen, auch sogar bey Geistlichen, S. 161. Von den verschiedenen Formen der Kreuze, S. 163. Sie wurden bey aller Gelegenheit in Urkunden gebraucht, auch bey Chirographen, Chartis parti-

 tis,

tis, indentatis — Von den Figuren der Kreuze in Handschriften und gedruckten alten Büchern, S. 169. Auch den Kreuzschnitt im Pergament, worinn der Wachs zu den aufgedruckten Siegeln vor der Mitte des XII. Jahrhunderts aufgedruckt war, rechnet der Verf. hieher. Bis ans XIII. Jahrhundert kommen sie in Urkunden vor, nachher verlieren sie sich.

III. Hauptstück, von den Rekognitionszeichen und Notariatszeichen, S. 172—187. Zuerst von den Notarien. Referendarien, Kapellänen, Kanzlaren ꝛc. Vicekanzlaren. Die Rekognitionsfigur erscheinet unter allerley Form, Klockenförmig, wie ein Bienenkorb, Kastell, Thurm ꝛc., und war willkührlich, so allemahl so viel wie subscripsi vorstellen soll, inwendig findet man öfters tyronische Noten, auch wohl gar den Namen der Kapelläne ꝛc. mit lateinischen auch griechischen Buchstaben, S. 181. Die Rekognit. Zeichen kommen in den ältesten Merovingischen, Karolingischen und Deutschen Urkunden bis auf Kaiser Otten II. am Ende des X. Jahrhunderts beständig vor, von da bis auf K. Heinrich V. wurden sie bald hingesetzt, bald weggelassen, und weiter in der Folge blieben sie gar weg. In den Diplomen K. Ottens I. kommen zuerst Kastellförmige, in K. Heinrichs III. aber Thurmförmige vor. Seit dem Anfange des XIII. Jahrh. schlichen sich die päpstlichen Notarien zugleich nach und nach mit dem römis. Rechte in Deutschland ein, diese führten nach und nach statt der Rekognit. Zeichen, gewisse Stempel zu Aufdrückung ihrer Unterzeichnung ein, die sie nach Willkühr änderten. Ein dergleichen Signet von den ältesten vom

Jahr

Jahr 1236 ist bey dem Muratorius in Antiq. Ital. Tom. VI. p. 12. befindlich, so einem Monogramm mit dem Namen des Notars Nicolaus ähnlich ist.

IV. Hauptstück, von der Monogrammen-Lehre, S. 188—203. Erstlich ihr Unterschied von den Siglis, S. 189. Viele von den alleraltesten sind schwer zu entziffern, S. 190. Epoche ihrer Aufnahme in den Urkunden, S. 191. Schon im VI. Jahrhunderte soll man sie antreffen, S. 191. Aber wo? Ebenfalls sollen einige aus den ältesten Königen der Merovinger des VII. Jahrhunderts Chlodowich II. und III. Chlotar und etliche Königinnen sie schon gebraucht haben, allein man muß wieder fragen, wo findet man sie. Recens. weiß wohl, daß Gatterer alles dieses fast mit ähnlichen Worten, S. 216, anführt, auch sich auf den Mabillon Lib. V. ad Tab. aeneam XVIII. beruft, daß Chlotarius ein Sohn Chlodovái II. sich daselbst in der in Kupfer gestochenen Urkunde eines Monogramms bedienet, allein sieht man a. a. O. die Kupfertafel an, so findet man darauf kein Wort vom Chlotario, sondern die Urkunde ist von Chlodováo jun. und das darinn befindliche Signum [Monogramm] hat mit dem Namen Chlodováus nicht den geringsten Bezug. Die ganze Nachricht des Gatterers l. c. aus dem Mabillon ist auch nur Erzählungsweise angebracht, ohne seinen Beyfall dabey anzuzeigen. Recens. glaubt daher am gewissesten zu gehen, wenn man K. Karl den Großen in Urkunden als den ersten annimmt, der sich eines würklichen

Monogramms (denn vorher findet man nur eigentlich ein Kreuz, wie Pipin und Carlomann gebraucht haben) in dem Verstande, worinn wir es jezo nehmen, bedienet hat, wie man bey dem Mabillon Tab. XXIII. und auf folgenden gewahr wird. Die gewöhnlichste Form war anfänglich ins Kreuz, nachher ward es viereckförmig. Die Grundzüge und Grundbuchstaben gaben zu erkennen, ob es ein Cruciforme simplex oder compositum, ob es ein lineale oder quadratum, ein bloßes nominale oder titulare, nemlich worinn blos der Name des K., oder worinn auch etwas vom Titel. Die ersten reichten von K. Karl dem Gr. bis auf Otten II. nachher sind lauter titularia gebraucht, und noch mehr Zusätze hinzugefügt worden; S. 196. Von ihrer Epoche, S. 197, von ihrem Platz in Urkunden, S. 198. Ob die Könige selbst die Monogrammen gezeichnet, hält der Verfasser billig für eine unnütze Frage, die sich mehr verneinen wie bejahen läßt. Zuweilen mag derselbe wohl einen Zug oder Linie dazu gemacht haben, wie Recensent etlichemal bemerket hat, weil er von anderer Dinte und krumm schlecht gezogen, dem übrigen nicht gleich war. Von päpstlichen Monogrammen, S. 200, hat Pabst Leo IX. in einer Bulle vom Jahr 1049 das erste Bene Valete gebraucht, wenn man sonst dieses auch ein Monogramm nennen kann. Die beste Schrift hiervon, nemlich D. *Oelrichs*, de Siglo pontificali, Bene Valete, (Stetini fol. 1773), scheint dem Verf. nicht bekannt zu seyn.

V. Hauptstück, von der Siegelkunde (Sphragistica), S. 203–231. Der Verf. glaubt, daß bey der Regierung der Merovingischen und Karolin-

rolingischen Kaiser und Könige, Herzoge und Grafen noch keine Siegel führen dürfen, sondern solches noch ein Vorbehalt der Könige gewesen sey, S. 204. Das älteste Siegel des Grafen Arnulffs von Flandern, vom Jahr 941, so hier angeführt ist, hält Recens. aus vielen Ursachen verdächtig. Was er aber S. 205 von Siegeln der Haupt- und Reichsstädte seit dem V. Jahrhundert schreibt, verstehen wir gar nicht. Das älteste zweyseitige Siegel in Oesterreich soll von Leopold dem glorreichen seyn. Daß schon im XI. Jahrhunderte wirkliche Contrasigilla (in sensu stricto auf der Rückseite des Hauptsiegels eingedruckt) im Gebrauch gewesen, hat Recens. nicht gefunden, das Secretum Henrici III. vom XI. Jahrhundert so Gatterer p. 284 anführt, worauf der Verf. vermuthlich fusset, giebt nicht zu erkennen, daß solches als ein Contrasigillum auf der Rückseite gebraucht ist, vielmehr statt des gewöhnlichen kaiserlichen Siegels, wie die Worte der Urkunde — non *communi* illud *sigillo* sed *secreto suo* signaret — Ein anders ist ein Sigillum secretum, und ein anders ein Contrasigillum, obwohl die Sigilla secreta grösten theils dazu genommen sind. Von den verschiedenen Materien und Formen, S. 207. Die länglichrunden oder kegelförmigen Siegel der Bischöfe, Aebte rc. sollen erstlich im XII. Jahrhunderte aufgekommen seyn, auch weltliche Fürsten, wie z. B. der Markgraf von Brandenburg Albrecht der Bär (Recens. fügt hinzu, nicht er allein, sondern alle Markgrafen des Ascanischen und Baierschen Hauses in der Mark, weil sie zu Fuß darauf abgebildet sind,) haben sich zuweilen (außer vorgedachte Markgrafen nur sehr

 selten

selten) derselben bedienet. Noch von andern Formen, S. 208. Die auf beyden Seiten gleich große Aufdrücke haben, nennet man Münzsiegel, weil sie darinn den Münzen gleich sind.

Die Siegel von weißen Wachs sind die ältesten, ohngeachtet sie wegen des Alters weißgrau oder braungelb aussehen. (Es kömmt hiebey auf die Feuchtigkeit des Gewölbes, oder ob es luftig ist, viel an.) Man findet sie bis auf die Zeiten K. Friedrichs III. Auch Siegel der Fürsten ꝛc. sind von dieser Wachsfarbe. Gelbes Wachs gebrauchten seit dem XII. Jahrhunderte Klöster und Privatpersonen, und hernach auch die Fürsten seit K. Sigismunds (vielleicht möchte man es älter im Gebrauch finden). Die Könige von Frankreich beständig, S. 210. Grünes Wachs ist noch im XIV. Jahrhunderte selten in Siegeln, nachher sehr häufig. In Frankreich und England früher. Rothes Wachs aber hat schon K. Friederich I. gebraucht, auch nachher Rudolff I. ꝛc. ja zu K. Sigismunds Zeiten, war es ihr Vorrecht, und andere Fürsten wurden von den Kaisern erst damit begnadiget, wie Churfürst Friederich von Sachsen 1423. Blau und schwarz Wachs ist selten gebraucht, letzteres von dem Hochmeister des Deutschordens, und dem Großmeister von Maltha, S. 212. Von Siegeln von Metall, Gold und Bley, goldnen Bullen ꝛc. S. 214, ihr Alterthum steigt weit. Unter den deutschen Kaisern hat K. Karl IV. sie am häufigsten gegeben, es geschah auch vielmals auf Kosten der Impetranten. Ob es wirkliche silberne Bullen giebt, ist noch die Frage. Von der Größe derselben, S. 217. Conrad und Heinrich I. Sie-

gel

gel waren noch von der Größe eines jetzigen Gulden, die der Ottone hatte schon 3 Zoll im Durchschnitt, nachher wurden sie öfters noch viel grösser. K. Friederich III. hat gar von 7 Zoll im Durchschnitt ein Siegel gebraucht. Je älter die Siegel, je kürzer die Umschrift. Bis zu Ende des XIV. Jahrhunderts (einzeln kommen sie noch in den 2 folgenden Jahrh. vor) fangen sie mit Kreuzen an, die hernach in Sterne, Röschen rc. ausarten, S. 219. Von den Bildern, S. 219. Daß die Gesichtsbildung der Person vorgestellt seyn soll, wird wohl niemand glauben, doch soll das Bild die Person vorstellen. Von den Kronen, Fahnen, Lanzen rc. K. Heinrich II. hat zuerst ein Siegel gebraucht, worauf er in seiner Majestät sitzend auf den Thron (der anfänglich traurig genug ist) mit allen Insignien vorgestellet ist, die man nachher Majestät-Siegel genannt hat. Die geistliche und weltliche Fürsten haben gleichfalls eine Art von Majestät-Siegeln, die ersten sitzen auch auf einer Art von Thronsessel in geistlichen Ornat (was aber der Verf. damit sagen will, S. 221 — daß sie auf Siegeln bey Lehnssachen nur so erscheinen, versteht Recens. nicht, weil er Siegel genug außer dem Fall in der Form gesehen hat), die andern zu Pferde in voller Rüstung. K. Heinrich IV. soll zuerst in einer Urkunde sein Siegel — ein Majestät-Siegel genannt haben. Von dem zweyköpfigen Adler, den schon Wenzeslaus im Rücksiegel gebraucht hat, scheint der Verf. auf den doppelten Reichsadler Bezug zu nehmen, S. 223. Allein er hat selbigen schon vorher blos als König von Böhmen geführet, mithin hat es mit dem Reichswapen nichts

nichts zu thun, sondern zeigte seine 3 Länder Böhmen (auf der Brust des zweyköpfigen Adlers ist der Böhmische Löwe), Brandenburg und Schlesien an. Was S. 223 von den alten Markgrafen von Brandenburg gesagt wird, daß sie einen doppelten Adler schon geführt haben, ist völlig falsch. Epochen von aufgedruckten und anhangenden Siegeln, S. 225. In Deutschland kam das Anhängen in der letzten Hälfte des XII. Jahrh. in Gebrauch, in andern Ländern schon weit früher, in Frankreich und Spanien im X. und in Böhmen im XI. Jahrhundert (wie P. Gelas. Dobner erwiesen). Anhang von der Investitur-Zeichenlehre, S. 227.

III. Abtheilung, die diplomat. Formelkunde, S. 231—345.

I. Hauptstück, von der Urkundensprache, vom Innhalte und der innern Einrichtung, S. 231. Erstlich, woher die lateinische Sprache in den Kanzeleyen seit den ältesten Zeiten zu den Urkunden genommen ist — die aber sehr verdorben und fehlerhaft erscheinet. Eine diplomat. latein. Grammatik wäre wohl zu wünschen, da wir Glossaria latinitatis medii aevi haben. Die Engländer sollen schon im VIII. Jahrhunderte Urkunden in Englischer Sprache geschrieben haben, S. 235. Das alleräleste in deutscher Sprache geschriebene Original, giebt der Verf. S. 238, durch den Landfrieden König Ottokars als Herzogs von Oesterreich im Jahr 1254 an. Verschiedene Urkunden vom K. Rudolff I. in des *Herrgotts* Geneal. Gent. Habsburg. hält Recens. auch für ächte deutsche Original-Urk. und keine Uebersetzung, glaubt auch, daß

daß man in Oberdeutschland weit eher in deutscher Sprache Urkunden ausgefertiget, wie in Niederdeutschland, wo man vor den letzten Jahre des XIII. Jahrhunderts schwerlich ächte deutsche Orig. Urkunden finden wird. Im XIV. und XV. Jahrhundert ward sie in allen Kanzeleyen gebraucht, demohngeachtet aber ward auch die lateinis. Sprache nicht ganz abgeschaft, sondern sie dominirte im XIV. noch sehr stark. Die Ursachen der späten Einführung in den deutschen Kanzeleyen sind S. 242 gut angegeben, worunter vorzüglich die alten latein. Formularien, wornach die Notarien stilisirten, die auf die mehresten Fälle eingerichtet waren, schuld sind. Proben der alten Formularien und Concepten, wie die Formulae Marculphi, Andegavenses etc. und besonders zur innern Einrichtung der Urk. des Syntagma ditandi, S. 243 rc. auch von andern gewöhnlichen kurrenten Formeln, S. 248.

II. Hauptstück, von den Anrufungsformeln, Namen und Titeln verschiedner Personen, S. 250, so recht gut abgehandelt ist. Die Karolinger gebrauchten das Chrismon (so die Merovinger statt der Anrufungsformel allein brauchten), und die wörtliche Anrufung zugleich. K. Karl der Kahle fieng zuerst an die Formel — in nominae Sanctae et Individ. Trinit. (wenigstens ist es von *Ludovico German.* und *Carolo crasso* gewiß, weil der Verfasser den ersten ohne Beweiß angegeben hat), hernach hört diese Formel mit dem XIII. Jahrhundert gewöhnlich auf, wenigstens ist sie selten gebraucht. Der 6. §. von den Zunamen der Adlichen und Ministerialen ist nicht sehr deutlich abgefasset.

set. Der Hohe Adel begriff vormals Herzoge, Fürsten, Markgrafen, Landgrafen, Grafen und Dynasten (der Ausdruck Baron ist hier gar nicht passend). Diese erhielten ihre Zunamen oder Beynamen erstlich nach und nach, so wie ihre Länder und Güter erblich wurden (die erste Gattung auch wohl anfänglich von dem Lande, dem sie im Namen des Kaisers vorstanden). Man muß hiebey die Jahrhunderte und die Würden selbst genau unterscheiden. Im X. Jahrh. z. B. kömmt *Dux*, *Marchio* rc. ohne Beynamen vor, und im XI. Jahrh. noch häufigen *Comes* schlechtweg, die Dynasten und Grafen haben noch sparsam von ihren Gütern Zunamen, und von Edelleuten wird man vor das XII. Jahrhundert, wenige in ächten Urkunden finden, die davon schon genannt sind, vielmehr gehören die schon unter die ältesten Geschlechts-Namen, die in der letzten Helfte des XII. Jahrh. vorkommen. Nach diesen kurzen Sätzen muß hier eigentlich der Verf. in dem 6—10. §. beurtheilt werden. Ueber den Ursprung der Churfürsten hat er sich auch nicht deutlich genug S. 257 ausgedrückt; die Erzwürden, so auf die Länder ursprünglich hafteten, sind weit älter, und aus diesen entstanden die Churfürsten, obwohl ihre Benennung spät vorkömmt. Die Zahl derselben bestimmt sich davon selbst rc. Von *Baro* und *Miles* ist die Bedeutung auch nicht recht bestimmt S. 260 angegeben. Das erste Wort ist statt eines Dynasten oder Edlen Herren in sensu stricto in vorigen Mittlern Zeiten nie gebraucht, noch weniger das Wort *Miles* statt *Baro*. *Miles* statt Ritter gebraucht, wird schwerlich vor dem XII. Jahrh. vorkommen, und seitdem bedeutet es einen

einen vom hohen oder niedern Adel, der *cingulum militare* hatte, und also ein wirklicher Ritter war, dem im Kriege *famuli*, *armigeri*, Knapen, Wapener, Edelknaben dieneten, und der überall viele Vorzüge hatte. Wenn er die Ritterwürde erlangt, so nannte er sich in Urk. *Miles* und Ritter, und setzte das Ehrenwort Herr, Dominus in seiner Urk. vor, auch selbst der Fürst und jeder andere gab ihm diesen Titel, wie viele hundert Urk. zeugen. Daß aber auch das Wort Miles, milites nostri, zuweilen auch in Fürstlichen Urkunden statt Vasalli gebraucht ist, hat ebenfalls seine Richtigkeit, doch findet man es so häufig nicht. Dieses ganze Object in dem gedachten 5. § wird der Hr. Verf. bey einer künftigen Ausgabe, in so weit es zur Diplomatik gehört, vielleicht deutlicher ausarbeiten. Unter dem Titel *Nobilis* ward im XII. Jahrh. noch nicht ein gemeiner Edelmann angezeiget, sondern man verstand noch darunter Grafen und Dynasten. Daß weltliche Fürsten in Urk. sich Dei *et imperatoris gratia* geschrieben, ist dem Rec. unbekannt, man wünschte die Urk. nachgewiesen S. 265. Daß aber die Curialien, Dei gratia, anfänglich keine uneingeschränkte Landeshoheit, sondern ein demüthiges Bekänntniß der Abhängigkeit von Gott anzeigen, hat seine völlige Richtigkeit, nur erstlich im XV. Jahrh. und zuerst in Frankreich hat man angefangen, einen wirklichen Hoheits Begriff damit zu verbinden. Von den Ober- und Niedersächsischen Bischöffen hat Bischoff Otto II. von Hildesheim, so eine Kreatur des Papsts war, zuerst im Jahr 1321 sich Dei et *Apostolice sedis gratia* geschrieben S. 266. K. Otto III. hat zuerst das Wort

semper

semper zu Augustus gesetzet, und K. Friedrich II. vermehrte zuerst den Titel mit dem Zusatze seiner Erbreiche S. 269. Darauf folgen die Curial-Titulaturen aller deutschen Könige und Kaiser, wovon den längsten zuerst K. Friederich III. gebraucht, indem er alle seine Länder, auch die Kleinsten hinzugefüget hat.

III. Hauptstück, von den gewöhnlichsten Vortragsformeln der Hauptsache einer Urkunde, S. 278. Die Ankündigungs- und Eingangsformeln laufen gröstentheils auf eins hinaus — Noverint omnes fideles —, Ad universorum notitiam volumus pervenire —, Notum facimus tenore presentium — etc. Die Bewegungsgründe werden gemeiniglich so angeführt — Si oportuna beneficia ad loca sanctorum etc. Si petitionibus servorum Dei — etc. In Schenkungen an Geistliche, in andern weltlichen Gegenständen waren sie etwas weitläuftiger. Darauf folgte der Vortrag der Hauptsache, und alsdenn die Beschreibung selbst, zuletzt die Abtretung ꝛc. und Bestätigung, und denn die Bedrohungen und Geld-Strafen gegen die Uebertreter, die öfters übermäßig hoch sind. Wenn aber der Verfasser S. 286 glaubt, daß das Wort *Camera* (i. e. aerarium) und *Curia nostra* vor K. Ottens I. Zeiten nie gebraucht sey, so irret er sehr; das erste kömmt in dem Verstande bereits in einer Urkunde des K. Ludewigs des Frommen vom Jahr 828 (bey dem *Charpentier*, in Append. ad Alphabet. Tironianum No. XXXI. p. 59) vor, und statt des andern braucht K. Lothar in einem Schenkbriefe vom 839 (bey dem *Muratorio*, in Antiq. Ital. Tom. I. p. 917) den Aus-
druck

druck: sciat se compositurum auri optimi libras LX. medietatem *palatio nostro*, welches wohl mit *curia nostra* einerley seyn wird. Billig sollte auch hier etwas von der Bedrohung und Geldstrafen der Fürsten in ihren Urkunden gegen die Uebertreter etwas gedacht seyn, da doch ein Beyspiel von dem Grafen von Hennegau S. 286 angeführt ist, daß er die Strafe der Blendung darauf gesetzt, aber dabey sollte angeführt seyn, daß die Fürsten in solchen Fällen niemals vor Anfang des XV. Jahrh. Geldstrafen auferlegt, noch auflegen durften, weil das jus fisci ihnen damals nicht zustand, sondern Leibesstrafen oder Verfluchung für die Uebertreter findet man nur in ihren Urkunden. So sagt z. B. Herzog Martislav von Pommern in einer Schenkung vom J. 1240 bey dem Dreger, in Cod. dipl. Pomeraniæ p. 209. — Si quis vero hoc factum nostrum ausu temerario duxerit irritandum, *divinæ podentiæ vindictam* et nostram indignationem se noverit incursurum —" Markgraf Otto II. von Brandenburg verordnete in einer Schenkung, daß der Uebertreter — X libras auri purissimi *Cameræ imperatoriæ majestatis* persolvat (Doc. A. 1197 in *Gerken, Brandenburg. Stifts Hist. in Cod. dipl. pag.* 397 etc.). Von andern Canzeley-Bestätigungen S. 293, und von der innern Einrichtung der Päpstlichen Bullen S. 295.

IV. Hauptstück. Von den verschiedenen Investitur- Monogrammatischen und Sphragistischen Formeln in Urkunden S. 299 ꝛc. Erstlich ein alphabethisches Register der gewöhnlichsten symbolischen Investitur-Zeichen — in welchen Zeiten sie zum Theil gebraucht

sind — Das Wort Monogramm ist sehr selten gebraucht in Urk., statt dessen signum, manus propria, *signaculum* ꝛc. Zuweilen hat der Kaiser ꝛc. einen oder mehr Striche darin selbst gezogen, wovon 2 Urk. hier S. 311 angeführt sind. Von den Monogrammat. Erinnerungs-Formeln S. 308. Von den Unterschriften der Kanzler S. 210, und Recognit. Zeichen, wo S. 211 vermuthet wird, daß die Erzkanzler selbst darin etliche Züge eigenhändig gethan haben möchten. Nächst den Recognit. Zeichen sind die Siegel aufgedruckt, wenn sie nicht nachher angehängt waren. Auch hiervon ist eine Anzeige-Formel in der Urk. vorher — ut verius credatur, signari etc. jussimus etc. Zuweilen aber selten blieb sie auch weg. Von den Siegel-Innschriften und ihren Buchstaben S. 315. Daß sie bis zur Hälfte des XIV. Jahrh. aus vermischten Capital- und Uncial-Buchstaben bestanden, und von da aus Gothischer Schrift. Ob dieses nicht schon vorher in die II. Abtheil. V. Hauptst. von der Siegelkunde füglicher gehört hätte, läßt man dahin gestellet seyn. Eben so mögte man glauben, daß die Innschriften oder vielmehr Umschriften auf den Siegeln, nicht unter die Formeln gehören. S. 316 von Oesterreichischen Siegeln, von andern worauf Jahrzahlen sind.

V. Hauptstück. Von den Unterschrifts-Formeln, zugezogner Zeugen, von der Ausfertigungszeit, und Ortsbestimmung, und den Schlußformeln S. 321. K. Konrad II. hat zuerst Zeugen zugezogen, und unter K. Heinrich V. ist es Kanzeleymäßig geworden S. 322. Deutschland soll den Gebrauch der Zeugen schon im

im X. Jahrh. angenommen haben, aber wo ist die Urk. so dieses erweiset, (dergleichen Specialangaben sollten unumgänglich nachgewiesen seyn.) Eben so die genauere Anzeige des Originals vom XII. Jahrh. worinn die Zeugen sich eigenhändig unterschrieben S. 325. Die Hauptsache vom Dato und Acto ist S. 328 gar zu kurz abgehandelt. Ebenfalls die Jahrberechnung S. 329, die besonders eine von den schwersten Stücken in der Diplomatik, und noch für Deutschland nicht gründlich genug ausgearbeitet ist. Daß diese auch in Deutschland zum Theil nach den großen Diöcesen variiret, hat besonders Würdtwein Tom. X. subsid. dipl. in præf. bewiesen, daher man in den Urkunden datiret findet — secundum *stilum Moguntinum* — *stilum Trevirensem* ꝛc. woraus zu ersehen, daß im Trierschen das Jahr *a festo annunciationis*, im Cöllnischen hergegen *a nativitate Christi* angefangen ist, zumahl im XIV. XV. XVI. Jahrh. Von der Bestimmung der Monate und Tage in Urk. S. 332, Indition und den Zeitangaben S. 334. Von dem Unterscheid der Angabe bey den Kaiserl. und Königl. Regierungsjahren, auch was *annus Ordinationis* bedeutet ꝛc. Zuletzt von den *palatiis*, *villis regiis*, *curtibus* ꝛc. und der Schlußformel der Urk. in Dei nomine, in Christi nomine etc. Amen. Zu den hieher gehörigen Schriften hätte angeführt werden können — *J. L. Uhland* Diss. de usu particulæ *Amen* in Diplomat. etc. Tubing. 1773. *C. G. Anton* Diss. de *Dato diplomatum* Reg. et Imperat. Lips. 1774 (worüber neuerlich Hr. Spieß in seinen archivischen Neben-Arbeiten S. 108 Anmerk. gemacht hat), und Würdt-

 wein

wein Epistolæ III. *de Datis Diplomatum* 1777 und 1778. Den Beschluß des I. Th. machen 4 nützliche Kupfertafeln.

G. Grubers, Lehrsystem einer allgem. Diplomatik 2c. II. oder praktischer Theil, Wien 1783. 8. Weil die ausführliche Recens. des I. Th. zu viel Raum weggenommen, so können wir hier nur kurz seyn. In der Einleitung zeigt der Verfasser den ausgebreiteten Nutzen des praktischen Theils der Diplomatik, den kein Kenner mißkennt, und der bisher freilich nur in einzelen kleinen Stücken bearbeitet ist; daher wir dem Verf. Dank wissen, daß er sich daran gewagt hat, obwohl zu vermuthen, daß der erste Versuch, wie allemal, noch mangelhaft seyn wird. Ein in der Theorie starker Archivarius eines ansehnlichen Archivs, der dabey ein guter Publicist 2c. und durch lange Uebung den ihm anvertrauten Schatz rechtschaffen durchstudiret, und brav die besten Deduktionen dabey gelesen, würde unsrer Einsicht nach diesen Hauptheil der Diplomatik am besten bearbeiten können. Auch dieser Theil ist wieder in drey Haupt-Abtheilungen abgesondert.

I. Abtheilung. Praktischer Unterricht vom gesammten Archivwesen.

I. Hauptstück, vom Archive und dessen Einrichtung S. 9—31. Zuerst von der Schädlichkeit derselben, und wie man sich vor der feuchten Luft, dem feinen Staub 2c. bewahren soll. (Warum dieses zuerst?) Von den Eigenschaften eines Archivars S. 13 sehr kurz — Von der innern Einrichtung des Archivs und dessen Fehlern

lern S. 15 ꝛc. Diesen Plan hat der Verfasser eigentlich aus den bekannten zwey Anweisungen des le Moine und Batteney genommen, die aber in allen Stücken nicht die beste und wirklich allzu weitläuftig eingerichtet ist. Der Plan des Hrn. Archivar Spieß zu Plessenburg ist allemal vorzuziehen. Vorzüglich kömmt es hierbey auf sehr special eingerichtete Realrepertorien, wozu die im Archive zu Anspach, die Hr. Stieber verfertiget hat, zum Muster dienen können. Das Zusammenhalten der Pergam. Urkunden ist mit Recht getadelt, weil durch die Beugung die Buchstaben Noth leiden S. 28. Auch fehlt, wie die Kasten mit den Schubladen einzurichten, damit zwey Männer bey Feuersgefahr sie gar leicht forttragen können.

II. Hauptstück, von den übrigen Arbeiten des Archivars in der Einrichtung S. 31 f. Wie er Auszüge machen soll — Von Repertorien, wie solche einzurichten S. 42. Plane dazu — Ueberhaupt sind die Lehren des vorgedachten le Moine ꝛc. hier in einem kurzen Auszuge geliefert.

III. Hauptstück, von den in Archiven aufbehaltenen Stücken und Seltenheiten nach ihren äußerlichen und innerlichen Kennzeichen S. 56. Von alten Schreibe-Instrumenten, Griffel ꝛc. (diese wird man wohl selten in Archiven finden, doch meynt es der Verf.) von Materialien dazu ꝛc. Davon ist aber schon in der I. Abtheil. S. 51—70 hinreichend gehandelt, und gehört hier gar nicht her. Eintheilung in Urschriften und Kopeien, was dabey praktisch S. 62 ꝛc. Erklärung geistlicher und weltlicher

Documente unter allerley Benennungen, z. B. Litteræ canonicæ, formatæ — Epistolæ donationis, cessionis, firmitatis, securitatis — Notitiæ evacuationis, Warpitoriæ — Præcepta — Autoritates, Testamenta etc. Von Kopialbüchern, wird das im Kloster Zwettel im Oesterreichischen sehr gerühmt, wie alt solches aber nicht angegeben, da doch dieses die Hauptsache, überhaupt fehlt die praktische Nachricht von dem Alterthum der Kopialbücher, und ihren Werth in Beweisen, wie auch ihrem Verhältnisse gegen die Urschriften und dergleichen mehr, so unter die Hauptsachen der praktischen Kenntniß vorzüglich gehört, wogegen das vorhergehende was Litteræ, Epistolæ, Notitiæ, Autoritates bedeutet, mehr theoretisch als praktisch, und im Grunde entbehrlich ist.

IV. Hauptstück. Von der innern Beschaffenheit der Urkunden, besonders dem barbar. Latein Seite 84. Hier folgt gleich ein alphab. Verzeichniß der gewöhnlichen Ehrentitel, der Freund- und Anverwandschafts-Namen, geistlichen und weltlichen Bedienungen und Aemter (worunter manches nicht recht erklärt oder angegeben ist z. B. S. 91: *Armiger* einer der dem Fürsten Schild und Schwerdt vortrug — vielmehr trug er dem Ritter [Militi] die Waffen im Kriege, und war sein *famulus* Schildknape.) Ein weitläuftiges Register von alten juristischen lateinischen und deutschen Terminologien S. 97 rc.

V. Hauptstück. Praktische Auslegung urkundl. Monogrammen und Siegel rc. Erstlich eine Ausleg. der Merovingis. und Karolingis. Monogrammen, der deutschen K. von Conrad I. bis

bis auf Friedrich I. Die sind viereckig und enthalten blos den Namen, Otto II. aber führte im J. 974 ein Titular-Monogr. ein, wobey es nachher blieb S. 113. Darauf prakt. Siegellehre S. 116. Von den Meroving. sind wohl die mehresten nur Siegelringe; Pippinus braucht zuerst die Umschr. XPE protege Regem Francorum, die zuletzt Ludwig der Deutsche brauchte, und hierauf werden die Siegel eines jeden Kaisers rc. genau beschrieben, worunter freilich viel wieder nochmals vorkömmt, was schon vorher in dem theoret. Theil gesagt ist. K. Heinrich VI. soll zuerst das Wort *Semper* vor Augustus auf seinem Siegel gebraucht haben S. 124. Wenn aber der Verf. S. 126 schreibt, daß ihm vom K. Adolf Albert und Heinrich von Luxenburg keine Kaiser-Siegel bekannt geworden, so wollen wir solche in dem Privilegienbuche der Stadt Frankfurt (1728 fol.) Tab. II. nachweisen, sie haben sich zwar nicht Kaiser darauf genannt, weil sie nicht in Rom (der letzte ist zwar 1312 zu Rom gekrönet, dieses Siegel aber ist von 1310) gekrönet waren, und daher kann man von den zwey ersten auch kein Kaiser-Siegel fordern. Und warum ist Ruperts Siegel nicht beschrieben, da doch alle übrige beschrieben sind S. 128. Billig hätte auch noch etwas Praktisches von den Siegeln der Herzoge, Mark- und Landgrafen, Grafen und des niedern Adels angezeiget werden sollen. S. 132 ist ein alphabetisches Verzeichniß der Kaiserl. Pfalzen (palatia regia) mit verschiedenen Benennungen rc. und S. 142 eine Nachlese von dem Dato der Urkunden, von der Jahres-Rechnung, und von den 3 ältern Epochen urkundliche Datums-Formeln,

meln, davon das letzte recht gut ausgeführt und nach dem jetzigen Kalender zu berechnen angewiesen ist. Die vierte Epoche von dem XIV. und folgenden Jahrhunderten S. 148, wo besonders die heiligen Tage, und die verschiedne dunkle deutsche Benennungen viele Schwierigkeiten machen, hätte billig etwas mehr für die Anfänger sollen aufgeklähret werden, indem die Werke eines Holteus, Rabe, Mosers und Pilgram demselben nicht verständig genug sind, wenigstens hätte eine kleine Anweisung nicht geschadet, wie man diese gebrauchen muß, doch einen eigenen Auszug davon, will der Herr Verf. noch folgen lassen.

Darauf folgt II. Abtheil. worin eine praktische Zusammenfassung aller in diesem Werke enthaltenen diplomat. Regeln zur richtigen Beurtheilung der Urk. unter einen Gesichtspunkt gebracht sind S. 155 – 267, und ist weiter in V. Hauptstücke abgetheilet. Diese sind eigentlich aus dem diplomat. Lehrgebäude der Benedictiner genommen, weil der Hr. Verf. selbige in der Art für ein Muster hält, Recens. aber nicht. Viele mögten wohl einer nähern Prüfung verdienen, zumahl für unsere deutsche Urk., so die Franz. Benedictiner am wenigsten gebraucht haben. Doch wir dürfen unsere Gränzen nicht weiter überschreiten. Die Regeln sind indessen von dem Verf. gewissermaßen in eine Ordnung gebracht, die im vorgedachten Lehrgebäude gar zu unordentlich durch einander gegeben, am wenigsten systematisch eingerichtet sind. Dieses ganze Object ist das schwerste Stück in arte diplomatica, wo die größte Kenntniß und die größte Behutsamkeit gebraucht werden muß, und wo Recens. vielleicht mit Recht

ver:

verlangt, 1) daß jede Regel mit Beweißstellen justificiret werden sollte, damit man überzeugt wird, und 2) glaubt, daß je größer die Anzahl der Regeln, je mehr sey zu besorgen, daß die Hälfte davon unrichtig ist. Wenige und sichere Regeln, die justificiret sind, wird jeder wahre Kenner höher schätzen, als den großen Wust, den man in dem Französ. Lehrsystem findet. Wieviel Regeln, die Mabillon, Bessel ꝛc. gegeben haben, fallen jetzo schon weg, seitdem noch etliche tausend Urk. mehr aus den Archiven ans Licht gekommen sind, und noch weit mehr werden wegfallen, seitdem man angefangen die neuen Urkunden-Sammlungen diplomatisch zu ediren und die schlechten Kopeien auszumerzen.

III. Abtheilung. Praktische Anweisung zur eigentlichen Urkunden-Anwendung aller praktischen Regeln der Diplomatik S. 267 u. s. w. Der Verf. wählt hier zu einem Beyspiel der Anwendung, das Diplom des Königs Heinrichs des VII. worin er im J. 1228 dem Erzhause Oesterreich verschiedne Privilegia ertheilet, welches der Abt von Bessel in *Chron. Gottwic.* in Kupfer gestochen mitgetheilet, und solches irrig dem K. Heinrich VI. zugeschrieben hat. Den Herr von Bessel haben wahrscheinlich die Buchstabenzüge des Diploms verleitet, die Urkunde dem Heinrich VI. zuzuschreiben, denn kein rechter Kenner wird läugnen, daß diese dem letzten Viertheil des XII. Jahrhunderts weit ähnlicher sind, wie der ersten Hälfte des XIII. Die so stark gekräuselte Buchstaben F und S und andere geschwänzte Buchstaben mehr müssen selbst dem Verf. die Vermuthung geben, (auch schon aus den Buchstabenzügen

gen von 1228 könnte man das Diplom verdächtig halten) daß dadurch Hr. von Bessel verleitet ist. Was S. 277 von neugothischer Schriftart, und gothischer Cursiv, die der Minußkel gleichet, geschrieben ist, sieht Recens. der viele hundert Orig. Urk. aus dem Ende des XIII. Jahrh. in Händen gehabt und abgeschrieben hat, in diesem Abdruck nicht. Es ist eine kleine Minußkelschrift, davon die Buchstaben ein wenig geschoben sind. Zur andern Zeit wird man Abstiche von Original-Urkunden aus dem Ende des XII. Jahrh. nachweisen, worinn die Buchstaben eben die Form und Züge haben. Ohngeachtet es allerdings auffallend, daß Hr. von Bessel aus den andern Umständen nicht gesehen, daß die Urk. dem K. Heinrich VI. nicht gehören konnte, oder er muste anzeigen, daß das Datum falsch geschrieben sey, welches ja der Verf. selbst S. 271 eingestehet, daß darinn öfters gefehlet sey. Die Gründe so S. 277, 78 angeführt sind, überzeugen lange nicht. Der erste wegen der häufigen Abbreviaturen; beliebe der Verf. *Walthers* Lexicon dipl. Tab. XI. (so uns eben gleich zur Hand) nachzuschlagen, und die 2 Urk. anzusehen, ob die nicht eben so viele Abbr. haben, da sie doch von 1161 und 1180 sind, (mithin fällt schon die darüber gegebene 24. und 32. Regel weg, die wir aus vielen andern in Kupfer gestoch. Urk. ex fine Sæc. XII. erweisen können) und noch eine andere vom Jahr 1183, ap. *Erath* Tab. XVIII. Der zweyte: die ungleichen Züge eines Buchstabs, der öfters in derselben Urkunde vorkömmt, ist ein Grund, daß sie verdächtig ist. Der dritte, daß die Urkunde zu viel interpunktirt, beweiset gar nicht, indem viele andere in fine Saec. XII. eben

so

so stark interpunktirt sind: z. B. die von 1161. *Tab. XI.* bey dem Walther l. c. Man will jeden Kenner darüber urtheilen lassen, ob nicht die mehresten Buchstabenzüge (man halte die *Tab. XVIII.* vom J. 1183. *ap. Erath.* nur gegen diese, ob die Buchstabenzüge nicht völlig gleich sind, deren man noch mehr nachweisen könnte) dieses im *Chron. Gottw.* abgestochnen Diploms mehr zum letzten Viertheil des XII. gehöre, als zur ersten Hälfte des XIII. Die häufigen Striche zur Interpunktion sind freylich verdächtig, indem die um den Zeitpunkt vom J. 1228 so wenig, wie am Ende des XII. Jahrh. so häufig wie hier gewöhnlich sind, sondern gegen Ende des XIII. und doch nicht so häufig wie hier: aber auch dieser Punkt macht die ganze Urkunde verdächtig. Wir hätten gewünscht, daß der Hr. Verf. dieses Diplom zu dem Endzweck seiner prakt. Anwendung nicht gewählet hätte. Hier haben wir ihm nothwendig keinen Beyfall geben können. Der Inhalt des Freyheitsbriefes selbst geht uns nicht an, welchen wir auf seinem Wehrt beruhen lassen.

II. Hauptstück. Beurtheilungs-Muster über den bey Quedlinburg gefundenen Leichenstein, über ein Diplom K. Carls des Dicken an die Kirche zu Toul rc. Das erste ist der bekannte Leichenstein, so bey Quedlinburg gefunden ward, den man für den Leichenstein K. Heinrichs I. ausgeben wollte, wovon Gatterer in der histor. Bibl. XV. Bande ein diplomatisches Responsum gegeben, daß es der Leichenstein eines Ritters Friedrichs von Hoym (eine bey Quedlinburg begüterte uralte Familie) war. Das zweyte Muster giebt ein Diplom vom Jahr 890,

so

so K. Carl der Dicke der Cathedralkirche zu Toul gegeben, welches 1655 vor Gericht als falsch angeklaget, aber nach 9 Jahren für ächt erkannt ward S. 300. Hiervon sind die Kennzeichen der Aechtheit angezeigt. Das bekannte Diplom, so Kaiser Friedrich I. im J. 1156 dem Erzhause Oesterreich ertheilet hat, worinn selbiges mit sehr wichtigen Vorzügen und Privilegien begabet, aber schon von vielen angefochten ist, giebt der Verf. seinen Lehrlingen zur Vertheidigung auf S. 308 und hat es auch deswegen hier S. 310 in extenso abdrucken lassen, wobey er zugleich auf die Schriften verweiset, die bereits zur Vertheidigung geschrieben sind. Wenn man von der Aechtheit dieser berühmten Urkunde so sicher überzeugt ist, warum läßt man sie nicht mit der größten Genauigkeit in Kupfer abstechen? So könnte man auch aus dem Aeußerlichen für ihre Aechtheit sprechen. Der Hr. Verf. würde sich ein Verdienst erworben haben, wenn er solches zur Probe bey diesem Werke geliefert hätte, wozu er auf geschehene Vorstellung ungezweifelt Erlaubniß erhalten haben würde; denn hiermit könnte man dem Verdachte ein Ende machen, anstatt man ihn mit der Zurückhaltung vermehret. Unter den aufgeführten Zeugen findet Recens. wenigstens gleich einen falschen, nämlich den *Marchionem Adalbertum de Staden*. Dieser soll der bekannte Markgraf von Brandenburg Albrecht der Bär seyn, der sich aber niemals Markgraf von Stade geschrieben oder genannt, wenigstens nicht in ächten Urkunden. Die rechten Markgrafen von Stade (im Bremischen) sturben bereits mit dem Markgr. Rudolf II. aus, (denn seinen Bruder Hartwich, Erzbischof von Bremen,

nehme

nehme ich aus, der erstlich, als der letzte des ganzen Geschlechts, 1168 verstarb,) der von den Dithmarsen 1145 erschlagen ist. Der *Rodulfus Comes de Swinesbud* (soll vielleicht *Suinfurth* heißen, doch soll dieser Abdruck der Urkunde sehr genau collationiret seyn) ist gleichfalls verdächtig ꝛc.

III. Hauptstück enthält noch etliche Muster von falschen Urkunden, wie das Dagobertische von S. Maximin bey Trier, das berufne Lindausche ꝛc. die für jetzige Zeit und diplomatische Kenntnisse wirklich noch zu grob sind, man findet in des *Schoepflin, Alsat. diplom. I. Tomo* etliche, die schon feiner sind.

IV. Hauptstück, Beyspiel eines diplomatischen Processes vom Jahr 1779. über eine Stiftungs-Urkunde des H. Stephans, Königs von Ungarn, vom J. 1001 für das S. Martinskloster unweit Raab S. 339 u. s. w. Dieser diplomat. Streit ist wenig bekannt geworden, daher wir für die Bekanntmachung dem Hrn. Verf. Dank wissen. Der Verf. der kleinen Schrift, der den Stiftungsbrief vermuthlich im Namen des königl. Fiscus im J. 1779 angriff, ist nicht genannt, als mit den Buchstaben P—r. auch der Titel der kleinen Schrift, bey Geroldеn zu Wien gedruckt, ist nicht genannt: welche aber ein Ordensgeistlicher von gedachtem Kloster, Namens Novah, gründlich widerleget haben soll. Recens. erinnert sich einmal etwas davon in den Göttingischen gel. Anzeigen gelesen zu haben, weil dergleichen kleine Schriften selten nach Niederdeutschland kommen.

V. Hauptstück, von der kritisch-brauchbaren Anwendung der Diplomatik S. 368.

Der

Der Nutzen für viele Fächer der Gelehrsamkeit, und für viele Gelehrte rc. und die Anwendung besonders in Prozessen und Streitigkeiten der Landesherren, vorzüglich in Prätensionen, ist so ausgebreitet, daß man sich billig wundern muß; daß die diplomatische Wissenschaft noch jetzo auf vielen Universitäten gar nicht, und vor etlichen zwanzig Jahren noch auf keiner gelesen ist. Der Verfasser geht alle Wissenschaften genau durch, worinn die Diplomatik nicht allein brauchbar, sondern auch nothwendig ist, und bey Gelegenheit der Prätensionen führt er 44 an, die das jetzige Oesterreichische Haus in und außer Deutschland noch auszuführen hat, worunter auch die Güter der Grafen von Habsburg in der Schweiz, auf Burgund, Bar, auf die Franche Comté, Bretagne rc. auf die Laußnitz, und auf das ganze Orientalische Kaiserthum. Auch mit dem Markgrafen von Brandenburg in Franken wegen der Güter in Oesterreich, mit Churpfalz wegen der böhmischen Lehen in der Oberpfalz, mit Churbrandenburg wegen der Landeshoheit über Crossen rc. In Absicht des Kaisers und des Reichs zusammen aber bleibt von Italien, Frankreich, Schweiz, England, Dännemark, Preußen, Liefland, Pohlen rc. nichts übrig. Zuletzt wird eine gute Anweisung gegeben, wie die Anfänger sich verschiedene merkwürdige Notata aus Urkunden sammlen sollen, womit der II. Band geendiget ist. Auch bey diesem Bande ist eine Kupfertafel mit Proben der Meroving. Caroling. rc. Schriftart in Diplomen. Wir sehen dem Supplement-Bande mit einem vollständigen Register über das ganze Werk mit Verlangen entgegen. Hk.

Kurze

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

Geschichte der Meynungen älterer und neuerer Völker, im Stande der Roheit und Cultur, von Gott, Religion und Priesterthum, nebst einer besondern Religionsgeschichte der Aegypter, Perser, Chaldäer, Chinesen, Indianer, Phönizier, Griechen, Römer rc. wie auch von der Religion der wilden Völker, als Brasilianer, Mexikaner, Peruaner rc. Erster Theil. Stendal bey Franzen und Große, 1784. in 8. 268 Seiten.

Wir haben den langen Titel darum abgeschrieben, damit der Leser den Innhalt des ganzen Buches übersehen, und als eine kleine Recension nützen könne. Die Innschrift an den Herrn Consistorialrath Chappuzeau in Hannover macht nicht den besten Eindruck. Sie ist viel demüthiger geschrieben, als für einen Mann, der eine solche Schrift liefert, nöthig gewesen wäre.. Am Ende nennt sich der Verfasser **Lindemann zu Lüneburg**. In der Vorrede bemerket er, daß Judenthum, Mahomedismus, und Christenthum unberührt solle liegen bleiben. Wie wir auf einer Seite die gewissenhafte Vorsicht gegen diese Religionen loben, so ists uns anderntheils leid, daß ein Mann von solcher Belesenheit sein Urtheil darüber der gelehrten Welt nicht vorlegen will. Der Verf. hat den **Meiners** vorzüglich benutzt, auch die übrigen Quellen angegeben, woraus er geschöpft, unter welchen freylich einige **trübe** sind. Was Recens. am wenigsten gefallen, ist, daß der Verf. die Citaten nicht an

jeden

jeden Orte bemerkt, welches ja der einzige Grund des grössern oder geringern Beyfalls ist. Die Raisonnements über die Religion, nach Klima, Tradition, Erziehung ꝛc. sind sehr gut.

Einleitung. Von der Verschiedenheit der Meynungen in der Welt. Wenn der Verf. sagt, vor den Zeiten des Pyrrho und Arcesilas wären keine Zweifler gewesen: so versteht er doch hoffentlich ganze Schulen, widrigenfalls ist es offenbar falsch. Sehr richtig sieht er Zweifel und Verschiedenheit im Denken als eine natürlich nothwendige, und auch höchst vortheilhafte Sache an. **Allgemeine Religionsgeschichte. Erster Abschnitt. Allgemeine Betrachtung über Gott und dessen Vermehrung. Erstes Kapitel. Woher der Begrif einer Gottheit bey den Menschen entstanden.** Der Verf. nimmt bey dem ersten Menschen eine Offenbarung an, und glaubt, daß ohne selbige kein abgezogener Begriff vom höchsten Wesen, statt haben könne. Wir wollen ihn auf die Recension über Velthusen im zweyten Theile des LIII. Bandes der allg. Bibl. und auf Petrons Ausspruch verweisen: primos in orbe Deos fecit timor. Mit manchen Offenbarungen war auch nicht mehr, als mit eigen entworfenen Deduktionen und Gefällen geholfen. Als Lorenz lange die Wogulzoi in Siberien zum Himmel wieß, woselbst Gott wohnete, da antworteten die Wilden, daß ist viel zu hoch, um da herab zu sehn, nächst dem nützt die Lehre nicht mehr, als unser bisheriges System. **Zweytes Kapitel. Ursprung und Geschichte der Vielgötterey.** Nach eines jeden besonderer Denkungsart formte er sich gerne seine Götter ab. Die Rachsucht der Juno muste Troja zerstören, und die Bewoner von Kamtschatka erkennen fast kein einziges gutes Wesen. Hieher gehört die Dichterimagination, schmeichlerische Erhebung sterblicher Menschen, auch verschiedne Naturbegebenheiten, die z. E. den Nilgott machten. **Drittes Kapitel. Geschichte der Abgötterey.** Man machte anfänglich Statüen und Abbildungen der Gottheit, nachher verschönerten die Künstler selbige, daher kam es, daß der unwissende Pöbel sie anbethete. Jeder wohlthätige Einfluß der Natur auf den Menschen, gemißlettet, führte ihn auf Abgötterey. Der Verf. meynt, die christliche Religion habe die Abgötterey unter den Römern

gestürzt.

gestürzt. An sich wahr, aber — bald darauf kam Kanonisation, Heiligenanbetung, und ließ Lares und Genios unter neuen Namen sehen. **Viertes Kapitel. Von den Schutzgöttern.** Vom Ganges bis zum Nordpol, von China bis Samojeden ist alles voll Schutzgötter. Minerva bey Griechen, Apollo in Athen, Juno in Karthago, Neptun in Tenedos; die meisten Schutzpatronen hat die päpstliche Religion. **Fünftes Kapitel. Ursprung der Apotheose.** Sie fand nicht statt bey eigenthümlichen reinen Sitten; entstand gemeiniglich wenn Fremdlinge Wohlthäter einer unkultivirten Nation wurden. Ein rohes Volk erhob den Erfinder des Pflugs, den, der Sümpfe austrocknete, und die folgende Generation machte ihn zum Gott. Auf eben die Art entstund Verteufelung. Man hielte die Spanier, als sie in Amerika landeten, und unerhörtes Verderben und Tod ausbreiteten, für höhere Wesen böser Art. **Sechstes Kapitel. Allgemeine Religionsgeschichte. Siebendes Kapitel. Verschiedenheit der Religion.** Der Verf. deducirt sehr gut die Volksreligion und die Religion der Weisen aus der natürlichen Lage beyder in allen alten Völkern. Nur die christliche Religion, meynt er, höbe den Unterschied auf, und gewähre dem Einfältigsten den Zugang zu ihrem Heiligthum. (Wozu schreibt der würdige Mann das? hebt die christliche Religion des Menschen natürliche Lage, und den Einfluß von Erziehung und Lebensart auf? Giebt die Bibel nicht Beweise genug vom Gegentheil?) Die meisten Nationen hatten den Begriff von dreyen Wesen. Die Braminen den Brama, Wistnuh, und Sieb. Die Perser den Oromazes, Mithra und Mithras. Die Aegypter den Osiris, Isis und Orus. (Horus.) (Was hat der Verf. für eine Vergleichung im Sinn?) **Achtes Kapitel. Ursprung verschiedner Religionscerimonien.** Viele ausgesuchte, aufs Auge, Ohr und Herz mächtig wirkende Cerimonien hält der Verf. beym Gottesdienste des Volks zuträglich und der Absicht der Religion gemäs. **Neuntes Kapitel. Von den Theogenien.** (Unvollkommen.) **Zehntes Kapitel. Von den Cosmogenien aller Völker.** Hier schlägt der Verf. zum Nachlesen vor: Herders älteste Urkunde ꝛc. Silberschlags Geogenie; Whiston a new Theory etc. und Justi Geschichte des Erdbodens. Freylich, nachlesen kann man diese

Bücher alle, aber, wie stimmen sie gegen einander? doch nicht viel besser als Licht und Finsterniß. **Eilftes Kapitel Von der Vorsehung.** (Auch unvollkommen.) **Zwölftes Kapitel. Von den Mysterien.** **Dreyzehntes Kapitel. Lehre der Alten vom Leben nach dem Tode.** (Ziemlich vollständig.) **Zweyter Abschnitt. Religionsgeschichte einzelner Völker.** 1) **Religion der Aegypter. Einleitung. Quellen und Hülfsmittel.** Die ältesten Spuren in der ägyptischen Religion sind die Pyramiden und Denkmäler an der Abendseite des Nils, wo Memphis stand, andere in der lybischen Wüste. (In der letzten mögten der Denkmäler wenig seyn, überhaupt ist diese Quelle unsicher, die heiligen Lieder sind schon viel brauchbarer.) (Von den angeführten Schriftstellern ist Manetho der schlechteste, und Diodor von Sic. der beste.) **Religionsgeschichte der Aegypter.** Dies sehr alte Volk, von dessen Denkmälern schon Herodot redet, daß sie der Zeit trotzen, hatte tiefe Einsichten in die Natur, aber auch erstaunlich viel Aberglauben. Schon 5 bis 6 Jahrhunderte vor Mosen hatten die Aegypter an Menes einen weisen Gesetzgeber. Moses erhielt bey ihnen seinen Unterricht und Bildung. Orpheus und Pythagoras suchten in Aegypten ihre Kenntnisse zu erheben. **Geschichte der Nationalgottheit.** Osiris, (unter dem Bilde des Crokodils,) und Isis wurden vorzüglich verehrt. **Theogonie der Aegypter, nach Diodor von Sic.** (Wörtlich abgeschrieben.) **Geschichte des Osiris und Isis.** (Bekannt.) **Von den Opfern der Aegypter.** Sie hatten große Sorgfalt bey Prüfung der Opferthiere, selbigen wurde der Kopf abgeschnitten, hierauf aller Fluch darüber ausgeschüttet, und sie dann entweder in einen Fluß geworfen, oder an Ausländer verkauft. (So ist diese Idee immer von einem Volke aufs andere fortgepflanzt, und liegt unverkennbar in dem Israelitopfer.)

Von den Thiergottheiten. Darinn waren die Aegypter ausschweifend, sie wandten auf das Begräbnis mancher, ihnen heiliger Thiere unglaubliche Kosten. Dem Ibis und der Katze geschahe göttliche Verehrung durch ganz Aegypten. Distrikte Landes erhielten Namen von Thieren, Leontepolis, Busiris, Cynopolis. **Verehrung des Apis.** Ein besonderer Ochse, der zu Memphis ernährt wurde.

wurde. Er muste kohlschwarz seyn, sein Tod setzte das ganze Volk in Trauer. Wenn er eingeweiht war, durften ihn nur die Weiber sehn, die sich vor ihm entblösten. Hundert Priester brachten ihn zum Tempel des Vulkan. **Von der Nilgottheit. Vom Thot der Aegypter, oder Hermes der Griechen. Geschichte des Priesterordens.** Sie waren Vertraute der Könige, (wie bey allen alten Völkern) trugen Kleider von weißer köstlicher Leinwand. Als Wahrsager herrschten sie über die Vorurtheile des Volks, als Aerzte über Leben und Tod. Unter der Regierung der Griechen verloren sie ihr Ansehn. **Von den Festen der Aegypter. Von ihrer Hyeroglyphenschrift.** (Von beyden nicht viel.) **Religionsgeschichte der Perser.** (Auf die vorige Art.) Ihre Religion war die reinste, sie verehrten keine Thiere, vergötterten keine Menschen, sondern verehrten den höchsten Gott, unter dem Bilde des Feuers. **Erste Epoche, vom Cyrus.** Die Perser führten ein nomadisches Leben, und waren in 12 Stämme eingetheilt. Die Magi opferten. **Zwote Epoche, von Alexander dem Großen bis zur Eroberung durch die Araber.** Die Perser verloren ihre reine Religion, und nahmen fast alle griechische Götter an. **Dritte Periode, Geschichte der neuen persischen Religion, unter den Muhamedanern.** Als Mahomed in Persien eingedrungen, nahmen die Perser den Coran an. In der Auslegung theilten sie sich mit den Türken, sie nahmen diejenigen an, die Xeque-Aldar gemacht hatte, die Türken aber die, welche zween Imans, Azem und Schofi gemacht hatten. Daraus entstand der Haß beyder Nationen. **Religion der Guebern.** (Persische Priester.) Sie hielten sich an Zoroasters Grundsätze. **Zoroasters Leben.** Dedo, die Mutter desselben erhielt durch einen göttlichen Boten Nachricht, daß sie einen großen Lehrer gebähren sollte. Die Astrologen sagten dem Kaiser in China, dies Kind werde ihm nach der Krone stehen, alsobald ließ er alle männliche Kinder tödten, die Eltern flohen aber mit dem jungen Zoroaster nach Persien. **Zoroasters Schriften.** Was Anquetil unter dem Titel von Zend-avesta bekannt gemacht, trägt nicht die Spuren des Alterthums. Ursprünglich soll es auf 1200 Häuten geschrieben seyn. **Auszug aus Zendavesta.** Ormuzd, Erstgeborner aller Wesen, Ariman, ge-

 schaffen

schaffen von Ewigkeit, böse geworden, und Ursache des Todes. (Das Werk gehört in Eusebs Zeiten.) Religionsgeschichte der Chaldäer. (Berosus Unzuverläßigkeit erhellet, weil er die Cosmogenie ganz aus Mosen entlehnt.) Religionsgeschichte der Chinesen. (Wie die vorigen.) Wir können der Arbeit des Verf. nicht ihren Werth absprechen, sein Vortrag ist angenehm, er hat treu und mit Auswahl zusammengetragen. Ein schärferer Kritiker könnte sagen, er habe aus neun Büchern das zehnte gemacht.

Bm.

Schriftmäßige Gedanken von göttlichen Strafgerichten. Zur Verbesserung der Lehrart in Predigten dieser Art aufgesetzt von M. Joh. Aug. Weise, Pfarrer in Ebersgrün ꝛc. im Vogtlande. Gehra bey Chr. Fr. Beckmann 1783. 9 Bogen in 8.

Es ist für den Freund der Wahrheit eine angenehme Erscheinung, selbst einen Prediger auftreten und gegen den Unfug vieler von seinen Amtsbrüdern eifern zu sehen, die bey einem öffentlichen Unglück und sonderlich nach Feuersbrünsten, so zuversichtlich, als wenn sie in dem göttlichen Rath gesessen hätten, von Nichts als Strafgerichten predigen, die Gott aus Zorn über die Sünden eines Orts verhängt habe, und dadurch den Verunglückten die Kränkung zufügen, als wenn sie durch ihre Sünden das Unglück über ihren Ort gebracht hätten, da ihnen doch ihr Gewissen sagt, daß sie nicht mehr, oder wohl gar weniger Sünder sind, als andere, die davon verschont blieben, und Gott selbst, dadurch daß eine den Gerechten wie den Ungerechten treffende Ueberschwemmung oder Feuersbrunst eine Folge seines Zorns seyn soll, in den Verdacht des Eigensinns und blinden Willkührs, und der Aehnlichkeit mit einem aufgebrachten Menschen bringen, der ohne Unterschied seinen Zorn an jedem ausläßt, der ihm in Wurf kommt. Den V. scheint eine nach einem großen Hagelwetter gehaltene Casualpredigt und vermuthlich auch ähnliche Kanzeläußerungen nach dem Brand von Gera, zu dieser Untersuchung veranlaßt zu haben. Wir über-

übergehen was eine locale Absicht zu haben scheint, oder nicht zur Hauptsache des Buchs gehört, und zeichnen blos aus, was näher damit zusammenhängt. Der Verfasser ist nicht in Abrede, daß es nicht der Absicht religiöser Lehrvorträge gar wohl gemäs sey, auch zuweilen über Naturbegebenheiten zu predigen; nur soll es nicht geschehen, wenn sie Schaden gethan haben, sondern vorher. Wenn man unglückliche Begebenheiten geradezu für Strafgerichte Gottes erkläre: so liege da versteckterweise der Sadducäische Lehrsatz zum Grunde, daß der Besitz oder Mangel irdischer Güter nicht nur Belohnung oder Strafe, sondern auch überhaupt eine Sache sey, wornach die Freundschaft und Gnade Gottes gegen die Menschen, und folglich ihre Glückseligkeit und Unglückseligkeit abgemessen werden müsse. (Das folgt nun wohl eben nicht, sondern nur so viel, daß Gott, wenn er über die Sünden eines Ortes zürne, und deswegen dem Wasser oder Feuer befehle, ihre Felder oder Häuser zu verderben, die Menschen da strafe, wo es ihnen wehthue, ohne daß deswegen der vorhergehende Besitz derselben ein Beweis seiner Gnade gewesen sey: ob wir gleich nicht läugnen wollen, daß dergleichen Kanzelvorträge viel dazu beytragen können, die jüdischen Vorstellungen von Verbindung des göttlichen Wohlgefallens und Mißfallens an den Menschen mit zeitlichen Ueberfluß oder Mangel zu unterhalten.) Alle Strafe der Sünden, von welcher Art und Größe sie auch seyn mögen, habe der Erlöser auf sich genommen, und sey uns durch seinen Versöhnungstod Ursache unsrer Begnadigung bey Gott geworden; dies gelte nun zwar zuerst von den Strafen der Ewigkeit: allein es sey doch von der Gerechtigkeit Gottes nicht zu erwarten, daß sie die eigentliche Strafe der Sünden aufheben, und an geringern Beahndungen gleichsam ihren Regreß nehmen sollte. (Allein es bleiben ja, der Begnadigung durch Christum ohngeachtet, auch andre natürliche Strafen der Sünden über den Menschen zurück: und überdem sagen ja die Strafprediger, daß die göttlichen Strafgerichte um derer willen einbrechen, die sich der Begnädigung durch den Erlöser nicht theilhaftig machen.) Doch der Verf. berührt bald darauf selbst diesen Einwurf, und antwortet darauf: woher weist du das, daß dieser und jener, den ein Unglück betroffen, die Strafe seiner Sünden trage; da dasjenige, was wir Strafgerichte nennen, nicht so eingerich-

tet ist, daß es gerade den Gottlosen allein träfe? Richtiger sind folgende Vorstellungen: „Es war möglich, unter Verheißung irdischer Güter die christliche Religion einzuführen und ähnliche Wege zu gehen, die Gott mit dem Volk Israel erwählte: Da aber die Weisheit Gottes höhere Absichten hatte, die christliche Religion auf dem Wege der Verfolgung zu gründen, so erwählte sie diese Wege gewiß nicht zur Bestrafung der Christen, noch zur Offenbarung des Zorns über die Sünden der Menschen — Gott müßte da sehr oft Wunder thun oder überhaupt eine andre Einrichtung machen, wie sie nicht für Menschen gehören kann; er müßte die Freyheit und Sterblichkeit der Menschen aufheben, wenn er die Seinigen gegen alle widrige Zufälle decken wollte u. s. w." Christus pflege nie von unglücklichen Begebenheiten als Strafgerichten zu reden, sondern verweise auf Strafen der künftigen Welt, verwerfe vielmehr jene jüdische Schlüsse, daß ein unglücklicher Mensch auch ein Sünder sey. Wer also der Lehrart Jesu treu bleiben wolle, könne unmöglich in jedem Donnerschläge und in jeder Feuersbrunst seinen Zuhörern die Flammen des göttlichen Zorns über den Sünder zeigen. Sehr richtig. Auch die Apostel reden blos von ewigen Belohnungen und Strafen, und machen von den großen und zum Theil schrecklichen Begebenheit nie Gebrauch, sie als Strafgerichte über die Sünden der Menschen zu rügen; παιδεύειν und ἐλέγχειν werden unschicklich durch züchtigen übersetzt. Natürlich mußte nun der Verf. auf die hiehergehörigen Ausdrücke der Propheten kommen, die unverständige Prediger bey öffentlichen Unglücksfällen so gerne in den Mund nehmen, und dann — sich nicht geringers zu seyn dünken, als ein Prophet, zumal wenn sie zufälligerweise einmal vorher im wilden Eifer Feuer vom Himmel über die Sünden der Stadt sollten gedroht haben. Er sagt viel richtiges, um die Unschicklichkeit der Anwendung solcher Stellen auf unsre Kanzeln zu zeigen, z. B. daß Propheten auf göttliche Eingebung öffentliches Unglück als Strafen öffentlicher Sünden gedroht hätten, und daher bey dessen Einbruch auch sicher gewesen wären, es als ein Strafgericht wegen nicht unterlassener Sünden anzukündigen; daß hingegen unsre Prediger nicht befugt wären, ohne göttliche Autorität aus ähnlichen Wirkungen auf ähnliche Ursachen zu schließen; daß bey den Juden dergleichen Strafgerichte fast nur

über

über die Abgötterey verhängt worden wäre, eine solche Anwendung aber in unsern Zeiten nicht statt habe; daß die Sanction des Mosaischen Gesetzes Fluch und Seegen gewesen, aber doch nur innerhalb der Gränzen des Landes Canaan eingeschränkt gewesen sey, und folglich bey der christlichen Religion, die an kein Land, kein Volk gebunden sey, nicht angewandt werden könne u. s. w.: allein da doch auch in andern alttestamentlichen Stellen, und nicht blos aus dem Mund drohender Propheten, Feuer, Schwerd und Theurung als unmittelbare Wirkungen des erzürnten Gottes ausgegeben werden; so hätte sich doch noch der Verf. darauf einlassen sollen, zu zeigen, daß die Dichtersprache, so wie die Sprache eines Volks, in seiner Kindheit der Gottheit vieles unmittelbar zuschreibt, was er nach der Sprache der Weisen blos zuläßt, oder nicht hindert. Wir übergehen einige andre Untersuchungen, z. B. über die Vorsehung, über die Frage: ob es eine gemeine und besondre Vorsehung gebe, über den Ursprung des Uebels, über die Eberhardsche Theorie von den göttlichen Strafen, ob sie blos Besserungsstrafen seyn müssen? u. s. w. Einige harte Ausdrücke abgerechnet, die wir wegwünschten, schreibt der Verf. sehr bescheiden: „ob sich das Schicksal (der Verdammten) verbessern oder gar verschlimmern werde, kann ich nicht sagen, weil ich den Sinn des Gestraften nicht kenne, und die Wirkung der Sünde an den Gestraften und durch das ganze Reich der Schöpfung hindurch nicht ausrechnen kann: wie ich aber weis, daß Gott nicht ohne Bewegungsgründe handeln könne, sie mögen innere oder äußere heißen, mir bekannt oder verborgen seyn: so glaube ich auch, daß Gott gewiß rettet, wo er retten kann. — Doch setzt er hinzu: es kann uns nicht erlaubt seyn, mit so vieler Dreistigkeit und Bestreitung biblischer Lehren solche trügliche Hoffnungen unter die Menschen zu verbreiten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ein Verführer der Menschen zu werden, da es hier nicht auf Verunglimpfung der Theologen, sondern auf die Entscheidung der Bibel ankommt, nach welcher Belohnung und Strafe in der Ewigkeit unwiderruflich erfolget." Er setzt ferner die sehr richtige Regel fest: daß wir nur alsdenn von göttlichen Strafen reden können, wenn Gott selbst ein über den Sünder verhängtes Uebel für Strafe erklärt, und wir von der Absicht Gottes, daß er strafen wolle, zuverläßig unterrichtet sind. Da nun dieses

bey öffentlichen Unglücksfällen unsrer Zeit niemals geschehen kann: so können auch Prediger, ohne sich einer Unbesonnenheit schuldig zu machen, in solchen Fällen niemals von göttlichen Strafen schreyen. Zuletzt wirft der Verf. noch die Frage auf: ob denn der Sabbathsschänder auch ein solcher Sünder sey, der die Strafgerichte Gottes hervorrufe, und Hagel und Feuer herabbringe? Die Frage ist nicht unnöthig, da es wirklich Prediger giebt, die, wenn einmal ein armer Handwerksmann des Sonntags auf seiner Werkstätte sitzt, mit solchen Worten auf die Kanzel treten. Hier nun verdient der Verf. vorzüglich unsern Beyfall wegen der Freymüthigkeit, mit der er zeigt, daß die jüdischen Sabbathgesetze den Christen gar nichts angehen. „Es ist sicher gnug, spricht er, daß jene Verordnungen nicht in der Moralität ihren Grund hatten, nicht das Wesen der Religion waren, sondern sich auf äußerliche Ursachen, oft auch auf die Polizey des Landes bezogen. — Haben wir denn ein göttliches Gebot, das den Sonntag so erhebt, wie wir beym Sabbath haben? Haben die Apostel je einmal über einen Sabbathschänder geeifert? oder auch nur einen Wink gegeben, daß Christen auf die ceremonielle Feuer dieses Tages einen Werth setzen dürfen? — Allerdings ist er ein Ruhetag, aber mit Freyheit vom Zwang und ohne Furcht der Strafe; eine Ruhe, die kein Gesetz vor sich hat, sondern aus Beschaffenheit des öffentlichen Gottesdienstes und aus Bewegungsgründen der Religion hergeleitet werden muß. Es ist Weisheit und Liebe des Herrn und ein Beweis von dem Geist und der Kraft seiner Lehre, daß er für die Einrichtung eines Feyertags keine Gesetze und Vorschriften hinterlassen hat. Er wollte keine äußerliche Uebungen, kein sinnliches Gepränge zum Innhalt seiner Religion machen. — Der Prediger wird oft sehr unweislich handeln, wenn er die Nachläßigkeit der Polizey in Bestrafung der Entehrung des Sonntags öffentlich rügen und gleichsam auf göttliche Gerichte appelliren wollte. Er muß dabey voraussetzen, daß wenn der Unterthan seine fünf Thaler erlegt hat, der Himmel zum Stillschweigen gebracht werde; das wäre ja ein neuer Ablaßkram unter einem neuen Titel!"

Man sieht aus diesem Auszug, daß der Verf. zwar über seine Materie viel Gutes sagt, aber daß er sie doch nicht völlig erschöpft hat. Der erste Gedanke hierbey sollte immer

dieser

dieser seyn: daß öffentliche Unglücksfälle keine Strafgerichte seyn können, weil sie nicht absichtlich den, der vor andern Strafen verdient, sondern ohne Unterschied des moralischen Verhältnisses jeden treffen, der so zu reden ihnen im Wege liegt; und daß dies auch nicht anders seyn könne, da die Vorsehung nach der Art der Haushaltung, die sie gegen die Menschen beobachtet, diejenigen natürlichen Begebenheiten, die wir unglücklich nennen, nicht selbsten wirkt, auch Flamme, Blitz und Wasser nicht mit der Hand dahin leitet, wo sie strafen sollen, sondern natürliche Ursachen nach natürlichen Gesetzen und gegebenen Veranlassungen da wirken läßt, wo sie keine Hinderung finden, und übrigens bey jedem, der dadurch leidet, gute Absichten, Anhänglichkeit an Erdengüter zu mindern, trunkenen Weltsinn zu erschüttern, von der Nichtigkeit der Güter dieses Lebens zu überzeugen und dadurch den Gedanken an eine Ewigkeit vorzubereiten, das Vertrauen auf Gott zu stärken, u. s. w. zu befördern weis. Von diesem allen aber hat der Verf. nichts oder nur beyläufig gesagt. Ueberhaupt würde er wohlgethan und seine Arbeit nutzbarer gemacht haben, wenn er seine Materie in einen überdachten Plan gebracht und den Entwurf desselben hätte vordrucken lassen; er würde dadurch dem Leser die Einsicht in den Zusammenhang und die Beurtheilung des Ganzen sehr erleichtert haben, der jetzt ohne Leitfaden, ohne Nachweisung des Inhalts, ohne Abschnitt und Paragraphen, in einem weg lesen muß. Noch bemerken wir einige Unterlassungssünden des Correctors, als S. 29. **Unwerth** für **Werth**; S. 40. **Ansprüche** für **Aussprüche**; S. 43. **Bibel** für **Bibliothek**; S. 77. ἀδελυδεγμενα, u. a. m. Wir haben uns übrigens über den Gegenstand dieser Schrift an einem andern Orte (A. d. B. B. 41, S. 114) weitläuftiger erklärt.

B.

Theorie der geistlichen Amtsberedsamkeit für das Bedürfniß unsrer Zeiten. Stendal, Franz und Grosse, 1783. 183 S. gr. 8.

Etwas dürftigers und ungeschickters von Homiletik ist dem Rec. noch nicht vorgekommen, als dies Buch. Hin und

wieder, und sonderlich in den Paragraphen, die den Text des Buchs ausmachen sollen, stralt zwar ein vernünftiger Gedanke hervor; aber der ist dann gemeiniglich wieder mit so viel Unwissenheit und Verwegenheit eingefasset, daß das ganze Werk nichts anders als ein akademisches Kollegium zu seyn scheint, dessen Herausgeber vielleicht sonst kein Mittel vor sich sahe, sich einen Thaler Geld zu machen, als wenn er seine Universitätshefte in den Verlag gab. Wenn er denn nur treulich genug nachgeschrieben hätte! Aber es guckt allenthalben so viel Jugendflüchtigkeit, so viel Selbstgefälligkeit heraus, daß man wohl sieht, er habe, ausser seinen auf der Universität gemachten Schnitzern, zu Hause noch neue hineingetragen. Wegen des begangenen Plagiums mag ihn sein Professor belangen, unsre Sache ists nur, das Publikum vor dessen Ankaufe zu warnen. Der Verf. ist unverschämt genug, sich in der Vorrede an die Mosheime, Baumgarten, Spaldinge und Steinbarte wegen dieser seiner Homiletik anzuschließen, und zu glauben, daß die Arbeiten von jenen die seinige noch nicht unnütz gemacht haben, weil er seinen eigenen Weg gegangen sey, und vorzüglich auf das Bedürfniß unsrer Zeiten Rücksicht genommen habe. Wir haben indeß nicht finden können, worinn seine Verdienste in dieser Sache bestehen. Vielmehr haben wir folgende grobe Schnitzer in seinem Buche entdeckt, die unser Urtheil darüber bestätigen mögen. S. 9 wird Luther unter die Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts gesetzt. Die besten Schriftsteller der Deutschen haben von zwey Lüstern gelebt, und damals war das Seklum der Mediceer in Deutschland. S. 15. Es giebt Gratulazions- und Kondolazionsreden. S. 22. Es ist nichts fruchtloser als von der Geduld im Leiden zu predigen, denn jeder Mensch hat schon in seinem Leben etwas gelitten, aber er untersucht nicht lange, was die Ursach davon war, sondern er tröstet sich sogleich mit der künftigen Krone des Himmels dafür, und betrachtet sich als das frömmste Kind Gottes, das immer mit Kreutz und Leiden zu fechten hat u. s. w. (Kann man sich etwas aberwitzigers gedenken!) Ebendas. So würde es auch abgeschmackt seyn, wenn ich in einem Armenhause von der Wohlthätigkeit und dem thätigen Mitleiden gegen Bedürftige reden wollte. Diese Armen können ja nichts thun, denn sie haben keine Güter, um andre damit zu unterstü-

unterstützen. (Der Unwissende! Haben sie denn nicht guten Rath zu ertheilen, Trost einzusprechen, Frieden zu erhalten, Kranken zur Hand zu gehen, und sich sonst einander Dienste der Liebe und des Wohlwollens zu erweisen? Werden sie nicht auch wohl einmal noch Dürftigere, als sie selbst sind, antreffen, bey welchen ihre Armuth Ueberfluß werden könnte?) S. 32 will der Verf. englische Prediger anführen, die bey ihren Vorträgen in das Innere der Sache eindringen, und stellt deswegen zwischen Foster und Tillotson den deutschen Crugott in die Mitte! S. 49. Die Lynarsche Paraphrase ist für viele Prediger zu kostbar, dafür sollen sie sich die Erasmische anschaffen. S. 50. Spaldingen fehlt eine edle Popularität, seine Predigten sind für Ungeübte ganz unbrauchbar, und statt der biblischen Beweißsprüche hat er sie mit lauter abstrakten und philosophischen Beweisen angefüllt. (Sollte der Jüngling in seiner Lektüre wohl schon bis zu Spaldings Predigten gekommen seyn? Von Nachläßigkeiten und Zierereien im Ausdruck wollen wir nicht einmal sagen; folgende fallen uns beym Wiederdurchblättern ins Auge:) S. 89. Der stete Tourbillon der abwechselnden Vergnügen, und der unaufhörliche Choc der Leidenschaften. S. 94. Wir capricionniren uns für das Gegentheil. S. 95. weiter effektuirt der Prediger nichts, Eb. momentane Rührungen. S. 96. Ein chef d'Oeuvre d'Eloquence. Ebendas. solchen Jargon anzuhören. — Herdern sein Stil — des Viktor Jani seinen Horaz &c. Doch wir sind müde zu korrigiren; zu verwundern ist indeß, wie Jemand eine geistliche Amtsberedsamkeit schreiben kann, ohne eine Sylbe von Bearbeitung des Textes, von Herleitung eines Thema daraus, von der weitern Bearbeitung des Thema, und von der so nöthigen Anwendung auf das gemeine Leben zu sagen. Doch davon stand vielleicht in den Heften nichts.

Sr.

Das drey und funfzigste Kapitel Esaiä in einigen Paßions- und Osterpredigten erläutert von David Gottfr. Gerhard, kön. O. Cons. R. und der Breslauischen evangel. Kirchen und Schulen

len Inspector. Breslau, Gutsch, 1783. 214 S. gr. 8.

Wir lassen es dahin gestellt seyn, daß der Verf. zur Ausgabe dieser Predigten häufig ermuntert worden; allein wir hätten sie ihm doch aufrichtig widerrathen, denn nun gehören sie nicht blos der Gemeine, die sie angehört hat, sondern dem ganzen Publikum an, das sie lesen soll, und von diesem darf er sich gar keinen Beyfall versprechen. Die Predigten sind so dogmatisch, und dabey so wenig praktisch abgefasset, daß es Mühe kostet, sie zu Ende zu lesen. Es würde sich freilich nicht geschickt haben, in den Vorträgen kritisch und exegetisch zu untersuchen, ob das 53ste Kap. im Jesaias auch von Jesus Christus handle; aber da der Verf. diese Vorträge jetzt dem ganzen Publikum in die Hände giebt, und darunter mancher Leser ist, der daran zweifelt: so wäre vielleicht in der Vorrede ein schicklicher Platz gewesen, sich mit wenigem darüber auszulassen. Indeß scheint ihm keiner von solchen vorzuschweben, und er befolgt deswegen in allen Predigten die Methode, einmal den Sinn des Propheten auszulegen, und dann zu zeigen, daß er sich ganz auf Jesus Christus beziehe. Der Predigten sind acht: Der wunderbare Rathschluß Gottes, den Heiland der Welt durch die tiefste Erniedrigung zur größten Herrlichkeit zu führen: Das Aergerniß des Unglaubens an der Niedrigkeit Jesu, sonderlich in seinem bittern Leiden und Sterben: Der größte Trost unsers Glaubens in dem versöhnenden Leiden und Sterben Jesu Christi: Die Wunder der Geduld und Sanftmuth an dem Bilde unsers leidenden und sterbenden Heilandes: Die glorreiche Vollendung unsers Mittlers in der Stunde seines schmachvollen Todes: Der triumphirende Rath Gottes bey dem ehrenvollen Grabe Jesu: Das neue herrliche Leben des auferstandenen Erlösers: Die seligen Folgen der Auferstehung Jesu für ihn selbst und für seine Erlösten. — Die Leser müssen schon aus den Innschriften auf den innern Gehalt schließen können, und wir versichern sie, daß sie nicht irren. Wie kleinlich oft die Ideen des Verf. sind, werden sie daraus abnehmen, daß er in einer Predigt Jesus Herrlichkeit auch darinn setzt, daß auch **Könige** und **Kaiser** an ihn glauben. An übertriebenen Vorstellungen pflegt es bey solchen Vorträgen auch nicht zu mangeln. Hier ist

eine,

eine. „Ein Tagelöhner im Schweisse seines Angesichts „kann so kümmerlich nicht leben, als Jesus lebte. Blos „von Wohlthaten seiner Freunde hatte er seinen nothdürfti„gen Unterhalt. Seine Gesellschaft bestand aus den nie„drigsten Menschen, aus einfältigen Fischern und aus gros„sen Schaaren des ihm nachlaufenden gemeinen Volks.“ Sollte man nicht einen Widerwillen gegen ihn bekommen, wenn man ihn nicht schon besser kennte! Wozu doch das? Soll ihn das der Welt empfehlen? Aber es ist ja nicht wahr, nicht den Nachrichten gemäß, die von ihm da sind! — Doch wir würden einige Bogen nöthig haben, wenn wir ähnliche unzweckmäßige und unwürdige Stellen ausheben und beurtheilen wollten.

Dk.

Versuch von dem Vorzuge der christlichen Besserungen vor der philosophischen. Nebst einem Anhange von dem nothwendigen Gebrauche der Vernunft bey der übernatürlich geoffenbarten Religion, von Huldreich Christoph Hesse, Prediger zu Stöckey in der Grafschaft Hohnstein. Göttingen. Boßiegel 1783. 157 S. 8.

Es ist freylich wohl der Mühe werth, zu untersuchen, was wir Menschen ohne Bibel zu unsrer Besserung vermögen, und was wir dagegen mit Hülfe der Bibel in dieser Sache mehr ausrichten können. Allein der Recens. ist der Meynung, daß die Untersuchung immer theils zu schwer sey, theils zu partheyisch ausfalle. Wer ist doch im Stande Vernunft und Offenbarung so von einander zu sondern, daß man sehen könne, hier hört die eine auf, und dort fängt die andre an? Philosophie und Religion sind durch den langen Umgang, darinn beyde mit einander stehen, und auch beständig stehen müssen, und durch die gemeinschaftliche Regierung, die beyde über die Welt führen, unter sich selbst so gemeinsam geworden, ihre eigenthümlichen Rechte und Vorzüge sind so sehr unter einander gemischt, daß wenn beyde einmal mit einander brechen sollten, es einen harten Streit kosten müßte zu entscheiden, was einen jeden von ihnen ur-

sprüng-

sprünglich angehörte. Weil auch die eine oder die andre immer ihre vorzüglichen Freunde unter den Menschen hat, so ist nicht anders ein unpartheyischer Ausspruch zu erwarten, als bis die Richter die alten Reichsakten aus den Zeiten untersuchen, wo die Philosophie, oder die Vernunft noch die Alleinherrschaft hatte, und auf dem Wege, der von Leland eingeschlagen ist, also historisch zeigen, daß die Vernunft durch ihre eigene Kraft so oder so weit in ihren Einsichten, Bestrebungen und Tugenden gekommen sey. Und wenn sich dann, wie zu erwarten steht, finden sollte, daß die Belehrungen von Recht und Unrecht, und die Ermunterungen zum Guten und die Warnungen vor dem Bösen nicht so vollkommen, stark und eindringend sind, als wir sie jetzt unter dem Duumvirate der Philosophie und Religion kennen und haben: so wären die Vorzüge der christlichen Besserung vor der philosophischen einleuchtend. Allein gewöhnlich denkt man sich eine Philosophie, die nicht wirklich ist, man schaft sich ein krüplichtes, unansehnliches Wesen, und behängt es mit zerrissenen Lappen, und ruft dann aus, das sey unsre Philosophie. Der Verf. des angezeigten Buchs muß besorgt haben, daß ihn so etwas auch beschleichen dürfte, denn er behauptet von seinen Vorgängern in dieser Untersuchung, daß sie zwar selbst sich mit einem Degen vom Schwerdfeger gegen die Philosophie bewafnet, ihm aber nur einen vom Drechsler in die Hand gegeben hätten, der denn freylich gleich bey dem ersten Gange in Stücken zerschlagen wäre. Allein seine Unterredung zwischen dem Christen und Philosophen ist einem solchen ungleichen Kampfe ziemlich gleich, denn der Philosoph ist viel zu nachgebend, weicht auf den Ausfall des Christen gemeiniglich aus, ohne nachzustossen, daß man wohl sieht, er will den hölzernen Degen nicht zu früh zerbrechen. Der Philosoph sollte sagen, daß Besserung, Besserung sey, wer sie auch schaffe, und wo sie sich auch finde, sie sey Ablegung des moralischen Bösen, und Annehmung des moralischen Guten. Eine solche Besserung erfolgt allemal gewiß, sobald das Böse als Böses lebendig erkannt wird, und ist so lange von Dauer, als dies Erkenntniß fortwährt. So oft ein Mensch sich bessert, so geht dies in ihm vor, und wir, die wir Andre besser machen sollen, müssen diesen Vorgang in ihnen bewirken. Dabey würde es nun aber armselig herauskommen, wenn wir nur eine Methode dazu gebrauchen wollten. Nein,

ihr

ihr Moralisten, bietet die Kräfte der ganzen Natur auf, euren Zweck zu erreichen, zeigt bald die Schönheit der Tugend, und die Häßlichkeit des Lasters; bald den einträglichen Nutzen der Tugend, und den unvermeidlichen Schaden des Lasters; ermuntert einmal zum Guten mit Gottes Wohlgefallen daran, ein andermal mit seiner Belohnung desselben in der künftigen Welt, wieder einmal mit Jesus Beyspiel, noch einmal mit der Vergebung der Sünden, die der Gebesserte hoffen darf! Hierinn wird zwar Philosophie und Religion beständig in einander laufen, aber was hindert es? sind sie doch so innig und vertraut mit einander verbunden! Auch sollte der Philosoph des V. nicht sogleich eingestehen, daß die Gewißheit von der Vergebung der Sünden für den Gebesserten sich nicht durch die **Vernunft** ausmachen lasse. Denn Vergebung ist doch nichts anders, als Aufhebung der verursachten Uebel. Aber es ist ja allgemeine Sitte der Welt, es ist ein bekanntes Naturgesetz, daß jedes Uebel anfhört, sobald die Ursache davon wegfällt, und die Vernunft ruft jedem deßwegen zu: Thue nichts Böses, so wiederfährt dir nichts Böses. Also selbst die Gewißheit von der Vergebung sieht die Philosophie ein; nur kann und soll diese Gewißheit durch die Religion **verstärkt**, durch Jesus Tod **versinnlicht** werden, um auch in den Stunden der Schwachheit und Beängstigung Ruhe, Trost und Muth zu erhalten. Der Verf. räumt also der Philosophie viel zu wenig ein; allein, ich muß auch sagen, daß in seinen Untersuchungen nicht genug Evidenz ist. Er hat drey Abhandlungen zum Vorzuge der christlichen vor der philosophischen Besserung in seinem Buche vorgelegt. Die erste soll beweisen, daß die philosophische Besserung nicht den festen Grund der christlichen habe, folglich auch nicht von der Dauer sey; die zweyte, daß bey der philosophischen Besserung nicht so viele und starke Bewegungsgründe zur Liebe gegen Gott und die Tugend, und zum Hasse gegen das Laster statt finde; und die dritte endlich, daß die Philosophie uns nicht die Vortheile gewähre, dadurch die sorgfältige Vermeidung der Sünde und die treue Ausübung der Pflichten erleichtert werde, welche man bey der Religion finde. Wenn hier nun das, was jeder von beyden eigen ist, deutlich und bestimmt angezeigt wäre, so würde jeder Leser das Resultat bald von selbst finden; aber, wie gesagt, ohne Geschichte, scheint das nicht wohl möglich zu

seyn

seyn, denn jetzt darf Niemand sagen, daß seine christliche Moral blos christlich, und seine philosophische blos philosophisch sey. — In dem angezeigten Anhange hat es der Verf. mit dem Recens. der a. d. Bibl. zu thun, der seine christliche Besserung unrichtig und unbillig beurtheilt haben soll. Da aber der gegenwärtige Recens. ein andrer ist, auch seines Kollegen Beurtheilungen nicht verbürgen darf, so enthält er sich, wie billig, des Ausspruchs darüber, und wiederholt für sich nur die Meynung, daß er nicht einsehe, was mit Untersuchungen dieser Art der Welt geholfen werde.

Sr.

Beyträge zu der Pastoraltheologie für angehende Landgeistliche, von Christian Wilh. Oemler, Fürstl. Sachsen-Weimar- und Eisenachischen Consistorialrath, der Kirchen und Schulen der Jenaischen Dioces Superintendent, an der Haupt- und Stadtkirche Oberpfarrer, wie auch der Churfürstl. Maynz. Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt Mitglied. Erster und zweyter Theil. Jena bey Krökers W. 1783. gr. 8. 2 Alph. 12 Bogen.

Die Vorrede, ob sie gleich nichts Neues enthält, sagt viel Wahres und Nützliches, und auf eine ganz gute Art. Der Abhandlungen sind in beyden Theilen zwey und zwanzig an der Zahl: 1) Wie lernt ein angehender Geistlicher seine Gemeinde kennen? 2) Wie werden angehende Geistliche gute Haushalter? 3) Ist es einerley, welche Person er heurathet? 4) Wie wird ein Landgeistlicher für der Versuchung bewahret, sich und sein Amt immer tiefer herabzusetzen? 5) Wie kann ein neuer Prediger eine verwilderte Dorfgemeinde bald wieder verbessern? 6) Wie kann er die bäurische Grobheit bey seiner Gemeinde besiegen? 7) Man richtet weit mehr mit Liebe als mit Strenge aus. 8) Ueber die Klugheit, einem Beichtkinde Fehler und Vergehungen vorzuhalten. 9) Ist es rathsam, daß der Prediger sich den Gesellschaften seiner Zuhörer gänzlich entziehe? 10) Darf

der

der Prediger seinen Zuhörern alles Vergnügen untersagen? 11) Was muß der Geistliche thun, der bey seiner Gemeinde alle Liebe verloren hat, um sie wieder zu gewinnen? 12) Was muß er thun, um den Eid bey seiner Gemeinde in Ansehn zu erhalten? 13) Ueber Menschenliebe. 14) Ueber Reform, oder Veränderung alter Gebräuche und Bücher. 15) Etwas von Predigten. 16) Ueber Katechisation. 17) Ueber den Schulbesuch des Predigers. 18) Ueber das Sigillum confessionis und über Absolviren der Prediger in der Beichte. 19) Ueber Privatkommunion. 20—22) Ueber den Krankenbesuch.

Der Verf. scheinet sich manche Vorschläge leichter vorzustellen als sie seyn möchten. Bey der 11ten Abhandlung ist freylich nothwendig, daß der Geistliche alles das, wodurch er anstößig geworden, ablege: wir finden es aber auch nöthig, daß er denen, welchen er anstößig geworden ist, sein Vergehn auf eine vorsichtige Art abbitte. Durch solche Aufrichtigkeit erwirbt er mehr Hochachtung, als wenn er Vergehungen, die wirklich offenbar geworden sind, bemänteln will.

Daß der Verf. den ledigen Stand eines Predigers schlechterdings verwirft, darinn irrt er. Es kömmt blos auf den gesetzten Charakter des Mannes an. Wir kennen Prediger, die ohne Gattin vergnügt leben und Muster rechtschaffner Prediger sind.

Rf.

Christlicher Religionsunterricht in Frage und Antwort für Kinder, und im Zusammenhange für Erwachsene, mit beygefügten erbaulichen Betrachtungen von J. F. W. Reinhardt. Breslau, bey W. Ch. Korn 1782. gr. 8. 8 Bogen.

Jede Seite ist in zwo Kolumnen gebrochen. Auf der einen findet man den Religionsunterricht im Zusammenhange nach Paragraphen in vierzehn kurzen Abschnitten vorgetragen, in der andern Kolumne gegenüber stehen die Fragen, welche der Lehrer aus dem zusammenhängenden Unterricht thun soll. Zu Ende eines jeden Paragraphen findet sich eine rührende Betrachtung. Dies ist eine gute Einrichtung dieser Schrift, welche Beyfall verdienet.

Die vorgetragene Lehren sind gut gewählt: nur gehet der Verf. bey manchen Sachen zu sehr ins Umständliche. Es ist dies ein gewöhnlicher Fehler der Gottesgelehrten, daß sie die in der heil. Schrift stehende und in so weit richtigen Sätze genauer bestimmen wollen, als die heilige Schrift sie bestimmet hat. Jesus ist Gott: ist er aber in eben dem Verstande Gott, als der Vater? Ist er das erste, höchste, von sich selbst bestehende Wesen? Solche Bestimmungen gehören auch nicht in den Religionsunterricht für Kinder und Einfältige. Die Ewigkeit der Höllenstrafe ist die Sprache der Bibel, aber nicht die Unendlichkeit derselben. Die Beschreibung des Moses von der ersten Vergehung des Menschen ist wohl unstreitig bildlich: wozu dienet es dem Einfältigen, die Bilder weitläuftig auszumalen? Wär es nicht besser, sie zu erklären und ihnen zu sagen: die Menschen wurden durch sinnliche Lüste hingerissen, wider Gottes väterliche Warnung zu handeln; so wie es uns noch jetzt gehet. Buße, so ungeschickt dieser Ausdruck ist, wird doch nun einmal von der Bekehrung des Menschen gebraucht: Die tägliche Buße ist noch unschicklicher, es sollte tägliche Prüfung und Besserung heißen.

Wenn der Verf. von der glücklichen Aenderung des Menschen S. 73 sagt: „ohne seine Bemühung darum bekömmt der Mensch diese Gnadengaben nicht;" so hat er ganz recht. Recht hat er, wenn er das Gebet erfordert. Aber ist Beten genug? Wie, wenn der Arme ums Brod bittet und nicht arbeiten will? Der Sünder muß nicht nur beten, sondern auch ernstlich arbeiten, oder, wie man zu reden pflegt, kämpfen, wenn er seiner sündlichen Gewohnheiten los werden will. Er muß alle Gelegenheit zur Sünde, verführerische Gesellschaften, Schriften, Gedanken vermeiden, den öffentlichen Gottesdienst und den Umgang mit frommen Leuten suchen, zu gottseligen Betrachtungen sich Zeit nehmen: dies alles ist Arbeit, die dem Sünder oft sehr unangenehm ist und ihm sehr sauer wird, und welche in einem jeden Religionsunterricht recht deutlich vorgetragen und eingeschärft werden muß. Sonst ist der erweckte Sünder einem Lahmen gleich, der immer sich auf den Berg hinauf wünscht: aber weder Hand noch Fuß rühren, noch die wenigen Kräfte, die er hat, brauchen will.

Rf.

Christusgeschichte für Kinder, in lehrreichen unterhaltenden Erzählungen, von H. A. Haubold, Prediger zu Jena, Prießnitz und Ziegenhayn. Erster Theil. Leipzig, bey Böhmen, 1783. gr. 8. 1 Alph. 7 Bogen.

Die Geschichte unsers Heylandes ist die allerwichtigste und der Grund unserer so wohlthuenden Religion. Früh muß sie den Kindern beygebracht werden. Die Methode des Verfassers ist vortrefflich. Ein Hofmeister erzählet die Geschichte vier wohlgezogenen und fähigen Kindern von 8 bis 12 Jahren: und diese eröffnen darüber ihre Gedanken unschuldig und freymüthig. Bald fragen sie nach mehrern Umständen, bald bewundern sie die edlen Gesinnungen des Heylandes, bald bezeigen sie ihr Mitleiden über ihn und Mißfallen über seine boshaften Feinde. Der Vortrag des Lehrers ist munter, und vor ihm auf dem Tische lieget die Charte von Palästina: auf welcher er bey den verschiedenen Begebenheiten seine Untergebene mit dem Finger herumführet. Die Reden der Kinder sind artig und zeigen ein gutes Herz und viel Verstand. Recensent hat mit Vergnügen diese Schrift gelesen: und Kinder, die auf diese Art unterrichtet werden, müssen mit Hochachtung und Liebe gegen den Heyland erfüllet und zu den edelsten Entschliessungen erwecket werden.

Destomehr aber ist zu bedauren, daß der kluge Hofmeister hier und dort einige Gedanken einmischt und Ausdrücke braucht, die nicht ganz richtig sind, auch einige Geschichten falsch erzählet. Die beyden Geschichten von der Versuchung Christi und der Legion Teufel in dem Wahnwitzigen erzählet er in dem alten Ton, der den gesunden Menschenverstand empört. Die erste Geschichte war schon einer seiner Schülerinnen auffallend. S. 103 sagt sie: ich dächte aber, der Satan hätte sich gar nicht an unsern Erlöser gewagt. Wußte er denn nicht, daß er auch zugleich Gott war? Der kluge Hofmeister antwortet: das wußte er wohl. Er wußte auch, daß Jesus unser Erlöser war. Aber desto eher wagte er sich an ihn: weil er glaubte, wenn er ihn überwunden, so wäre seine Erlösung nicht gültig. Und S. 105 fährt er fort: vermuthlich wird er auch unsichtbar mit in die Wü-

ste geschlüpft seyn, wird auch da ihm manchen Kummer durch innerliche Versuchungen gemacht, wird sich seiner heiligen Seele oftmals ganz bemächtiget und ihr manchen bösen Gedanken eingegeben haben. Welche abscheuliche Vorstellungen und unbesonnene Ausdrücke! Der Name Teufel wird auch bösen Menschen in der heiligen Schrift beygeleget, Eph. 4, 27. Der Versucher in der Wüste war ein Pharisäer: und es wird an mehrern Orten der heiligen Schrift gesagt: daß diese Leute Jesum versucht hätten.

Die Legion Teufel in einem Körper ist ebenfalls einem seiner Lehrlinge anstößig. O nein, Hr. Mentor, sagt er: das kann nicht seyn. 6666 Teufel in einem Menschen? Das ist unmöglich. Der Hofmeister antwortet: die Teufel sind ja Geister, die weder Fleisch noch Bein haben: und da können viel Tausende in einem Menschen seyn. Welche wunderbare Antwort des Lehrers auf die gescheide Frage eines Kindes! Wenn das kluge Kind nun weiter gefragt hätte, was sollen so viel Teufel in einem Menschen? Ich heisse Legion sind Worte eines Wahnwitzigen, oder wenn es so seyn soll, des Teufels. Können Worte eines Wahnwitzigen, oder eines Teufels gültige Zeugnisse abgeben? Auch hat der Verfasser sehr viel vom Teufel bey der Geschichte des ersten Vergehens der Menschen erzählet, davon Moses nichts weis.

Wenn nun die Lehrlinge unsers Hofmeisters in die Welt kommen, und helle Köpfe über diese auffallende Geschichte spotten hören: werden sie nicht das Unschickliche darinn einsehn, diese Geschichte ausmärzen, und wenn sie angefangen haben auszumärzen, immermehr ausmärzen, bis von der ganzen Christusgeschichte, die sie von ihrem Mentor gehöret, nicht viel übrig bleibt? Wie viel betrübte Exempel haben wir schon? Die schlechte Ueberlegung der Lehrer, welche Wahres und Falsches untereinander mischen, ist die Ursach des Unglaubens. Dieser erste Theil gehet bis zur Auferweckung des Lazarus; und den Rathschluß der Juden Jesum zu tödten.

Rf.

Johann Samuel Patzke, Senior des evangel. luther. Minister. der Altstadt Magdeburg, Pastor

stor an der heil. Geistkirche u. s. f. Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, Religion und Glückseligkeit. Dritter und letzter Theil. Leipzig, bey Hertel. 1783. 22 Bogen, in 8.

Hr. Patzke hat diesen letzten Theil seiner Betrachtungen nach einem ganz eignen und von den vorigen beyden Theilen unabhängigen Plan ausgearbeitet: so daß er auch füglich ohne dieselben gelesen werden kann. Er betrachtet nemlich hier **die Religion als ein Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts**, und sucht solches aus der biblischen Geschichte des A. und N. Testaments zu erläutern und zu bestätigen. In der Vorrede gesteht er, daß diese Idee nicht von seiner eignen Erfindung herrühre, sondern daß dasjenige, was **Leß**, **Herder** und **Heß** darüber gesagt haben, dabey zum Grunde liege. Indeß meynt er, werde sie doch mehrern denkenden Christen neu oder doch nicht deutlich genug seyn, mithin auch zur Bestärkung ihres Glaubens an die göttliche Offenbarung eine neue Entwickelung verdienen. Dieß glauben wir ebenfalls; müssen auch sagen, daß uns diese seine Arbeit in mancher Absicht wohl gefallen habe; ob wir sie gleich um deswillen noch keinesweges für etwas Ganzes oder Vollendetes halten können. Sollte jemand dieß letztere liefern, so müste er nach des Recensenten Meynung mit Untersuchung der Frage anfangen, ob und in wie fern die Religion überhaupt zur Kultur des Menschen und zur Gründung und Beförderung seiner wahren Glückseligkeit etwas beytragen könne. Hiezu würden theils philosophische Betrachtungen über die menschliche Natur, theils gesammlete Beyspiele aus der Völker: und Religionsgeschichte gegen einander zu stellen und daraus das Resultat mit Sorgfalt zu ziehen seyn. Sodann müßte gezeigt werden, daß die natürliche Religion zu einem **allgemeinen Erziehungsmittel** für die Menschen unzulänglich sey; theils weil sie den Fähigkeiten und Bedürfnissen des grösten Theils derselben nicht angemessen genug ist, theils weil es aus philosophischen und historischen Gründen im hohen Grade wahrscheinlich wird, daß sie der sich selbst überlassene Mensch entweder gar nicht, oder doch zu spät würde

kennen gelernt haben. Hier wäre dann der Uebergang zur biblischen Geschichte leicht, um nun zu untersuchen, was Gott wirklich gethan habe, da es allerdings seine väterliche Absicht seyn muste, seine mit höhern Fähigkeiten begabte Geschöpfe auch zu einer grössern Glückseligkeit als die unter ihnen stehenden leblosen oder doch unvernünftigen zu erziehen. Und bey dieser Untersuchung würden wir wieder nur die erheblichsten Fakta, besonders bey der älteren biblischen Geschichte, ausheben; mehr auf Sachen als auf ihre Einkleidungen sehn; uns auch bey Auflösung mancher historischen und exegetischen Schwierigkeiten, so bald sie in die Hauptsache keinen sonderlichen Einfluß hätten, nicht verweilen: destomehr aber aufs anschaulichste zu zeigen suchen, daß jede nähere Offenbarung Gottes den jedesmaligen Bedürfnissen der Menschen, oder der Familie und Nation, welcher sie insonderheit geschenket worden, anpassend gewesen und zu dem gesuchten Hauptzweck das ihrige beygetragen habe.

So ungefähr glaubte Recensent seinen Plan anlegen zu müssen, wenn er diese wichtige Materie gründlich bearbeiten wollte. Hr. **Patzke** hat nun freylich den seinigen mehr eingeschränkt, indem er blos bey dem letztern Punkt, nämlich bey Betrachtung der biblischen Geschichte stehen geblieben ist. Wir machen ihm auch hierüber um so weniger einen Vorwurf, da er nicht für Gelehrte zunächst geschrieben, auch keine eigentliche Apologie der geoffenbarten Religion liefern wollte. Doch hätten, wie uns dünkt, auch bey seinem Plan noch manche Verbesserungen statt gefunden; so gut und richtig er auch die Hauptsache getroffen hat. Wir wünschten z. E. daß er bey den erstern Betrachtungen seines Buchs weniger ausführlich gewesen, bey andern Stellen aber etwas länger stehen geblieben wäre. Wir werden hernach noch Gelegenheit finden, diese unsere Meynung weiter zu bestätigen. Jetzt wollen wir den Gang, welchen der Verf. genommen, erst im Allgemeinen bekannt machen, und sodann über ein paar besondere Betrachtungen desselben unsere Gedanken mittheilen.

Es sind demnach der Betrachtungen in allen zehn. In den **drey** ersten beschäftigt sich der Verfasser blos mit der Mosaischen Erzählung von der **Schöpfung** und dem **Sündenfall**. In den **drey** folgenden wird die ganze biblische Geschichte **vom Fall Adams bis auf Christum** kürzlich

etwas

erwogen; in der **siebenten** die Erziehung des Menschengeschlechts **durch Christum selbst**; in der **achten** wird besonders **von den Wundern Christi** und in der **neunten** von **Taufe und Abendmahl** geredet; und endlich in der **zehnten** das ganze Werk mit Betrachtung **der Vollendung des göttlichen Erziehungsplans** in **jener Zukunft** beschlossen. Wer sieht hier nicht, daß sich der Verf. gerade da, wo sich am wenigsten mit Gewißheit sagen läst, nämlich bey der Geschichte der Schöpfung und des Sündenfalls, am längsten aufgehalten habe? Ohne Zweifel hatte er hiebey die sehr löbliche Absicht, seine Leser wider so manche Zweifel, welche aus alten und neuern Einwendungen gegen diese Erzählungen sehr leicht entstehen können, zu verwahren. Wirklich hat er auch sehr viel Gutes zur Erreichung dieses Zwecks gesagt, und überdem noch seine Gedanken mit vieler Bescheidenheit vorgetragen. So gefällt es uns z. E. sehr, wenn er die Schöpfung **in sechs Tagen** nicht für ein eigentliches Faktum, sondern für eine dem Kindesalter der Welt angemessene Erzählung erklärt; daß er ferner in der Geschichte vom Sündenfall nicht so ängstlich am Buchstaben hangen bleibt, sondern vielmehr die Unterredung der Eva mit der Schlange, die ihr diktirte Strafe und andere Punkte mehr für bloße Ausschmückungen der Hauptgeschichte den kindisch-sinnlichen Vorstellungen der ersten Menschen gemäß, ausgiebt. Auch haben wir manche andere sehr richtige Anmerkungen, die zur Erläuterung der Sache dienen können, angetroffen. Besonders müssen wir dies von dem **Gespräche** sagen, welches der Verfasser in der dritten Betrachtung von zwey Wahrheitsfreunden halten läst. Nur sorgen wir, daß dem ohngeachtet nicht alle Zweifel gehoben seyn möchten, welche tiefer forschenden Denkern einfallen können. Nur etwas anzuführen, so können wirs mit der erhabenen Weisheit des Vaters der Menschen nicht wohl zusammenreimen, daß er selbst der unmittelbare Urheber jener Vorstellungen von den **sechs Tagewerken** und von der Bildung des Weibes **aus der Ribbe des schlafenden Adams** gewesen seyn solle: so willig wir auch übrigens zugeben, daß er den ersten Unterricht der Menschen selbst väterlich veranstaltet, sich auch dabey nach ihren Fähigkeiten herablassend bequemt habe. Eben so sehr werden die Schwierigkeiten in der Geschichte des Sündenfalls dadurch vermehrt, wenn

man die Erzählung vom verbotenen Baum und das Essen der Menschen sowohl als der Schlange von demselben für buchstäblich wahr erklärt, wie hier von unserm Verfasser noch geschehen ist. Und am mehresten mißfällt uns die Hypothese, nach welcher die verbotene Frucht von giftiger Natur, und zwar in einem so hohen Grade gewesen ist, daß durch ihren Genuß eine wirkliche Zerrüttung der menschlichen Natur und eine Verschlimmerung beydes ihrer physischen und moralischen Kräfte bewirket seyn soll. Wir wissen sehr wohl, daß dies die Meynung vieler neuern und großen Gottesgelehrten sey, und daß sie erst neuerlich am Hrn. Dr. **Döderlein** in seiner Dogmatik einen neuen Vertheidiger gefunden habe. Recensent muß aber gestehen, daß sie in seinen Augen so viel abschreckendes habe, daß er sich eher entschließen würde, die alte gewöhnliche dogmatische Erklärung beyzubehalten, als diese anzunehmen, bey der Gott selbst doch allemal zum eigentlichen Urheber von der Vergiftung des ganzen Menschengeschlechts gemacht wird. Hr. **Patzke** fühlt die Stärke dieses Vorwurfs sehr wohl, und giebt sich daher in seinem Gespräch alle ersinnliche Mühe, denselben abzulehnen. Ja, er bekennet sogar S. 65 u. ff. daß er die Erklärung derer, welche die ganze Erzählung für eine Allegorie oder poetische Dichtung halten, mit Freuden unterschreiben würde, wenn sich zeigen ließe, daß diejenigen Kenntnisse und Begriffe von Religionswahrheiten, welche zur Erfindung einer solchen Einkleidung vorausgesetzt werden müßten, schon so früh in der Welt gewesen wären. Er meynt, man habe zwar zeitig angefangen, **wahre Geschichte** in ein allegorisches Gewand einzukleiden; allein eigentliche **Fabeln** zu erfinden, durch welche die wichtigste Wahrheiten gelehrt werden sollten: das sey für jene alte Zeiten zu künstlich und also auch in diesem Fall unwahrscheinlich. Alles, was man daher zugeben könne, sey dieses, daß die Geschichte vom verbotenen Baum und dem Genuß desselben als wirkliche Thatsache zum Grunde liege, und daß man hernach selbige nur durch bildliche Ausschmückung dem damaligen Geschmack anzupassen gesucht habe, u. s. f. — Wir wollen doch unsere Gedanken hierauf mit wenig Worten hersetzen. Recensent glaubt also, daß hier allerdings wahre Fakta zum Grunde liegen. Diese sind aber nicht gerade das, was die allegorische Erzählung (denn dafür hält sie der Verfasser selbst) buchstäb-

buchstäblich sagt, sondern sie werden nur in derselben abgebildet, ungefähr auf dieselbe Weise, wie in moralischen Fabeln gewisse gute und schlechte Handlungen, die in der wirklichen Welt vorkommen, vorgestellet werden. Das wahre Faktum in der Geschichte des Falls, worauf sich die ganze Einkleidung gründet, ist dieses: Gott veranstaltete sogleich für seine erst geschaffene Menschen den nöthigen Unterricht; d. i. er offenbarte sich ihnen als Schöpfer und Herrn, er warnte sie vor den Ausschweifungen der sinnlichen Lust, und ermahnte sie zur Mäßigkeit, Keuschheit und andern Tugenden. Wie diese Offenbarungen geschehen, dürfen wir hier nicht untersuchen, werden es auch nie ganz ausmachen; obwohl Recensent dafür hält, daß dabey etwas ausserordentliches, den Bedürfnissen und der Sinnlichkeit der Menschen gemäßes, vorgegangen sey. Genug diese wußten, daß sie gewarnt waren, und daß diese Warnung von Gott selbst herrührte. Dennoch kam es bald zu einer andern Thatsache, nämlich zur Uebertretung dieser erhaltenen Warnung durch eine leichtsinnige Befolgung der sinnlichen Begierden. Dieser erste Fehltritt geschah von der Eva, und Adam folgte ihr darinn geschwind genug nach. Beyde wurden zwar aufs neue von Gott gewarnt und auf die schädlichen Folgen ihres Verhaltens aufmerksam gemacht: aber beyde wurden gleichwohl öfter von ihrer Sinnlichkeit zu thörichten Handlungen hingerissen. So giengs ihnen; und ihren Kindern in der Folge nicht anders. — Dies alles sind Thatsachen, auf welche jene allegorische Dichtung sehr gut gegründet werden konnte. Man vergleiche nur beydes mit einander, z. E. die Erzählung von der verbotenen Frucht — von der Schlange, die von der Frucht aß und dadurch Begierden im Herzen der Eva erweckte — vom Todesurtheil Gottes u. s. f. und nehme dann den Geist und die Sprache jener Zeiten dazu: so dünkt uns, muß jeder es sehr begreiflich finden, daß ein dichterischer Kopf aus der alten Welt auf jene Erfindung habe gerathen können. Die darunter verhüllte Religionswahrheiten waren längst da, waren durch göttliche Offenbarung unverfälscht in die Welt gekommen: man durfte also lediglich auf ihre Einkleidung denken. Auch darf man ja eben nicht annehmen, daß dies letztere schon vor der Sündfluth geschehn sey; obwohl auch dieses eben nichts Unwahrscheinliches in sich enthält. Die Egypter waren wenigstens schon vor Moses Zeit

wohl nicht so ganz unerfahren in diesen und ähnlichen Erfindungen. Daß aber Hr. Patzke und andre Theologen dies nicht wahrnehmen können, daß sie hier, wo der Weg dem Recens. so eben vorkömmt, doch auf so viele Schwierigkeiten stoßen: dies scheint lediglich daher zu rühren, weil einmal die dogmatische Vorstellung von einer durch den Sündenfall verursachten **wirklichen und allgemeinen Verschlimmerung der Welt** so fest in ihr System eingewebt ist, daß sie sich genöthiget sehen, in irgend einer außerordentlichen Begebenheit die Ursach derselben zu suchen. Und soll dann auch, wie dies gemeiniglich der Fall ist, die Lehre von einer stellvertretenden Genugthuung Christi in Ehren bleiben; so ist freylich nöthig, daß man in der Erzählung von der verbotenen Frucht ein positives Gesetz Gottes suche, und die Uebertretung desselben als die Quelle alles sündlichen Verderbens ansehe. Sobald man dagegen, frey von allen menschlichen Meynungen, zur Betrachtung der biblischen Geschichte des Sündenfalls kömmt; so wird man sich gedrungen finden, entweder **alles** als **Thatsache** nach dem Buchstaben anzunehmen, oder auch **alles** für **Allegorie** oder bildliche Vorstellung gewisser Wahrheiten zu erklären. Denn nichts kann doch wohl sonderbarer und willkührlicher seyn, und nichts widerspricht gesunden Auslegungsregeln so offenbar, als wenn man bey einer Erzählung den einen oder andern Theil als wirkliche Begebenheit, und das übrige als Allegorie behandelt? Was würde da herauskommen, wenn man mit den Parabeln des Erlösers auf eben die Weise verfahren wollte? — Doch wir sind bey diesem Punkt ausführlicher geworden, als wir zu werden willens waren; und müssen es daher nachdenkenden Lesern überlassen, selbst weiter zu urtheilen.

Da wir nicht Raum haben, uns bey den folgenden Betrachtungen eben so lange zu verweilen, so wollen wir blos einige merkwürdige Stellen anzeichnen, und sie dem Forscher der Wahrheit zur weitern Prüfung empfehlen. Es gehören dahin die Gedanken des Verf. über den ersten öffentlichen Gottesdienst, S. 122 — über **Henochs Tod**, S. 124 — über die Abkürzung des menschlichen Lebens nach der Sündfluth, S. 130 — über die Kenntnisse und Hoffnungen der ersten Welt von einem zukünftigen Leben, S. 187 — über die Frage: warum Gott die jüdische Nation vor-

vorzüglich zu seinem Volke erwählt habe, S. 189 — über die Absichten Gottes bey der anbefohlnen Ausrottung der Cananitischen Völker, S. 192 — über die Wegführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft und deren heilsame Folgen, S. 210 u. s. f. — Aus der siebenten und den darauf folgenden Betrachtungen können wir keine Stelle besonders anmerken, da alles im Zusammenhange gelesen zu werden verdient. Wenn wir einige aus der Dogmatik eingeschobene Erklärungen ausnehmen, so müssen wir sagen, daß der Verf. die Sache recht gut ausgeführt habe. Besonders hat uns auch das gefallen, was er zur Vertheidigung der äußerlichen Geschichte Jesu und der von ihm verrichteten Wunder gesagt hat. Einige unsrer neuen Philosophen und Gegner des Christenthums, welche von den Wundern so verächtlich sprechen, kennen die Welt und die Denkungsart des gemeinen Mannes, besonders zu Christi Zeiten, noch viel zu wenig; und man sieht es nur gar zu bald, daß sie blos a priori und nach ihrem Geschmack über alte Begebenheiten räsonniren. — Auch die letzte Betrachtung über die **Vollendung der Erziehung des Menschengeschlechts im zukünftigen Leben** enthält viel Lesenswerthes, und gereicht besonders dem Herzen des Verf. wegen der darinn geäußerten toleranten Gesinnungen zur Ehre.

Jw.

Einige Predigten und Aufsätze von Samuel Christoph Litzmann, Prediger zu Plau. Nach seinem Tode herausgegeben. Berlin bey Friedrich Maurer, 1784. 337 Seiten in 8. nebst dem wohlgetroffnen Schattenriß des Verfassers.

Der Herausgeber dieser Sammlung ist Hr. P. H. Hane, Prediger in Worsten, der sich am Ende der Vorrede unterschrieben hat. Hr. Hane hat das Leben des Verfassers vorangeschickt, ein seinem vortrefflichen Freunde würdiges sehr gut geschriebenes Denkmal. Man ersieht daraus, daß der sel. Litzmann 1740 zu Halle geboren, und von seinem Vater, einem dasigen Prediger, nicht ganz nach seiner Neigung, die mehr auf die Arzneygelahrtheit gerichtet war, zum

Stu-

Studium der Theologie bestimmt worden; (der Herausgeber macht bey dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die auf der 10ten S. nachgelesen und von Vätern beherziget zu werden verdient.) Daß er 1760 zum Lehrer an das damals gestiftete Pädagogium zu Bützow, ein Jahr nachher als Pageninformator in Schwerin, bald darauf zum Rectorat in dem Städtchen Plau — wo er bey großer Treue und sichtbar gutem Erfolg seiner Bemühungen wenige Vortheile und große Schwierigkeiten gefunden —; 1765 zum Prediger in Lübz, bald nachher aber zum zweyten Prediger in Plau wieder berufen worden, in welchem Platz er bis an sein 1782 den 24. März erfolgtes Absterben geblieben ist. Die Güte seines Herzens und die Thätigkeit seines Geistes, mit den besten Kenntnissen versehen und durch anhaltendes Studiren genährt, hat ihn zu dem brauchbarsten Manne gemacht, dessen Andenken bey denen, die seinen Unterricht und Umgang genossen haben, unvergeßlich bleiben wird. Diese Lebensbeschreibung wird seinen Freunden gewiß willkommen seyn: sie wird es aber auch allen seyn, die diese meisterhaft ausgearbeitete Biographie eines in aller Absicht würdigen Mannes lesen werden.

Nun folgen einige Predigten und Gelegenheitsreden. Pr. von der Nothwendigkeit der Selbstprüfung; Pr. von den Pflichten in Absicht der Gesundheit; Pr. von anhaltendem Gebet; Pr. von den zeitlichen Vortheilen des Christenthums; Pr. vom unerkannten Werth der christlichen Religion. In allen diesen Predigten herrscht ein sehr gut angelegter Plan, Faßlichkeit, Anwendung, Einsicht und Wärme. Ferner: Rede bey der Taufe eines Proselyten; Vorbereitungsrede zur Communion vor der in Plau liegenden Esquadron des von Ziethenschen Husarenregiments; Trauungsrede bey der Copulation eines Herrn Rittmeisters; Warnungsrede vor dem Meyneide im Gerichtssaal; Rede bey der Geburtsfeyer eines Herzogl. Meklenburg-Schwerinschen Prinzen, aus welchen allen der Eifer des Verfassers fürs thätige Christenthum, und seine aufgeklärte Einsichten in die Wahrheiten desselben hervorleuchten. Recensent erinnert sich einst eine Predigt seines ersten Collegen mit angehört zu haben, die gegen die Litzmannschen sehr abstach. Wie sehr muß nicht letzterer bey gutgesinnten und verständigen Gemeindegliedern gegen jenen gewonnen haben: aber wie traurig muß es auch für den sel.

Litz-

Ißmann gewesen seyn, an ihm einen Mitarbeiter zu haben, der noch so weit von dem Wege ab war, auf den er seine Zuhörer mit so viel Fleiß und Eifer geführt hat.

Die andern Aufsätze enthalten Fragmente, die Erziehung betreffend, welche der Verstorbene zum Theil schon vor mehrern Jahren ausgearbeitet hat. Wenn man daher Wünsche und Vorschläge findet, die zum Theil schon ausgeführt sind: so muß man bedenken, daß sie älter seyn, aber auch dabey des Verfassers gründliche Einsichten in das Erziehungsgeschäfte nicht verkennen. Er bestreitet darinn alte eingewurzelte Vorurtheile, die in der Erziehung öfters so schädlich sind: 1) das Alte ist gut genug; 2) die neuen Vorschläge können nicht ausgeführt werden; 3) Verstand kömmt nicht vor den Jahren; 4) man muß Kinder nicht zu scharf halten; 5) Kinder sind Affen. Endlich eine Vertheidigung der Waysenhäuser. Zu dieser Vertheidigung hat eine Preisaufgabe der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe Gelegenheit gegeben. Der Verfasser hat eine schwere Sache übernommen, alles, was zum Besten der Waysenhauserziehung gesagt werden kann, hat er so gut vorgetragen, daß man seiner Meynung beytreten müßte, wenn man die Waysenhäuser nicht anders als aus seiner Darstellung, wie sie seyn sollten, kennte. Indessen hat er eingestanden, daß es besser wäre, die Kinder auf dem Lande zu vertheilen, als in gemeinschaftlichen Häusern zu erziehen. So aber, wie er sich den Gesichtspunkt stellte, indem er nur von Kindern des Bürgers, die zu bürgerlichen Geschäften, zu Künsten und zu den gelehrten Ständen erzogen werden sollten, so ist es so entschieden noch nicht, was besser sey, die Kinder unter die niedrigern bürgerlichen Familien in den Städten zu vertheilen, wo gewöhnlich alles, was zur physischen und moralischen Erziehung erfordert wird, fehlt, oder sie lieber in Waysenhäusern zu halten, die noch eher einer Verbesserung fähig sind, als so viele durchaus schlechte bürgerliche Familien? Und so meynts der Verfasser auch mit seiner Vertheidigung der Waysenhäuser. Er fordert freylich viel zu einer solchen Waysenanstalt, das im Kleinen wohl geleistet werden kann, zum Theil hier und da auch schon geleistet worden ist: aber im Großen schwerlich zu Stande kommen wird. Wenn er sich auf das Waysenhaus in Glaucha bey Halle, als Beweis für seine Behauptung, beruft:

beruft: so möchte es wohl einer der schwächern Beweise seyn. Ob man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß in jener Anstalt für die Gesundheit, gute Ordnung und Reinlichkeit der Kinder aufs Beste gesorgt werde. Aber eben dieser oder jene besondere Geist, der in Waysenanstalten zu herrschen pflegt, ist eine der wichtigsten Ursachen, warum man an den Waysenhäusern so viel zu tadeln findet. Mit der Schwierigkeit wegen der Aufseher und Lehrer ist der gute Mann bald fertig; denn sein eigner thätiger Geist und sein wohlwollendes Herz stellten sich ihm zum Vorbilde dar. Man kann aber doch aus dieser Abhandlung manches Gute lernen, wenigstens wünschten wir, daß sie von allen Direktoren, Aufsehern und Lehrern der Waysenhäuser gelesen werden möchte.

Schade, daß ein so aufgeklärter und brauchbarer Mann, wovon im Meklenburgischen kein Ueberfluß seyn soll, so frühzeitig sterben mußte — es ist aber zu hoffen, daß der Saamen, den er ausgestreut hat, noch lange gesunde und gute Früchte tragen werde.

Bm.

Dritte und letzte Predigt über die Versorgung der Armen in der Stadt Zerbst, von Sintenis. 1784. Gedruckt zum Besten der Armen und zu haben bey dem Verfasser.

Da die ersten beyden im vorigen Jahre gehaltenen Predigten ihres Inhalts und ihrer Veranlassung wegen in der A. d. B. (Band LV, 2. 370) angezeigt worden; so wollen wir auch dieser dritten hier Meldung thun. Man wird daraus den glücklichen Fortgang der edlen Unternehmung des Hrn. Pred. **Sintenis** mit Vergnügen wahrnehmen; vielleicht wird auch mancher rechtschaffener Patriot, der für seinen Ort Verbesserungen des Armenwesens wünschte: aber durch die Vorstellung der Schwierigkeiten abgehalten wurde, Hand ans Werk zu legen, dadurch zur Ausführung seiner Entwürfe und Absichten aufgemuntert.

Diese dritte Predigt ist am Grünendonnerstage, als dem ersten allgemeinen Bettage des Fürstenthums Anhalt-Zerbst, auf ausdrücklichen Befehl gehalten worden. Aus dem

dem vorgeschriebnen Text, Matth. 27, 38 — 44, hat Hr. S. nur die Worte: **er hat andern geholfen und kann sich selbst nicht helfen** — im Eingang angeführt, und davon den Uebergang zu seiner Predigt gemacht, die erstlich eine Erzählung dessen, was in der Armensache bisher geschehen seyn; zweytens Ueberlegungen und Ermunterungen, was ferner geschehen soll, enthält.

Man sieht aus dem ersten Theile, daß eine einzige allgemeine Armenkasse von lauter zufälligen milden Beyträgen errichtet worden sey. Der Fürstliche Beytrag bestehet monatlich aus 120 Rthlr., der aus der Stadt aber aus 170 Rthlr. Durch Hrn. S. beyde erste Predigten sind an 1000 Rthlr. eingekommen. Wobey als eine Seltenheit bekannt gemacht zu werden verdient, daß der Ertrag, der aus einem in Frankfurt am Mayn veranstalteten Nachdruck gelößt worden, ganz für das Zerbstische Armenwesen bestimmt seyn soll. Von bemeldten Geldern werden a) über 260 Arme versorgt. Ein wesentlicher Vorzug dieser Anstalt ist, daß die Armen von der Commißion selber aufgesucht werden und die möglichste Vorsicht gebraucht wird, daß die Gelder zweckmäßig, vorzüglich an die wahrhaftig Dürftigen ausgetheilt werden. Bisher sind monatliche Extrakte aus den Rechnungen gedruckt worden, welches künftig aber nur alle Jahre ausführlich mit den Namen der Geber und Empfänger geschehen soll; b) ist dann eine **Arbeitsanstalt** errichtet worden, die aus einer Flachsspinnerey besteht; c) ist für das Armenwesen von einem milden Beytrag für 105 Louisd'or ein Haus erkauft worden, zu dessen Einrichtung der Landesherr die Baumaterialien hergeben läßt. Auch das verdient als etwas sehr zweckmäßiges angemerkt zu werden, daß schon ein Versuch gemacht worden, durch die Armen selbst unter gehöriger Aufsicht **Flachs anbauen** zu lassen. So richtet also die Commißion, wie es billig überall seyn sollte, ihre Absicht hauptsächlich darauf, **daß die Armen arbeit erhalten** und dadurch der Armuth abgeholfen werde; denn der Mangel an Arbeit oder an Lust zur Arbeit ist die Veranlassung zur Armuth. Wenn nun Arbeitslustige verdienen können, und die Faulen entweder zur Arbeit gezwungen oder von allen Almosen ausgeschlossen werden: so wird dadurch der gedoppelte Nutzen erreicht, daß einmal die Armen, denen hinlängliche Arbeit verschafft wird, aufhören

eigent-

eigentlich Almosenbedürftige zu seyn, sodenn, daß doch auch die ganz Unvermögenden, Alte, Kranke, unmündige Kinder rc. aus dem Fond der Almosenkasse desto besser versorgt werden können. Da, wo solche vorsichtige und zweckmäßige Anstalten nicht gemacht sind, gereicht das Almosengeben den Armen mehr zum Verderben als zur Hülfe, der Müßiggänger und Verschwender rechnet auf eine sichere Unterstützung, wodurch verursacht wird, daß dem wahren Armen und gänzlich Unvermögenden weniger gereicht werden kann, und der bescheidene Arme, dem es nur an den Mitteln des ehrlichen Erwerbs fehlt, meldet sich entweder gar nicht, oder doch erst zu spät, wenn ihm nicht mehr geholfen werden kann, wenigstens würde es ihm weit lieber seyn, gewisse Arbeit, als Almosen suchen zu dürfen.

Der zweyte Theil der Predigt enthält Ueberlegungen und Ermunterungen, die Fortdauer und mehrere Vervollkommung des Armenwesens in Zerbst betreffend. Der obengemeldte Beytrag der Einwohner von Zerbst von monatlich 170 Rthlr. ist zwar ziemlich beträchtlich im Ganzen: aber aus dem, was H. S. darüber mit vielem Nachdruck sagt, erhellet doch, daß Mancher, der sich gleichwohl freywillig zu einem bestimmten Beytrag verstanden und sein Wort darauf gegeben hatte, in der kurzen Zeit, daß die Sache besteht, abgebrochen habe, und daß Einige verhältnißmäßig offenbar zu wenig beytragen, da doch die Abschaffung des Straßenbettelns den Einwohnern so sehr zur Erleichterung gereicht; und sollte man nicht denken, daß die schnelle Hülfe, die den Stadtarmen verschafft worden, ihre Mitbürger zur freudigen Theilnehmung bewegen, daß sie die Ehre, die die Stadt davon hat, anfeuren, daß sie selbst die Theilnehmung der Auswärtigen aufmuntern sollte! Und doch, kaum sollte man es glauben, klagt Hr. S., daß es sogar **bemittelte** Leute in der Stadt gebe, die **noch nichts** zur Kasse beytragen wollen.

Dem Gerede, daß bey dergleichen Einrichtungen der müßige und tadelsüchtige Pöbel gewöhnlich zu führen pflegt, daß die Gelder nicht recht verwaltet würden, begegnet Hr. S. aufs beste, indem er Alle auffordert, ihre Beschwerden denen, die die Gelder verwalten, ins Gesichte zu sagen, und verspricht, daß sie den wärmsten Dank der Armenkommißion dafür erhalten sollen. Am meisten trägt Hr. S. darauf an, daß die **Arbeitsanstalt** nicht nur erhalten, sondern auch erwei-

erweitert werden soll. Der Mangel an Arbeit und Verdienst muß in Zerbst nach der Schilderung S. 22 und 23 sehr groß seyn. Schön und stark ist die Anrede: „Ihr, „die ihr obrigkeitliches Ansehen habt, Staatsmänner von „jedem Range, vereiniget euch doch alle im heiligsten Patriotismus, und sinnet darauf, wie ihr hie und da einen „unter uns absterbenden Nahrungszweig wieder grünend „machet, wie ihr diesem oder jenem Gewerk wieder aufhelfet, oder auch nur bloßen Tagelöhnergewinn unter die noch „seufzende Volksmenge bringet. Wohlhabende, einsichtsvolle Mitbürger, helfet darzu beytragen! Vaterlandsliebe „und Weltkenntnisse bahnen den Weg hiezu — Freudigkeit „über zu stiftendes Gutes wird Kraft darzu geben."

Hr. Sintenis, der die Rechnungen einige Zeitlang alleine geführt, und alle Monate gedruckte Extrakte davon geliefert, beständigen Ueberlauf in seinem Hause gehabt, überall selber nachgesehen, gerathen und geholfen hat, hat sich endlich die Rechnungen abnehmen lassen, und ist von seiner edeldenkenden Fürstinn darüber eigenhändig quittirt worden. Von nun an ist und bleibt er nur Mitglied der Armenkommißion.

Wie es Hrn. S. überall zur Ehre gereicht, so muß die Ueberzeugung, es gethan zu haben, und das Bewußtseyn der guten Absichten dabey für ihn süße und immerwährende Belohnung seyn. Wenn der Menschenfreund an dieser wohlthätigen und zweckmäßigen Armenanstalt frohen Antheil nimmt: so wünscht er auch, daß sie fortdauren, immer vollkommner werden und Nacheiferung erwecken möge.

Dpk.

Examen in der allernatürlichsten Religion und in andern praktischen Lehren von Bürgerpflicht, Toleranz und Tugend; ingleichen von Vernunft und ihrer Gotteskenntniß. Germanien, zur Zeit Kaiser Joseph des Zweyten. 1784. Zu haben bey S. L. Crusius in Leipzig, 344 Seiten, in 8.

Unter diesem, wie mich dünkt, gesuchten und etwas seltsam eingekleideten Titel liefert der Verfasser seine Gedanken und Urtheile von den Pflichten eines Bürgers, von der Sittenlehre, von der Logik und von der Kenntniß der Religion, so viel, wie er selbst in der Vorrede sagt, als ein studirender Jüngling, (als ein Philanthropist) bedarf, der nun anfangen soll, ohne Führer klug und gewissenhaft zu leben, und nach eigenem Plan seine Erkenntniß zu erweitern. Dieß scheint nun zwar Recensenten nicht so, und er zweifelt, ob es für Jünglinge brauchbar sey. Denn das ganze Buch besteht aus einzelnen zum Theil auch ohne sattsamen Beweiß hingeworfenen Gedanken und Meynungen über vorangeführte und dahin einschlagende Materien von einem Manne, der darüber schon lange für sich nachgedacht hat, und nun über das, was ihm darinn wichtig oder eigen ist, seine Stimme ins Publikum geben will. Für Männer, welche über diese dem Menschen wichtige Kenntnisse selbst nachgedacht und zugleich den Menschen und die Welt sattsam studirt haben, kann nun zwar solch Urtheil und solche Stimmengebung eines Selbstdenkers interessant und wichtig seyn, und sie zu neuen Prüfungen oder auch zur Bestätigung ihrer Kenntnisse veranlassen; was es aber dem Jünglinge (oder gar dem Philanthropisten) soll, der noch keine geübte Sinne und sattsame Vorbereitungskenntnisse hat, das ist auf keine Weise abzusehen.

Der Verfasser hat seine Schrift Examen betitelt, weil er alle seine vorzutragende Gedanken und Urtheile unter Fragen geordnet und durch Fragen veranlaßt hat, welche unter gewisse Hauptstücke und Abschnitte zusammengestellet sind, aber unter sich den innern Zusammenhang nicht immer haben, den man in solchen Materien erwarten sollte. Es ist daher schwer, wo nicht unmöglich, das Ganze bestimmt zu beurtheilen. Recensent hat die einzelnen Fragen und Antworten bald wahr und treffend, bald witzig, bald räthselhaft, bald sonderbar, bald erkünstelt, bald nicht bestimmt genung gefunden; über viele werden auch verschiedene Leser verschieden denken: alle aber führen das Gepräge der Freymüthigkeit und des originalen Ausdrucks. Damit nun jeder selbst urtheilen könne, so bleibt nichts anders übrig, als aus jedem Fache einige auszuheben und sie dem Leser zu eigener

gener Prüfung darzustellen: und das will Recensent hiermit thun.

I. Das bürgerliche Leben und der Staat.

Patriotismus und bürgerliche Zufriedenheit.

Ist das Volk um der Regierung oder um der Regenten willen? — So wenig als das Haus des Dachs willen ist; S. 19.

Was richten die Lobpreiser der rohen Wildheit aus? — Sie ändern in Europa nichts anders, als daß ihre gläubigen Leser das Europäische Gute weniger schmecken, und die Lasten, die sie ohne Aufhören tragen, mehr fühlen; S. 21.

Womit hat der so sehr gerühmte patriarchalische Zustand der Menschen einige Aehnlichkeit? — Mit dem Zustande unter einem pohlnischen Edelmanne, der 300 Sklaven ausrüsten kann wie Abraham, oder 400 wie Esau, oder so viele, daß die Söhne (wie Simeon und Levi) alle Bürger eines benachbarten Städtchens erwürgen können, ohne ein Gericht zu befürchten; S. 21.

Was würden diejenigen, die über die Regierungsform, und über die Abgaben, und über den Zwang zum Soldatenstande murren, bald erfahren, wenn sie in andere Länder zögen? — Daß es daselbst in einigen Stücken besser, in andern Stücken schlimmer ist, und Eins das Andere so ziemlich ersetzt; S. 24.

Unruhige Zeiten und Krieg.

Wird die Zeit kommen, da kein Krieg mehr bevorsteht? — Nein, denn die Schlägereyen und Processe unter Privatpersonen hören nicht auf; die Herrschsucht stirbt nicht aus; das Recht eines Staats gegen dem andern ist oftmals zweifelhaft und wird partheyisch beurtheilt; aus Funken am unrechten Orte werden immer Feuersbrünste; S. 32.

Religion und Toleranz im Staate.

Welche ist die beste Stütze der schweren Krone? — Die Bürgerreligion des Regenten und des Volks. Deren Innhalt ist: die Gottheit richtet hier und dort die Menschen nach der Gemeinnützigkeit oder Gemeinschädlichkeit der Thaten, der Absichten, der Neigungen; S. 37.

Warum soll der Staat auch nicht einmal die Atheisten hart behandeln? — Weil das Aufsehn, wie auf andere unnatürliche Sünden, schadet; weil Härte doch niemanden bekehrt, u. s. w. S. 37.

Wie schicken sich die beyden Wörter herrschende und Religion, auf einander? — Wie die Faust aufs Auge. Die Kirche (welche Blinden das Gesicht geben soll,) ist durchs Herrschen blind gewörden, hier mehr, dort weniger; S. 38.

Welche waren sonder Zweifel die besten christlichen Kirchen? — Die ersten; S. 38.

Welcherley Privatgesellschaften waren diese? Liebreicher und barmherziger Brüder, die sich untereinander verbunden hatten, sehr gehorsame Unterthanen unter Obrigkeiten von allerley Religion zu seyn u. s. w. — Kurz, die Kirche war in Vergleichung mit dem Staate, eine Art Freymäurergesellschaft, nur daß sie, so viel ich weis, keine verheimlichte Statuten und keine verschloßne Thüren hatten; S. 38. 39.

Was hätte der Welt, besonders der gelehrten Welt, gefehlt, wenn die Kirchen, so unabhängig von einander, unter dem Schutze der Obrigkeit, dasselbe geblieben wären, bis auf den heutigen Tag? — Sehr viele Dinge hätten uns alsdann gefehlt. Unter andern das Concilium zu Nicäa und zu Syrmium, Gregorius VII, Alexander VI, Hussens Scheiterhaufen, die Spanische Inquisition, die Veränderung der Augsburgischen Confeßion, der gebratene Servetus, Duc d'Alba, die parisische Bluthochzeit, der letzte Aufstand in London gegen die ketzerischen Katholiken, und wenn man das (von christlichen Spaniern nach päpstlichem Geschenke unmenschlich entvölkerte Amerika mitrechnet,) die Hälfte des Blutvergießens seit Constantins Zeiten, und ein gutes Theil der Scharfrichter-Arbeiten; S. 39.

Welche Sekten müßten nur geduldet, in eine gewisse Zahl eingeschränkt, nicht mit dem Vollbürger-Rechte begabt werden? — Diejenigen, welche durch ihre Religion verpflichtet sind, keine Kriegsdienste zu thun, bey mancherley Gelegenheiten Geld aus dem Lande (es sey an den Mufti oder Papst) zu schicken; diejenigen, welche wegen der Menge ihrer Festtage und Geistlichkeit, sich schwerlich gut ernähren; diejenigen, welche im Ernste lehren, daß Alle, die außer ihrer Kirche sterben, ewig und ewig (und wenns möglich wäre, noch länger) des Teufels sind, weil Gott so ganz und gar gerecht sey; und welche also, wenn sie die zahlreichsten sind, aus herzlicher Seelenliebe, die Menschen bis in

ihre

ihre Kirche hineingeißeln, damit wenigstens ihre Nachkommenschaft errettet werde; S. 40. 41.

Die Gesetzgebung und Staatsverwaltung.

Welcher Adel ist mit grösserer Gewißheit Adel; der alte oder der neue? — Sonder Zweifel der neue; S. 51.

Welches ist das sicherste Mittel, das Schulwesen ganzer Länder und Provinzen zu verbessern? — Wenn man Anfangs von jeder Art eine einzige Schule mit allen nöthigen Kosten, und mit niemals einschlummernder Aktivität verbessert. Aber es muß eine Schule seyn, deren angewachsene Schüler, nach 10 Jahren, 10 andere Schulen besetzen können. Es ist aber 10mal 10 sonder Zweifel 100, und 10mal 100 ist 1000. Also in 30 Jahren mehr als 1000 gebesserte Schulen; S. 51.

Wann wird ein Lotto rathsam für einen Staat? — Wenn mans den Nachbaren nicht wehren kann, unsern Mitbürgern das Blut abzuzapfen; überhaupt aber, wenn mehr Bankerutte, mehr Armuth und mehr Betrug der Kinder und des Gesindes, rathsam werden; S. 53.

Was kömmt in Betrachtung, um die Contributionsarten mit einander zu vergleichen? — 1) Ist sie nach dem Vermögen der Geber proportionirt? 2) Ist es schwer, das Gesetz zu betrügen? 3) Wie viel davon bleibt wohl kleben in den Händen der Einnehmer? 4) Ist sie unschädlich dem vortheilhaften Commerze und Verhältnisse mit Fremden? 5) Ist sie unpartheyisch in Ansehung aller nützlichen Stände? 6) Kann sie durch gelinde Mittel ohne viel Geschrey beygetrieben werden? S. 55.

Wo soll der Ort des Begräbnisses seyn? — Am abgelegensten Orte ausser den Städten und Dörfern; eben so wenig in Kirchen und auf Kirchhöfen, als in Speisesälen; S. 57.

Der Regent und sein Hof.

Ist ein vorzüglich glänzender Hof eine Wohlthat fürs Land? — Die Hofleute sagens. Tausende aber, die an guten Anstalten für die Gesundheit, für gute Wege, für beßre Erziehung der Jugend, für Kornmagazine, für die arbeitsame Armuth Theil nehmen könnten, verneinen es. Dafür sind sie auch der große Hause; S. 62.

Welches sollte billig einer der Sommerpalläste des Regenten seyn? — Die Reisekutsche, die ohne viele Umstände

stände nach und nach durch alle Theile des Landes führt. Auch da giebt es eine Jagd nach den entfernten Unterdrückern des Volks; S. 62.

Wie geht es vielen Hofnungen des Landes? — Sie lernen Vielerley, nur nicht nach und nach das Regieren. Glückliches H.... dein Erbe hat die Grafschaft H....; S. 65.

Warum soll nichts Brauchbares an der Erziehung der Landeserben erspart werden? — Aus derselben Ursache, warum 2mal 2 (aber nicht 2 und 1) zusammen 4 macht; S. 65. 66.

Kann und muß ein Prinz ohne alle Härte erzogen werden? — Allerdings. Aber es kostet Geld und Anstalt, ihn mit genug Menschen von allerley Stande, und doch nur mit lauter solchen im Umgange zu erhalten, die ihn gewiß nichts anders sehn und hören lassen, als was er sehn und hören soll nach dem Plan der Erziehung; S. 66.

Doch es würde zu weitläuftig für diese Bibliothek werden, aus den übrigen Abschnitten des Buchs eben so viel in des Verfassers eigenen Worten auszuzeichnen. Recensent muß sich also begnügen, in der Folge nur hie oder da noch merkwürdige, hervorstechende oder auch sonderbare Gedanken kurz anzuzeigen.

II. Das wichtigste der Tugendlehre.

Tugend stöhrt gewöhnlicherweise unsre Zufriedenheit nicht, und Laster befördert sie nicht. Die Ausnahmen sind so selten, als das Gift in gewöhnlicher Nahrung, und als ein Dolchstich, der zufälligerweise ein verborgnes Geschwür öfnet, und das Leben rettet. Der grade Weg zur Zufriedenheit oder zur Verminderung der Unzufriedenheit ist Tugend, nicht Laster; S. 73. Kein Laster ist mit dem andern einig: — ihr Kampfplatz ist die unzufriedene Seele des Lasterhaften; S. 74. — Der Anblick fremder Tugend und Weisheit erweckt uns eine höchst angenehme Vorstellung, welche mit dem sehnlichen Wunsch verknüpft ist, daß wir unter lauter tugendhaften und weisen Menschen leben möchten. Daß Bewußtseyn, daß wir selbst auf dem Wege der Tugend und Weisheit fortschreiten, oder schon weit gekommen sind, gefällt uns noch weit mehr. Dieses natürliche Wohlgefallen an Tugend und Weisheit nennt man das sittliche Gefühl oder das Gewissen; S. 75. — Folgsamkeit der Jugend

gend und des rohen Haufens ist der erste mögliche Schritt zur Tugend und Weisheit; S. 76. 77. — Wir müssen uns hüten, niemals mit Bewußtseyn, in Gedanken, Wünschen, Worten und Thaten, die erkannten und gebilligten Sittenregeln zu übertreten. Wir müssen unsre Seele immer beschäftigen, mit dem, was gut und unschuldig ist. Denn aus Gedanken werden Wünsche; aus Wünschen, Thaten; aus Thaten, Gewohnheiten; aus Gewohnheiten, unbewußtes Thun und Lassen, dessen Unbewußtseyn hernach abzuändern, schwer, obgleich nicht unmöglich ist. Dadurch machen wir unsre unbewußte Handlungen mit der Tugend und Weisheit übereinstimmiger, (d. i. wie es Recensent versteht, wir bewahren uns vor bösen Thaten, die aus Leichtsinn, Unbedachtsamkeit und Gewohnheit entstehn; wir gewöhnen uns an die Tugend, so wie man sich durch ein gegenseitiges Verhalten ans Laster gewöhnt.) S. 78. 79. — Es ist niemals zu früh, und niemals zu spät, tugendhaft und weise zu werden; S. 83. Reue muß man so lange befördern, als sie zur fernern sichern Besserung unentbehrlich ist. Das geheime Verzeichniß unserer begangenen Fehler und ihrer üblen Folgen müssen wir oft lesen; S. 86. —. Viele Ehen wären glücklicher oder weniger unglücklich, wenn manche Gattin bedächte, daß der Mann, für das Wohl der ganzen Familie, in der bürgerlichen Welt weit mehr zu thun und weit mehr zu leiden habe, als sie; und also nicht so ganz sich nach ihr richten könne, wie sich sie nach einem Einzigen; S. 97. — Nähme die Arbeitsamkeit in den Häusern der Vornehmern zu: so würde darinnen die Lust zum Spielen, zu schlüpfrigen Romanen, Liedern, Theaterstücken u. s. w. abnehmen. Warlich kein Uebel! S. 104. — Verschiedenes flach und allgemein hingesagte findet sich aber auch in diesem Hauptstück, das wenig lehrreich seyn kann.

III. Vernunft im Denken, Vermuthen und Fürwahrhalten; S. 119 f. — Dies soll wohl nach des Verfassers Absicht eine populäre Logik für den gesunden Verstand seyn. Nun sind zwar manche Sätze und Regeln derselben faßlich genung ausgedruckt; andere hingegen wieder in algebraischen Formeln dargestellt, oder auch aus Mangel hinlänglicher Anwendung und praktischer Erläuterung zu abstrakt und nicht allgemein verständlich; so daß schwer zu vermuthen steht, es werde der nutzbare und gemeinnützige Ge-

brauch davon gemacht werden, den der Verfasser dabey vor Augen gehabt haben mag. Eine Anmerkung darinn scheint dem Recensenten lehrreicher und wichtiger, besonders in Absicht der Religion, als alles übrige. Der Verfasser macht sie bey der Gelegenheit, da er zeigen will, daß es auch zuweilen rathsam und erlaubt sey, statt bündiger Beweise, Ueberredungsmittel zu gebrauchen, und die bey den Lesern und Zuhörern schon geltende Denkarten, Lehrsätze, Meynungen und Auslegungen zu benutzen, wenn man sie auch eben selbst nicht für bündig hält (oder, um bestimmter zu reden: daß es Klugheit und Menschenkenntniß, und die herrschende Denkungsart der Leser und Zuhörer oft erfordere; daß man sich bey dem Beweise und der Empfehlung ihnen wichtiger Wahrheiten, nach ihrer Denkungsart, ihren Lehrsätzen, Meynungen u. s. w. richte, und die Darstellung der vorzutragenden Wahrheiten in Uebereinstimmung und Zusammenhang mit denselben bringe, auch die ihnen wichtige und heilige Vorstellungsarten darinn ehre, wenn man schon über den Werth und Richtigkeit derselben anders als sie denkt; weil man sonst der Wahrheit oder der Ermahnung weder Eingang noch Folgsamkeit bey ihnen verschaffen würde.) Und da setzt er nun S. 148 folgende Anmerkung hinzu: „Diese Lehrweisheit beobachteten auch der Herr Jesus und die „heiligen Apostel. Es heißt: **so ist erfüllt; wie leset „ihr?** Die Christen (hieß es im **Vortrag an Jüden,**) „haben auch ein Allerheiligstes; einen Hohenpriester, Mittler und Fürsprecher; Gnadenstuhl, Blutsprengung, Versöhnung, Opfer, Reinigung; Osterlamm ohne Fehler und „Süßteig. Sie haben alle diese eure Heiligthümer; aber „in einer vernünftigern, erhabnern Bedeutung. — **Das „war die von dem Geiste Gottes gebilligte Lehrweisheit für die damaligen Zeiten. Aber wir, „wir sollten keine ausführliche Lehrpunkte daraus „machen."** (Sehr wahr, und ist der Mangel dieser Beherzigung eine traurige Quelle vieler Verwirrungen, Mißverständnisse, irriger Vorstellungen und heilloser Streitigkeiten unter den Christen geworden!)

IV. **Die philosophisch behandelte natürliche Religion.** Diese fängt S. 152 folg. mit sogenannten **tiefsinnigen Betrachtungen über die Natur der Seele und über den Anfang und Urgrund der Welt** an, worinn

worinn populäres und tiefsinniges durch einander gemischt ist, so daß gewöhnlichen Lesern von gesundem Verstande schwerlich alles faßlich und Philosophen schwerlich alles befriedigend genug seyn wird, da die Gedanken weder auseinander entwickelt noch gehörig mit einander verbunden sind. — Hierauf wird kurz und faßlich gezeigt, daß die Welt sehr gut, und mehr Gutes als Uebels in der Welt sey, S. 168, wovon zum Daseyn Gottes, seinen Eigenschaften u. s. w. übergegangen und das Ganze mit einigen Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele, und über die Vorerkenntnisse zu einer geoffenbarten Religion beschlossen wird. Warum der Verfasser hier von den Gründen über das Daseyn Gottes nur wenig gesagt, hingegen aber seine eigenthümliche Meynung von einem **ewigen Weltwesen**, woraus alles erschaffen worden, S. 176 f. in dieses Examen (für Jünglinge!) mit eingeschoben habe, ist schwer zu begreifen. Der Gesichtspunkt, der einmal gefaßt war, hätte fester gehalten werden sollen, ist aber durchs ganze Buch nicht festgehalten worden. Man bemerkt es zu deutlich, daß der Verfasser nur seine in ältern Schriften gebrauchte Beweisarten, geäusserte Meynungen und Denkformen wieder im Auszuge darzustellen beflissen gewesen, ohne seinen angegebenen Zweck dabey zu befolgen. S. 185 gefällt mir der Zweifel, den der Verfasser darüber äussert, ob Gott die Welt in einem Nu gemacht habe, so daß er nachher in Ewigkeit Nichts mehr damit zu thun habe. Auch mir ist diese groß scheinende Idee aus ähnlichen Gründen zweifelhaft gewesen. — Ueberhaupt von diesem Hauptstück zu urtheilen; so hätte wohl die natürliche Religion, d. h. diejenige Erkenntniß und Gesinnung, welche der Mensch von gesundem Verstande durch Unterricht und Betrachtung über die Welt und über die Dinge und Begebenheiten in derselben, von Gott und seinem Verhältnisse mit uns erlangen kann, durch die philosophische Religion (wie sie der Verfasser nennt,) d. i. durch solche Kenntnisse und Einsichten, welche geübte Denker und Forscher der Natur durch genauere Beobachtungen und schärferes Nachdenken erworben haben, mehr berichtiget, erweitert und andringend gemacht werden können, als es von dem Verfasser durch Einmischung spitzfindiger Lehrsätze, besonderer Meynungen und Hypothesen, und solcher Vorstellungsarten, die aus der christlichen Religion zum vor-

aus hergenommen worden, geschehen ist; welcher überhaupt mehr Rücksicht auf die Darstellung seiner Privat-Ideen, als auf die allgemein brauchbare Belehrung zu nehmen scheint. Darinn aber bin ich einig mit ihm, daß wenig natürliche Religion in der Welt sey oder seyn würde, ja auch unter **Philosophen** keine zu finden seyn würde; wenn die Resultate der Untersuchung nicht zuvor durch positiven Unterricht erlangt, und auf Glauben angenommen, oder als glaubwürdig vor der philosophischen Untersuchung eingeflößt worden wären. Ich kann aber hierbey nicht länger verweilen, da ich noch über des Verfassers folgendes Stück

V. **Penson und Blackmann von der allernatürlichsten Religion**, etwas sagen muß, das derselbe für den wichtigsten Theil seines Buchs angesehn zu haben scheint, und es daher auch zum Unterschiede **mit lateinischen Lettern** hat abdrucken lassen. Er legt darinn sein Bekenntniß von der Bibel und deren Innhalt ab, unter der erdichteten Person Blackmanns, eines jungen Schwarzen, dem dieselbe bey reiferem Alter vom **Penson**, der ihn erzogen hatte, zum Durchlesen und zur Beurtheilung gegeben war. — Aus dem Alten Testament zog derselbe etwa den zwanzigsten Theil aus, und das hieß er sein **goldenes Buch**, welches aus Sittenlehren und Lehren der natürlichen Religion bestand. Die erzählten Begebenheiten selbst schienen ihm theils unglaublich, theils ungerecht oder unanständig, theils auch nicht richtig erzählt zu seyn. Doch ist ihm Moses ein Mann, der Auftrag von Gott hatte, für die nomadischen Juden Gesetze zu geben. (**Blackmann** hat Unterschied der Zeiten und Umstände, der Denkungsart und Charaktere der Menschen, ihre wirkliche Thathandlungen, und die Erzählung, Billigung oder den Ton der Darstellung derselben im A. T. nicht genug geprüft und unterschieden, um im Ganzen ein richtiges und über die besondern Thatsachen ein angemessenes Urtheil fällen zu können. Er urtheilt nach dem ersten Eindruck, den die erste Lesung auf ihn gemacht hat.) — Von dem Neuen Testament denkt er so: Jesus und seine Apostel sind nicht Philosophen, sondern Begeisterte, durch den Offenbarungsgeist (durch Gottes Antrieb belehrte und angeregte) Boten Gottes und Wunderthäter; welche unter Juden auftraten, weil diese schon Vorerkenntnisse von Gott und seiner Vorsehung hatten, — um die Menschen von der allge-

allgemeinen Liebe Gottes gegen alle Menschen, von der Unsterblichkeit der Seele, und besonders von der künftigen Vergeltung der hier unvergoltenen Tugenden und Laster zu belehren und zu überzeugen, und den Werth und die Wahrheit dieser Lehren durch Thatsachen und außerordentliche Wirkungen ihres eigenen Glaubens glaubwürdig zu machen, zu versinnlichen und in wirksame Kraft zu setzen. In dieser Absicht that Jesus Wunder der Liebe, starb einen schmerzlichen und schmachvollen Tod, ward wieder auferweckt, und erhöhet und von Gott mit Macht und Kraft begabt, um die Unsterblichkeit und künftige Vergeltung zu bestätigen, zu vergewissern und zugleich ihm zur Vollziehung zu übergeben. Dies nennt der Verf. **die allernatürlichste Religion**, vermuthlich um deßwillen, weil sie der Natur, der Gemüthsfassung, den Bedürfnissen, Wünschen, Aussichten, Bestrebungen und Abzweckungen der menschlichen Seele die angemessenste ist, und allen ihren Entwickelungen und Erfordernissen entspricht: welches niemand, der Menschenseelen studirt hat, und aus Geschichte und Beobachtung kennt, zugleich auch den Innhalt der Lehre Jesu untersucht hat, im Ernst zu läugnen im Stande seyn wird. — Diese **allernatürlichste Religion** entwickelt nun der Verf. endlich noch besonders

VI. **in Fragen und Antworten.** — Hier wird gezeigt, wie liebenswürdig Jesus nach seinem Charakter; wie weise seine Lehrart, wie gut und zweckmäßig seine und seiner Apostel Sittenlehre; wie vernunftmäßig, hoffnungsvoll und tröstlich seine fröliche Botschaft von dem allgemeinen Vater und ewigen Wohlthäter der Menschen sey S. 271 f. Hierauf folgt eine kurze Geschichte von Jesu und von der Ausbreitung seiner evangelischen Lehre S. 291, und eine Darstellung des Innhalts der Lehre selbst von Gott, von der Person Jesu, — welcher das vollkommenste Ebenbild Gottes ist, mit ihm in einer unvergleichbar großen, geheimnißvollen Gemeinschaft steht, und desselben untergeordneter Mitregent ist; — von der Taufe und Abendmahl u. s. w. S. 296 f. — Von dem, was der Verf. S. 303 f. über den Beweis und den jetzund rathsamen Vortrag des Evangeliums sagt, ist dem Recensenten folgendes merkwürdig gewesen. Der Beweis soll nicht philosophisch geführt werden; denn er ist nur wenigen faßlich und glaubwürdig; sondern

aus

aus den Thaten und Wundern, aus der Handlungs- und Lehrweise, und aus dem der Vernunft, dem Gefühl, den Erwartungen und Bedürfnissen der Menschen angemessenen (natürlichen nennt es der Verf.) Innhalt der Lehre selbst, S. 304 f. Wer sich aber von der Wahrheit und Vortrefflichkeit derselben überzeugen will, muß nicht mit Lesung des N. Test. den Anfang machen, weil ihm die Einkleidung und Beziehung des Vortrags auf jüdische Bilder und Vorstellungsarten, (die freylich für diese damalige Leser und Zuhörer zweckmäßig war) unfaßlich, schwierig und anstößig seyn würde, sondern er soll den Weg einschlagen, der ihm S. 310 f. vorgezeichnet ist. Und das kann man nicht anders als billigen. Denn freylich sollten wir für unsere Zeiten und für unsere Fassung einen Auszug oder eine Uebersetzung des N. T. haben, welche jedem jetzigen Leser verständlich wäre, und mit Vorbeylassung alles dessen, was damals zur Belehrung, Widerlegung, Ueberzeugung und Vorbereitung der Juden zu einem freyen und vernunftmäßigern Glauben, nach ihrer Fassung gesagt worden ist, nur das enthielte, was der gegenwärtige Christ zu seiner Beruhigung, zum Trost, zur Hoffnung und Bestreben in der Gottseligkeit daraus zu wissen nöthig hat und verstehen kann.

Tz.

II. Rechtsgelahrheit.

Naturrecht des einzelnen Menschen, der Gesellschaften und Völker, von D. Ludwig Julius Friedrich Höpfner, zweyte verbesserte Auflage. Giesen bey Krieger dem jüngern 1783. (nach der Vorrede vielmehr 1782) 252 S. in 8.

Ehe wir noch die erste Auflage dieses Buches, welche im Jahr 1780 erschien, angezeigt haben, erhalten wir schon diese zweyte, welche hier und da vermehrt und verbessert ist. Der schnelle Abgang der ersten Edition zeigt, daß das Buch in den Hörsälen Beyfall gefunden haben muß. Es

Es scheint auch wirklich zu Vorlesungen vorzüglich brauchbar, da es sich von skeletmäßiger Kürze auf der einen und von Abhandlungsvortrag auf der andern Seite gleichweit entfernt, alles wirklich Brauchbare vom Naturrecht, mit Weglassung unnützer Spekulationen enthält, die Controversen in dieser Wissenschaft sehr vollständig bemerkt und reich an Literatur ist, folglich dem Lehrer immer Stoff und Winke zu Erläuterungen giebt.

Aus dem Achenwallischen Compendium hat der Verf. wie er in der Vorrede selbst gesteht, den Plan des Ganzen und in manchen einzelnen Materien genommen. Aber man muß das gegenwärtige Lehrbuch gar nicht mit dem Achenwallischen verglichen haben, oder vorsetzlich ungerecht urtheilen, wenn man behauptet, daß der Verf. blos einen deutschen Auszug aus Achenwallen geliefert habe. Nicht leicht eine Seite ist leer an Sätzen, Anmerkungen und Allegaten, von denen sich bey A. nichts findet, so daß das Buch bey seiner größern Kürze doch im Grunde weit reichhaltiger an Materie als das Achenwallische ist.

Doch näher zum Innhalt. Nach einer historischen Einleitung, welche die Geschichte des N. R. enthält, folgen Vorbereitungssätze von den freyen Handlungen, der Verbindlichkeit und den Naturgesetzen überhaupt. Im Naturrecht des einzelnen Menschen macht das Außergesellschaftliche den Anfang, wo zuerst die angeborne Rechte der Menschheit, alsdann die hypothetische vorkommen, also vom Eigenthum, von den Verträgen, von deren Bestärkung, von der Erbfolge, der Verjährung, dem Untergang der erworbenen Rechte, und von dem Recht bey entstandenen Streitigkeiten gehandelt wird. Im Gesellschaftsrecht folgen nach der Lehre von Gesellschaften überhaupt die Kapitel von der Ehe, der Gesellschaft zwischen Eltern und Kindern, und dem Staate. In dem Recht der Staaten sind zuerst die Staaten und ihre Rechte überhaupt entwickelt, und nachher von den einzelnen Regierungsformen das nöthigste beygebracht. Bey dem Völkerrecht ist der vorige Plan beybehalten, daß zuerst das Absolute, alsdann das Hypothetische, und hier wieder zuvor das Friedens- darauf das Kriegsrecht der Völker dargestellt ist.

Den Unterschied des N. R. und der Moral setzt der Verf. mit den meisten Neuren darinn, daß jenes die äußerlichen,

lichen, diese die innere Verbindlichkeiten und Rechte enthält. Er trägt daher nur jene Arten von Pflichten und Rechten vor; doch zuweilen, wiewohl selten, vergleicht er die Lehren der Moral mit denen des N. Rechtes.

Wir zeichnen einige Materien aus, wo der Verfasser neue und eigne Ideen hat, oder die er doch lichtvoller und gründlicher als seine Vorgänger darstellt. Dahin gehört S. 16, was über das Schmaußische N. R. gesagt ist; S. 21 der Beweis der Wirklichkeit des N. R. Was S. 19 vom Umfang und dem ersten Grundsatz des N. R. gesagt ist; S. 23 die Erklärungen des innern und äußerlichen Rechtes; S. 24 die Lehre von der Collision der Pflichten; S. 30 die Anmerkung über den Naturzustand, und S. 41 vom Titel und dem Erwerbungsmittel; S. 43 die Erklärung der Occupation; S. 47 die Bemerkungen über das Recht, seine Sachen zu vindiciren; S. 55 der Beweis, daß Verträge müssen gehalten werden; S. 60 die Untersuchung, in wie weit man sein Versprechen zurücknehmen, und S. 63 ob man sich für einen dritten versprechen lassen könne; S. 65 die Entwickelung der schweren Lehre vom Irrthum in den Verträgen; S. 160 die Bemerkung über die Frage: ob die bürgerliche Oberherrschaft theilbar sey? rc.

Als ein Anhang sind vier Abhandlungen beygefügt. In der ersten ist die Frage ausgeführt: warum sind die Menschenpflichten entweder vollkommen oder unvollkommen, und welche Pflichten gehören zu der einen und zu der andern Gattung? Der Verf. behauptet mit **Köhlern**, daß die Pflicht, andern nichts von ihren wirklichen Vollkommenheiten zu entziehen, eine Zwangspflicht; die Verpflichtung hingegen die Summe der Vollkommenheiten bey meinem Nebenmenschen zu vermehren, nur Liebespflicht sey; und dieses aus folgendem ganz einfachen Grunde: weil Mensch und Mensch gleich ist, weil ich mich nicht beklagen kann, wann der andere mich gerade so behandelt, wie ich ihn behandle. Wann ich also dem andern etwas von seinen Vollkommenheiten rauben will: so ist er auch befugt, mir etwas von dem Meinigen zu entziehen, um mich von meinem ungerechten Unternehmen abzuhalten, das heißt, er ist befugt, Zwang gegen mich auszuüben. Wann ich hingegen dem andern seine Vollkommenheiten blos nicht vermehre: so ist er auch nur befugt, mir

die

die Vermehrung der meinigen zu verweigern, nicht berechtiget, mich zu zwingen.

In der zweyten Abhandlung wird die Eintheilung der Pflichten in Zwangs- und Liebespflichten gegen verschiedene Einwürfe ausführlich vertheidigt.

Die dritte erörtert kürzlich die Frage: ob die vermuthete Einwilligung (consensus praesumtus) im N. R. Wirkungen habe. Der Verf. bejahet es. Wir wollen seine eigene Worte hersetzen: „Indessen hat er — der vermuthete Consens — rechtliche Wirkungen, nämlich a) diese, daß man von dem, welcher etwas wegen meines mit Grund vermutheten Consenses thut, nicht sagen kann, er habe es gegen meinen Willen gethan. Z. E. der Freund, der etwas von meinen Sachen wegnimmt, weil er mit Grund vermuthete, daß ich nichts dagegen haben würde, kann von mir keines Diebstahls beschuldigt werden. Die Tochter, welche sich, ohne den weit entfernten Vater zu fragen, verheurathete, weil sie dessen Einwilligung aus guten Gründen vermuthete, hat nicht unrecht gehandelt. b) Es ist Unrecht, dem andern etwas gegen seinen vermutheten Willen zu entziehen. Hierauf gründen sich die Regeln: naturalia pacti praesumuntur, nisi aliud expresse actum (§. 81.); quidquid est in territorio, praesumitur esse de territorio? (§. 218.) Ein Gesandter ist exterritorial (§. 227.) rc. c) Der vermuthete Consens hat die wichtige Wirkung, daß der andere mich zu entschädigen verbunden ist, wenn ich etwas zu seinem Nutzen, und mit seinem vermuthlichen Consens that. (Negotiorum dominus obligatur gestori.) Die Nützlichkeit meiner Handlung für den andern hat allein diese Wirkung nicht. Man denke sich nur den Fall: ich habe ein baufälliges Haus, das den Einsturz droht. Weil ich abwesend bin, und die Sache keinen Verzug leidet, läßt mein Freund das Haus repariren; bin ich schuldig, ihm die Auslagen zu erstatten? ohne Zweifel. Aber gesetzt, ich hätte einen einzigen alten durchlöcherten Rock. Ein Freund läßt mir einen neuen machen, sendet mir ihn zu, und verlangt die Vergütung der Kosten. Bin ich jetzt auch dazu verpflichtet? Keinesweges; aber warum? Weil im ersten Fall meine Einwilligung zu vermuthen war, im letztern nicht."

Endlich in der vierten Abhandlung erklärt sich der V. über eine Recension der ersten Ausgabe seines Buches in den

Götting-

Göttingschen gel. Anzeigen. Der Recensent (ohne Zweifel Hr. P. Feder) erklärte, daß er das Buch unter allen ihm bekannten Compendien des N. R., selbst sein eignes nicht ausgenommen, für das beste halte, tadelte indessen im Einzelnen manches. Der Verf. giebt in einigen Punkten nach, in andern vertheidigt er seine Sätze. Der Ton der Vertheidigung ist so, wie er billig bey allen gelehrten Controversen seyn sollte.

Cz.

Sammlung auserlesener Abhandlungen über das Lehnrecht, herausgegeben von D. Carl Friedrich Zepernick. IV. Theil, nebst einem Register über alle Theile. Halle bey Renger 1783. 1 Alph. 2 Bog. Medianoctav.

Mit Vergnügen sehen wir, daß diese Sammlung den verdienten Beyfall des Publikums erhält. Wie gut die Auswahl auch in diesem Bande sey, wird man aus dem Verzeichniß der Stücke sehen, das wir hierhersetzen wollen:

I. Form und rechte Weise, wie ein jeder Lehnherr seinen Mann wegen Untreue oder anderer Brüche verklagen soll: aus einer Handschrift des funfzehnten Jahrhunderts zur Bekanntmachung mitgetheilt, von D. B. F. R. Lauhn. (Ein schöner Beytrag zu den Lehnrechtsalterthümern, von dem der rühmlichstbekannte Hr. D. Lauhn im 2ten Bande dieser Sammlung S. 182 Nachricht gab. In einer vorausgeschickten Einleitung wird der Innhalt und Werth des Stücks gezeigt; auch hat er sowohl als Hr. D. Z. einige erläuternde Anmerkungen beygefügt.)

II. D. J. H. Böhmer, über D. Matthiä Wesenbeck's sehnlichen Wunsch von Aufhebung des Lehnrechts und Vererbung der Lehne.

III. D. B. F. R. Lauhn Erörterung der Lehnrechtsfrage: welche Lehnsnutzungen nach den chursächsischen Rechten auf den Landerben fallen.

IV. D. J. C. G. Budäus Gedanken von dem gemachten Unterschied unter dem obern und nutzbaren Eigenthum. (Der

(Der Verf. bestreitet diesen Unterschied, trift aber das wahre Ziel bey der Streitfrage nicht.)

V. D. C. G. Buders fernere muthmaßliche Gedanken über die Frage: Ob der Herzog Bernhard zu Sachsen vom Kaiser Friedrich I. mit einer Fahne, oder, more gentis Saxonicae, mit einem Hute und Kranze beliehen worden.

VI. C. F. Pfeffels akademische Rede von einigen Alterthümern des Bayerischen Lehnwesens.

VII. D. J. C. G. Budäus Etwas von der allgemeinen gesammten Hand bis auf den siebenten Grad im Markgrafthum Oberlausitz.

VIII. Nachricht von der im J. 1566 geschehenen feyerlichen Reichsbelehnung des Churfürsten August zu Sachsen.

IX. W. Buchardi Anmerkungen von der Heßischen Gesamtbelehnung und den Gerechtsamen eines blödsinnigen Geschlechtsältesten.

X. K. du Fresne H. du Cange, vom freragio und paragio, oder von der Theilung der Lehn, dadurch die jüngern Brüder Vasallen der ältern werden.

XI. L. C. W. Viselius Beweis, daß alle bekannte alte Lehnrechte in causa et modo succedendi, wie auch in der Ordnung des Grads, vollkommen miteinander übereinstimmen.

XII. D. A. L. Hombergk zu Vach: ob ein Gläubiger sein mit lehnsherrlicher Einwilligung an einem Lehnguthe erlangtes Unterpfand, ohne anderweite Verwilligung des Lehnherrn, einem dritten abtreten könne?

XIII. D. C. H. Buders Nachricht, von Churfürst Johann Friedrichs zu Sachsen von dem Römischen Könige Ferdinand I. zu Wien im Jahr 1535 geschehener Belehnung, nebst G. Spalatins Erzählung davon.

XIV. D. C. G. Bieners Versuch über das Staats- Kriegs- und Lehnrecht des Westgothischen Reichs in Spanien. (Hängt mit der historia leg. Wisigotharum in regno Hispaniae dieses Verf. zusammen.)

XV. D. B. F. R. Lauhns Nachricht von den bey der Herrschaft Beichlingen befindlichen Afterlehnleuten.

XVI. D. A. E. Roßmanns Gedanken über den Begriff der Investitur.

XVII. J. P. Lang's Gedanken von der Mitbelehnschaft, worinnen die Begriffe der Mitbelehnschaft und ihrer verschiedenen Arten vollständig entwickelt werden.

XVIII. D. J. C. Woltär Beantwortung der Frage: Sind die mit einer Braut erzeugte Kinder nach Brandenburgischen Rechten einer Lehnsfolge fähig?

XIX. J. G. Estors Anmerkung von den Pfarrlehn in Hessen und dem Rechte der Grafen von Ziegenhayn, solche zu verleihen.

XX. L. W. C. Viselius Erklärung der Stellen des Longobardischen Lehnrechts II. F. 11. und II. F. 31. die Lehnsfolge der Agnaten betreffend.

XXI. Zusätze.

1. Zur Abh. vom Wappenlehn, I. Th. S. 276.
2. Zur Abh. vom schönen Frauenlehn, III. Th. S. 139. 320. Roßmann von der schönen Frau bey der Azungsgerechtigkeit.
3. Zur Abh. vom Backofenlehn III. Theil, S. 159. D. Lauhns Nachtrag hierzu.
4. Zu der Abh. von der Hof- und Lehnskleidung der Vasallen.

XXII. L. A. *Pfeffel*, de vestibus feudalibus. (Aus einer Dissert. dieses Verf., die unter dem Titel: jurisprudentiae diplomaticae specimina sex, im Jahr 1779 zu Strasburg herausgekommen ist.)

XXIII. C. L. B. a *Wolff* de notione substantialium naturalium et accidentalium feudi.

Das erste Stück, welches hier zum erstenmal gedruckt erscheint, enthält einen schätzbaren Beytrag zu den Alterthümern des d. Lehnrechtes. Der Mittheiler desselben hat, nach der Versicherung des Hrn. D. Zepernick, den Abdruck auf das genaueste mit dem Original verglichen. Obgleich dieser Band mit einem allgemeinen Register versehen ist: so gedenkt doch der Herausgeber die Sammlung fortzusetzen. Er will in dem folgenden Bande unter andern noch einige Aufsätze von Hr. Lauhn den Rest der Pfeffelischen Disser-

tation

tation, und welchen die obs. de vest. feud. gewidmet sind, und eine Abhandlung Hrn. D. Bieners vom Lehnwesen der Ostgothen liefert.

Cz.

W. G. Wangerow Theorie der gerichtlichen Decretirkunst. Halle im Verlag der Rengerischen Buchhandlung 1783. 1 Alph. 4 Bogen in 8.

In den meisten Anleitungen zur practischen Rechtsgelahrheit, wenn man Nettelbladts und Claproths Schriften ausnimmt, kommt wenig von dem Decretiren und den dabey zu beobachtenden Regeln vor: und eigne Anweisungen sind auch nicht vorhanden. Der Verf. erwirbt sich daher ein wahres Verdienst um die Rechtsgelahrheit, daß er diese Lücke ausfüllt, und dies auf eine vollständige und befriedigende Art thut. Seine Schrift erstreckt sich auf alle Arten von rechtlichen Geschäften, die einem Richter vorkommen, und wo er eine Resolution zu fassen, eine Verfügung zu treffen, oder ein Decret zu ertheilen hat: Wobey wir wohl nicht erst zu erinnern brauchen, daß alles, was zur Abfassung eines Urtheils gehört, als hieher nicht gehörig, ausgeschlossen wird. Nach Voraussschickung einiger allgemeinen auf den Begriff, Eintheilung, Quellen und Hülfsmitteln der Decretirkunst sich beziehenden Betrachtungen der allgemeinen dabey zu beobachtenden Regeln, wird die specielle Anweisung unter den 3 Hauptrubriken vorgetragen: streitige Rechtssachen, nicht streitige und Criminalsachen. Bey der ersten Art von Sachen wird der ganze Proceß, sowol ohne Rücksicht auf eine besondre Gattung desselben, als auch sodann jede dieser besondern Processe durchgegangen, und alles, worauf der Richter bey jeder dabey vorkommenden Handlung zu sehen, was er zu untersuchen und zu verfügen hat, genau und umständlich auseinander gesetzt: und zwar jederzeit erstlich nach den Grundsätzen und Regeln des gemeinen in Deutschland üblichen Processes, und sodann bey jeder Materie nach den besondern Gesetzen und der Verfassung der Preußischen Staaten. Von Gesetzen werden nur die Preußischen, nicht aber die im gemeinen Processe zum Grund liegenden angeführt.

führt. Wie denn überhaupt bey Bestimmung dessen, was gemeinen Rechtens ist, der Verf. nicht immer die wirklichen Grundsätze des gemeinen Processes richtig oder auch vollständig an- und ausführt, auch wohl bisweilen Sätze der vormaligen Preußischen Proceßordnung dafür ausgiebt. Auch dünkt es uns, daß der V. nicht mit aller bey solchen Schriften nöthigen Kürze und Bestimmtheit sich ausdrücke, sondern über manche Sache zwar viel und oft mehr als man erwartet sagt, und doch den Richter, der hier Anweisung und bestimmte Regeln sucht, in Ungewißheit läßt. Diese kleinen Flecken hindern aber nicht, daß das Ganze von vielen Nutzen und Brauchbarkeit sey, und auch von Seiten der Sprache allen Beyfall verdiene, die rein und simpel ist. Indessen kann es seyn, daß das Bestreben, alles in reinem Deutsch auszudrücken, die Veranlassung zu dem zuletzt angeführten Fehler gegeben hat. Die streitigen Rechtssachen nehmen den größten Theil des Buches ein, und der 2te Theil, der von unstreitigen (oder wie es eigentlich heißen sollte, nicht streitigen) Rechtssachen handelt, ist verhältnißmäßig sehr kurz und unvollständig. Außer den Geschäften, die die Erbfolge betreffen, ist im Allgemeinen nichts angeführt; sondern die übrigen Geschäfte, die unter den drey Rubriken: Kirchenwesen, Sicherstellung des Vermögens der Unterthanen, wohin Vormundschaftssachen und Hypothekenwesen gehören, und Besorgung der Gerechtsame des Landesherren, als: das Lehnswesen, Gränz- und Abschoß-Sachen, Stempelwesen vorgetragen worden sind, blos nach den Preußischen Gesetzen abgehandelt. Wir geben zwar zu, daß in dergleichen Geschäfte die Gesetze jeden Landes, von dem eines andern abweichen; aber es gibt doch gewiß allgemeine Regeln, die der Richter und die Obrigkeit jeden Landes brauchen kann, und worinnen gerade die meisten, weil juristische Kenntniß da nicht auslangt, fehlen und Rath in ihrem Amte brauchen. Der dritte Theil vom Criminalproceß ist auch sehr kurz und unvollständig ausgefallen: so daß man wohl sieht, daß des Verf. Hauptabsicht auf den Proceß gerichtet gewesen sey, nach welcher er denn auch billig zu beurtheilen ist.

Cb.

Recht-

Rechtliche Betrachtungen über die Freyheit des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses, sich selbst den Gerichtsstand zu wählen, welche mit angehängten Streitsätzen aus sämtlichen Rechten, unter dem Vorsitze Herrn Johann Heinrich van der Heyden, George Eugen Stubenrauch — einer öffentlichen Prüfung zu unterwerfen die Ehre hat. Wien gedruckt mit von Baumeisterischen Schriften 1782, 10 Bogen in 4.

Bekanntlich hat das Braunschweig-Lüneburgische Haus, zu Folge der während des Westphälischen Frieden-Congresses ihm geschehenen Versprechungen, bald nachher das Privilegium electionis fori erhalten. Da vor kurzen die Regierung in Osnabrück, bey Gelegenheit einer von dem dortigen Domkapitul beym Reichshofrath angebrachten Klage, darauf sich berufen hat: so nimmt der Verf. daher die Veranlassung, einige darauf sich beziehende Fragen zu untersuchen: „1) Ob dieses Privilegium auch den nachgebornen Prinzen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg, welche in demselben keine regierende Herren sind, zu statten komme?" Der Verf. verneint es aus dem Grunde, weil, wenn dies die Meynung des Kaisers gewesen wäre, das Privilegium, als es gegeben worden, auch auf die damals lebenden Seitenverwandten der regierenden Herren namentlich gerichtet worden wäre, wie doch nicht geschehn. — Dieser Schluß ist sehr falsch. Im Privilegio steht nicht nur der Ausdruck: **Die Herren Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg samt und sonders**, sondern auch der Zusatz: **und deren *Successores in perpetuum***, und: **ihre Erben und Nachkommen.** Gesetzt also, es wären die Seitenverwandten der damals regierenden Herren nicht in dem Privilegio begriffen gewesen, wie doch nicht behauptet werden kann; so würde dies doch nicht hindern, daß es nicht auf die Nachkommen der damals regierenden Herzoge auszudehnen wäre. Der von dem Privilegio de non appellando hergenommene

Schluß ist, da nichtregierende Herren keine Justizcollegia halten, so armselig, als die Meynung falsch ist, daß unter Erben und Nachkommen die nachgebornen Prinzen nicht begriffen wären. Daß das ähnliche im Westph. Frieden dem Könige von Schweden gegebene Privilegium auf seine deutsche Lande eingeschränkt ist, ist ein Grund mehr wider den Verf., da in dem Braunschweigischen die Einschränkung auf ein Land nicht befindlich ist. Die von Braunschweig bey Erwerbung von **Bremen** und **Verden** nachgesuchte Transscription des Privilegiums, war eine Cautel, die nichts beweiset. Diese elenden Gründe nennt der Verfasser überzeugend. So wenig gehört für manchen Kopf zur Ueberzeugung. „2) Ob ein aus diesem Hause abstammender zeitlicher Fürstbischof zu Osnabrück sich, als solcher desselben gebrauchen könne?" Der aus dem vorhergehenden genommene Grund der Verneinung ist so schwach als der, daß die vorhergehenden Bischöffe von Osnabrück aus dem mehrgedachten Hause sich in ihren vormaligen bey dem Reichshofrathe anhängigen Processen niemals auf dieses Privilegium bezogen haben. Von mehrern Gewichte aber scheint wohl der Grund zu seyn, daß dieses den Herzogen von Braunschweig gegebene Privilegium in solchen Sachen nicht anzuwenden sey, die dieselben nicht als Herzoge von Braunschweig betreffen, sondern auf andere Verhältnisse, z. B. hier auf das Stift Osnabrück sich beziehen. Allein dagegen dürfte nicht ohne Grund eingewendet werden, daß die Bischöffe von Osnabrück aus diesem Hause dies Bißthum nach Vorschrift des Westph. Friedens, als Herzoge von Braunschweig besitzen. „3) Ob die Herzoge zu Braunschweig, wenn sie, ohne vorher über die Wahl des Gerichtsstandes befragt worden zu seyn, bey einem der Reichsgerichte belangt werden, verbunden sind, sich gleich im ersten Termine diesfalls zu erklären, oder ob sie bloß erscheinen und fodern können, daß dem Impetranten auferlegt werde, sie deshalb vorher zu requiriren?" Daß sie sich gleich im Termine erklären müssen, behauptet der Verf. und zwar, wie uns dünkt mit Recht, und aus richtigen Gründen, die theils auch dem Inhalte des Privilegiums, theils aus der Analogie, theils aus der Observanz hergenommen sind. Als Beylagen sind beygefügt: erstlich Stammtafel des Braunschweigschen Hauses, und das Pri-

Privilegium selbst, von welchem in dieser Abhandlung die Rede ist.

Eg.

Hamburgisches Privatrecht erläutert von Christian Daniel Anderson, B. R. D. Erster Theil, welcher die Statuten von den Jahren 1270, 1276, 1292, und 1497 nebst einer Nachricht von der Bursprake und den Recessen enthält. Hamburg, in Commißion bey C. E. Bohn, 1782, ein Alph. 10 Bogen in 8.

Des Verf. eigentliche Absicht geht dahin, das neueste Hamburger Statut von 1603 mit Erläuterungen und solchen Anmerkungen herauszugeben, die den dortigen Rechtsgelehrten in Stand setzen, nicht nur so fort zu übersehen, was davon annoch gültig und bey jeder darinn vorkommenden Materie anjetzo Rechtens sey; sondern auch zu erfahren, wenn und wodurch die Abänderungen des gesagten Statuts entstanden, und woher die üblichen Rechtsgewohnheiten ihren Ursprung haben. Zu diesem Behuf hat er in diesem Bande die ältern Statuten abdrucken lassen, um sich in seinen Anmerkungen bey Erörterung der Gewohnheiten darauf beziehen zu können. In diesen Anmerkungen, welche nebst dem Statute von 1603 in den folgenden Bänden erscheinen werden, sollen auch überall die neuere Gesetze und Verordnungen, die in der Disposition des Statuts eine Veränderung oder nähere Bestimmung bewirkt haben, wörtlich angeführt werden. Auf diese Art ist dies Werk ein den Hamburgischen Rechtsgelehrten sehr brauchbares und unentbehrliches Handbuch. Durch den Abdruck der ältern Statuten aber wird es auch andern Rechtsgelehrten in Deutschland nützlich. In diesem Bande sind davon abgedruckt; 1) Das H. Stadtrecht oder Ordelbok von 1270, welches in Westphalii Monum. inedit. befindlich ist, hier aber mit vielen zum Verständniß der vorkommenden Worte dienenden, auch andern Anmerkungen erläutert wird. 2) Ordelbok von 1276, welches aus einer Handschrift abgedruckt ist. Größtentheils kömmt es mit jenem ersten überein; und nur hin und wieder sind einige Abände-

rungen und Zusätze gemacht. 3) Stadtrecht von 1292 nach dem im Hamburgischen Archive befindlichen Original. Der Verf. macht es in der vorgesetzten Einleitung ziemlich wahrscheinlich, daß es in dem angegebnen Jahre abgefaßt worden ist. 4) Stadtrecht von 1497 gleichfalls nach dem Original, welches im Hamb. Archive ist, abgedruckt. Es ist eigentlich das vorige von 1292, welches im Jahr 1497 durchgegangen und verbessert worden ist. Als ein Anhang sind in diesem Bande beygefügt: a) ein schiedsrichtliches Urtheil des Raths zu Hamburg in einem Streite des Raths zu Lübeck gegen den Herzog von Meklenburg im 15. Jahrhundert. b) Eine Nachricht von der Bursprake, oder der Sammlung von Gesetzen, welche nach einer alten Gewohnheit jährlich der versammelten Bürgerschaft vorgelesen wird. c) Eine Nachricht von denen zwischen dem Rath und Bürgerschaft gemachten Recessen, deren der Verf. 22, die von 1410 an bis zu den Hauptreceß 1712 nahmhaft macht. Der Verfasser hat übrigens in diesem Bande alles geleistet, was man bey solchen Arbeiten von einem fleißigen und mit seinem Gegenstand vollkommen bekannten, gelehrten Manne erwartet. Und es wird hoffentlich dies Werk, wenn es vollendet seyn wird, eines der brauchbarsten und besten in dieser Art.

Eg.

Von den Richtern Brokmerlandes, aus dem mittlern Zeitalter. Aurich im Verlag der Winterischen Buchhandlung 1782 4½ Bogen in 8.

Das Brokmerland war eine von den Gauen oder Distrikten, worein der Theil von **Friesland**, welcher am jetzt **Ostfriesland** heißt, eingetheilt war, und deren jede ihre besondre Willkühr hatte. Die Willkühr der **Brokmer** hat den Namen Brokmer Brief, welcher nach dem, was der Verf. sowol, als andere Schriftsteller davon angeführt haben, zu den ältesten Statuten des mittlern Zeitalters gehöret. Aus denselben hat der Verf. **Wiarda**, diejenigen Stellen ausgehoben, welche auf die damalige Gerichtsverfassung des Brokmerlandes sich beziehen, und durch deren Verbindung sowol, als durch seine Erläuterungen, diese

Verfassung deutlich vorzustellen gesucht. Daß dies ein nützlicher Beytrag zur Geschichte der deutschen Rechte und Verfassung sey, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen.

Cb.

III. Arzneygelahrheit.

Wenceslai Trnka de Krzowiz S. R. J. Equitis Med. Doct. in Reg. Univers. Budensi Pathologiæ Prof. P. O. Historia febris hecticæ omnis ævi observata medica continens. Vindobonæ, prostat apud Rud. Græfferum 1783.

— — Geschichte des hektischen Fiebers, aus dem Lateinischen. Leipz. Haug. 1784. in 8.

Der Verf. liefert uns abermal eine sehr vollständige Kompilation über die Schwindsucht, so wie wir bereits ähnliche über andre Krankheiten erhalten haben. Er giebt eine Definition, beschreibt die Gattungen, Zufälle, entfernte Ursachen, Diagnosis, Prognosis. Hierauf folgen alle gewöhnliche gute und schlechte medicinische und chirurgische Heilmittel, Diät, Getränk und alles, was nur von Schwindsucht geschrieben steht. Wirklich werden manchmal Schwindsuchten in hohen Graden kurirt, so daß man sich selber darüber verwundert. Ein andermal ist alle Hülfe umsonst. Würden wir hinreichende Kennzeichen haben, ob und wie weit Vereiterung in den Lungen sey, so würden wir eine gewissere Prognosis haben, und oft weniger Arzney unnütz verschwenden. Wer aber die Art wüßte, wie sich unsre Säfte in Eiter verwandeln, und wie diese Verwandlung zu hemmen sey, der möchte wohl das kräftigste Mittel wider das hektische Fieber haben.

Z.

Josephi de Plenciz, M. D. Pathologiae et Praxeos medicae in alma Universitate Carolo-Ferdinandea Professoris R. P. et O. Orphanotropii ad S. Joannem Baptistam et Domus laboratoriae physici, acta et observata medica. Pragae et Viennae, apud Joan. Ferd. Nob. a Schoenfeld 1783.

Der Verfasser hat sich Hrn. Stoll zum Muster gewählt, und auf ähnliche Art und in ähnlicher Ordnung geschrieben. Voraus sagt er was von der Einrichtung seines clinischen Instituts in Prag. Er beschreibt die üble Policey der Stadt Prag, und erweiset, daß die Einwohner theils hieraus, theils von ihrer Lebensart zum Schleime geneigt seyn. Wenn nun bey Hr. Plenciz die Brechmittel halfen, so geschah es bey ihm meistens von ausgeleertem Schleime, anstatt daß es bey Hr. Stoll allemal von fortgeschaffter Galle kam. In diesem Punkte weicht also unser Verfasser von seinem Vorgänger ab. Wir wollen nun das Besondre unsers Verf. berühren. Er erzählt die Witterungsgeschichte und Krankheiten der Jahre 1780 und 1781 nach jeder Jahrszeit, findet wie Stoll die epidemische Constitution fast bey jeder Krankheit, nur daß sie hier pituitös ist. Er eifert wider Hrn. von Haen, der fast alle Krankheiten wie Entzündungskrankheiten behandelte, nichts als Blut ließ und Brechmittel verabsäumte. Wirklich könnte man unserm Verf. eine ähnliche Schuld beylegen: das Aderlassen möchte zu häufig und das Brechen zu spät geschehen seyn. — Krampfhusten ist nicht ansteckend, auch nicht von specifischer Materie; er muß nach der Verschiedenheit seiner Ursache geheilt werden. Selten oder nie gab der Verf. die Fieberrinde, weder in kalten Fiebern, weder als antisepticum. Im Nothfall brauchte er zur Stillung des Fiebers ein Mittel aus Arsenik. Er theilt sowohl die kalten als hitzigen Fieber in Nervenfieber, Entzündungsfieber, Gallenfieber, Faulfieber, und nach dieser Verschiedenheit curirte er sie, kalte und hitzige fast auf einerley Weise. Auch die Ruhr, die Reumatismen und sogar das Podagra wurde auf diese Art eingetheilt und behandelt. — Viele Brustkrankheiten kamen vom Unterleibe. — Die Brustbräune der Engländer ist

ist ein Zufall, ein neuer Name, keine eigne neue Krankheit? Würmer sind in Krankheiten nicht so bedeutend, als man glaubt. Das meiste thut die Unreinigkeit (Saburra). Das beste Wurmmittel sind Brechmittel.

Nun folgen vermischte Beobachtungen, hernach Zergliederungen:

Bey Hüftweh, Knieweh halfen Blasenpflaster. Ein Knieschwamm entstand und wechselte mit einem Flechsenausschlag an den Händen, wogegen beständige künstliche Geschwüre an den Armen von Seidelbaßrinde halfen. Bey alten Scropheln waren alle Arzneyen unnütz, einmal entstanden sie von Gichtmaterie. Lungensucht nach Masern wurde mit Absud von Lichen und polygala amara kurirt. Der Verf. sah venerische Krebse auf dem Rücken der Ruthe, die Astruc und andre läugneten. Gonorrhöen die spät nach 8 bis 10 Tagen ausbrechen, waren sehr gelind, gegen Pressavia. Es hilft nicht immer einerley Bereitungsart des Quecksilbers, keine ist ganz frey davon, daß sie nicht zuweilen Speichelfluß erwecken sollte. Bey venerischer Gicht halfen Pillen aus gleichviel opium und versüßten Quecksilber. Ein Geschwür von in der Kindheit eingesaugten venerischen Gifte ward innerlich mit Schirlingsextrackt und süssen Quecksilber, äußerlich mit destillirten Schirlingswasser und Sublimat geheilt. Bey rachitischer Lähmung halfen Fontanelle. Der Verf. hält rachitische und scrophulöse Schärfe für einerley. Die jetzt folgenden Sektionen mit den Krankengeschichten lassen sich nicht leicht im Auszuge liefern. Am Ende steht die Geschichte einer schlimmen Wirkung der fixen Luft, die beym Kalchbrennen losgekommen war: der Vater wird noch zurecht gebracht, die Mutter und zwey Kinder waren todt. Aus allen bisherigen wird man abnehmen, daß unser Verf. nicht zu dem gemeinen Haufen prakticirender Aerzte gehört.

3.

Versuch einer kurzgefaßten speciellen Pathologie von den Fiebern, von A. M. Diehreich, der Weltweisheit und Arzneygelahrtheit Doktor zu A.... Erster Theil. Wien, 1783. In der Hörlingischnerischen Buchhandlung. 8.

Unter

Unter dem Titel einer speciellen Pathologie von Fiebern erhalten wir hier eine ordentliche praktische Abhandlung davon. Voraus vom Fieber überhaupt. Weder die angegebene nächste Ursachen sind befriedigend, noch die entfernten. Die vorbereitende Ursachen sollen Vollblütigkeit und schleimige Konstitution, welches bey ihm Cacochymia heißt, seyn. Unter den Gelegenheitsursachen steht nichts von Morastluft, die doch am Ende bey Wechselfiebern noch vorkömmt. Von kritischer Ausleerung durch Speichelfluß will der Verf. ausser den Pocken nichts wissen. Er muß also noch wenig oder keine schleichende Nervenfieber gesehen haben. Gar genau muß man ohnehin nicht alles beym Verfasser nehmen. S. 28 heißt es: daß man Reiz und Zähigkeit hauptsächlich als Ursachen des Fiebers voraussetzen könne. An manchem andern Orte heißt es anders. Bey überladenen Magen soll man selbigen durch häufiges warmes Wasser noch mehr überladen und Brechen machen. So werden noch manche Dinge ohne Ueberlegung hingeschrieben, vielleicht weil sie in irgend einer Schule so gehört wurden. S. 61: **Unter allen unsern Säften ist keiner so der Fäulniß ausgesetzt, als die Galle.** — Ist das richtig? — Ferner: **So oft die Säfte durch irgend eine Ursache an ihrer milden Beschaffenheit abweichen, so oft entsteht ein Fieber, je mehr sie abweichen, desto bösartiger wird das dadurch veranlaßte Fieber.** Vorhin waren nur Reiz und Zähigkeit die Ursachen des Fiebers. **Opium hält alle Ausleerungen zurück.** Es befördert doch Schweiß. Und so geht es weiter.

Nun kommen Gattungen von Fiebern: I. das einfache hitzige oder anhaltende Fieber. II. Das Faulfieber, wovon er fünf Beschaffenheiten und so viel Heilarten anführt. Bey dem Tranke von Flor. Arnic. Vnc. II. Coq. in aq. S. q. Colat. libr. IV. pro potu, will ich nicht mittrinken. III. Das brennende Fieber. Da kömmt der Verfasser freylich oft neben hinaus, macht eine Abhandlung vom Wahnsinn, seinen Ursachen und Gattungen, so wie beym Faulfieber von Brechmitteln, vom Schweisse, von der Gelbsucht. IV. Das bösartige Fieber. V. Die Pest. Hievon sehr christlich. VI. Von Fieberausschlägen. VII. Scharlachfieber. VIII. Peteschenfieber. Diese Flecken sollen

len mit den Flöhstichen darinnen übereinkommen, daß sie in der Mitte kleine Narben haben. S. 153. IX. Das Masernfieber. X. Das Faulfieber. XI. Das Pockenfieber. Diese drey Gattungen sind noch ziemlich gut abgehandelt. XII. Das Wechselfieber. Der Fieberrinde werden Lobsprüche gehalten, und von ihrem Gebrauche gelehrt gesprochen. Die vielen lateinischen und undeutschen Ausdrücke und Wörter, Provinzialwörter, sind fast unausstehlich. Da heißt es: Die im Bauch kontenten Eingeweyde, diskrete Pocken pletorisch, Embrokation und Sinapismen, und dgl. Dort Fieberlosigkeit, je veröfteter, angeschoppte Hypochondrien, die Vorderbehandlung, die Nervenstumpfen, eine Mißverdauung, Becherweis u. s. w. Zum Unglücke wär dieses nur der erste Theil.

3.

Anthropologia anatomica-physica edita a Dr. *Joanne Wilhelmo Baumer*. Francofurti MDCCLXXXIV.

Das Ganze mag immer ein gutes Lesebuch seyn, wenn der Lehrer das Fehlende bey seinem Vortrage ergänzet. Des Recensenten Erwartung ist indessen bey der sorgfältigsten Durchlesung des Buches nicht befriediget worden. Der grösseste Theil der Schrift ist anatomischen Inhalts, das physiologische Raisonnement ist kurz, und oft zu kurz. Ueberdies sind jeder Materie die wichtigsten Schriftsteller beygefügt, wo wir indessen manche Namen vergebens suchten, die wohl hätten genannt werden müssen, z. B. Koelpin, de structura mammarum; Hunter, von den Zähnen; Walter, bey den Venen des Kopfs, vorzüglich aber bey den Nerven des Unterleibes und der Brust, und dem Intercostalnerven. Walters große Verdienste um die Zergliederungskunst scheinen dem Verfasser nicht hinreichend bekannt zu seyn. Sömmerings Schrift ist zwar genannt, aber dessen auf anatomischen Gründen beruhende Eintheilung der Nerven des Gehirns nicht gewählt, sondern die gewöhnliche beybehalten worden. Campers demonstrationes anatomicae hätten bey manchen Gelegenheiten genannt

nannt werden können und müssen. Bey Gelegenheit der Muskeln würde Recensent die unvergleichbaren an Wahrheit und Schönheit alle andere übertreffende Abbildungen denen Lowpetschen und Anstachitischen Abbildungen beygesetzt haben. Doch dieß sey zur Probe hinreichend.

Fm.

Baudelocque's Anleitung zur Entbindungskunst. Zweyter und letzter Band; aus dem Französischen, mit vielen verbesserten Kupfern und mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Philipp Friedrich Meckel. Leipzig, 1783.

Dieser Band wird durch Hrn. Meckels Anmerkungen und Berichtigungen, die wir hier nicht aufzählen können, den Lesern um so viel schätzbarer werden; da überhaupt das Buch selbst zu den besten Büchern über die Entbindungskunst gehört.

Ff.

Beschreibung der Milchpumpe und Anzeige, wie sie gebraucht und im Stande erhalten werde, von M. J. Gottlieb Stegmann. Mit einer Kupfertafel. Kassel. 1783.

Dieser Bogen ist ein Auszug aus der vollständigern Beschreibung der Milchpumpe, welche Hr. Stegmann im Jahr 1774 bekannt machte. Es wird beständig ein gegründeter durch Erfahrungen der Aerzte bestätigter Vorwurf dieses Instrumentes bleiben, daß dasselbe Blut aus den Warzen so schnell als Milch ziehe: wobey das Aufziehen des Stöpsels die Sache nicht ändert.

Ff.

Richtiger Gebrauch des Bleyextrakts in äusserlichen Zufällen. Durch vieljährige Erfahrung bestätiget. Halle, 1783.

Dieß

Dieß Buch gehört zu den nützlichsten Schriften für Aerzte und Wundärzte. Der Uns unbekannte Verfasser prüfet mit vieler Genauigkeit und Schärfe den Werth des Bleyextrakts nach Regeln, die aus richtigen physiologischen Säzzen hergeleitet sind — er geht Schritt vor Schritt, und zeigt sich überall als einen denkenden und philosophischen Arzt. Würde der Werth aller hochgelobten Mittel auf einer ähnlichen Waage abgewogen, so würde die medicinische Materie manches Quarkes noch entlediget werden, und viele Mittel die denselben noch fehlende Bestimmtheit ihres Nutzens und schicklichen Anwendung erhalten können. Es ist sehr angenehm für den Leser, dem Verfasser zu folgen, wenn er die französischen Prahlereyen so sichtet, daß auch nicht ein nutzbares Körnchen im Siebe zurückbleibt. So behauptet Goulard, daß sein Bleyextrakt das kräftigste Mittel gegen alle Gattungen von Entzündungen genannt werden müsse. Allein welcher Arzt weis nicht, daß so wie Entzündungen mehrere Ursachen haben, die Subjekte, die Gegenden des Körpers, wo sich dieselben zeigen, verschieden sind, auch ein wesentlicher Unterschied in der Natur der Entzündungen statt finden müsse und nicht überall dasselbe Mittel passe. Dieß beweiset nun unser Verfasser durch eigene und Goulards Erfahrungen, und setzt nach gleichen Grundsätzen die Fälle bey den übrigen Krankheiten, gegen welche man das Bleyextrakt angewendet hat, auseinander, und bestimmt das Wie, Wo und Wenn des Gebrauchs desselben. Möchten doch Aerzte und Wundärzte die Schrift beherzigen.

Fm.

Der Herren Chopart und Desault Anleitung zur Kenntniß aller chirurgischen Krankheiten, und der dabey erforderlichen Operationen. Aus dem Französischen. Erster Band. Leipzig, bey Weygand. 1783.

Ist der Leitfaden bey den Vorlesungen der Herren Chopart und Desault.

Fm.

Aus=

Auswahl der besten Aufsätze und Beobachtungen für Wundärzte. Aus italienischen Zeitschriften. Zweytes Stück. Leipzig, bey Weygand. 1783.

Wir bestätigen hier das über das erste Stück gefällte Urtheil. Fm.

Auenbrugger, von der stillen Wuth oder dem Triebe zum Selbstmorde, als einer wirklichen Krankheit. Mit Originalbeobachtungen und Anmerkungen. Dessau, auf Kosten der Verlagskasse, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. 1783. 8. 4½ Bogen.

Von Seiten der Schreibart empfiehlt sich freylich diese Schrift nicht sehr, und der Leser würde sich sehr irren, der in derselbigen eine Abhandlung über den Gang zum Selbstmord, eine philosophische Entwickelung der Quellen dieses auch in unserm Deutschland immer mehr überhand nehmenden Uebels, und vernünftige Vorschläge sie im ganzen oder in einzelnen Fällen zu verstopfen, suchen wollte: der Verfasser schränkt sich hier blos auf die Verwirrung des Verstandes ein, die größtentheils körperliche Fehler zum Grunde hat, augenscheinlicher ist, mehr in das Gebiet der eigentlichen Arzneykunst gehört, und mit Ueberdruß des Lebens verknüpft ist, der zuletzt in jenen Trieb ausartet. Er hat sowohl die gewöhnlichere Zeichen zu Hülfe genommen, als aus den Geberden die in der Seele vorgehende Veränderungen auszuspähen gesucht, und theilt die Krankheit in drey Zeitpunkte, von denen die zween letztere oft sehr schnell auf einander folgen; von jedem sind die Zeichen, die sich in der Gesichtsfarbe, in der Stirne, in den Augen, im Mund und Zunge, im Schlingen, im Athmen, im Aderschlag, in der Eßlust, in den Weichen, in den Ausleerungen, im Schlafe, an Händen und Füßen offenbaren, angezeigt; das beständigste soll seyn, daß die Kranken beständig abgeneigt seyn, anwesende Menschen aufrecht anzuschauen; voran geht Niedergeschlagenheit und leuteschenes Betragen, darauf folgt Schwer-

Schwermuth und Gefühllosigkeit gegen alles außer sich; hartnäckige Unbiegsamkeit und Mord schließt die Scene, oder wenn letzterer verhütet wird, tritt schlaue Verstellung an seine Stelle; die Krankheit gehöre zu den krampfigen Nervenzuständen (so werden uns zuletzt wenige, vornemlich langwürige Krankheiten übrig bleiben, die nicht zu den krampfigen gezählt werden; denn zuletzt schlagen sich freylich immer solche Zufälle darzu; der Hauptgrund liegt gewiß nicht in dem Theil des Nervensystems, der mit den willkürlichen Bewegungen in unmittelbarer Verbindung ist). Der Hauptsitz scheine in dem Nervengeflechte des Milzes und in der linken Krümmung des Grimmdarms zu seyn. (Wir finden keinen Grund, der uns von der Allgemeinheit dieses Hauptsitzes überzeugte; die genannten Theile und ihre Nerven stehen mit den empfindlichsten und reizbarsten Theilen des Körpers in keiner engern Verbindung, als viele andere.) Am gefährlichsten für diese Kranke sey der Mittagswind. Die kräftigste Hülfe hat der Verf. von reinem frischen Brunnenwasser, in Uebermaas getrunken, und wenn der Kranke davon zu kalt werden sollte, zugleich gebrauchter warmen Bähungen der Füße von starken und gut eingerichteten Gurten, und von blasenziehenden Pflastern erfahren. Das zweyte Mittel ist nur im zweyten, und das dritte im letzten Zeitpunkt nöthig, besonders wenn die linke Weiche etwas wärmer ist als die rechte; man macht es inwendig neun Zoll lang und sechs Zoll breit, und legt es auf die Seite der Milz, so daß die ganze Weiche bedeckt ist: und nun sieben Krankengeschichten offenherzig erzählt und mit praktischen Anmerkungen begleitet; einem seiner Kranken gab der Verf. innerhalb sechs Stunden 48 Grane Mohnsaft; er wurde und blieb davon bis an sein Ende dumm und sinnlos.

Ht.

D. Henr. Fried. *Delii* adversaria argumenti physico-medici. Erlangae apud Waltherum, Fasc. III. 1783. 4. mit einem Register 18 Bogen stark.

Dieses Heft enthält vier akademische Schriften, welche die Herren Bawier, Rapp (im Jahr 1780)

Zobel und Trier (1782) unter dem Vorsitz des Herausgebers vertheidigt haben: die erste von $5\frac{1}{2}$ Bogen führt die Aufschrift: Meditationes quaedam in medicinae universae partes. Der erste Abschnitt betrift die Litterärgeschichte der Arzneykunst; der zweyte, Naturlehre und Scheidekunst. Rother Bolus werde oft aus dem Rückstande nach der Destillation des Vitriolöls oder Scheidewassers bereitet; statt des Veilchensafts solle man die Blumenblättchen des blauen Sturmhuts gebrauchen, und sie zu diesem Behuf kurz vor dem Gebrauche mit wenigem reinem Wasser angiessen und ausdrücken; Schwefel sey immer in Gestalt einer Leber in den Erzen, weil bey dem Aufgießen von Säuren auf dieselbige immer ein solcher Geruch aufsteige. Der dritte Abschnitt enthält Sätze aus der Anatomie und Physiologie; der vierte pathologische; der fünfte semiotische; der sechste therapeutische; der siebente diätetische; der achte pharmaceutische. Der Verfasser rühmt das grüne Korn sehr. Der neunte Abschnitt enthält abgerissene Sätze aus der Wundarzneykunst. Endlich der zehnte: Sätze aus der gerichtlichen Arzneykunst und medicinischen Policey. Die zweyte Abh. drey Bogen stark, führt die Aufschrift: Propositiones quaedam medico-chirurgicae cum adversariis nonnullis chemicis. Im eingeklemmten Bruche schade der äußere Gebrauch des kalten Wassers; statt des Wallrathpflasters solle man, um die Knoten in den Brüsten bey nicht stillenden Wöchnerinnen zu zertheilen, lieber Ammoniakpflaster auflegen; es sey oft rathsamer, Entzündungsgeschwülste in den Brüsten in Schwärung zu bringen als zu zertheilen; stinkendes Weinsteinöl müsse nicht in frischen Wunden und Eitergeschwüren gebraucht werden; viele Wundärzte gebrauchen das Tabaksöl in unreinen Geschwüren als ein geheimes Mittel; andere den Saft, den sie aus Hopfen ausdrücken, nachdem er mit der Würze gekocht worden ist, andere das Ziegelöl, welchem wir allerdings eine empyreumatische Natur anerkennen, aber eher Säure als Laugensalz suchen würden; im Verbrennen sey Stahls Salbe aus gelbem Wachse und frischer ungesalzener Butter weit vorzüglicher; der Milchzucker sey bald mehr süß, bald mehr sauer, und oft mit gewöhnlichem Zucker verfälscht. Richtig erklärt der Verf. die Eßig: Fett: Weinstein: und Holznaphthe für Bereitungen, die in der Apotheke sehr entbehrlich sind. Die

Erde

Erde des schweren Spats (sollte hier nicht Flußspat gemeynt seyn?) lasse sich durch concentrirte Vitriolsäure in die Höhe treiben; auch im Diamant sey die Erde flüchtig. Die künstliche Bereitung der Gesundwasser erklärt der Verf. für Charlatanerie (diese ungerechte Aeußerung verdiente Ahndung). In den flüchtigen Oelen zeige sich die Säure oft in Krystallen (diese Krystallen haben aber oft nichts von der Natur eines Salzes); in fetten Oelen scheint eben die Säure wie in thierischen Fetten zu seyn, und wahrscheinlich läuft es am Ende bey beyden auf die Zuckersäure hinaus). Aus Schwefelfaden lasse sich der Geist besser bereiten als aus Stangen oder Blumen, weil diese öfters auslöschen: Vitriolöl enthalte oft Salzsäure, und davon komme sie oft in den rauchenden Salpetergeist: zuletzt Vogels und Wieglebs Tabelle der Mittelsalze, stark vermehrt: Bittersalz- und Alaunerde hält der Verf. nur für Kalkerde ihrer Art. Die dritte Schrift von $3\frac{1}{2}$ Bogen handelt de gratiola ejusque usu praesertim chirurgico; auch hier sind corollaria nonnulla physico-chemica beygefügt. Geruch, Geschmack der Pflanze, Eigenschaften des Aufgusses mit Wasser und Weingeist, des Absuds mit Wasser, der mit Vitriol dunkel wird; das abgezogene Wasser hat wenig von den Eigenschaften der Pflanze und führt kein Oel über; vier Loth des getrockneten Gewächses gaben mit sechsmal so vielem höchst gereinigtem Weingeiste 18 Grane über ein halbes Loth Extrakt, und was der Weingeist zurück ließ, noch mit acht Pfunden Wassers 15 Grane über drey Quentchen Extrakt; was denn noch zurückblieb, wog nach dem Trocknen nur noch 22 Grane über drey Quentchen: kochte man vier Loth von dem Kraut zuerst mit acht Pfunden Wassers, so erhielt man $5\frac{1}{2}$ Quentchen Extrakt, und aus dem, was das Wasser zurückließ, mit 24 Lothen höchstgereinigtem Weingeistes nur 10 Grane über 2 Scrupel; vom ganzen Kraute waren noch 4 Grane und $1\frac{1}{2}$ Quentchen über zwey Lothe übrig; aus acht Loth des getrockneten Krautes erhielt er nur drey Quentchen Asche, aus diesem beynahe ein Quentchen Salz, das deutliche Spuren von beygemischtem Sylvischen Fiebersalze (auf dieses, nicht auf Küchensalz, würden wir aus den Versuchen schließen) verrieth. Aus dem, was Weingeist und Wasser aus der Pflanze zog, leitet nun der Verf. ihre Heilskräfte her; er empfiehlt sie nicht als Brechmittel oder als abführendes Mit-

tel, sondern den innerlichen Gebrauch des Extrakts in bösartigen Geschwüren, von dem er auch hier einige unter der Aufsicht des H. Hofr. **Wendt** angestellte glückliche Erfahrungen erzählt. Ohne ihn zu nennen, zeigt der Hr., wie wenig Hr. v. **Gleichen** in seinem geogonischen System auf die Theile Rücksicht genommen, die dem Wasser beständig beygemischt sind, sehr richtig: die Wirkung des mit fixer Luft gesättigten Wassers gehe bald vorüber; Nikel, Braunstein, Wasserbley erkennt er für keine eigene Metalle, weil man sie nie ganz rein haben könne.

Die letzte Schrift, vier Bogen stark, handelt de affectibus arthriticis, und hat auch adversaria nonnulla chemica praecipue circa acidum spathi angehängt. Der Verf. leitet die Gicht theils von einer Verdickung und Zähigkeit der Lymphe, theils von einem Uebermaas der thierischen Säure (die wir doch nicht so zuversichtlich für Salzsäure ausgeben möchten) in den thierischen Säften, theils von fremden Säuren ab. Auch der Verf. will von der Auflösung des Franzosenharzes in Brandwein herrliche Wirkungen darinn bemerkt haben. Die Fettsäure sey schon wieder vergessen (das wüßten wir eben nicht; vielleicht kömmt sie aber so gut als Weinstein, Citronen, Benzoesäure u. a. der Zuckersäure näher, als man sich vorstellte). Man müsse nicht zu viele Säuren zählen (man kann aber doch auch solche nicht für einerley halten, die ganz verschiedene Verhältnisse zeigen). Spatsäure sey keine eigene; auch andere fressen Glas (auch wenn es recht gut ist?) an; sie sey eine concentrirte Salzsäure, und mache mit Salpetergeist Königswasser (dieser Versuch ist andern nicht gelungen). Schon **Pott** habe von der Salzsäure bemerkt, daß sie das Glas zerfresse; die Spatsäure bilde auch mit Laugensalzen ähnliche Mittelsalze, wie die Salzsäure; der Unterschied, der sich dabey zeige, komme nur von noch beygemischter Erde (aber bleibt diese mit der Salzsäure so lange, so fest verbunden?) her; auch in dem Bayreuthischen Eisenspat von Selle fand Hr. D. Salzsäure; Hr. **Woulfe** habe nur das Feuer nicht stark genug gegeben. Würfelgestalt des daraus entspringenden Mittelsalzes sey nicht der einige Beweis für die Natur der Salzsäure; auch in verwitternden Heßischen Kies fand Hr. Delius etwas davon.

Zb.

Ludwig

Ludwig le Blanc's, Wundarztes zu Orleans, kurzer Inbegriff aller chirurgischen Operationen. Erster Band, mit Kupfern aus dem Französischen mit Anmerkungen herausgegeben von D. Christian Friedrich Ludwig, Prof. der Arzneygel. zu Leipzig. Mit Chursächsis. Freyheit. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1783. 468 Oct. Seit. — Zweyter Band. 290 Oct. Seiten.

Die Ursachen der Uebersetzung sind, weil wir ausser Bertrandi, dessen Schrift aber auch unvollkommen sey, noch keine Abhandlung hätten, woraus anfangende deutsche Wundärzte einen deutlichen Begriff von chirurgischen Operationen bekommen könnten. Besonders hätte ihn sein faßlicher Vortrag dazu verleitet." Wir werden uns wohl so lange noch gedulten müssen, bis Hofr. Richters bereits angefangenes vortreffliches chirurg. System vollendet worden. Denn diese le Blanc'sche Schrift ist theils unvollkommen, theils weitläuftig und geschwätzig. Der ganze andere Band handelt von nichts als von Brüchen, und da könnte der geneigte Leser, welcher Hofr. Richters Abhandlung von Brüchen gelesen hat, diesen ganzen Band sehr wohl überschlagen. Der Anmerkungen des Uebers. sind wenig und wollen nicht viel sagen.

Mk.

Des Herrn le Blanc und Hoin Abhandlungen von einer neuen Methode die Brüche zu operiren und von verschiedenen Arten derselben. Aus dem Französischen. Mit Kupfern. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1783. 290 Octavseiten.

Ausser der Vorrede und dem veränderten Titelblatt ist diese ganze Schrift, Wort vor Wort, mit Komma und Punktum, in dem zweyten Theile der chirurgischen

Operationen des oben genannten le Blanc zu finden. Dieses melden wir denjenigen, welche die Uebersetzung der le Blanc'schen chirurgischen Operationen entweder schon besitzen, oder selbige sich erst anschaffen wollen, damit sie die nämliche Schrift nicht zweymal bezahlen mögen. Wir müssen bekennen, daß uns dieser Vorfall ganz wunderbar vorgekommen ist, weil der Uebersetzer in der Vorrede auch mit keiner Silbe daran gedenkt, was eigentlich die Veranlassung dieses doppelten Abdrucks gewesen ist!

Mk.

Des Herrn Johann Andreas Murray D. Ritters des königl. Schwedischen Wasaordens, ordentlichen Prof. der Medicin und Intendanten des königl. botanischen Gartens zu Göttingen, der königl. Götting. Stockholm. Upsal. Gothenburg. und Lundischen Gesellschaft der Wissenschaften, wie auch der königl. medicinischen zu Paris, Nancy und Koppenhagen, und der ökonomischen zu Bern und Zelle Mitglieds, Arzneyvorrath oder Anleitung zur praktischen Kenntniß der einfachen, zubereiteten und gemischten Heilmittel. Zweyter Band; aus dem Lateinischen übersetzt von C. E. Seger, d. A. D. Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waysenhausbuchhandlung 1782. in 8.

Die in diesem zweyten Bande enthaltenen Artikel sind in zehn Abtheilungen vertheilt — Die Nummern laufen mit denen vom ersten Bande fort, welche wir nach der Reihe anzeigen wollen. Die 15te Abtheilung begreift die Radblümigen als Ackergauchheil, Pfennigkraut ꝛc. 16te Abth. Beinhölzer: gewöhnlicher Jasmin und Europäischer Oelbaum. 17te A. zweyhörnige: Bärentraube, gemeine Preuselbeere, Moosbeere, Heidelbeere ꝛc. 18te Abth. Scharfblätterige: Beinwelle, Borretsch, Lungenkraut, Steinsaame ꝛc. 19te A. Quirlförmige: Katzenkraut, Creti-

Cretischer Gamander, Poley, Lachenknoblauch ꝛc. 20ste A. **Larvenförmige**: Gemeines Leinkraut, gewöhnlicher Augentrost, knotige Braunwurz ꝛc. 21ste A. **Mohnartige**: Klatschrose, Schlafverursachender Mohn ꝛc. 22ste Abth. **Schalige**: Stachelichte Kapper. 23ste A. **Schottige oder Kreuzblümige**: Brunnenkresse, Sophienkraut, officineller Hederich, Knoblauchskraut ꝛc. 24ste A. **Schmetterlingsblümige**: Weiße Feigbohne, juckende Faseln, Besemartige Pfriemen ꝛc. 25ste A. **Hülsenbäume**: Senne, Fistulkassie, Senegalsinnpflanze ꝛc. In diesem Abschnitte nennt der Uebers. das Lignum nephriticum: **Guilandine-moringabaum**, warum nennte er nicht den gewöhnlichen Namen **Grießholz**? Von den Wirkungen, welche der Verf. dieser und jener Pflanze beylegt, wollen wir doch einiges erwähnen. Der Gauchheil wird in der Cur des tollen Hundebisses von dem Verf. mit Recht verworfen. Eben so ist es mit dem Pfennigkraute; diesem wird gar nichts Wirksames zugestanden (unsers Bedünkens hätte man dergleichen unkräftige Pflanzen ganz aus der Materia medica weglassen sollen; denn sie füllen den Studirenden das Gedächtniß nur mit unnützen Wuste an); von dem gelben Genzian läßt sich eher etwas Gutes hoffen. Bey dieser Gelegenheit werden auch die Compositionen mit beygebracht, welche **Rosenstein**, **Whytt** u. a. m. davon gegeben haben. Das Tausendgüldenkraut erhält sein verdientes Lob — doch vermissen wir hier dasjenige, was der berühmte **Hill** davon in seinem Buche: Centaury the great Stomach sagt. Die Schlüsselblume könnte auch füglich aus dem Register der officinellen Dinge weggestrichen werden — überhaupt würde es gut seyn, wenn ein Mann von dem Ansehen und Talenten, wie der Hr. Ritter, bey einer neuen Auflage des Buchs die unkräftigen Pflanzen ganz und gar wegließe, damit doch wenigstens ein Anfang zu der so nöthigen Reformation der Apotheken gemacht würde. Denn wozu nützts, dergleichen Dinge noch mit zu erwähnen? Wozu nützts, von einem solchen Mittel zu sagen, was **Matthiolus**, **Caspar** und **Johann Bauhin** u. a. m. davon gesagt haben? Dem Fieberklee wird eine wurmtreibende Kraft beygelegt. Wozu der Jasmin? Die Bereitung und der Nutzen des Baumöls ausführlich. Von der Wirkung des Sandbeerenkrauts beym Nierenstein, und anderer Krankheiten der Harn-

wege, angenehm und lehrreich. Das Ledum palustre (Sumpfkühnrost) gebrauchen die Einwohner in Dalekarlien noch heutiges Tages statt des Hopfens bey dem Brauen ihres Bieres — die Schweden haben es im Keichhusten als ein wirksames Mittel gefunden. Wintergrün könnte auch weggestrichen werden. Wahren Styrax in Körnern findet man heutiges Tages nicht mehr in Officinen, wohl aber als Seltenheit in Cabinettern berühmter Naturforscher. Schon **Dioscorides** und **Plinius** beschwerten sich, daß man den Styrax auf so mancherley Weise zu verfälschen pflegte — da es denn kein Wunder, wenn man jetzo unter diesen Namen von den Materialisten ein Gemisch aus Brod, Sägespänen mit flüßigen Styrax durchwirkt, und noch dazu ziemlich theuer erhält. Allerdings gehören die Sandelhölzer unter die überflüßigen und unwirksamen Arzneyen — das rothe allenfalls: um den Wurzeldekokten eine angenehmere Farbe zu geben. Aus der Asche der verbrannten Tamaricke (Tamarix gallica) soll man ein wahres Glaubersalz erhalten, wie **Montet** sagt. Der Borretsch, Lungenkraut, Steinsaame, Ochsenzunge und die Sebesten werden, wie billig, kurz abgefertigt. Ungleich wirksamer sind freylich das Katzenkraut (marum Syriacum), Bergpoley, Lachenknoblauch, Bathengel, Schlagkräutlein und dergl. Die gemeine Melisse gehört auch in die Klasse der wirksamen Mittel. Das Flüchtigölichte aus dem Majoranöle hält der Hr. R. nicht für wahren Kampher, wie denn auch die Versuche einiger neuern Scheidekünstler solches bestätigen. Die Pfeffermünze, dessen Wasser und Oel — das Wasser hat einen dem Kraute ähnlichen scharfen, heißen, kampherartigen Geschmack. Schluckt man es nieder, so bemerkt man dieselbe Empfindung im Magen, worauf eine Kälte folgt, die den ganzen Körper auf eine angenehme Weise erquickt. Vom Mohnsafte redet der Verf. am weitläuftigsten, und Recensent gestehet hier mit Vergnügen, daß ihm dieser Artikel eine sehr angenehme und lehrreiche Lektüre gewesen.

Ek.

Johann Ulrich Bilguers, der Weltweish. Arzneygel. und Wundarzneykunst Doctor; Sr. Königl. Maj. von Preußen und bey dero Armeen bestall-

bestallter General-Chirurgus; Ihro Königl. Maj. der regierenden Königin Leib-Wundarzt; der Röm. Kais. Akademie der Naturforscher, der Königl. Großbrittanischen, Götting. und der Churmaynzischen Societät der Wissenschaften Mitglied und Correspondenten, Versuche und Erfahrungen über die Faulfieber und Ruhren, dem häufigen Sterben bey den Armeen und in den Feldlazarethen künftig Gränzen zu setzen. Berlin bey S. F. Hesse, 1782 in 8. 111 S.

In der Vorrede rechnet der Verf. seine Verdienste her, wie er z. B. vor langen Jahren ein besseres Verfahren bey verletzten Gliedern vorgeschlagen, und wie der Neid bemühet gewesen, selbst in Berlin, ihn zu verfolgen; — Doch seyen auswärtige große Gelehrte unpartheyischer gewesen. Ferner heißt es: „Unterdessen glaube ich doch, daß von belesenen und vernünftigen Aerzten sich niemand wagen und versuchen werde, mir in Ansehung der in diesem kleinen, aber gemeinnützigen Werke vorgetragenen Erfahrungen zu widersprechen," ist alles in einem ziemlich hohen Tone gesagt — doch wir wollen das Büchlein etwas näher beleuchten. Dasselbe ist in neun Abschnitte vertheilt. Erster Abschnitt: von der Schädlichkeit der Faulkrankheiten. In diesem Abschnitte werden denn **Pringle's, Macbride's, Alexanders, Collins, Bucholzens** Versuche mit antiseptischen Substanzen gerühmt. — Der Verf. folgte dem Alexander, wie wir in der Folge sehen werden. Zweyter Abschnitt; von der Ursache der Faulfieber, in 3 §phen. Dritter: von den entfernten Ursachen des Faulfiebers — verdorbne Luft ist hier freylich mit in Anschlag zu bringen: aber wozu die Geschichte der in das schwarze Loch im Fort Williams zu Calcutta eingeschloßnen Engländer? — Die Geschichte ist eigentlich von **Heuermann** und wird hier wörtlich aus **Nicolai's** Pathologie eingerückt. Vierter: von der Wirkung der Fäulniß in lebendigen Körpern. Fünfter Abschnitt: von den Zufällen und Kennzeichen der Faulfieber — sind hauptsächlich: eine plötzliche Entkräftung mit einem geschwinden und schwachen Pulse u. s. w. Auseinandersetzung der

Faul- und bösartigen Fieber und von der Vorhervverkündigung wird in zwey Abschnitten gesagt. Siebenter Abschnitt — eigentlich der Achte: von der Cur des Faulfiebers — hier werden alle antiseptische von obiggenannten Schriftstellern angepriesne Mittel aufgestellt, als Salpeter (dieser gehört doch keineswegs zu den fäulnißwidrigen Mitteln bey Krankheiten), Kampfer, Kamillenblumen, virginische Schlangenwurzel, Fieberrinde, Giftwurzel, Fallkraut, junge Eichenrinde, Goldweidenrinde, Saalweide, Bruchweidenrinde, Faulbaum- Eschenrinde, Vitriolgeist, Salpeter und Salzgeist, Weineßig, fixe Luft und saure herbe Weine — Diesen folgt ein Auszug aus Alexanders Buche, über das Einsaugen der antiseptischen Mittel durch die Haut (welchen Umstand wir auf seinen Werth oder Unwerth beruhen lassen), nach welchen denn unser Verf. geneigt ist die Kranken in antiseptische Bäder zu bringen. Neunter Abschnitt, von der Ruhr — auf diesen Abschnitt war Rezensent am begierigsten, weil er da vieles neues, und nach dem Titel und der Vorrede zu urtheilen, unerwartetes von der Lager-Ruhr zu lesen hofte — aber eben dieser Abschnitt ist in 5 §phen von dem Verf. so kurz abgefertigt worden, gerade als wenn es auf der Flucht geschrieben wäre. Endlich folgen auf 6 Seit. die grossen Erfahrungen des V. aus dem Feldlazarethe bey Gabel in Böhmen — er ließ antiseptische Bäder aus Eichenrinde 4 ℔, Salpeter 2 ℔, und Kamillenblumen bereiten, und in eine Badewanne schütten, und jeden Kranken täglich einmal hinein bringen. Nebst diesen wurde ein ähnlicher Aufguß ins Zimmer gebracht, und glühende Eisen darinn abgelöscht um einen fäulnißwidrigen Dunst zu bewürken. Abends wurde jeder Kranke mit lauwarmen Eßig über dem ganzen Leib gewaschen — hierzu kamen noch Clystiere aus Wein und Fieberrinde. Diese also behandelten Kranken sind bey dieser Behandlung nach des Verf. Angabe fast alle gesund worden.

Ek.

Die Nymphomanie oder Mutterwuth von M. D. T. von Bienville, Doktor der Arzneykunst. Aus dem Französischen von Hildenbrand, Lehrer der Philosoph. Histor. Geograph. bey den

ehema-

ehemaligen K. K. Edelknaben. Wien bey Sebastian Hartl, in der Singerstrasse 1782 in 8.

Wir haben schon lang eine Uebersetzung dieses unbedeutenden Buchs. Dem Wiener Uebersetzer mag dieses unbekannt seyn, daher die zweyte. Recens. kann aus Erfahrung versichern daß die meisten Mittel, besonders jenes aus Potasche, mehr Unruhe als Vortheil schaffen.

Z.

Davidis Macbride Med. Doctoris Introductio methodica in Theoriam et Praxin medicinæ ex lingua anglica in latinam convertit Joh. Frider. Clossius, A. L. M. Philos. et Med. Doct. Societ. scient. Harlemensi adscriptus. Tom. I. II. Basileæ, apud Jo. Jac. Flick. 1783.

Wir haben zwar schon eine deutsche Uebersetzung von diesem Werke. Wir gestehen aber gern, daß wir den von Herrn Clossius lateinisch gemachten Mackbride mit wahrem Vergnügen gelesen haben. Man ließt ihn so flüßig und deutlich weg, als wenn es das Original selber wäre. Wirklich war die lateinische Sprache wegen ihren bestimmten Ausdrücken, besonders für den ersten theoretischen Theil die angemessenste. Aerzte ausser Deutschland und Schulmänner werden etwa dem Uebersetzer jenen Dank wissen, der ihm vom gemeinen Schwarm deutscher Aerzte wird versagt werden.

Z.

Olympia die Hebamme ein Fragment. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich 1783. in 8.

Halb theologisch, halb philosophisch, sicher nicht Arbeit eines Geburtshelfers von Metier, ist das Ding, welches da einer im Schweiße seines Angesichts zusammengearbeitet und der großen Kaiserin von Rußland gewidmet hat.

Z.

Der

Thad. Bayer, der K. K. Armeen Protomedikus und wirklichen Sanitätsraths Grundriß der allgemeinen Pathologie. Wien bey Joseph Edlen von Kurzbeck 1782. in 8.

Wenn die Aerzte eine Materia medica schreiben, wo es von den Kräften der Arzneymittel die Rede ist, so ist es des Lobens kein Ende. Die Medikamenten besitzen so viel und mannichfaltige Wirkungen, daß bey ihrer Durchlesung einem jungen Arzte nichts leichter einfällt als alle Krankheiten in der Welt herauszufodern. Im Gegentheile wieder, wenn der Professor über die Ursachen der Krankheiten liest, wenn er die schädlichen Wirkungen der sogenannten nicht natürlichen Dinge erzählt; so hört man des Unheils so viel, daß einem angst und bange wird. Wer den ersten Theil unsers Verfassers liest, nämlich die Abhandlung von den Ursachen der Krankheiten, der sollte sich fast nicht mehr getrauen zu essen und zu trinken, zu schlafen, zu wachen, weder zu stehen noch zu sitzen, S. 26—46. Man weis fast gar keine Speise mehr auszuwählen, die man ohne Todesgefahr geniessen könnte. Es ist ein gemeiner Fehler, daß man viel Uebertriebenes, Widersprechendes und Unrichtiges mit unterwischen läßt, sobald man einmal im Eifer ist, recht viel Gutes oder Schlimmes von einer Sache beyzubringen. Eben so ist es auch hier der Fall. Da entstehen z. B. Schlagflüsse vom Einflusse des Winters, und des Sommers, von feuchter, trockner und abgeänderter Luft, und von noch so vielen Ursachen (Seite 11 13, 14 15 19 21). Da ist feuchte und trockne Luft den Lungen schädlich (S. 16. 17). Speisen machen Blähungen wenn sie zu viel Leim und wenn sie zu wenig haben (25). Thee, Kaffee, Punsch, verschiedne Getränke sollen ähnliche Wirkungen haben, nur daß letzterer noch zum Ueberfluß Podagra und Hämorrhoiden macht. S 37.

Die andre Hälfte des Werkes handelt von den Zufällen der Krankheiten. So undeutlich uns nun die Eintheilung der Zufälle auffiel in Zufälle der Verrichtungen, der Ausleerungen und der Eigenschaften; so hat uns doch überhaupt der Theil wegen genauer Zergliederung und Eintheilung der mannichfaltigen Ursachen von Zufällen besser gefallen, wiewohl alles auf herkömmliche zum Theil zweifelhafte oder

doch angefochtene Theorien gebauet ist. Am Ende lernen wir, daß Zufälle der Eigenschaften nur Zufälle in den äußerlichen Eigenschaften der Körper betreffen, als Farbe, Trokkenheit, Feuchte, Geruch der Ausdünstungen, Hitze, Kälte, beym Anfühlen, Härte, Weichheit, Rauhigkeit, Glätte, Aufschwellen, Zusammensinken.

Z.

Berlinisches Taschenbuch für Freunde der Gesundheit auf das Jahr 1783, in kl. 8. Berlin, bey Friedrich Nicolai 1783.

Die Absicht des Verf. ist nach dem heutigen Tone verschiedene Lehren der Arzneykunst populär und gemeinnützig zu machen, oder eigentlicher zu sagen, sich bey Lesern und Leserinnen, die keine Aerzte sind in Bekanntschaft und Zutrauen zu setzen. Diese letzte Absicht leuchtet besonders aus den satyrischen Regeln zur Klugheit für Aerzte, und aus der letzten Abhandlung von dem Tadel über Aerzte vom Kornelius Agrippa hervor. Sonst wird noch über das Säugen der Kinder, über Speis und Trank, Aderlassen, über unzeitige Verschwiegenheit, über Träume und Appetit gehandelt. Layen werden beym Verf. viele Belesenheit wahrnehmen. Die Schreibart ist in dem eruditen Ton eines Tissots, Zimmermanns, Franks und anderer, wo so viele auch oft unrichtige Anekdötchen aus alten Schriftstellern eingestreut werden. Bey allem dem aber, werden doch Kenner bey physiologischen nnd praktischen Sätzen noch gründliche Belesenheit neuer und wichtiger Schriften vermissen.

Z.

Specimen inaugurale de ætheris vini et aquæ frigidæ præstantia in febre lenta nervosa quod Præs. J.C.A. Mayer pro gradu Doctoris publico scrutinio submittit auctor Jo. Benj. Oswald. Traj. ad Viadr. 1784.

Der Verf. der unentschieden läßt, ob das schleichende Nervenfieber der Typhus des Hyppokrates oder dessen

mor-

morbus crassus, oder Aurelians passio cardiaca oder Celsus morbus cardiacus ist, fängt von Willis Zeiten an, dem es frebris hectica maligna war. Daß dieß Fieber auch bisweilen epidemisch ist, wissen wir aus Huxham und Weikards Schriften. Geistige Arzneyen stärken und frischen der Erfahrung nach die Nerven auf, weßwegen sollte also dieß nicht der wahre Fall in der Heilung seyn? Ein solches Beyspiel wird in dieser Inauguralschrift angeführet, wo andre Mittel nichts fruchteten, bis nach Thedens Methode alle Stunden auf den Unterleib und die Schaamtheile Umschläge von kalten Wasser gelegt und dem Kranken vier Tropfen Wein-Aether auf Zucker getropft gegeben wurden. — Als eine Zugabe wird noch eine besondre Bemerkung geliefert. Ein vierzigjähriger Mann litt oft so starke Beängstigung des Herzens, daß er sich zu deren Endigung selbst Gewalt anthat. Nach dem Tode fand sich die Epidermis des Herzens aufgelößt und in Schleim verwandelt und die ganze Oberfläche desselben war angefressen.

Rm.

Scharlatanerien und Menschenopfer. Beytrag zur Geschichte der Todschläge in den medicinischen Annalen aufs Jahr 1780. Dem Doktor bullata Herrn Lenhardt zu Quedlinburg gewidmet, von J. G. Fritze — — Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung, 1782. 5½ Bogen.

D. J. Lenhardt neumodische Purgierpillen für die beyden medicinischen Quacker den Herrn Hofrath Ziegler zu Quedlinburg und den Herrn Hofrath Fritze zu Halberstadt. Erste Dosis. Zu haben in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau, 1782. 15½ Bogen in 8.

Medicinische Wahrheiten und Erzählungen zum Unterricht und Vergnügen bey müßigen Stunden,

den, von D. J. Lehnhardt. Zwote Prise. Zu haben in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau. 14 Bogen ohne die Vorrede.

Diese drey Schriften zeigt Recensent zusammen an, denn sie sind alle drey Actenstücke eines berüchtigten Streits, der auf der einen Seite wohl mit unpolitischer Hitze, und auf der andern mit pöbelhaften Hohnsprechereyen, Schimpfwörtern und den ekelhaftesten Ausbrüchen einer beleidigten übertriebenen Eigenliebe angefangen und fortgeführt worden ist, dessen gänzliches Ende Recensent, zur Ehre der Kunst, wünscht. Aus näherer Anzeige würde wenig Vortheil für die Kunst entstehen. Es müßte denn seyn, daß niemand so unüberlegter Weise wie D. L. heftige Arzneyen geben müsse, welches einsichtsvolle Aerzte ohnedieß nicht thun. Es mag also hiermit genug seyn. Die Schrift des Hn. Fritze ist übrigens eine Antwort auf D. L. erste Prise, welche in des LI. Bandes erstem Stücke ist angezeigt worden.

Kb.

Beobachtungen der epidemischen und einiger sporadischen Krankheiten am Oberharze: vom J. 1777 bis incl. 1782 von L. F. B. Lentin — Mit einem Kupfer. Dessau und Leipzig in der Buchhandlung der Gelehrten 1783. 11¾ Bogen in 8.

Die Einleitung giebt manchen nützlichen Wink in der Entwickelung der Epidemien, und einige wichtige Beyträge zur medicinischen Topographie des Harzes. Der V. schreibt die Vermehrung der Einwohner zu Clausthal von 7125 bis auf 7996 dem Glück zu, daß diese Stadt binnen dieser Zeit keiner niederreissenden Epidemie unterworfen war, aber vielleicht hat seine hülfreiche und weise Behandlung der leichtern Epidemien und auf die sporadischen Krankheiten einen großen Antheil an dieser Volksvermehrung, die seinem Herzen so wohl thun muß. Der V. hat Recht, es ist nöthig daß sich die Aerzte bemühen, die schädliche Be-

schaf-

schaffenheit der zur Nahrung bestimmten Gewächse, und die Kunst, den natürlichen Fehlern derselben abzuhelfen, kennen zu lernen, auch Mozeau hat, wie L. auch anführt, den Mangel dieses Studiums sehr nachdrücklich gerügt. (Ueber die Bevölkerung von Frankreich S. 319.) Nicht die schädliche Temperatur der Luft allein, sondern auch der Einfluß, welchen sie auf die gehörige Reife, Ausbildung, Zubereitung und Menge aller Nahrungsmittel hat, ist die Quelle der Epidemien. Nicht immer greift eine auffallende Abweichung der Jahrszeiten und der Witterung alsbald das allgemeine Gesundheitswohl an, die darauf folgende muß mitwürken; die erste sieht L. als die vorbereitende an, und dieser schreibt er das bildende Vermögen zu. Er hat vielfältig bey unzeitigen anhaltenden Regen wenig Kranke gesehen: erfolgte aber auf diese Regenzeit Hitze, so machten ihn bösartige Catarrhalfieber, und Neigung zum Friesel und zur Fäulniß Sorge und Arbeit: erfolgte Frost, so muste er gallichte Rhevmatismen und andere Gallenkrankheiten besiegen. Für wichtiger als die Kenntniß der Beschaffenheit der frisch zu genießenden Sommerfrüchte hält er zur Beurtheilung der Seuchen die Kenntniß der Beschaffenheit derjenigen Nahrungsmittel, die zum Winterunterhalt aufbewahrt werden. Auf dem Harz sind die Herbstkrankheiten viel gelinder als die Krankheiten des Frühlings; denn der gemeine Mann muß der neuankommenden frischen Gemüse bis im Junius entbehren, und sich vorzüglich mit Hülsenfrüchten, Mehlspeisen, frischen und gedörrten Schweinefleisch sättigen. Der Schnee liegt bis im April und May, der Fußboden ist also eißkalt, und die Luft ist oben warm, daher die vielen Husten, Flüsse, Halsschäden im Frühjahr. Dem Winter geht man auf dem Harz mit frischem Blut von Obst, Gemüse, und schöner Witterung zu. Einige Stunden Ostwind, der schon spät im Sommer noch eine eißkalte Luft vom Brocken auf die Bewohner der Harzgebürge bläßt, bringt gleich 30 bis 40 Kranke von einerley Art. Gar oft muß man auf dem Harz im Regen, Nebel oder Schnee wandeln, wenn man im Lande die Freudigkeit der Jahrszeit und Witterung schon mit vollen Zügen trinkt. Die gesundeste lebenvolleste Zeit auf dem Harz ist die Zeit der allgemeinen Tannenblüthe, gesünder, sagt der V., kann wohl die Luft zu keiner Zeit seyn, man fühlt sie bey jedem Odemzug durch den wohlthätigen

tigen Geruch gestärkt, und nie wird man seiner überdrüßig, nie macht er müde. Im Jenner und Hornung ist der Horizont fast immer heiter, und die frische reine Kälte macht jeden, auch den trägsten, munter und thätig, und in diesen Monaten ist es erst recht werth auf dem Harz zu leben. (Rec. fühlt bey diesem Gemälde, das so treffend und so wahr nicht allein den Harz, sondern alle Berggegenden schildert, wo die hohen Tannen gen Himmel streben, und die Sehnsucht nach dem Vaterland doppelt in seinem Herzen schlagen; sein Vaterland hat die Vorzüge des Harzes und seine Freuden alle, ohne seine Nachtheile und Unannehmlichkeiten.) Sichtbar vermehrte sich die Anzahl der Kranken, wenn im Frühjahre die Erdbeere, oder im Sommer die Kirschen, die Heidelbeere, und der immerwährende Leckerbissen des Bergmanns, die Preißelbeere, mangeln. An Fleisch hat Clausthal nie Mangel, hingegen müssen die andern Obstarten zwey bis drey Meilen hergehohlt werden. Dies Tragen, das sich auch auf das Hintragen des Heues, Nachgraßes und des Goßlarischen Biers erstreckt, verursacht häufige Mißfälle. Nicht gar selten bekömmt auch eine schwangere solche Trägerin unterwegens Geburtsschmerzen, geht mit einer Gehülfinn hinter den Busch, gebiert, nimmt dann ihre Last wieder auf den Rücken und das neugeborne Kind in die Schürze und endigt so ihre Heimreise. Das venerische Uebel ist auf dem Harz äußerst selten. Der Verf. schreibt diese Seltenheit der großen Ueberzahl von Weibspersonen zu, die immer 7 bis 800 beträgt. Sonst waren die Schwindsucht und Epilepsie häufig, seit aber der Verf. gleich zu Anfang eines mit Heiserkeit verbundenen, brausenden trockenen Hustens mehr Blasenpflaster und im fernern Ablauf mehr Meerzwiebelhonig und Ammoniakgummi verwendet, hat er das Vergnügen, daß kaum ein oder zwey dergleichen Kranke im Jahr vorkommen. Die Epilepsie war sonst wegen der Würmer und dem Zurücktreiben der Kopfausschläge häufig unter den Puchknaben; eine regelmäßigere Behandlung der Grindköpfe entfernte diese Ursache zur Fallsucht, und gegen die Würmer rühmt unser V. die Störkische Lattwerge, und nachher Magnesia mit Zinkblumen. Gegen den katarrhalischen Bluthusten rühmt er ein großes Blasenpflaster zwischen die Schultern und einen Thee aus Schaafgarbe, Eibisch- und Süßholzwurzeln, kalt und häu-

sig getrunken. Hierauf zeigt der Verf. die Art an, die er zu genauer Beobachtung jeder neuen Epidemie bequem und nützlich findet, er hat zu diesem Endzweck stets zwey Tabellen auf seinem Tisch liegen, deren Aufriß er auch seiner Schrift beygefügt hat. Ihm ist nicht jeder Kranker zu Beobachtung der neuen Epidemie tauglich, ein solcher Kranker muß mittlern Alters, vorhero ganz gesund gewesen seyn, keine örtliche Schwäche, Schmerzen, oder erbliche Krankheit haben; er muß mit keiner Furcht, oder was noch schlimmer ist, den regelmäßigen Ablauf der Krankheit in Unordnung setzt, und die Krisen stört, bey noch nicht ganz erloschenen moralischen Gefühl, mit keinem Herzen voller Verbrechen das Krankenbette bestiegen haben: er muß folgsam, genau in Beobachtung der Veränderungen, und aufrichtig in allem seyn, was Beziehung auf die Krankheit haben könne. Wahrhaftig diese Auswahl der Kranken ist jedem ächten Beobachter nöthig, und ihre Vernachläßigung oft die Quelle unerklärbarer Krankengeschichten. Nach dieser Einleitung, die mir diesen etwas weitläuftigen Auszug zu verdienen scheint, weil so viele Aerzte so viele darinn enthaltene Bemerkungen für unwichtig in Rücksicht des Einflusses auf ihre Praxis ansehen, und die Kenntniß der medicinischen Topographie ihrer Gegend ganz vernachläßigen, wendet sich der V. zu den von ihm beobachteten Krankheiten.

1) Die Gelbsucht 1781. Seite 1 = 7. Sie war gutartig aber allgemein. Der Sommer war heiß und trokken, und der Wind unstätig gewesen, und es hatte wenig Erdbeere, und fast keine Heidel- und Preißelbeeren gegeben. Drücken der Herzgrube und Trägheit des ganzen Körpers kündigten die Krankheit noch eher an, als die bestimmten Zeichen eintraten: die wenigsten hatten ein merkliches Fieber, aber alle waren gegen die äußere Luft empfindlich. Bitterer Geschmack war selten mit dem Ekel verbunden, den sie fast gegen alle Speisen, die säuerlichen ausgenommen, hatten. Der Schlaf war anfänglich sehr unruhig. Um die Froschadern herum war die gelbe Farbe immer zu sehen. Die Zunge war weiß und trocken. Der seltne Speichel wie feiner Schaum. Das heftige Jucken der Haut, das einige Aerzte zu Anfang der Krankheit bemerkt haben, war hier immer das den Abzug begleitende Symptom, und dies scheint dem V. auch natürlicher, indem beym Abzug der

Krank-

Krankheit gar oft kleine, ein gelbliches Wesen in sich fassende Ausschläge auf die Haut kommen, oder fast eben solche Schuppen, wie nach den Masern, von der Haut abgerieben werden können. Die gelbsüchtige Beschaffenheit des Harns daurete weit über die eigentliche Krankheit hinaus. Der Verf. setzt aus der vorhergegangenen Witterung, der Jahrszeit und dem Mangel saifenhafter frischer Früchte, Zähigkeit aller umlaufenden und abgesönderten Säfte voraus. Er füllte also jeden, der über Drücken in der Herzgrube und unter den Ribben, und über Trägheit klagte, auflösende verdünnende Ptisanen ein, und gab dabey täglich bis ein halbes Loth tartarisirten Weinstein in einem ähnlichen Dekokt mit Meerzwiebelhonig versüßt. Bey Zeichen eines mit Galle und Schleim überfüllten Magens ließ er dennoch brechen, und ohne diese Zeichen laxirte er aus Salz und Manna. Mit diesen Mitteln fuhr er so lange fort, bis der drückende Schmerz in der Herzgrube, die Trägheit und der unruhige Schlaf mehrentheils verschwunden waren; dann gab er bittere, stärkende Mittel, lies aber die auflösende Ptisane noch immer forttrinken, bis sich die Farbe und der Bodensatz im Urin zu verlieren anfieng, und wenn sich die Farbe und Gestank des Abgangs verändert hatte, gab er statt derselben Hollunderblumenthee; nach einigen reichlichen Schweissen verlor sich das Jucken der Haut, und die gelbe Farbe derselben schien sich sichtbar in die Hemden gezogen zu haben. Der Entbindung nahen Schwangern räth der Verf. zur Ausziehung der gallichten Milch in den Brüsten die Steinsche Milchpumpe. Statt des tartarisirten Weinsteins, der auf eine eigene Art den Abgang des Bluts aus der Mutter befördert, gab er den Schwangern Doppelsalz. Die neugebornen Kinder dieser Kranken überstanden die Krankheit nicht; sie verfielen in eine Schlafsucht, die sich mit Zuckungen und dem Tod endigte.

2) Die Influenza 1782. Seite 8 — 15. Sie kam den 8. May gegen Abend mit einem Nordostwind, der eine besondere Art von Luft brachte, die L. der vollkommen ähnlich fand, die aus einem feuchten zugichten Keller einem entgegen strömt. Allen seinen Kranken verschrieb er Pulver aus Salpeter, Weinsteinrahm und Kampfer, und dabey Thee aus Brustkräutern und Fliederblumen; denen die Stiche oder Bluthusten hatten, verordnete er ein Spanisch

Fliegenpflaster auf dem leidenden Theil oder zwischen die Schultern; die Bluthusten, Nasenbluten, heftiges Kopf- oder Augenweh angaben, statt der Pulver das mineralische Sauerhonig und Thee, denen die über bittern Geschmack oder Ueblichkeit klagten, Brechmittel oder den Salztrank mit Rhabarbertinktur; und denen, die Durchfall oder Spannung des Unterleibs hatten, Laxiermittel. Uebrigens gieng er nach der vorigen Methode zurück. Mit diesen Mitteln genaßen binnen 3 Wochen 1400 Kranke, ein einziger ausgenommen, der bey den Stichen auf der Brust die verordneten Blasenpflaster auf dem leidenden Theil nicht dulden wollte. Unser Verf. findet die Influenza von 1733, die Swieten in constit. epid. et morb. potissimum Lugdun. Bat. observ. edit. Stollii beschreibt, vollkommen ähnlich. Merkwürdig findet er es, daß man die Einwirkung der Luft auf kleine Kinder, wenigstens Anfangs, gar nicht bemerken konnte. (Dem Rec. dünkt es keine unnützliche Arbeit, wenn irgend ein scharfsinniger Arzt nun aus den vielen Schriften über diese Epidemie ein Ganzes zusammensetzte; es würde manche Dunkelheiten in der Lehre von der Epidemie aufklären, wenn man ihr Bild und ihren Gang im Großen vor sich hätte. An dem Geburtsort des Rec. war die Epidemie so unmerklich und so sehr leicht katharralisch, daß man sie gar nicht als etwas besonders bemerkt haben würde, wenn die Zeitungen die Aufmerksamkeit nicht erweckt hätten — ein Zeugniß, daß nicht alle Gebürggegenden so empfänglich für Epidemien sind als der Harz und viele seiner Brüder.)

3) Die Pocken 1782. S. 16 : 54. Erstlich etwas von der Pockenimpfung. Unser V. macht sie, so wie ers schon ehemals that, mit einem ganz oberflächichen Schnitt am Arm, und legt hernach den noch nassen Pockenfaden in die Wunde, und läßt ihn ein paar Tage ohnberührt liegen; er behielt diese Methode bey, weil er 400mal glücklich mit ihr gefahren, und vielen Vortheil für die Folgen der Krankheit von der Eiterung hoffet. Unser Verf. widerspricht aus einer seinem Vaterherzen schmerzlichen Erfahrung, der Meynung, als könne man ein jüngst eingeimpftes Kind dreist der natürlichen Ansteckung blos stellen; die traurige Erfahrung an seinen eigenen Kindern zeigte ihm die Gefahr deutlich, in welche Impflinge gerathen, wenn sie über-

dem

dem noch auf dem natürlichen Weg angesteckt werden: er mißbilligt also aus Gründen der Theorie und der Erfahrung, daß **Dimsdale** erlaubt, das zu impfende Kind in ein Zimmer zu bringen, worinn ein Pockenkranker liegt. L. billigt zwar die **Dimsdalische** Regel bey den ersten Spuren des Ausbruchsfiebers ein Laxiermittel zu verschreiben, weil der plexus cardiacus in seinem ganzen Umfang zuerst von dem sich bildenden Blattermiasma angegriffen wird, allein er laxirte nie zu der Zeit, wenn Zuckungen auszubrechen drohten, denn bey diesen Zeichen schien es ihm zuträglicher die Haut zu erweichen und benöthigten Falls die Menge des Bluts zu vermindern. Wenn durch diese Mittel die Nerven von dem flüchtigsten Theil des entwickelsten Giftes vorerst befreyt worden, gab er, dem weitern Ausbruch ohnbeschadet, noch gelinde Laxiermittel, um alsdenn noch die ersten Wege von einem Stoff zu reinigen, der sonst die ruhige Abführung der Blattermaterie auf die Haut hindert. Auch führt unser V. aus des Italieners **Azzoquidi** Brief über die natürlichen Blattern und den üblen Erfolgen der Impfung, die Bemerkung mit Beyfall an: daß eine so gar trockne Luft den Ausbruch erschwert. In Ansehung der Lufttemperatur hat sich der V. nach seinem Klima, nach der Beschaffenheit der Epidemie, der mit den Pocken zugleich im Schwange gehenden Krankheiten, der Witterung, dem individuellen Gesundheitszustande, und dem Fieberton jedes Kranken gerichtet; nie aber so blindhin, weil es ein Engländer empfiehlt, ohne alle Einschränkung das kühle Verhalten und den Gebrauch der freyen Luft beobachtet. Eine wichtige Warnung, deren Vernachläßigung schon manchen Impfling in Gefahr gestürzt, oder ihm gar das Leben gekostet hat. Rec. ist genau von einer traurigen Imfgeschichte unterrichtet, die tödtlich ausfiel. Die vielen Pocken fiengen so eben an zu schwären; die Frühlingswitterung wurde plötzlich kalt und regnerisch, der Impfarzt, sich sehr unüberlegt auf brittische Gesetze stützend, verbot die Krankenstube zu erwärmen und erlaubte den Genuß der freyen Luft, die Blattern wurden blaß, blaulicht, und das Kind starb. Der Verf. bestätigt auch hier die in seinen **Memorabilien** bekannt gemachte Heilart der natürlichen Blattern, die sich nach der Konstitution der Luft richtet, ob sie katarrhalisch oder gallicht ist. Rec. kann hier nur kurz bemerken, daß

 bey

bey der katarrhalischen Konstitution harnbefördernde, und bey der gallichten Brechmittel nöthig sind. Dieser ganze Aufsatz von Pocken verdient jedes Arztes genaueste Aufmerksamkeit. Rec. ist überzeugt, daß wer die bey ihm befindlichen Warnungen und Rathschläge befolgt, gewiß ein glücklicher Pockenarzt ist. Es giebt bey den Pocken so mancherley Nüancen, deren Uebersehung den schlimmsten Nachtheil mit sich bringt. L. hat einige Nüancen deutlich ausgezeichnet und ihre Behandlung gelehrt, und seine Schrift lehrt wirklich viel neues und heilsames.

4) **Fortgesetzte Nachricht über die Wirkung der Eisengranulirbäder** S. 55-92. Sie haben durch Beyhülfe einer Maschine, die auf dem dieser Schrift beygefügten Kupfer abgebildet ist, eine Schwindung und Verkürzung des rechten Schenkels, eine völlige Lähmung beyder Schenkel. Schwäche und Beben der Glieder, Schwäche nach Hysterie, Schwäche nach überstandener schwarzen Krankheit, Schwäche nach der Gicht, Lähmung nach der Hüttenkatze, heftige Hysterie und Lähmung beyder Hände, eine Schwäche der rechten Hand allein, ein krampfhaftes Ziehen in der rechten Hand und dem rechten Fuß, und ein halbseitiges Kopfweh; sie waren aber fruchtlos bey einem gewaltsamen Ziehen in allen Muskeln, das von einer gar zu großen Beweglichkeit des dem Willen unterworfenen Theils der Nerven herrührte, bey einer pollutio diurna (die hier beschriebene Krankheit verdient wohl diesen durch die **Wichmannische** vortreffliche Schrift specifik gemachten Namen nicht), bey einem Zittern und Beben der Glieder nach zurückgetretener Krätze, bey schiefstehenden Fußgelenke nach erlittenem Schlagfluß. Die Eisengranulirbäder verdienen allerdings in jedem Land, wo Gelegenheit dazu ist, und die ist bey jedem sogenannten hohen Ofen, errichtet zu werden: allein nicht jede Regierung denkt so menschenfreundlich, als die edle Berghauptmannschaft zu Clausthal, die den Gebrauch dieser heilsamen Bäder so sehr erleichtert hat. Auch hat L. noch einige Beobachtungen über die Wirkung der Eisengranulirbäder bey Gicht, Gliederreissen, Lähmung und Nervenschwäche, die meistens dem Wunsch entsprechen, eingerückt, die ihm von Hrn. Doct. Hardege zu Wernigerode zugesandt worden.

5) Ev

5) Etwas über die Wassersucht S. 93 - 155. Vortreffliche lehrreiche Beyträge zur Heilungskunst der Wassersucht, die zeither von den meisten Aerzten noch viel zu empyrisch unternommen wurde. Was unser Verfasser an Monro tadelt, wenn er sagt: „überhaupt macht Monro „seine Leser auf die so merklich verschiedene Stadien der „Krankheit und auf die damit verbundene Beschaffenheit des „ausgetretenen, kürzere oder längere Zeit bereits stockenden „Wassers, und auf den jedesmaligen Zustand der festen Theile „überhaupt, und dieses und jenes Eingeweides insbesondere, „wie auch auf die Beschaffenheit und Wege, und der aus- „zuführenden Mittel, fast gar nicht aufmerksam: er geht „auch in der Geschichte der Wassersucht nicht weit genug zu- „rück, und sucht die ersten sichtbaren Keime nicht auf, aus „welchen eine so lang daurende, oft viele Jahre perennirende Plage noch früher erkannt werden kann, ehe sie zur un- „bezwingbaren Größe erwächst; ordnet auch hinfolglich seine „Sätze nicht nach sichern, aus dem Buche der Natur gelern- „ten Perioden, sondern läßt, ohne Methode gelehrt zu ha- „ben, seine Leser auf gut Glück nach Mitteln haschen, wo- „von es in seinen Noten wimmelt," ist der Vorzug und der Zweck dieser Bruchstücke über die Heilung der Wassersucht. Die zwey schon vom Hippokrates (prognost. S. II. C. V. in coac. praen. S. III. Cap. XVII. edit. Hall.) angegebnen Merkmale bevorstehender Wassersucht und ihrer eigenen besondern Ursache, bestätigt unser Verf. und fand, daß bey den Personen, welchen nach Hippokratis Beschreibung die Füße schwellen, und die dabey einen langwierigen Durchlauf haben, der weder die Lendenschmerzen heilt, noch den Unterleib erweicht, eine Versetzung des Harns zum Grunde lag. Gegen die Wassersuchten aus verstopfter Leber räth er Schierlings- und Marrubiumextrakt in Liquor Terrä foliatä Tartari aufgelößt, eine Ptisane aus Marrubium, Gras- und Pfaffenröhrleinwurzel und zuweilen untersetztes Einschmieren der Gegend der Leber mit einer Salbe aus drey Theilen Kampher- und einem Theil Merkurialsalbe zur Hebung der Ursache; die stärkende Thedensche Binde und bittere seifenhafte Mittel zur Heilung des überbleibenden Symptoms des Schwulstes; bey dieser Art Wassersucht schwillt fast allemal der rechte Schenkel zuerst, und an diesem vergeht der Geschwulst auch zuletzt. Die Zeichen der Entstehung

der Wassersucht bey Wein- und Brandweinsäufern sind, nach L. Bemerkung, eine ganz weiße Zunge, Ueblichkeit des Magens, Husten und Schleimwürgen und Durchfall, Anlaufen der Füße des Abends um die Knöchel, Zittern der Hände des Morgens: doch ist der kleine Fußgeschwulst des Morgens wieder verschwunden, und das Zittern vergeht nach einem Glas Brandwein — setzen sie ihre Lebensart bey diesem Keim der Wassersucht noch fort, so werden sie kurzäthmig, im Gesicht und um die Augen schwulstig, und der abendliche Geschwulst fängt an bis über die Waden zu steigen, und so kriechen sie langsam dem Tod und der Wassersucht entgegen. **Lentin** heilt sie, wenn der Geschwulst nicht zu sehr überhand genommen, und das Zittern sich noch mit geistigen Getränken vertreiben läßt, mit dem Thompsonschen Chinawein mit Stahl, in welchem noch Quaßienextrakt und bey anhaltender Diarrhee Kampescheholzextrakt aufgelößt ist; dabey läßt er sie alles kalt essen und trinken, entwöhnt sie nach und nach vom Brandwein und räth ihnen starke Bewegung in freyer Luft an. Sein sehr oft gelungenes Entwöhnungsmittel vom Brandwein ist folgendes: er läßt Abends einen Theelöffel voll unreife, zu einem gröblichen Pulver gestoßene Pomeranzen in ein Glas Brunnenwasser thun, dies des Nachts zugedeckt im Zimmer stehen, am folgenden Morgen alles umrühren und es sich entweder setzen oder durchseigen; zu dem abgeklärten mischt er noch zwey Eßlöffel voll Cahors oder Mergos und ein Stück Zucker, und läßt alsdann dies Glas voll des Morgens nach und nach statt des Brandweins austrinken, und dabey ein Stück geröstet Weißbrod essen. Bey Wassersuchten nach den Pocken, Krätze, Masern, Scharlach, Friesel, rühmt er zur Vorbeugung Bäder, Reinigung der Haut, öfters reine Wäsche, reine Luft und eine zuträgliche Diät; L. hat auch zuweilen aussetzende Fieber gesehen, bey welchen der Schweiß unter der Haut sitzen blieb, wornach der Geschwulst nach jedem Fieberanfall sichtbar zunahm: Kampfer oder Minders-Geist der Chinarinde zugesetzt, und Vorbereitung der Haut zu williger Ausdünstung stillten das Fieber und verhüteten die Wassersucht. Zur frühzeitigen Entdeckung der Keime zur Wassersucht merkt der Verf. noch einiges von der auf Lähmungen, allgemeine Schwäche des Körpers oder der Lebenskraft: z. B. nach häufigen Hämorrhoiden, auf das Asthma,

Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, Hämorrhoiden, zumal der Blase, erfolgenden Wassersucht, an. Auch warnt er für dem allzufreygebigen und dreisten Gebrauch styptischer und zusammenziehender Mittel, für dem Vitriolsauren, dem weißen und Kupfervitriol, und dem ätzenden Sublimat als Ursachen zu Wassersucht. Freylich bekömmt der Arzt die Wassersucht selten eher zu behandeln, als bis das gehörige Wohlbefinden schon auf eine merkliche Art gestört worden, oder sie sich als ein träger Nachtrapp für überwunden gehaltener Krankheiten prüft: und denn kömmt alles auf eine genaue Uebereinstimmung der Methode mit dem jetzigen Zustand der ausgetretenen Feuchtigkeiten und der festen Theile an. Es ist alsdenn schwer zu bestimmen, ob die Lymphe oder der Harn, oder das Blutwasser ausgetreten, und der Arzt muß sich diese Kenntniß durch absichtliche, wohlgeordnete, und dem Kranken verständliche, auch oft unter einer andern Gestalt gethane Fragen zu verschaffen suchen. (Beyspiele dieser praktischen Klugheit wären hier freylich nützlicher gewesen, als diese Gemeinsätze.) Weis der Arzt, welche Feuchtigkeit ausgetreten, so muß er nun suchen, den jetzigen Zustand des Ausgetretenen nach den jeder Feuchtigkeit besonders zukommenden Eigenheiten, nach dem Wechsel der Beschaffenheit derselben, nach den Ereignissen an der Haut, an den Secretionen, an der Reizbarkeit, am Durst ꝛc. zu erfahren. Kennt er auch diesen, so kömmt es nun darauf an, denjenigen Ausführungsort zu wählen, welcher der auszuführenden Feuchtigkeit am angemessensten ist. Unser Verfasser hat in diesem Fall, um vorerst einigen Vortheil über die Krankheit zu gewinnen, die gangbarste Ausleerung gangbar zu erhalten, den Hauptausführungsort aber zu seiner Absicht vorzubereiten gesucht. Es würde den Rec. zu weit führen, und zu viel des der A. d. Bibl. so wichtigen Raums einnehmen, wenn er fortfahren wollte, den Auszug aus diesem wichtigen Aufsatz so fortzuführen, als er ihn angefangen. Der Leser sieht schon aus dem, was er oben ausgezogen, welche wichtige Bemerkungen er in den folgenden Seiten 115 = 155 noch erwarten kann; denn ihr Innhalt bezieht sich auf die oben zu einer glücklichen Cur der Wassersucht angegebnen erforderlichen Bedingnisse; er ist zu reichhaltig, um vollständig ausgezogen werden zu können. Rec. kann hier nur noch einiges ausheben. Wenn der Kranke anfängt,

durstiger und mit seinem gewöhnlichen Getränke unzufrieden zu werden, mehr trinkt, weniger harnt, der Harn übel riecht, der Stuhlgang heftig stinkt, der Kranke über einen üblen harnhaften Geschmack klagt: so sind dies alles Zeichen der Alkalescenz und nahe bevorstehenden Fäulniß des Ausgetretenen: alsdenn sind alle Laugensalze, die man so oft zur Abführung empfiehlt und giebt, schädlich, nicht einmal Pflanzensäfte, die ein natürliches Laugensalz enthalten, hält der Verf. in diesem Zustand für anwendbar — alsdenn verdient der Weinsteinrahm den Vorzug, und nach ihm die säuerlichen abführenden und kühlenden Mittel. — Wenn die Alkalescenz gehoben, kann man wieder zu wirksamen Mitteln schreiten. Bey der Wassersucht nach einem Asthma leiden die Nieren vorzüglich; sie erscheinen nach öftern krampfhaften Verengerungen in einem schwachen und fast gelähmten Zustand. L. giebt die Behandlungsart in diesem Fall detaillirt an. Bey mangelnder Thätigkeit der ausdünstenden Gefäße schlägt L. auf die Anwendung des Elektricismus durchs Reiben vor. Wenn die Feuchtigkeiten unbeweglich fest werden, der ganze Geschwulst der Füße und des Magens nicht mehr dünner wird: alsdann ist der Zeitpunkt für die Einschnitte da, nur muß man sie nicht so lange verschieben, bis sich blauliche Flecken, Blasen oder eine Phlegmone zeigt. Um die Wunden immer frisch zu erhalten, empfiehlt L. eine Salbe aus $\frac{2}{3}$ Saft des großen Hauslauchs, $\frac{1}{3}$ Citronensaft und einigen Granen Borax. Die sogenannte Traubenpomade hat ihm die Haut am längsten gut erhalten. Wenn der Verf. (jetzt Hofmedikus und Stadtphysikus zu Lüneburg) seinen Vorsatz, dieser Krankheit fernerhin seine Aufmerksamkeit zu widmen, und Beyträge zu genauer Beurtheilung zu sammlen, erfüllt, und das Publikum mit seinem Erfahrungsschatz beschenkt: so macht er sich um diese Klippe unsrer Kunst noch verdienter. als Monro und Becher.

6) Die Angina polyposa. S. 155 - 160. Der Verf. rettete zwey Kinder mit der hier bekannten Heilmethode: er ließ den vordern Theil des Halses alsbald mit einem Scrupel der Werlhofischen Krätzsalbe täglich zwey bis dreymal einschmieren, ein starkes Blasenpflaster in den Nacken setzen, und weil die Nase trocken war, Flanell mit Kampher gerieben auf die Brust legen, und weil der Harn sparsam floß, Terpentingeist in die Lendengegend einschmieren. Innerlich

nerlich gab er Ammoniakmilch in einem Aufguß von der Senewurzel, und einem Brustwasser, welchem Salpeter und ein angenehmer Saft zugesetzt ward. Den Leib öffnete er mit Klystiren. Am dritten Tag war das Kind besser, doch hörte man, wenn es hustete, den eigenen Ton noch stark: nun gab er Salmiakgeist, und um ihn im obern Theil des Halses länger aufzuhalten, gab er einige Tropfen von dem Elix. pect. R. D. öfters mit einem Saft, und ließ dabey mit den äußerlichen Mitteln fortfahren. Am vierten Tag gab er, um den aufgehusteten und wieder verschluckten Schleim auszuleeren, ein Brechmittel, das den besten Erfolg hatte. Mit dem Einschmieren und den andern äußerlichen Mitteln ließ er so lange fortfahren als die Stimme verdächtig war, wiederhohlte auch die Brechmittel und Klystiere noch einigemal. Binnen 8 Tagen war das Kind völlig gesund.

Mw.

IV. Schöne Wissenschaften.

Jesus Meßias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen, von H. J. S. Lavater. Erster Band. 8. 1783.

Der Endzweck Herrn Lavaters ist nicht ein Episches Gedicht zu geben, wozu die Lebensgeschichte Jesu den Stoff hergeben sollte; sondern diese Lebensgeschichte dichterisch zu bearbeiten. Ausmahlung des Charakters Jesu ist also seine erste Bemühung. Er hat auch die Züge aus demselben herausgehoben, uns Jesum von der Seite gezeigt, daß er uns in ihm den Wohlthäter der Menschen, den frommen Gottesverehrer, den mit übernatürlichen Kräften ausgerüsteten Gesandten Gottes vor Augen stellt. Da er sich übrigens genau an die Geschichte band; konnte er andere Personen in der Lebensgeschichte nicht anders als unvollkommen, wie z. B. die Maria, und daher wenig anziehend,

und interessant schildern. Das Einerley in der Darstellung der nämlichen Charakterzüge muß daher ermüden. Es möchte überhaupt nicht leicht seyn, die Lebensgeschichte Jesu, so wie sie in den 4 Urkunden enthalten ist, in ein Gemälde zu bringen, welches alle die Wirkung thät, die man sich von der Schilderung des größten Menschen und des wohlthätigsten Weisen versprechen sollte; denn es müssen in diesen Ueberbleibseln der Nachrichten der ältesten Zeit vom Leben und den Reden Jesu nothwendig viele Lücken seyn, und wer unternimmt es diese auszufüllen? Wie eine solche Arbeit Hrn. Lavater gelingen würde, wissen wir nicht, vermuthen aber, aus der Art, wie er die Lücken in den ersten Lebensjahren Jesu ausfüllt, daß er wenig Talent dazu besitze. Er zeigt uns Jesum als einen Zimmermann, der seinem Vater in seinem Gewerbe an die Hand geht, und ihm (vermöge seiner übermenschlichen Weisheit) manchen neuen Handgriff zeigt, und neue Werkzeuge verfertiget. Diese Beschäftigung scheint dem V. doch etwas zu niedrig, also läßt er ihn zuweilen in seiner Werkstatt von Engeln besucht werden, und selbst diese so wenig eines großen Weisen würdige Geschäfte auf eine, ich weiß nicht wie erhabene, und andächtige Art verrichten.

> Wenn er die Zimmerstädte betrat, was ergriff er zuerst? Wie
> Hob er das Beil empor? Wie maß er die Läng und die Breite
> Jedes Balkens bestimmt zur Segen sammelnden Hütte
> Eines Israeliten der harret des göttlichen Reiches?
> Saht ihr die frommen Gedanken, die stillen großen Gefühle.
> Bey dem geringsten Werke, bey jedem sinkenden Spane
> Einfach und rein wie das Licht auf seiner Stirne daher gehn? S. 129.

Die Gemälde und Figuren sind freylich oft verunglückt, oft zeigen sie aber auch die nicht geringen dichterischen Talente des Verfassers. Wie wenig übertrieben dieser Tadel sey, mögen die Stellen darthun, wo der Dichter die

Engel, welche den Joseph auf der Flucht nach Aegypten begleiten: Den Abendstern in den Thränen der Maria, (in denen er erscheint,) schöner finden läßt, als am Himmel. S. 40. Wo die Engel, welche den Hirten erscheinen, sich im Augapfel der Hirten mit Entzücken betrachten, und sich seliger als sonst fühlen, und die Sterne die Engel kommen sehen, und im Kreislauf widertönen. S. 49. Wo Herodes keinem güldenen Sitze, keinem hangenden Leuchter Ruh, und Trost entschöpfen kann. S. 76. Wo der Geist des Herrn in dem Goldhaar des Knaben Jesu säuselt. S. 33. Wo das Auge des Dichter die Erbarmungen Jesu auch trinkt. S. 125. Die Gleichnisse sind oft gedehnt, wie z. B. das im Anfange des ersten Gesangs im zweyten Buche, das 14 Zeilen füllt, meist zu matt und zu prosaisch, fast immer aus der biblischen Geschichte entlehnt. Die ungeheure Menge neu geschnitzelter Wörter entstellt den Stil nicht wenig, da sie oft ungeschickt und lächerlich klingen. Z. B. Zukunfttragende Stirn, Engelbesuchte Werkstatt.

Rec. muß bekennen, daß ihm die Stellen, wo der V. die Lücken der Geschichte ergänzt, (wenn er das gleich nur gleichsam nothgedrungen thut,) nicht gefallen. So ist die Geschichte des Satans, der Jesum versucht, ein mißlungener Versuch, die Charakter, und die Schicksale des Teufels wahrscheinlich zu machen, und die Lücken der Tradition von ihm zu ergänzen. Als Dichter braucht der V. für die Wahrscheinlichkeit des Wesens Satan, das er aufzustellen genöthigt ist, gewiß keine Rechenschaft zu geben, da der Geschichtschreiber es nicht gethan hat. Allzu gewissenhaft scheint auch Hr. L. den ganzen Innhalt der Evangelien seinem Gedicht einzuverleiben, da er uns selbst das Geschlechtregister Jesu in Hexametern liefert.

Gz.

Kabale und Liebe; ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller. Mannheim, in der Schwanischen Hofbuchhandlung, 1784. 11 Bogen gr. 8.

Ohne die schätzbaren und der besten Ausbildung fähigen dramatischen Talente zu verkennen, welche Herr

Schiller

Schiller in seinen beyden Trauerspielen, die Räuber, und die Verschwörung des Fiesko zu Genua, gezeigt hat, konnte Recensent doch seinem Gefühle nie jenen unbeschränkten Beyfall abnöthigen, mit welchen ein großer Theil unsers Publikums diese Stücke gelesen, gesehen, beklatscht und bewundert hat, und noch zu bewundern fortfährt. Vielmehr schien ihm dieser zufahrende Beyfall ein trauriger Beweis von der flachen, ungebildeten Geschmackstheorie des großen Haufens zu seyn, dem alles Starke, sey es auch noch so wild, noch so roh und unnatürlich, tragische Gewalt zu seyn dünkt; dem Nachahmungen Schakespeare's in seiner schlechtern Manier, mit Hintansetzung aller Rücksicht auf Personen, Ort, Zeit, und Publikum, eben so viel Ansprüche auf den Ruhm dünken, ein zweyter Schakspeare zu heißen; das sich so leicht von den eiteln Prahlereyen mit Geniekraft ohne Regeln blenden ließ, und so aller Umstoßung des Schicklichen und Ueblichen, aller Unnatur im Charakter und Ausdruck, gutwillig die Hand bot. Mit dieser, gewiß nicht sehr vortheilhaften Wendung oder Verkehrung unsers dramatischen Geschmacks ist es nun leider! schon so weit gediehen, daß man allen Eifer dawider für Pedanterey, alle Ausstellung offenbarer Widersinnigkeit für Engbrüstigkeit des Kunstgefühls ansieht; und so wird noch so gründliche, noch so genaue und umständliche Kritik am Dichter sowohl, als an dem größern Theile seiner Leser, verschwendet und verlohren seyn.

Mit diesen Vorstellungen nahm Recens. gegenwärtiges dritte Trauerspiel des Herrn S. zur Hand, und war im voraus auf mancherley Kraftdurchbrüche gefaßt; aber zu seiner großen Befriedigung fand er, daß dies Stück im Ganzen genommen vor den beyden vorigen merkliche Vorzüge hat, sowol in der ganzen Anlage und Führung des Plans, als in der Charakterisirung der Personen, in der Vertheilung und Benutzung der Situationen und in der Bearbeitung des Dialogs. Nur hätte er freylich die Katastrophe anders gewünscht, minder tragisch für die beyden Personen, die einen so unglücklichen Ausgang nicht verdienten, wenn gleich sie und ihr Schicksal uns am meisten intereßiren. Eben in diesem Grade des Interesse scheint der Grund zu liegen, warum die meisten von unsern angehenden Trauerspieldichtern sichs zur Pflicht und Regel machen, den Ausgang des

Schick

Schicksals ihrer Hauptpersonen allemal tragisch zu wenden. Und doch sieht man oft, wie das auch hier der Fall ist, nur gar zu deutlich, das diese Wendung sich blos nach der Absicht des Dichters dahin schmiegen und bequemen mußte, und daß der ganze Gang der Handlung sie nicht nothwendig dahin lenkte. Eine von denen daraus entstehenden üblen Folgen in Ansehung der tragischen Wirkung, scheint uns dann immer die zu seyn, daß solch ein Ausgang mehr Schauder, Mißvergnügen und Unwillen, als sanftes, theilnehmendes Mitleid in den Seelen der Leser und Zuschauer rege macht; eine Wirkung, die durch sich selbst dem Schauspieler und Dichter nachtheilig ist, und nicht etwa deswegen, weil sie nicht kunstmäßig, nicht aristotelisch ist.

Hätten wir nicht in diesem Trauerspiele sichtbare Fortschritte des Verf. in Befolgung dramatischer Kritik bemerkt, so würden wir es für überflüßige und undankbare Mühe halten, einige Mißhelligkeiten und Unwahrscheinlichkeiten anzuführen, die uns darinn aufgefallen sind. Dahin gehört (Akt I. Sc. 5) die fast zu weit getriebene Offenherzigkeit des Präsidenten über seinen Plan und seine gespielten Bübereyen, mit den er auch, S. 7 eben dieses Akts, gegen seinen Sohn zu wenig zurückhaltend ist, zumal, da man bey diesem letzten keine Ursachen zu diesen Entdeckungen sieht, sondern eher alle Bemühungen, dergleichen vor seinem Sohne geheim zu halten, von dem Vater hätte vermuthen sollen. — Das Betragen des Präsidenten in Millers Hause stimmt freylich mehr mit jenem Unbesonnenheiten, als mit dem intriguanten, planmachenden Charakter überein, den der Verf. ihm sonst durchaus zu geben scheint. — Sehr glaublich ist es auch nicht, aber für den Dichter war es einmal nothwendig es glauben zu machen, daß Louise sich in dem letzten Auftritte des dritten Akts so leicht und bald bewegen läßt, einen Brief zu schreiben, dessen Folgen sie voraus sehen mußte, zumal, wenn sie ihren Liebhaber als so leichtgläubig kannte, wie er in der Folge erscheint, wo er nicht dem geringsten Mistrauen gegen die Wahrheit der Sache, und ihren Zusammenhang, sondern bloß seiner Rachbegierde Raum giebt, um den einmal beschlossenen Ausgang des Stücks, durch Vergiftung der beyden Liebenden, herbeyzuführen. — Auch seinem Vater, den er doch so ganz kennt, unterwirft sich Ferdinand, in der fünften Scene des vierten

Aufzugs, zu bald und zu geschmeidig. — In dem Charakter Millers, und besonders in seiner Hitze, Festigkeit und Rauhigkeit, finden wir auch die ausgelassene Freude nicht motivirt genug, in die er über das erhaltene Gold ausbricht, die ihn alles vergessen macht, und ihn an keine Rücksicht mehr denken läßt. Aber freylich war es dem Dichter wieder um die Vergiftung zu thun; und in der Absicht mußte Louise, so unwahrscheinlich es von diesem an sich auch ist, von ihrem Vater mit Ferdinand allein im Hause zurückgelassen werden.

Ganz frey ist auch hier der Dialog nicht von den Auswüchsen und Anstößigkeiten, deren es in den Räubern so viele giebt, und die hier doch nicht so gar häufig sind, auch nicht so tief ins Abgeschmackte fallen. Ein paar Proben müssen wir doch geben. S. 56 sagt Miller, in seiner Aufgebrachten Laune, von den Sekretär Wurm: „Aber soll mir der „Dintenkleckser einmal in den Schuß laufen? soll er mir „laufen? — es sey in dieser oder in jener Welt! — Wenn „ich ihm nicht Leib und Seele breyweich zusammendresche, „alle zehn Gebote und alle sieben Bitten im Vaterunser, und „alle Bücher Mosis und der Propheten aufs Leder schreibe, „daß man die blaue Flecken bey der Auferstehung noch sehen „soll . . ." — S. 67. „Vater, Vater, Sie machen hier „ein beissendes Pasquill auf die Gottheit, die sich so übel „auf ihre Leute verstand, und aus vollkommenen Henkers„knechten schlechte Minister machte!" — S. 105. „Wie er „da steht, der Schmerzenssohn! da steht, dem sechsten Schö„pfungstag zum Schimpfe! Als wenn ihn ein Tübin„ger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedruckt „hätte!" —

Den Schauspielern wird hie und da viel zugemuthet; z. B. S. 7, einander in die Ohren zu kneipen; ebend. einander mit dem Fuß vor den Hintern zu stossen; und S. 23, einen Bisamgeruch über das ganze Parterre zu verbreiten.

Fr.

An

An Böhmens junge Bürger. Ein Gedicht in vier Gesängen von Ignatz Cornova. Prag und Wien bey Schönfeld 1783. 6½ Bog. 8.

Ein Gedicht ohne Plan; Apologie von österreichschen Männern und deren Anstalten, in rauhen halbdeutschen Versen, wovon der Anfang zeugen kann:

„Die Mutter schied! dies war der Trauerlaut,
„der, meine Harfe! dir entklang; als er,
„der mir die Seele ganz beherrschete,
„der Schmerz die Hand nach deinen Saiten führt'!"

G.

Peter Abeillards und Heloisens zärtlicher Briefwechsel nach ihrer unglücklichen Liebe; nebst dem vorgesetzten Leben beyder merkwürdigen Personen. Leipz. bey Hilschern 1783, 20 Bog. 8.

Wir hätten dieser (bis auf die eingestreueten Verse noch) nicht ganz schlechten Uebersetzung füglich entbehren können, zumal des vorausgeschickten Lebenslaufs des unglücklichen Paars, der theils bekannt genug, theils in dem ersten Briefe beynahe gänzlich wiederholt ist.

Yr.

Sammlung von Gedanken solcher Männer, die sich Selbst — andre Menschen — und Welt kannten. Herausgegeben von J. Baurnjöpel. Wien bey Schmidt 1782. 12 Bogen 8.

Ein moralisches güldenes A. B. C. in Prosa, oder ein Bündel moralischer Gemeinsprüche nach alphabetischer Ordnung, nebst einer undeutschen verworrenen Vorrede.

Yr.

Ferrol oder es geht manch Einem so! Ein Burschengemäld in fünf Aufzügen. Mancher sieht des Kummers Ende! Hamburg 1783, bey Reuß. 12½ Bogen 8.

Ein Mensch, der vermuthlich auf Universitäten mit der niedrigsten Klasse der liederlichsten Studenten umgegangen, liefert hier ein getreues ekelhaftes Bild dieser Lebensart, und schließt mit der Moral, daß mehrentheils die Väter daran Schuld sind, wenn sich die Buben so schändlich aufführen, indem sie ihnen nicht Geld genug geben — Ein schönes Produckt!

Yr.

Der Todtschlag kommt an Tag, es sey auch so spät als es will, oder, die Liebhaber ein paar Mörder. Ein Schauspiel in drey Aufzügen. Dresden, bey Gerlach.

Ist nach der Vorrede das Werk eines vierzehnjährigen Knaben, und wir fügen blos hinzu: Unter aller Kritik.

Wf.

Das Fräulein Wohlerzogen: ein Lustspiel in drey Aufzügen. Ein Sittengemälde aus München. Daselbst bey Strobl 1783.

Wenn gleich dies Stück viel Lokales zu haben scheint, so ist die sogenannte Erziehung der feinen und großen Welt doch zu allgemein verbreitet, als daß die in diesem Stücke befindliche Satyre auf dieselbe nicht überall anwendbar seyn sollte. Der Dialog ist natürlich und fließend, der Plan simpel, die Charaktere der Natur getreu. Ueberall zeugt das Stück von artiger Welt- und Menschenkenntniß, nur ist die Sprache hin und wieder etwas provinziell.

Wf.

Die

Die Maler. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. München, bey Strodl 1783.

Eine artige Idee über eine Thorheit, die man nur zu oft in der Welt findet. Ein deutscher Maler, der sich einige Zeit in Paris aufgehalten, kommt mit einem angenommenen französischen Namen in seine Vaterstadt, und zu seinem alten Lehrer zurück, den er, blos weil er kein Ausländer ist, in Armuth und Verachtung findet. Um ihn darüber zu trösten, und ihm zu zeigen, wie wenig man auf das Urtheil des Pöbels aller Stände zu rechnen habe, giebt Glimour die Gemälde seines Lehrers Ebrecht für die Seinigen aus, und umgekehrt. Eine Gräfin und ein Baron besuchen als sogenannte Beschützer der schönen Künste die Arbeiten des fremden Malers, und erheben die Arbeiten des Ebrechts, die sie vor einem Jahre Schmiererey und Sudeley schalten, als die Arbeiten des Glimour über alles Maaß, hingegen die wahren Arbeiten des letztern, die aber Ebrecht für die seinigen ausgiebt, werden verachtet, und kaum angesehen — Der gewöhnliche Lauf der Welt, alles Fremde, blos weil es fremd ist, zu bewundern, und das Einheimische, blos weil es nicht ausländisch ist, zu verachten. In der That ein wahres Süjet für die Schaubühne, das auch hier wohl ausgeführet ist, und zu einem unterhaltenden Nachspiele dienen kann.

Wf.

Die drey Töchter. Ein Lustspiel in drey Aufzügen von C. H. Spieß, 1782.

Wenn Kenntniß des Herzens, des weiblichen zumal, wenn guter Dialog, markigte Zeichnung der Charaktere, aber doch immer der Natur getreu, wenn Laune, treffende Satyre, und immer forteilende Handlung wesentliche Eigenschaften eines guten Lustspiels sind; so gehört das gegenwärtige gewiß nicht unter die mittelmäßigen der neuern Fluth von Produkten dieser Art. Freylich könnte die Sprache hin und wieder korrekter, der Dialog auch hie und da gedrungener seyn, indessen wird man für diese kleine Flecken,

 durch

durch Rührungen und Täuschungen mancher Art schadlos gehalten.

Wf.

Orest und Hermione, oder die belohnte Treue. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von G. X. J. Wien 1783.

Ein höchst mittelmäßiges Produkt letzter Messe. Der Dialog ist langweilig und schleppend, voll französischer Tiraden und Exklamationen. Der Plan nicht ein wenig versteckt; denn auf dem ersten Blatte merkt man, daß die ganze Verwickelung auf einem angenommnen Namen beruhet, und im ersten Akte kann man bestimmen, was im fünften geschehen wird. Außerdem keine Charakterzeichnung, kein Interesse, keine Handlung, keine edle Sprache, nicht einmal immer Reinigkeit derselben, z. E. ansonsten, mir kosten, wegen wem, lassen sie mir ausschütten u. s. w. Der letzte Akt ist vollends unausstehlich, und man wird unwillig, wenn man über alle die langweiligen uninteressanten Exklamationen und gezerrten Empfindungen weder vom Flecke noch zu Ende kömmt.

Wf.

Der theure Ring. Ein Lustspiel in 4 Aufzügen, von Clement G. von Törring-Seefeld. München 1783.

Seit der unsterbliche Leßing (bey jeder, auch gelegenheitlichen Erinnerung, segnet Recensent seine Asche) mit so vielem verdienten Glücke seinen Riccaut auf die Bühne brachte, sind wenig Lustspiele erschienen, wo man nicht ein ähnliches Geschöpf hat auftreten lassen: allein es geschahe doch immer mit einer gewissen Moderation. In dem gegenwärtigen Stücke aber, das mehr wie alle obige, in Rücksicht auf Sprache, Scherze und Einfälle das Gepräge der Provinz an sich trägt, woher es kömmt, verläßt ein höchst unleidliches Geschöpf dieser Art fast gar die Bühne nicht, und wird dadurch so herzlich langweilig und unausstehlich,

fehlerhaft, daß man sich mit Recht wundern muß, wie dem Verf. dies nicht sein Gefühl habe sagen können. Ein paar Scenen geradebrechtes Deutsch, zumal in der witzigen Leßingschen Manier, lieset man mit Nachsicht und Vergnügen; allein wer muß nicht alle Geduld verlieren, wenn er sich durch neun Bogen solchen Unsinns hindurch arbeiten soll. Dazu kömmt, daß die übrigen Personen ein so elendes, fehlervolles, provinzielles bayrisches Deutsch reden, daß das Stück außerhalb der Provinz schwerlich Leser, noch weniger Beyfall finden kann und wird. Und nun vollends den Innhalt des Stücks? Alles so langweilig und übertrieben. Im ersten Akte ein langweiliger Handel mit einem Juden. — Im zweyten eine unausstehliche Unterredung an der Toilette; überall mit dem faden Marquis de St. Gris. Recens. hat kein Interesse für irgend eine Person fassen können; denn da ist keine, die sich durch irgend etwas auszeichne. Die gewöhnlichen Süjets, ein polternder Alter, eine alte jungseynwollende Coquette, ein närrischer Franzos, ein junger Bruder Liederlich, ein verliebtes Mädchen, und ein Spitzbube von Juden, alles höchst alltägliche Geschöpfe, ohne sonderliches Leben, ohne hervorstechenden Charakter, mit den allergemeinsten und allergewöhnlichsten Farben. Es verdient allein als Produkt einer Gegend, wo erst die Morgenröthe des Geschmacks anbricht, einige Nachsicht.

Wk.

Der argwöhnische Liebhaber. Ein Lustspiel in fünf Akten von C. F. Bretzner. Leipzig bey Jakobäer 1783. 12 Bogen 8.

Das Ding ist nicht durchaus zu verachten. Einige Charaktere haben etwas originell Drolligtes: aber im Ganzen ist es doch nicht gearbeitet genug. Hr. Frank verliebt sich gar zu eilig. Die Schreibart ist denn auch äußerst fehlerhaft, selbst da, wo die Personen nach des Verfassers Meynung richtig Deutsch reden sollen.

Yr.

Der Besuch nach dem Tode. Schauspiel in drey Akten von C. M. Plümicke. Nach Meißners Erzählungen rc. Berlin 1783. bey Maurer, 4 Bogen in 8.

Eine Fabel, die an sich schon nicht sehr geschickt zu einem Schauspiele war, matt zu einem theatralischen Stücke bearbeitet.

G.

Der Baron von Wallenstein, ein militairisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gotha bey Ettinger 1783.

Ein knotenvolles Gewebe alltägiger Empfindungen durch buntschäckige Handlungen ausgeführt, dem der Verf. durch Verzierungen aus Shakespears Gespensterlade Interesse und Ansehen geben wollen. Demohngeachtet gähnt der Leser dabey und freut sich, daß das Ding allenthalben im Zuschnitt fürs Theater unbrauchbar gemacht ist.

Recensenten ist es aufgefallen, daß der Verf. mit diesem Stück eine neue Klasse von Trauerspielen einführet. Militärische Handlungen lassen sich immer in eine der beyden einmal angenommenen natürlichen Klassen des heroischen und bürgerlichen Trauerspiels bringen, und wir bedürfen solche vorzustellen keiner besondern Art, und wo würde solche wohl Duldung finden, wenn dieses Stück das Muster dazu abgeben sollte?

Mg.

Die Jammabos, oder Japanischen Mönche, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, aus dem Französischen übersetzt von A. Wittenberg. Hamb. bey Hoffmann 1782.

Das glauben wir nicht, daß diese Uebersetzung, wie Hr. W. im Vorbericht wünscht, je die Bevölkerung befördern werde, gegen welche gewisser geistlicher Orden Hauptgrundsätze

sätze hinanzugehen scheinen; demohngeachtet verdient Hr. W. Dank für seine Bemühung, Deutschen ein Stück in einer fließenden Uebersetzung geliefert zu haben, welches noch in manchen unsrer Provinzen einen andern großen Nutzen schaffen könnte. Denn auch unser Vaterland ist noch nicht von allen Uranka's gesäubert, die hier und da minder oder mehr die Rechte der Menschheit zu unterdrücken suchen.

Unter den handelnden Personen ist Uranka's, Taiko's und Jlmagis Charakter am besten ausgemalt. Man darf sich nicht wundern, daß das Stück in Frankreich aufzuführen verboten worden, da es für die Hierarchie so kränkend ist. In einer von den südlichen Provinzen unsers Vaterlandes möchte die Uebersetzung wohl ein ähnliches Schicksal haben. Meistens sehen wir schon heller, und wissen, wie gut es um die Welt stehen würde, wenn wir nie Jammabo's und Bonzen gekannt hätten. Aber es wird auch hohe Zeit, die Augen des größern gemeinen Haufens mählig zu schärfen, daß ein solches Licht sie nicht blende, zu welchem sie je mehr und mehr stärker andringen als nöthig ist. Uebel, die daraus entstehen könnten, werden aber ohnstreitig vermieden, wenn die Fürsten Taiko's Grundsatz S. 62 ausführen:

„Laßt uns Talente aufsuchen und zu uns locken; es ist eine Kunst, ihnen ihre Stellen anzuweisen. In dem Range, den wir bekleiden, ist ein Prinz stets groß, wenn er große Männer liebt."

Auf dem Theater muß dies Stück in den beyden letztern Aufzügen eine treffliche Wirkung machen.

Hr. W. hätte zum Besten des Lesers die historischen Anmerkungen des Originals seiner Uebersetzung immer beyfügen können.

Mt.

V. Schöne Künste.

Fortsetzung einiger verrätherischen Briefe von Historie und Kunst. Frankfurt am Mayn. Bey J. P. Reifenstein, 1783. 6 Bogen. 8.

Man kennt den Hrn. **Hüsgen** zu Frankfurt am Mayn, als Verfasser dieser Briefe, deren erster Theil im J. 1776 gedruckt wurde, und zwölf Briefe über vermischte historische und artistische Gegenstände enthielt. Von ähnlicher Art ist auch diese Fortsetzung, deren Inhalt wir kürzlich auszeichnen wollen. Br. XIII. Ueber einige öffentliche Auktionen von Gemäldesammlungen zu Frankfurt, besonders über den Verkauf des Gogelischen und Bögnerischen Kabinets. XIV. Beschreibung einer Reise auf der Mosel und Donau. XV. Von den Gegenden am Mayn und Nidd. XVI. Eine kleine Reise des Verfassers nach dem Städtchen Ober-Ursel im Churmainzischen, drey Stunden von Frankfurt, mit Rücksicht auf dortige Alterthümer und Kunstsachen. XVII. Von einem ähnlichen Besuche des Städtchens Höchst am Mayn, und dessen Geschichte. XVIII. Ueber Frankfurt selbst und dessen Alterthümer. Nur ganz summarisch, wiewohl der Verfasser den Vorsatz hatte, eine grössere Beschreibung dieser seiner Vaterstadt auszuarbeiten, den er aber nun (S. 160) nach Absterben eines Freundes aufgiebt, der ihm eine umständliche Aufklärung darüber mitzutheilen versprochen hatte. Auch das hier befindliche hat der Verfasser zum Theil diesem Freunde, dem Pater **Fuchs**, zu danken, der die Epoche von der ersten Anlage des Baues dieser Stadt schon in das Ende des zweyten Jahrhunderts setzt. XIX. Ergänzungen der vorhergehenden Briefe. XX. Nähere Beschreibung der im zwölften Briefe erwähnten zu Hädernheim befindlichen Steinschrift, nach der Erklärung des P. **Fuchs**. XXI. Beschreibung der weiten Aussichten des Feldberges bey Reifenberg. — Ungeachtet die Materien dieser Briefe oft sehr speciel, und für entferntere Leser minder interessant sind, so wird doch ein Liebhaber der Alterthümer und Kunstgeschichte sie nicht ganz ohne Unterricht

und Unterhaltung finden. Wenn nur Hr. Hüsgen nicht so gar weitschweifig schriebe.

Fk.

Beyträge zu *Wilhelm Hogarth's* Lebensbeschreibung. Nebst einem nach der Zeitfolge geordneten und mit Erklärungen begleiteten Verzeichnisse seines Kupferstichwerks. Aus dem Englischen, mit einiger Abkürzung. Leipzig, bey I. G. I. Breitkopf. 1783. 14¼ Bog. 8.

Diese Uebersetzung der vor ein paar Jahren von dem englischen Buchhändler Nichols gesammelten und herausgegebenen biographischen Anekdoten von einem der merkwürdigsten und originalsten neuern Künstler, war allerdings eine nützliche Unternehmung, besonders wegen des hinzugefügten raisonnirenden Verzeichniß seiner Kupferstiche, die auch in den Händen vieler deutschen Kunstsammler sind, und wegen der vielen kleinen bedeutungsvollen Anspielungen, eines erläuternden Kommentars und einer genauern Zergliederung sehr bedürfen. Der ungenannte Uebersetzer zeigt sich durchgehends als ein durch Kenntniß der Sprache und Kunst diesem Unternehmen völlig gewachsener Mann; er hat mit sichtbarer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet, und nichts vorbeygelassen, was deutschen Lesern selbst über Nebenumstände dienliche Aufschlüsse und Erläuterungen gewähren konnte. Auch daran that er sehr wohl, daß er einige weitschweifige Erklärungen des Originals, einige Wiederhohlungen, Anekdoten, die blos den Engländer intereßiren konnten, lange Gedichte, und überhaupt solche Stellen abkürzte, die zur Erläuterung der Hogarthischen Blätter nicht das Mindeste beytragen, sondern die Geduld des deutschen Lesers nur ermüdet hätten. Schade nur, daß der Uebersetzer die neue verbesserte und vermehrte Ausgabe des Originals noch nicht benutzen konnte, die Hr. Nichols im Jahr 1782 geliefert, und die er mit manchen neuen und interessanten Zusätzen bereichert hat. Zu dieser ist auch ein brauchbares allgemeines Regißter hinzugekommen, welches zur Auffindung einzelner

Blätter für den Liebhaber, und zur kürzern Uebersicht für den Sammler ein ganz dienliches Hülfsmittel abgeben kann. Wir wollen aus dem dieser neuen Ausgabe angehängten Postscript nur folgende Stelle übersetzen, weil sie einige nöthige Vorsichtsregeln für die Käufer und Sammler Hogarthischer Kupferstiche enthält: "Die ersten Abdrücke von Ho„garth's Stichen sind oft schwächer als die retuschirten. „Die Schönheit der erstern ist sowohl Deutlichkeit als Stär„ke; bey den letztern hingegen ist blos Stärke das Unter„scheidungsmerkmal. Die ersten und dritten Abdrücke „der Geschichte einer Buhlschwester (Harlot's Pro„grefs) werden diese Anmerkung zur Gnüge erläutern, die „sich jedoch auf gute Abdrücke der Platten in beyden Fällen „einschränkt. Denn es finden sich itzt einige, welche sich „eben so wenig durch klare Durchsichtigkeit, als durch Stär„ke empfehlen. Dazu kommt noch, daß man in dem Fal„le, wenn Kupferplatten schon sehr abgenützt sind, sie ge„wöhnlich mit doppelt starker Farbe zu überladen pflegt, „damit ihre Schwäche dem Käufer so wenig als möglich in „die Augen falle. Diese Gewohnheit nennen die Kupferdru„cker im Englischen coaxing; und vermittelst dieses star„ken Auftragens der Schwärze werden die tiefern Züge des „Grabstichels, die nicht ganz verloschen sind, ganz voll von „Schwärze, da hingegen jeder andre feinere und minder „dauerhafte Zug gar nicht mehr sichtbar bleibt. So haben „in den neuern Abdrücken vom Garrick in K. Richard „III. der Harnisch, das Gezelt und Gewand immer noch „Stärke genug, wenn gleich die feinern Gesichtszüge und „die Schatten des innern Theils der Hand schon längst ver„schwunden sind. Und doch verdient dies Blatt selbst in „den schwächsten Abdrücken noch immer den Vorzug vor den „neulich verfertigten schmutzigen Nachstichen. Die neuern „Abdrücke des Jahrmarkts und des Marsches nach „Finchley werden diese Bemerkung noch einleuchtender „erläutern."

Fr.

Der Todtentanz, nach einem 320 Jahre alten Gemälde in der St. Marienkirche zu Lübeck auf einer Reihe von acht Kupfertafeln, wobey zugleich

gleich im Hintergrunde perspektivische Vorstellungen der Stadt Lübeck nach verschiedenen Theilen und Seiten, der Meklenburgischen und Holsteinischen Grenzen, der Trave, ihrer Mündung, und der Ostsee. Unter jeder Tafel stehen hochdeutsche Reime von Nathanael Schlott; die ältern niedersächsischen Reime sind wieder mit abgedruckt, so viele noch davon zu finden waren, wobey zugleich einige Erläuterungen über diesen Todtentanz, und ähnliche Vorstellungen überhaupt, von Ludewig Suhl. Lübeck, 1783. Bey Donatius. 1 Bogen Text, in 4. und 8 Bogen Kupfer in Folio.

Aus diesem weitläuftigen Titel ersieht man schon das Meiste, was dies hier in Kupfer gebrachte Gemälde betrift. Hr. Suhl hat auf dem beygelegten Bogen noch einige Erinnerungen und Vermuthungen darüber beygebracht, und den nähern Inhalt der Abbildungen angezeigt. Das Gemälde selbst ist schon seit dem Jahr 1463 in der Marienkirche zu Lübeck befindlich, und bey der letzten Auffrischung im Jahr 1701 statt der alten niedersächsischen Reime mit neuern von Schlott versehen, die nicht ganz verwerflich sind. Von jenen alten Reimen ist in einigen Chroniken nur die letztere Hälfte aufbehalten worden, die Hr. S. hier gleichfalls hat abdrucken lassen. Recensent erinnerte sich bey dieser Gelegenheit eines mit ganz saubern Holzschnitten versehenen Buchs von ähnlicher Art, unter der Aufschrift: **De Dodendantz, dorch alle Stende vnd Geschlechte der Minscken, darin er herkumst vnd ende, nichticheit vnd sterfflicheit, alse in enem Spegel tho beschowende vorgebildet, vnd mit schönen Figuren gezieret. Sampt der heilsamen Arstedie der Selen D. Vrbani Regij. M. D. LVIII. 8.** Der Verfasser der unter den Bildern befindlichen plattdeutschen Reime ist, der gleichfalls gereimten Vorrede zufolge, Casper Scheit, der darinn unter andern, da er von der Allgewalt des Todes redet, hinzusetzt:

Blätter für den Liebhaber, und zur kürzern Uebersicht für den Sammler ein ganz dienliches Hülfsmittel abgeben kann. Wir wollen aus dem dieser neuen Ausgabe angehängten Postscript nur folgende Stelle übersetzen, weil sie einige nöthige Vorsichtsregeln für die Käufer und Sammler Hogarthischer Kupferstiche enthält: "Die ersten Abdrücke von Hogarth's Stichen sind oft schwächer als die retuschirten. "Die Schönheit der erstern ist sowohl Deutlichkeit als Stärke; bey den letztern hingegen ist blos Stärke das Unterscheidungsmerkmal. Die ersten und dritten Abdrücke "der Geschichte einer Buhlschwester (Harlot's Progress) werden diese Anmerkung zur Gnüge erläutern, die "sich jedoch auf gute Abdrücke der Platten in beyden Fällen "einschränkt. Denn es finden sich itzt einige, welche sich "eben so wenig durch klare Durchsichtigkeit, als durch Stärke empfehlen. Dazu kommt noch, daß man in dem Falle, wenn Kupferplatten schon sehr abgenützt sind, sie gewöhnlich mit doppelt starker Farbe zu überladen pflegt, "damit ihre Schwäche dem Käufer so wenig als möglich in "die Augen falle. Diese Gewohnheit nennen die Kupferdrucker im Englischen coaxing; und vermittelst dieses starken Auftragens der Schwärze werden die tiefern Züge des "Grabstichels, die nicht ganz verloschen sind, ganz voll von "Schwärze, da hingegen jeder andre feinere und minder "dauerhafte Zug gar nicht mehr sichtbar bleibt. So haben "in den neuern Abdrücken vom Garrick in K. Richard "III. der Harnisch, das Gezelt und Gewand immer noch "Stärke genug, wenn gleich die feinern Gesichtszüge und "die Schatten des innern Theils der Hand schon längst verschwunden sind. Und doch verdient dies Blatt selbst in "den schwächsten Abdrücken noch immer den Vorzug vor den "neulich verfertigten schmutzigen Nachstichen. Die neuern "Abdrücke des Jahrmarkts und des Marsches nach "Finchley werden diese Bemerkung noch einleuchtender "erläutern."

Fk.

Der Todtentanz, nach einem 320 Jahre alten Gemälde in der St. Marienkirche zu Lübeck auf einer Reihe von acht Kupfertafeln, wobey zugleich

gleich im Hintergrunde perspektivische Vorstellungen der Stadt Lübeck nach verschiedenen Theilen und Seiten, der Meklenburgischen und Holsteinischen Grenzen, der Trave, ihrer Mündung, und der Ostsee. Unter jeder Tafel stehen hochdeutsche Reime von Nathanael Schlott; die ältern niedersächsischen Reime sind wieder mit abgedruckt, so viele noch davon zu finden waren, wobey zugleich einige Erläuterungen über diesen Todtentanz, und ähnliche Vorstellungen überhaupt, von Ludewig Suhl. Lübeck, 1783. Bey Donatius. 1 Bogen Text, in 4. und 8 Bogen Kupfer in Folio.

Aus diesem weitläuftigen Titel ersieht man schon das Meiste, was dies hier in Kupfer gebrachte Gemälde betrift. Hr. Suhl hat auf dem beygelegten Bogen noch einige Erinnerungen und Vermuthungen darüber beygebracht, und den nähern Inhalt der Abbildungen angezeigt. Das Gemälde selbst ist schon seit dem Jahr 1463 in der Marienkirche zu Lübeck befindlich, und bey der letzten Auffrischung im Jahr 1701 statt der alten niedersächsischen Reime mit neuern von Schlott versehen, die nicht ganz verwerflich sind. Von jenen alten Reimen ist in einigen Chroniken nur die letztere Hälfte aufbehalten worden, die Hr. S. hier gleichfalls hat abdrucken lassen. Recensent erinnerte sich bey dieser Gelegenheit eines mit ganz saubern Holzschnitten versehenen Buchs von ähnlicher Art, unter der Aufschrift: De Dodendantz, dorch alle Stende vnd Geschlechte der Minschen, darin er herkumst vnd ende, nichticheit vnd sterfflicheit, alse in enem Spegel tho beschowende vorgebildet, vnd mit schönen Figuren gezieret. Sampt der heilsamen Arstedie der Selen D. Vrbani Regij. M. D. LVIII. 8. Der Verfasser der unter den Bildern befindlichen plattdeutschen Reime ist, der gleichfalls gereimten Vorrede zufolge, Casper Scheit, der darinn unter andern, da er von der Allgewalt des Todes redet, hinzusetzt:

Dat

Dat hebben ock de Olden mild,
Dem Jungen Volcke vorgebild.
Dorch gmeelt vnd syn gelykenis,
Dat alles dem Dod vnderworpen ys.
Vnd dat den Dodendantz genandt,
Als der Gemeelde veel syn bekandt.

Uebrigens haben die Scheitischen Reime mit den alten Lübeckischen gar keine, und die Stände der Menschen, die der Todt zum Tanz auffodert, nur hie und da eine zufällige Aehnlichkeit. Der Meister des Lübeckischen Gemäldes läßt sich aus der Angabe Px. Ho. schwerlich errathen; **Holbein** kann es freylich nicht seyn, wie Hr. S. anfänglich muthmaßte, aber bald, nach näherer Vergleichung historischer Umstände, unstatthaft fand. In Ansehung des Kostume und des physiognomischen Ausdrucks ist das Gemälde, und auch dieser ganz gut verfertigte Stich desselben, allerdings noch unterrichtend und der Aufmerksamkeit würdig. Zuletzt äußert Hr. S. noch eine Vermuthung in Ansehung der ganzen Idee eines Todtentanzes, daß sie nämlich aus der Redensart, **nach Jemandes Pfeife tanzen**, entstanden seyn könne. Diese Redensart müßte dann freylich älter seyn, als alle gemalte Todtentänze. Und diese sind unstreitig sehr alt, und zum Theil noch weit älter, als der Lübeckische. **Warton** führt im zweyten Bande seiner History of English Poetry p. 54, bey Gelegenheit des Gedichts, von **Lydgate**, The Daunce of Death, verschiedne derselben an, und bemerkt, daß von deutschen Versen dieses Inhalts von einem **Macaber** unter den Harleyischen Manuscripten eine Abschrift befindlich sey, auch, daß in einem ums J. 1350 geschriebnen englischen Gedichte schon eine Anspielung auf diese Idee vorkomme. Mehrere Nachrichten darüber findet man in der auch von **Warton** als ein sehr gelehrtes und unterhaltendes Buch angeführten **Beschreibung des Todtentanzes, wie solcher zu Dresden auf dem Schloß gemalet**, von **Paul Christian Hilscher**; Budißin, 1721. 8. Das zu Preußisch Minden befindliche Gemählde dieser Art soll schon im J. 1383 verfertigt seyn.

Bl.

VI. No-

VI. Romane.

Der Robinson des achtzehnten Jahrhunderts; oder Abentheuer und Wanderungen des Herrn Franz Pelerin. Zwey Theile. Leipzig bey Weygand 1783. 8.

Es ist eine Uebersetzung des Aventurier françois ou mémoires de Gregoire Merveil, und ist der Titel sehr zwecklos umgeändert worden. Die Uebersetzung ist gut, die Vorrede langweilig gewitzelt, die Zusätze sind unbedeutend. Das Buch selbst ist eine höchst unwahrscheinliche Zusammensetzung gehäufter abentheuerlicher Begebenheiten.

Yr.

Die deutschen Fürsten aus dem dritten Jahrhundert, ein Original-Ritterroman in vier Bänden und acht Büchern. Zweyter Band. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1782. 456 Seiten. Dritter Band 455 S. Vierter Band 1783. 436 S. 8.

Es ist schwer zu begreifen, wie dieser alte Ritterroman, von dem wir schon bey der Anzeige des ersten Theils unsere Meynung geäußert haben, Leser und Abnehmer finden kann. Wer hat die Geduld, die dürren hölzernen Erzählungen von unglücklichen Schlachten, Scharmützeln, Speerrennen, und ritterlichen Abentheuern, die weder den Verstand noch das Herz beschäftigen, auch nicht einmal der Phantasie angenehm abwechselnde Bilder vorschieben, vier dicke Bände hindurch auszuhalten? Zu einer Zeit, wo alles darauf angelegt ist die Natur zu belauschen, und nach derselben menschliche Thaten und Handlungen zu kopiren, wo die Natur das angebliche Studium der Romanschreiber

ist,

ist, welches auch den Forderungen der Leser entspricht, machen die aufgewärmten alten Rittergeschichte ein seltsames Intermezzo, das sich gerade so ausnimmt, als wenn man zwischen den Handlungen eines Schauspiels, das von lebendigen Personen vorgestellt wird, ein Zwischenspiel von Marionetten den Zuschauern zum Besten geben wollte, und hölzerne Reutergeschwader auf dem Theater tummeln ließ. Ein Publikum, das zu einer und der nämlichen Zeit an so heterogenen Vorstellungen Geschmack finden kann, beweist daß es keinen Geschmack habe. Sollte dieser fade Ritterroman ja noch einmal ans Licht kommen, so wäre zu wünschen, daß er einem glücklichern Verbesserer in die Hände gefallen wäre, einem Manne, der mehr Geschicklichkeit und Sorgfalt bey der neuen Bearbeitung hätte anwenden können.

Af.

Die Tausend und eine Nacht, arabische Erzählungen, ins Französische übersetzt von dem Herrn Anton Galland ꝛc. aus dem Französischen übersetzt von Joh. Heinr. Voß. Bremen, bey Joh. Heinr. Cramer 1782. Dritter Band 377 S. Vierter Band 364 S. Fünfter Band 1783. 347 S. 8.

Je weiter diese Uebersetzung fortrückt, desto deutlicher fühlt der Leser, daß sie vor der ältern deutschen Uebersetzung nur wenig zum Voraus hat. Wenn sich der Herausgeber um das Buch hätte ein Verdienst erwerben wollen, so hätte er nur die weitschichtigen Erzählungen abkürzen und den leeren wortreichen Stil ein wenig zusammendrängen dürfen.

Oz.

August und Klärchen, ein Gemälde menschlicher Schwachheiten und Thorheiten, in zwey Theilen. Berlin 1783. Erster Theil 172 Seit. Zweyter 192 S. 8.

Es

Es fehlt auf dem Titel nur noch der Beysatz: zur wohlmeynenden Warnung der Jugend; so wäre der Inhalt des Buchs völlig erschöpft. Klärchen eine unschuldige Bauerdirne, von vornehmen Wollüstlingen ausgespäht und aus ihrem niedern Stande hervorgezogen, lebt nach Verlust ihrer Keuschheit in glänzender Schande, wird Maitresse eines englischen Lords in Berlin, und nachdem dieser von seiner Gemahlin aufgesucht worden und zur Vernunft zurückkehrt, geht Klärchen aufs Theater, wird bald darauf eine feile Buhlerinn, und in fortwährender Degradation bis zum Zuchthauß herunter gewürdiget, woraus sie doch wieder durch einen ehemaligen Liebhaber und nachherigen Consistorialrath befreyet wird. Sie verheurathet sich darauf, nachdem sie diesen Patron beerbt hat, und stirbt endlich unter dem Galgen, als gezwungene Zuschauerinn der Exekution, die an ihrem Ehekonsorten vollzogen wird. Dieser Held des Romans heist August, seiner Abkunft nach ein Bauer aus Klärchens Dorfe, und in früher Jugend ihr erster Liebhaber in aller Unschuld. Er wird nachher Bedienter und Liebhaber einer Gräfin, steigt darauf bis zum Secretär eines Ministers und heyrathet Klärchen. Aber er ist nun freylich auch nicht mehr der unschuldige Bauerjunge, sondern ein Spieler, ein Raufer, ein Dieb; bestiehlt seinen Herrn und wird gehangen. Eine so exemplarische Bestrafung des Lasters muß ja wohl der lieben Jugend Lehre und Beyspiel seyn, nicht von der Straße die da heißet die richtige abzuweichen, und an diesem Lasterspiegel sich zu erbauen. Das ist ganz gut. Aber als Roman, als Werk des Geistes betrachtet, ist dies Büchlein nicht viel werth.

Oz.

Kleine Romane, Erzählungen und Schwänke. Aus verschiednen Sprachen. Erstes Bändchen. Zweytes. Drittes. Berlin bey Himburg, 1782 und 1783. Zusammen beynahe 3 Alphab. 8.

Eine Sammlung, welche sich unter den vielen Zeitvertreibsschriften nun schon einmal lesen läßt. Die Schwänke

Schwänke sind ziemlich gut gewählt und aus verschiedenen Sprachen übersetzt. Die Uebersetzung ist gut, nur hin und wieder ist die Schreibart etwas neumodisch. Druck und Papier sind sauber.

Kbm.

VII. Weltweisheit.

Essai sur la Physiognomie destiné à faire connoître l'Homme à le faire aimer, par Jean Gaspar Lavater citoyen de Zürich, & Ministre du St. Evangile. P. I. II. à la Haye 1782. 1783. im größten Quartformate mit sehr vielen Kupfern.

Herr Lavater hat zum Behufe dieser Uebersetzung sein berühmtes Physiognomisches Werk umgearbeitet, und die Uebersetzung ist nach diesem Mscpte gemacht. Die Uebersetzer sind die Madame la Fite, und Hr. Renfner, Königl. Preuß. Legationssekretär im Haag. Daß diese Uebersetzung die grössesten Schwierigkeiten gehabt habe, kann jeder leicht einsehen, der die Natur der deutschen und französischen Sprache, und besonders die Hrn. Lavater eigene Schreibart kennet, die immer bald Nebel, bald Blitz, bald beydes zugleich ist. Ob man gleich hin und wieder merkt, wenn man einige Stellen mit der deutschen Ausgabe vergleicht, daß Hr. L. den Ausländern, besonders den Franzosen zu gefallen simpler schreiben will, so wird er ihnen noch immer höchst sonderbar scheinen, und fast ist zu befürchten, sie werden vieles, worauf Hr. L. einen sonderlichen Werth legt, nicht verstehen können. Da nun Uebersetzung und Umarbeitung eigentlich zum Besten der Ausländer gemacht worden ist; so wären wir sehr neugierig zu wissen, was die Ausländer zu einem Werke sagen werden, worinn ihnen in der That alles so sehr neu seyn muß, und von dem man also glauben sollte, es müsse sehr ihre Aufmerksamkeit erregen,

eigent-

eigentlich sagen werden. Wir hoffen nicht, es werde unserm deutschen Mitbruder gehen, wie dem ehrlichen George, einem **Priester von Wakefield**, welcher Paradoxen schrieb, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Vater fragte ihn:

„Well and what did the learned world say to your paradoxes?“

A. „Sir, the learned world said nothing to my paradoxes; nothing at all, Sir.“

Es scheint dies wenigstens in Deutschland der Fall zu seyn. Diese französische Ausgabe ist auch für einen Deutschen wichtig. Nicht allein die vielen Umänderungen, sondern auch viele und in der That wichtige Zusätze, nebst sehr vielen meist interessanten Kupferstichen, unterscheiden diese französische Ausgabe sehr von der deutschen. Sie verdient von jedem, der Hrn. **Lavaters** physiognomische Ideen näher erforschen will, genau studirt zu werden.

In der Vorrede des ersten Theils wird gerühmt, es herrsche in dieser Umarbeitung eine bessere Ordnung. Das können wir nun aber wirklich nicht finden. Hr. Lavater macht es seinen Lesern auch hier sehr schwer ihm zu folgen, und wir befürchten, daß dies ausländische Leser noch mehr abschrecken wird, als uns Deutsche. Lucidus ordo würde dieses Werk, worinn so viele schätzenswürdige Beobachtungen verborgen liegen, erst recht brauchbar machen. Die springende Facundia, auf die Hr. Lavater auch hier so viel setzt, verfehlt meist ihren Zweck. Wer auch gern mit großer Aufmerksamkeit lieset, verlangt doch, daß von verwandten Materien zu verwandten fortgeführt werde; sonst ist es fast nicht möglich, daß es in der Seele helle werde, besonders wenn man mit so ganz neuen und zum Theil noch so problematischen Gegenständen zu thun hat. Der Recensent hat dieses empfunden, da er einen Theil dieser Uebersetzung mit großer Aufmerksamkeit durchstudirt hat. Anmerkungen wären viel zu machen, aber es müßte wirklich ein ganzes Buch, nicht eine Recension geschrieben werden. Es ist vieles gar zu wenig bestimmt, und es würde gar zu viel Mühe kosten, sich mit dem Verfasser zu verständigen. Er bleibt bey seiner vorigen Idee. Er sieht immer noch die Menschengesichter allzueinseitig an, sieht immer noch immer hauptsächlich auf

Verstand, Genie, Meynungen u. s. w. und allzuwenig auf Neigung, Entwicklung sinnlicher Kräfte und Verhältniß derselben zu den geistigen. Nicht selten macht er offenbar Komplimente, und ehe man sich es versiehet, tritt ihn seine theologische Enthusiasterey wie eine heftige Kolik an, und denn ist alles vorbey. Kein Leser, der mit seinem gesunden Verstande auf platter Erde bey dem Menschen bleibt, so wie auf der Erde handelt, kann dem Verfasser folgen. Hrn. Lavaters theologische Ideen, und wenn sie ihm auch sonst noch so wichtig scheinen, gehören doch unmöglich in die Physiognomik. Diese hat es blos mit den wirklichen Einwohnern der Erde, nicht mit Geschöpfen der Phantasie zu thun. Dies erkennet aber Hr. Lavater nicht genug. Er mag sich gar gern ins Ideal einlassen, und dies führt ihn gemeiniglich ganz irre. Der Recensent gesteht, daß er nicht begreifen kann, wozu im IIten Bande die langen Betrachtungen stehn, über viele Kupferstiche, die Ideale von Raphael vorstellen sollen, und noch dazu Raphaels Ideal mehrentheils gewiß nicht vorstellen. Ideale der Maler sind wirklicher Physiognomik geradezu entgegengesetzt. Dabey sollte also Hr. L. schlechterdings nur stehen bleiben. Wir müssen in phys. Untersuchungen nicht fliegen, sondern gehen, nicht laufen, sondern Schritt vor Schritt und sehr bedächtig gehen, und wohl öfters zurücksehen, ob wir nicht etwan vom rechten Wege abgewichen wären.

Betrachtungen über die Religion, von einem Weltmann, worinn man die verschiednen Systeme der Weisen unsrer Zeit untersucht und die Verbindung der Grundsätze des Christenthums mit den Grundgesetzen der Ruhe der Staaten beweiset. Aus dem Französischen übersetzt von Johann Christian Friedrich Reich. Dessau 1783. 8. Erster Theil 15 Bogen, zweyter Theil 9½ Bogen.

Der Titul zeigt schon den Innhalt dieses Werkes an, worinn insonderheit das Systeme de la Nature auch nebenher andre Einwürfe gegen die Religion von Voltaire, Rouß

Rousseau und andere bestritten und widerlegt werden, und zwar nach dieser Methode, daß der Verf. zuerst die Worte seines Gegners anführt, den Innhalt beurtheilt, und ihm zeigt, wie derselbe theils mit den sonst von ihm selbst vorgetragnen Sätzen, theils auch mit andern ausgemachten Wahrheiten im Widerspruch stehe, und wie also aus der Annehmung desselben etwas Ungereimtes folge. Er zeigt sich hiebey als ein kaltblütiger Untersucher der Wahrheit der sich nie, wie es so oft zu geschehen pflegt, in der Hitze des Streits zu einem unschicklichen Betragen verleiten läßt, seinen Gegner nur durch Gründe bestreitet und sorgfältig alle persönliche Angriffe vermeidet. Dabey fehlt es ihm weder an ausgebreiteten Kenntnissen noch an einen im Nachdenken wichtiger Wahrheiten geübtem Geiste, der sich die Schwäche seiner Gegner zu Nutze zu machen weiß und sie gemeiniglich mit ihren eigenen Waffen zu schlagen weiß. Freylich muß man Bedenken, daß es ein Weltmann ist, der auch vornemlich für Weltmänner schreibt, und also gerade tief eindringende Spekulation und schulgerechte Gründlichkeit nicht erwarten. Der erste Theil ist hauptsächlich dem Fatalismus entgegengesetzt, und sucht denselben so wie er von dem Verf. des Systeme de la nature vorgetragen worden, zu widerlegen. Im zweyten Theil wird die Lehre von Gott abgehandelt. Zuerst werden die Beweise fürs Daseyn Gottes vorgetragen, und die dagegen gemachten Einwürfe entkräftet. Hierauf beschäftigt sich der V. mit dem in der Welt vorhandnen Uebel, führt die Meynungen der alten Philosophen hierüber an, sucht darzuthun, daß der Fatalist insonderheit hierbey sehr ins Gedränge komme, und will den Knoten dadurch auflösen, daß er den Ursprung des Uebels dem Mißbrauche menschlicher Fähigkeiten, Triebe und Leidenschaften zuschreibt, und behauptet, daß man diesen Mißbrauch der Gottheit schlechterdings nicht zur Last legen könne. Uns in eine nähere Prüfung des Innhalts einzulassen, verbietet uns die Einrichtung unsrer Bibliothek, nach welcher wir, seltne Fälle ausgenommen, den hierzu nöthigen Raum für deutsche Original-Werke aufheben müssen.

Sg.

System der Natur, oder von den Gesetzen der physischen und moralischen Welt, aus dem Französischen des Herrn von Mirabaud. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig 1783. in gr. 8. 404 Seiten.

In der Vorrede sagt der Verf. ein langes und breites sein Unternehmen zu rechtfertigen; gesteht aber dabey selbst, sein Autor enthalte kein tiefes Raisonnement, und zeichne sich blos durch Deklamation aus. Nun des seichten Gewäsches haben wir ja auch in unserm Vaterlande genug, wozu sollen wir auch noch das Ausländische uns zueignen? Uebrigens läßt sich die Uebersetzung ganz gut lesen, das Original haben wir nicht zur Hand, und genaue Vergleichung würde auch so die Mühe nicht lohnen. Hie und da stoßen undeutsche Ausdrücke auf. S. 4 setzt sein Geschlecht fort, statt pflanzt fort. S. 5 es ist vermöge unserer Sinne, daß wir mit der ganzen Natur verbunden sind; ein Gallicismus. S. 4 verstehn wir folgendes nicht: Es ist immer, der eben von der Natur ursprünglich gegebenen Zusammensetzung, Gewebe und Kraft zufolge, daß diese, unmerklich wachsende, und sich modificirende Pflanze, am Ende einer größern Anzahl von Jahren, Blüthen hervorbringt, welche die Vorboten ihres Unterganges sind.

Wr.

Betrachtung über die Natur von Carl Bonnet, nach der sehr vermehrten neuesten Auflage in dessen sämtlichen Werken herausgegeben von Joh. Daniel Titius, der Naturlehre Prof. auf der Universität zu Wittenberg. Vierte Auflage. Leipzig bey Joh. Friedrich Junius 1783. gr. 8. Erster Band 438 Seiten. Zweyter Band 534 Seiten, ohne des Uebersetzers Zueignungsschrift, Vorreden, Innhaltsverzeichniß und Register, mit Bonnets gut gestochenen Bildnisse.

Durch

Durch die wiederhohlten Auflagen ist das Werk unter uns bekannt genug, und eben sie zeugen von der Güte der Uebersetzung; daher wir hievon nichts, dafür aber von den bey dieser Ausgabe gemachten Veränderungen, aus Hrn. Titius Vorberichte, beybringen. Hrn. Bonnets neu hinzugefügte Anmerkungen sind ganz geliefert, dagegen aber alle vorherige Anmerkungen von Spallanzani, und dem Uebersetzer selbst, weggelassen, weil sie nunmehr durch des Urhebers eigene Zusätze überflüßig wurden. Nur ein Paar Anmerkungen von Spallanzani sind geblieben, und ein paar andere aus Versehn wieder abgedruckt. An ein paar Stellen sind vom Uebersetzer Anmerkungen eingerückt, wo er es fast nicht Umgang nehmen konnte. Der Richtigkeit wegen ist der deutsche Text sorgfältig gegen den neuen Abdruck des Originals gehalten, und das wenige darin geänderte mitgenommen. Auch in der Uebersetzung selbst sind bey vielen Stellen Abänderungen gemacht, die sich theils auf die Deutlichkeit im Ausdrucke, theils auf mehr Genauigkeit beziehen, weil an verschiedenen Orten zu viel Freyheit und Kürze war gebraucht worden. Die drey Bände des Originals sind auf zween von gleicher Stärke fast gebracht, und der erste mit dem achten Theile beschlossen. Auch ist das Register ziemlich vermehrt und der Hauptinnhalt der Noten hineingebracht. Mancherley Geschäfte und Sorge für die Gesundheit haben die frühere Erscheinung verhindert.

Wr.

Sammlung der Schriften schöner Geister aus dem 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert. Der erste Band, welcher enthält Lord Franz Bacon: über die Würde und den Fortgang der Wissenschaften, verdeutscht, und mit dem Leben des Verf., und einigen historischen Anmerkungen herausgegeben von D. Joh. Hermann Pfingsten. Pest, bey Weingand und Kopf, 1783. gr. 8. 812 Seiten, Zueignungsschrift und Vorrede nicht mitgerechnet.

In meinen Erhohlungsstunden von Berufsgeschäften, sagt die Vorrede, und auch denen dahin einschlagenden litterarischen Arbeiten, ist gemeinsinnige Philosophie mein Lieblingsstudium. Ich bin also gesonnen die Schriften eines Bakons, Thomasius u. s. w. in gesundem Teutsch als gute Nahrung vorzulegen. Der zweyte Band soll in der nächsten Messe folgen, und Bercleys Leben, dessen Icon animorum, und einige Aufsätze von St. Evremont enthalten. — Diese Erhohlungsstunden konnte der Verf. viel besser anwenden, sich mit der gemeinsinnigen Philosophie selbst mehr bekannt zu machen; sie hatte ihn nach der Bemerkung nicht einmal gewährt, daß Bako zu den schönen Geistern gewiß nicht gehört. Auch erkennt man in den Anmerkungen deren Einfluß sehr wenig. Das gesunde Deutsch hat Rec. nicht finden können, wenigstens ist denen Arbeiten, sich im Gesetz stellen, die unveränderliche und unverletzliche Gesetze, Veroffenbarung, Lehrjünger, u. a. m. wohl nicht von gesunder Art. Der Uebersetzung selbst sieht man die Flüchtigkeit an, Bako will nicht den Fortgang der Wissenschaften beschreiben, sondern zu ihrer Vervollkommung Plane geben, also müßte der Titel heissen nicht von dem Fortgange, sondern von der Vervollkommung der Wissenschaften. Stillschweigen ansagen, silentium indicere, ist ein Latinismus; wir sagen auflegen, gebieten. Das Vieldünken der Politiker, supercilium politicorum, ist wohl genauer der Stolz. Die gelehrtesten Männer sind Anführer der Sekten. Bako sagt hæreticorum coryphæos, und versteht Ketzer; eine Sekte zu stiften ist ja so ein groß Verbrechen nicht. Die zwey vornehmsten Sinnen: Bako sagt palmerii inventionis sensus, die am meisten zur Erfindung dienenden. Warum die Anmerkungen historisch genennt werden, sehn wir nicht: gleich die erste, worinn etwas von van Swieten angeführt wird; die dritte, welche aus Zimmermann etwas abschreibt, enthalten ja nichts historisches; oder heißen sie etwa so, weil sie meist aus andern entlehnt sind? Hier hätte sich gemeinsinnige Philosophie noch am besten anbringen lassen, wenn z. B. das jetzt nicht allgemein verständliche Kunstwort, zwote Ursachen, erklärt; das für uns nicht mehr durchgehends befriedigende in Bakos Antwort an die Verächter der Wissenschaften bemerkt, und durch etwas bessers ersetzt wäre; oder auch dessen bis-

wei

weilen unrichtige Anführungen alter Philosophen Berichtigung erhalten hätte; z. B. Heraklits Spruch, lumen siccum optima anima, statt anima sicca optima. Zuweilen ist auch der Verf. in den Noten nicht mit dem besten Glücke witzig; z. B. Hekuba war die Gemahlin des Priamus und die Mutter des Hektors, und soll der Mythologie zufolge in einen Hund verwandelt worden seyn, wie es gewiß auch in der Zukunft allen Rohrdommeln von Weibern paßiren soll.

Wr.

Osiris und Sokrates, von Friedrich Viktor Leberecht Pleßing, D. d. W. Berlin und Stralsund, bey Lange. 1783. 8. 532 S.

Heydnische Religion theilte sich in exoterische und esoterische. Beyde waren mit der Staatsverfassung verbunden, jene äußerlich, diese aber innerlich. Durch diese Verbindung erhielten die Theile und Grundsätze der exoterischen Religion ein eben so heiliges Ansehn, als die Gesetze des Staats selbst. Und in ihr Aenderungen und Neuerungen vornehmen, oder sich gegen den in ihr liegenden Aberglauben erklären, hieß die Staatsverfassung angreifen und sich des Hochverraths verdächtig machen. Hier lag der Grund der absoluten Intoleranz bey Heyden.

Die vom Aberglauben gereinigten Grundsätze wurden in höhern Mysterien vorgetragen, mit dem Beding, daß Eingeweihte tiefste Verschwiegenheit zu beobachten verpflichtet waren, damit der äußern exoterischen Religion nicht widersprochen und die Staatsverfassung erschüttert werde. Jeder Uebertreter dieser Verschwiegenheit hatte als Staatsverbrecher den Tod verwürkt.

So waren besonders bey Aegyptern Religion und Regierungsverfassung so genau mit einander verbunden, daß wir darinn die Ursachen finden, warum ägyptische Weisen ihre neuern, höhern Einsichten nicht zu Volksideen zu machen suchten, sondern sie in Räthsel und Allegorien hüllten. Hieher gehört die Geschichte von **Osiris, Isis, Orus** und **Typhon.**

Geschichte des Osiris deutet einen vorhergegangnen glücklichen Zustand der Menschen an, worinn sie der Gottheit ähnlich gewesen. Nach der Aegypter Meynung ist im Verstande Gottes, welcher durch den Osiris vorgestellt worden, der erste Grund und Stoff des Daseyns der Dinge zu suchen. Dies ist auf grobe sinnliche Art durch den Phallus, als ein durch Kunst nachgemachtes Zeugungsglied, angedeutet, vermöge dessen die Seele sich auf künstliche Weise wieder in ihren vorigen glücklichen Zustand der Vereinigung und Aehnlichkeit mit Gott zurückversetzen kann, indem sie sich von allen Körperlichkeiten zurückzuziehen strebt.

Die Grundsätze der esoterischen Religion des großen Osiris scheinen in Mysterien der Isis oder des Osiris den Eingeweihten offenbart worden zu seyn, nemlich daß nur ein höchstes Wesen existire: daß die Seele der Menschen ein Ausfluß aus dem höchsten Verstande Gottes, des Osiris, sey; daß aber die Seele ihrer ersten Vollkommenheit, des Ebenbildes von Osiris, verlustig geworden; daß sie jedoch durch Tugend und Zurückziehung vom Körper noch in diesem Leben sich der verlornen Vollkommenheit wieder nähern könne, und nach der Befreyung vom Körper ganz in den ursprünglichen Zustand zurückkehren werde.

Pythagoras wollte die aus Aegypten gezogene Aufklärung allgemeiner machen. Er stiftete deshalb einen eignen Orden von verschiedenen Graden, in deren höhern die auserlesensten Köpfe aufgenommen wurden, um die esoterische Lehre zu empfangen. Sobald aber seine Sekte bekannt ward, mußte sie Verfolgungen erfahren, welche aus Verbindung damaliger Regierungsform mit exoterischer Religion entstanden, wornach jede Aenderung für gefährlich gehalten ward.

Bey gänzlicher Veränderung der glücklichen Konjunkturen in Aegypten entstand daselbst auch das Mönchsleben unter Christen. Hang zur Allegorie gieng zu Christen über. Religion des Osiris breitete sich bis nach Indien aus, wo sie in Bonzen fortlebte.

Als Roms Freyheit dahin war, fanden vorige Ursachen der Intoleranz nicht mehr statt. Religionszwang hörte nach und nach stillschweigend auf. Aber bey aller dieser unter der Despotie zunehmenden Toleranz wuchsen Aberglaube und Verfall der Wissenschaften; denn da sich die Regierungsform

rungsform aufgelößt, so lößte sich auch das Band der Vereinigung zwischen Religion und Staat auf.

Diese Toleranz verursachte, daß Philosophen dieser Zeit die bisher in Mysterien aufbewahrten Lehren esoterischer Religion öffentlich in Schriften vortrugen. Dies führte aber zur Schwärmerey, weil die esoterischen Religionsbegriffe dem Geist des Zeitalters nicht anpaßten. (Wie inkonsequent!)

Hieraus erklärt sich der ausbrechende Hang zu magischen Wissenschaften. Alles wimmelte von Zauberern. Auf Schwärmerey folgte Aberglaube, welcher im fünften Jahrhundert zur Vollendung gelangte. Religion des Osiris war nun nichts anders als modifizirter Pythagoräismus und Platonismus. Heyden und Christen hiengen demselben gleich stark an.

S. 153 kommt der Verfasser auf den Sokrates, um zu untersuchen, warum der ältere Kato so gegen ihn eingenommen gewesen.

Sokrates sah den Fehler der athenienſischen Regierungsform ein, welchen sie darinn begieng, daß sie wegen ihrer genauen Vereinigung mit der exoterischen Religion keine Veränderungen in der letztern zuließ. Er sah ein, daß dadurch bey zunehmender Kultur und Verfeinerung der Sitten und des Verstandes schädliche Folgen entstehn würden. Darum bemühte er sich, die Athenienser von ihrer großen Bewunderung und Verehrung gegen Sitten und Gesetze ihrer Vorfahren zurückzubringen, welches er besonders bey jungen Leuten versuchte, denen er Mängel der Gesetze und Regierungsform zu zeigen sich angelegen seyn ließ. Er griff exoterische Religion nicht geradezu an, sondern trug Religionslehren vor, welche weit würdigere Vorstellungen von Gott enthielten, als in gewöhnlicher Landesreligion gelehrt wurden. Aus der Natur Gottes leitete er besondere Motiven zur Rechtschaffenheit für die Menschen ab. Er wieß auf Ordnung und Vollkommenheit in der Welt hin, und stellte sie den Menschen zur Nachahmung vor, indem er ihnen Weisheit, Klugheit und Tugend empfahl. So zeigte er unvermerkt die Schwäche der Landesreligion, ohne sie ausdrücklich zu tadeln.

Die Folge sokratischer Lehren ergab sich von selbst, nemlich daß es das allgemeine Beste erfordere, eine Regierungsform zu ändern, welche verbunden mit Aberglauben die

Menschen hindere, ihren Zustand glücklicher und vollkommner zu machen. Alle Umstände vereinigen sich, zu beweisen, daß dies des Sokrates eigentliche Absicht gewesen sey. Denn warum suchte er die Landesreligion in ihrer Unvollkommenheit darzustellen, welches keine andre Folge haben konnte, als ihre Abschaffung anzurathen? Warum anders hatte das Orakel zu Delphos den Sokrates für den weisesten und gerechtesten Mann erklärt, als weil es von ihm und seiner Parthey bestochen seyn mochte? Denn alle alte Gesetzgeber pflegten sich der Bestechung der Orakel als Mittel zu bedienen, ihre Absicht in Einführung neuer Gesetze zu erreichen. Auch hatte sich Sokrates nicht in Mysterien einweihen lassen, vermuthlich um nicht durchs Gesetz der Verschwiegenheit gehindert zu werden, seine Lehrsätze von Gott, die schon in Mysterien gelehrt wurden, zu Volksideen zu machen; und um dadurch anzuzeigen, daß er bey veränderten Zeitverhältnissen die Mysterien nicht nur für überflüssig, sondern auch für schädlich halte, weil sie darzu dienten, die Verallgemeinerung besserer Erkenntnisse zu hindern.

Hierzu kam das Vorgeben von einem göttlichen Geist, der ihm beywohne, der ihn Gutes und Böses unterscheiden und durch Divination die Zukunft vorhersehen lasse. Dies war der merkwürdigste Schritt des Sokrates, der ihm den Tod zuzog, ob er ihm gleich zur Ausführung seines Unternehmens auf immer geholfen haben würde, wenn er ihm gelungen wäre. Eingeschränkte Kenntnisse damaliger Zeit erlaubten ihm, das Volk auf den Wahn zu bringen, daß er vom göttlichen Geist geführt werde. Allein Sokrates dachte nicht daran, das Hinderniß zu heben, was ihm entgegenstand. Damalige Divination, Augurien und Orakel standen unter Aufsicht der Landesregierung und konnten nicht von Privatpersonen gehandhabt werden. Sokrates handelte also gegen die Gesetze, indem er die Beywohnung eines göttlichen Geistes vorgab. Er machte sich verdächtig, weitere Absichten zu haben. Man gab ihm Schuld, daß er neue, nicht vom Staat privilegirte Götter einzuführen suche, welches würklich Hochverrath war.

Hieraus ergiebt sich; daß Sokrates eines rechtmäßigen Todes gestorben ist. Wir müssen ihn aber bedauern, daß er ein Opfer seiner edeln Absichten werden mußte, welche gewiß aufs allgemeine Beste hinzielten, um neue Gesetzgebung

gebung und Veränderung der Regierungsform zu bewirken.

So darf es uns nicht auffallen, warum der ältere Kato den Sokrates als einen Aufrührer und nach der Tyranney strebenden Mann betrachtete. Er beurtheilte ihn aber nur deshalb ungünstig, weil er nicht einsah, daß gewisse Zeitläufte eine Veränderung in Gesetzen und Regierungsform nothwendig machten, worinn sich Sokrates nicht irrte, wie die Folge bewies, als Athen ein Raub von Mazedonien ward.

Ich habe nun den Hauptinnhalt der Schrift vorgetragen, um zu demjenigen übergehn zu können, was ich darüber zu sagen habe.

Geschichte menschlicher Meynungen und Gebräuche ist hundertfacher Gestalten fähig, sobald spätere Ausleger Lehren ihres Zeitalters oder ihre eignen in sie übertragen, und meistentheils stellt man Vorzeiten in günstigers Licht als sie verdienten. Denn man ist immer geneigt, vergangne Zeiten auf Kosten der gegenwärtigen zu erheben, weil jene durch ihr Alter gewisse Ehrwürdigkeit erworben haben und in einer Ferne stehn, wo nur ihre glänzendere Aussenseite unsre Augen auf sich zieht. Menschen sind gutmüthig genug, Uebel bald zu vergessen, von denen sie heimgesucht worden, und nur das Andenken jener Annehmlichkeiten zu behalten, welche ihnen zu Theil wurden. Eben so sind bey ganzen Völkern zu ihren guten Einrichtungen und Kenntnissen eher Lobredner aufgestanden, als Tadler zu ihren vielleicht größern Verderbnissen und Dummheiten, nicht zu gedenken, daß Theilnehmer der letztern immer die Mächtigsten im Volk waren, und darum Mittel genug in Händen hatten, die Stimme der Tadler zu überschreyen oder sie ganz zu unterdrücken. Man hat also sehr Ursach, bey Lob und Tadel der Geschichte sehr vorsichtig zu seyn, wenn man auch gerade nicht annehmen will, daß dieser oft unverdächtiger sey als jenes; am wenigsten darf man mit dem einen oder andern zu freygebig seyn bey hinterlaßnen Nachrichten, welche wir aus dem Gesichtspunkt der Urheber nicht mehr beurtheilen können, da Meynungen, Gesinnungen und Verfassungen derselben ihre Geltung nicht bis auf uns erhalten haben, woraus doch nur allein das Richtmaas des Urtheils zusammengesetzt werden müßte. Diese Vorsichtigkeit hat der Verfasser vorliegenden Buchs nicht

nicht beobachtet. Das Alterthum hat ihn so ganz bezaubert, daß er in deutungslosen Dunkelheiten tiefe Weisheit wittert und Priestertrug für hohe Staatskunst achtet.

Wenn der Verf. es nicht blos behaupten, sondern beweisen wollte, daß heidnische Religion überhaupt in exoterische und esoterische getheilt, und jene äußerlich und diese innerlich mit der Staatsverfassung verbunden gewesen: so mußte er die Einrichtungen numerisch aufzählen, welche zur einen und andern gehört haben sollen, und mußte aus Geschichten und Gesetzen pragmatisch den wechselseitigen Einfluß darstellen, der sich zwischen Religion und Staat gefunden haben mag. Er mußte die Gränzen zwischen Religion und Politik aufsuchen und die Mittel bestimmen, deren sich beyde bedienten, um Glückseligkeit der Menschen zu befördern. Er mußte der Entstehung bürgerlicher Tugenden und Laster nachspüren, um zu erklären, welche von beyden auf Rechnung der Religion und Regierung gesetzt werden müssen; denn es bleibt ausgemacht, daß gute und schlechte Gesinnungen und Handlungen der Menschen nicht aus ihrer Natur fließen, sondern aus religiösen und politischen Einrichtungen, worinn sie leben und erzogen sind. Aber von allem dem hat der Verf. nichts ausgeführt. Ich bin auch versichert, daß eine nach diesen Erfordernissen angestellte Untersuchung ganz andre Resultate liefern werde, als man bisher aus einzelnen Thatsachen abzuziehen pflegte, welche man im Blendschein des Religionsgefühls oder der Empfindeley betrachtete.

Ueberhaupt von der Sache zu reden, geht man offenbar zu weit, wenn man Ideen von exoterischen und esoterischen Lehren, welche unvollkommen genug von gewissen Schulen ausgegangen sind, für ganze Nationen geltend machen will. Man bedenke doch erst, daß Wahrheit und Irrthum, Ueberzeugung und Nichtglaube in Rom und Griechenland und Aegypten ganz etwas anders gewesen als bey uns. In jenen Ländern schätzte man Menschen und ihren Werth nicht nach spekulativen Meynungen, sondern nach Handlungen; ihre Religionen hatten keine Glaubensartikel, und waren wenig oder gar nicht zu eigentlichen Triebfedern der Moralität ausgestellt. Naturwissenschaft, Logik, Metaphysik, Moral, ja alle Wissenschaften waren noch nicht in Systeme gebracht und am wenigsten vervollständigt; man war noch ganz mit Erfindung der Materialien menschlicher Erkänntniß

beschäf-

beschäftigt, man griff darum jede neue Idee als Beytrag dazu auf, ohne sie auf einen Probierstein der Wahrheit zu legen, welchen man nicht hatte; Gelehrsamkeit war keinem gewissen Stand in Verwahrung gegeben, sondern alles Wissen ruhte bey Selbstdenkern, welche sich aus Neigung um Kenntnisse bewarben; man mußte auch die Allgemeinwerdung dieser oder jener Begriffe ganz dem Zufall überlassen, anstatt sie durch den Weg der Schriften in Umlauf zu bringen, weil man das große Werkzeug der Buchdruckereyen oder etwas Aehnliches nicht hatte; Sprachen selbst waren noch zu arm an allgemeinen Begriffen, um alle Eigenschaften der Dinge zu zergliedern und sinnliches Anschauen durch Abstraktionen zu vervollkommnen u. s. w. Wir aber haben diese und andere Nationen in der Geschichte vor uns vorübergehn gesehn, um uns durch ihre Schicksale zu unterrichten; wir haben ihre Kenntnisse uns zugeeignet und sie mit denen versetzt, welche der eigne Gang unsrer Kultur uns verschaffte; Nachahmung und Studien haben uns fast ums Selbstdenken gebracht; Offenbarungen haben unserm Forschungen ein Ziel gesetzt; Knaben bey uns wissen mehr sogenannte Wahrheiten als bey jenen Völkern alte Philosophen; alle Wissenschaften theilen sich zwischen Stand der Gelehrten und Lesewelt, kurz alles ist bey uns anders wie dort. Wie man in jenen Ländern keine Mittel hatte, Selbstdenken zu hindern, um gewisse Lehren esoterisch zu machen, weil jeder selbstdenken mußte, wer sich aufklären wollte: so haben wir itzt keine Mittel, Aufklärung aufzuhalten, keine Mittel zu verhindern, daß alle Begriffe, die in Behältern der Sprachen liegen, exoterisch werden, nachdem durch Buchdruckerey und Lesung zwischen allen Menschenköpfen das allgemeinste Ideenverkehr entstanden ist, welches zur Aufklärung unaufgehalten fortreißt. Man nenne uns doch also erst die Anstalten, wodurch man eine Folgeordnung von exoterischen und esoterischen Lehren für ganze Völker dort hätte durchsetzen können, ehe man auf Wörtern Hypothesen bauet, welche mit ihrem leeren Grund übern Haufen fallen. Man zeige uns doch aus unbestrittener Geschichte die Lehren selbst, welche der Vorwurf dieser Anstalten gewesen seyn möchten. Wenn auch Pythagoras diesen Unterschied für seine Schule einführte, das heißt für diejenigen, die sich ihm freywillig unterwarfen, war er denn darum auch außer seiner Schule geltend?

Man

Man darf es sich nicht befremden lassen, daß man sich in neuern Zeiten so ungewöhnliche Begriffe von Mysterien der Alten erdichtete. Christliche Offenbarungen sind gemißbraucht worden, indem sie auf Geheimnisse führten, welche man bey allen Nationen wieder sucht, wo man ihren Ausdruck findet. Man bedachte nicht, daß man von Aehnlichkeit der Benennungen nicht auf Aehnlichkeit benannter Gegenstände schließen dürfe, weil Wörter den Münzen gleichen, welche nach Verschiedenheit der Länder verschiedenes Gepräge und Gehalt haben. Man hat besonders den Umstand nicht beherzigt, daß man damals, als sich in Rom, Griechenland und Aegypten Staaten bildeten, noch des größten Geheimnisses bedurfte, wovon wir itzt keine Begriffe mehr haben, weil wir darüber hinaus sind, des Geheimnisses, Menschen, woraus die Staaten zusammengesetzt werden sollten, gesellig zu machen, sie an bürgerlichen Gehorsam und Gesetze zu gewöhnen und unter einem für sich bestehenden Ganzen zusammenzuhalten. Diese Menschen waren des herumirrenden und unstäten Hirten- und Jägerlebens gewohnt, und sollten nun in feste Verfassung übertreten, sollten Ackerbau und Künste treiben und sich in Familien vereinigen. Vielleicht hätten sie ohne Blendwerke dahingebracht werden können, wenn man ihnen nur ihren eignen Vortheil lebhaft zu versinnlichen gewußt hätte. Wenigstens würde diese Methode itzt beobachtet werden, wenn ein aufgeklärter Mann aus dem achtzehnten Jahrhundert ein rohes Volk in gesellige Ordnung einzwingen sollte. Aber bey jenen Stiftungen besaß man noch viel zu wenig Philosophie und Menschenkenntniß, um wilde Menschen durch sich selbst zu bändigen zu wissen. Man schlug also einen andern Weg ein, der sich Anfängern in der Regierungskunst von selbst darbot. Man stiftete Feste, welche bald von Gottheiten, bald von andern Dingen ihren Namen erhielten, und zu nichts weiter dienten, als das Volk durch die damit verknüpften Versammlungen zur Geselligkeit zu leiten, und durch Lustbarkeiten, womit sich diese Feste anfiengen und endigten, das Volk zu besänftigen und zu vergnügen, um es an Nation und Verfassung zu fesseln. Auch wurden diese Feste auf des Volks eigne Veranlassung bis zur Ungemessenheit vermehrt, weil es alles darin fand, was man darin gelegt hatte. Ein Beweiß, daß sie ihre volle Wirkung thaten!

Mit

Mit Absicht machte man darüber Staat gegen Staat eifersüchtig, um Unterthanen des einen und andern im Wahn zu bestärken, daß sie nur in ihrem Staat am besten leben könnten, um sie vorm Ueberlauf zu bewahren; denn man war damals noch nicht auf die heutige gewaltsamere Staatskunst verfallen, Auswanderungen dadurch zu verhüten, daß man sie durch Edikte verpönt und untersagt. In Wahrheit man war darinn der Natur näher, indem man Menschen an väterlichen Boden nur durch den Grundsatz knüpfte, ubi bene ibi patria. Um diesen Patriotismus zu nähren, vervielfältigte man die Gottheiten, weil man nicht allein selbst glaubte, sondern auch das Volk glauben machen wollte, daß ein Land dem andern destomehr vorzuziehen sey, je zahlreicher und gutgewählter die Gottheiten seyn möchten, unter deren Obhut es stehe. Man erhob verdienstvolle Menschen in die Zahl der Götter, um sich ihrer Nachkommen desto besser zu versichern und andern ein Vorbild der Nachfolge aufzustellen. Gern legte man die Tempel in Städten an, um jeden Einwohner den Gedanken einzuflößen, daß Götter ihre Sitze neben ihm haben, welches besonders in Griechenland Gebrauch war. Weil aber die Götterlehre selbst oft Dinge erzählte, welche für manche Götter übel ausgelegt werden konnten, z. B. ihr voriges oder künftiges Unglück, ihre Uebelthaten u. s. w. so legten Vorsteher des Volks oder Priester sich die Pflicht der Verschwiegenheit über die unrühmliche Chronik auf. Eben dies beobachteten sie auch nicht selten bey Schutzgöttern der Städte, deren Namen sogar ein Geheimniß blieb, wenn man entweder besorgte, in Annehmung dieser Schutzgötter nicht glücklich genug gewesen zu seyn, oder zu ungleichen Deutungen Gelegenheit zu geben. Außerdem gab es auch wissenschaftliche Begriffe, welche die Vorsteher und Beamten nicht kund werden ließen, um ihr Amt, zu dessen Verwaltung sie gehörten, in Ansehn zu erhalten, ihre Superiorität zu gründen und sich desto unentbehrlicher zu machen, ohne daß man sich im geringsten einfallen ließ, der Aufklärung des Volks gerade diese oder jene Gränzen zu setzen. Kurz, alle alte Gesetze bewähren es, daß Mysterien der Alten nichts anders gewesen, als diejenigen bekannten oder verschwiegenen Mittel, wodurch man Menschen in Gesellschaften zusammenhielt, Sitten einführte, Ehen anordnete, Familien gründete, Privat-

und

und Gemeineigenthum sicherte. Einer der größten Kenner alter Staaten und Gesetze, der selbst an römischen Mysterien Theil nahm, Cicero erklärt sie nicht anders, wenn er sagt: nihil melius illis mysteriis, quibus ex agresti immanique vita, exculti ad humanitatem et mitigati sumus, initiaque, ut appellantur, ita re vera principia vitæ cognovimus, neque solum cum lætitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliori moriendi. (lib. 2. cap. 14. de legib.) Man sieht hieraus, wie gewaltig man irrt, wenn man reine natürliche Religion zum Gegenstand dieser Mysterien angiebt, eine Sache, welche dem ganzen Zustand damaliger Erkenntniß laut widerspricht. Auch alle Beyspiele reden dagegen, die von der Religiösen Seite dieser Mysterien auf uns gekommen sind. Valerius Soranus mußte am Kreuß sterben, weil er den Schutzgeist der Stadt Rom verrathen hatte, welches ein Geheimniß seyn sollte. Und unter Griechen war Aeschylus in Gefahr, sein Leben zu verlieren, weil er ein Stück der Mysterien bekannt gemacht hatte, indem er im Prometheus schrieb, daß die dem Jupiter untergeordneten Götter auf Beständigkeit desselben nicht rechnen könnten, weil schon einige von ihm verstossen worden und der dritte ein ähnliches Schicksal zu erwarten habe. Wer mag doch wohl in beyden Proben die hohe Vernunft und natürliche Religion erkennen!

Unser Verf. wirft also die Begriffe gerade durcheinander, wenn er in vermeynter Bande zwischen Aberglauben oder exoterischer Religion und Staatsverfassung der Heiden den Grund ihrer absoluten Intoleranz sucht. Intoleranz nach unsern Begriffen konnte es bey ihnen gar nicht geben, weil sie zu ihrem Glück keine Regel des Glaubens hatten. Neuerungen durften freylich nicht von einzelnen Gliedern eingeführt werden, aber nicht deshalb, weil man, wie der V. wähnt, es für schädlich gehalten hätte, esoterische Sätze zu Volksbegriffen zu machen, sondern weil man im Gefolg des Grundsatzes der ersten Stiftung es für gefährlich achtete, alte Sitten und Gebräuche zu verlassen, welches, wenns allgemein geworden, die ganze Bande der Gesellschaft wieder aufgelößt haben würde, anstatt daß sie durch Alterthum immer fester geknüpft werden sollte. Jam ritus familiæ patrumque servare, id est, (quoniam antiquitus proxime

xime accedit ad deos) a diis quasi traditam religionem tueri. (*Cicero* de legib. lib. 2. cap. 11.) Eben darum konnten nicht eigenmächtig neue Religionen und Götter eingeführt werden, und man bedenke nur, was daraus entstanden seyn würde! Man hatte schon soviel Landesgötter, daß allgemeine Konfusion unter allen Gottheiten aufgekommen seyn würde, wenn jeder sich nach Belieben seine Götter hätte wählen und annehmen dürfen. Ich beweise dies wieder aus dem **Cicero**: suos deos aut novos aut alienigenos coli, confusionem habet religionum et ignotus cærimonias (de leg. lib. 2. c. 10). Wenn also Neuerungen z. B. in Divination, eingeführt und alte Gebräuche abgeschafft werden sollten: so mußte in Volksversammlungen darüber entschieden werden, welches in Verfassung damaliger Freystaaten seinen nächsten Grund hatte und die beste Widerlegung derjenigen abgiebt, welche glauben, daß es von Beschlüssen der Eingeweihten abgehangen habe, das Volk am Narrenseil zu führen. Darum sehen wir auch aus der Geschichte, daß unter Einstimmung des Senats und Volks in jedem Staat von Zeit zu Zeit Aenderungen unternommen worden. Nach **Plutarchs** Zeugniß dauerte es siebenzig Jahre, ehe man in Rom Götterbilder fand. Als man aber erst die Götter zu schnitzen und zu konterfeyen angefangen hatte, hielt man in ihrer Vermehrung keine Grenzen mehr, und **Varro** zählte schon dreyßig tausend, und **Bruxilus** setzt ihre Zahl auf zwey hundert und achtzig tausend. Bey dem allen konnte jeder denken was er wollte.

Von Aegyptern muß ich noch besonders reden. Unser V. tritt hier ganz vorzüglich auf die Seite des **Cudworths**, **Jablonsky**, **Warburtons** und andrer, welche ägyptische Mysterien zum ausgebildeten System natürlicher Religion erheben. Gegenwärtig ist dies wirklich sehr befremdlich, nachdem Hr. **Meiners** zu Göttingen in diesem Theil der Litteratur sehr aufgeräumt und erwiesen hat, wie wenig Glauben diejenigen Schriftsteller verdienen, aus deren Erzählung man bisher die Vorstellung der ägyptischen Religion schöpfte *), denn der V. ist hier getreulich den Fußtapfen seiner Vorgänger gefolgt.

Schon

*) Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Aegyptier, von Meiners. 1775.

Schon die Verfassung des ägyptischen Priesterordens war so beschaffen, daß man eher die Kunst zu betrügen als tiefe Weisheit bey ihm suchen durfte. Isis hatte, wie das Mährchen sagt, jeder Priesterzunft einen Theil des Körpers ihres Gemahls, Osiris, anvertraut, um ihn im Tempel aufzubewahren und göttlich zu verehren. Letzters geschah auch, denn die Priester hatten von der Isis den dritten Theil von ganz Aegypten zum Eigenthum empfangen, um sich und die heiligen Thiere davon zu unterhalten. Diese reelle Belohnung war nun in der That ein sehr mächtiges Motiv, aus dem Osiris zu machen, was Isis nur verlangte; denn Geschichte aller Zeiten hat es gelehrt, daß Menschen nie Bedenken getragen, Lügen zu lehren, wenn sie ihnen so gut bezahlt worden. Soviel ist gewiß, daß das Priesterthum in Aegypten vom Vater auf den Sohn erbte. Wissenschaft der Priester ward also ein Monopol, zu dessen Aufrechthaltung sie die beschwerlichsten Prüfungen zu erfinden wußten, um sich in Ansehn zu setzen, um Fremden den Eintritt zu erschweren oder sie gar abzuschrecken.

Dasjenige, was uns von ägyptischen Wissenschaften, z. B. von Naturwissenschaft, Moral, Mathematik und Koßmogonie überliefert worden, weil man daraus kein Geheimniß machte, beweist uns hinreichend, daß man ihre erste Elemente noch nicht überstiegen hatte. Selbst ägyptische Großsprecherey ist Beweis für die Armuth des Geistes; denn man hat immer die Erfahrung gemacht, daß gründliches Wissen sich mit Aufschneiderey nicht vertrage. Dies macht ihre Kenntnisse wohl sehr verdächtig, welche für uns ein Geheimniß geblieben seyn sollen; denn da alle menschliche Kenntnisse in gewissem Zusammenhang stehen, so kann man hier von demjenigen, was Geschichte aufbehalten, sehr sicher auf das übrige schliessen, was sie übergangen hat.

Und wo sind die Urkunden zu diesen Kenntnissen? Selbst die Schriftsteller, welche man als Zeugen aufstellt, ohne ihre Glaubwürdigkeit geprüft zu haben, haben uns keine wahren Thatsachen, sondern nur ihre eignen Meynungen und Vermuthungen hinterlassen. Man kann daraus wohl schliessen, was sie selbst von ägyptischen Geheimnissen urtheilten. Aber es ist ja dadurch nicht historisch ausgemacht, was letztere wirklich gewesen sind. Einer schreibt also dem andern nur immer Vermuthungen nach, und, wenns hoch

kommt,

kommt, erklärt jeder ägyptische Saukeleyen nach seinem System, und wir bleiben damit stets auf voriger Stelle.

Allegorie in Fabeln und Ausdrücken, welche man so sehr bewundert, läßt sich eben aus Rohheit ihres Zeitalters erklären. So lange der Mensch in Philosophie noch nicht so weit vorgerückt ist, um für sie eine eigne Sprache zu erschaffen, und über allgemeine Verhältnisse der Dinge und über Abstraktionen eben so bestimmt und deutlich reden zu können, als über Gegenstände, welche in die Sinne fallen: so muß er jede unsinnliche Idee in Bildern bezeichnen, um sich andern verständlich machen, die mit jener Idee weniger bekannt sind als mit diesen Bildern. Figürliche Sprache ägyptischer Priester war also blos **Sprache** der Mysterien, ohne ihr Geheimniß zu seyn, und war im Anfang wahrscheinlich die Sprache des ganzen Volks. Ist es also nicht ein eitles Beginnen, in ihr geheimnißvolle Lehren zu suchen, da sie weiter nichts als rohes Alphabeth derer gewesen, welche sie redeten? Alle alte Nationen und ihre Dichter haben sich im ähnlichen Fall befunden.

Diese Züge von ägyptischer Weisheit werden durch den Nationalcharakter vollendet, der so eigen geartet war, daß er etwas fremdes für andere Völker haben mußte. Der Hang der Aegypter zur Melankolie und zum Wunderbaren hieß sie Zeremonien auf Zeremonien häufen, ohne wesentliche Zwecke, und ließ sie Geheimnisse ahnden oder vorgeben, wo keine waren, oder wo nur trübe Dünste ihrer Einbildung ihnen auf den Augen lagen. Priester, deren ganzes Daseyn in der Folge auf Mystik zu beruhn schien, ließen die Schwärmerey der Nation nicht ungenutzt, indem sie immer neue Allegorien erdachten, welche, wenn sie gleich für sie selbst keinen Sinn hatten, doch den Verstand andrer zu beschäftigen dienten. Daher rühren vermuthlich jene Widersprüche, welche man in **Plutarchs** Schrift über **Isis** und **Osiris** wahrnimmt. Wie lassen sich auch Dinge in Uebereinstimmung bringen, die unter sich nicht im Zusammenhang stehn.

Menschen haben eine gewisse eitle Neugierde, die immer mehr gereizt wird, je weniger sie befriedigt werden kann; und nach diesen Maaß wächst ihre Achtung für dasjenige, was zu wissen sie vergeblich wünschen, weil sie nur Ehrerbietung haben für das Unbekannte, während daß alles Be-

Schon die Verfassung des ägyptischen Priesterordens war so beschaffen, daß man eher die Kunst zu betrügen als tiefe Weisheit bey ihm suchen durfte. **Isis** hatte, wie das Mährchen sagt, jeder Priesterzunft einen Theil des Körpers ihres Gemahls, **Osiris**, anvertraut, um ihn im Tempel aufzubewahren und göttlich zu verehren. Letzters geschah auch, denn die Priester hatten von der **Isis** den dritten Theil von ganz Aegypten zum Eigenthum empfangen, um sich und die heiligen Thiere davon zu unterhalten. Diese reelle Belohnung war nun in der That ein sehr mächtiges Motiv, aus dem **Osiris** zu machen, was **Isis** nur verlangte; denn Geschichte aller Zeiten hat es gelehrt, daß Menschen nie Bedenken getragen, Lügen zu lehren, wenn sie ihnen so gut bezahlt worden. Soviel ist gewiß, daß das Priesterthum in Aegypten vom Vater auf den Sohn erbte. Wissenschaft der Priester ward also ein Monopol, zu dessen Aufrechthaltung sie die beschwerlichsten Prüfungen zu erfinden wußten, um sich in Ansehn zu setzen, um Fremden den Eintritt zu erschweren oder sie gar abzuschrecken.

Dasjenige, was uns von ägyptischen Wissenschaften, z. B. von Naturwissenschaft, Moral, Mathematik und Koßmogonie überliefert worden, weil man daraus kein Geheimniß machte, beweist uns hinreichend, daß man ihre erste Elemente noch nicht überstiegen hatte. Selbst ägyptische Großsprecherey ist Beweis für die Armuth des Geistes; denn man hat immer die Erfahrung gemacht, daß gründliches Wissen sich mit Aufschneiderey nicht vertrage. Dies macht ihre Kenntnisse wohl sehr verdächtig, welche für uns ein Geheimniß geblieben seyn sollen; denn da alle menschliche Kenntnisse in gewissem Zusammenhang stehen, so kann man hier von demjenigen, was Geschichte aufbehalten, sehr sicher auf das übrige schliessen, was sie übergangen hat.

Und wo sind die Urkunden zu diesen Kenntnissen? Selbst die Schriftsteller, welche man als Zeugen aufstellt, ohne ihre Glaubwürdigkeit geprüft zu haben, haben uns keine wahren Thatsachen, sondern nur ihre eignen Meynungen und Vermuthungen hinterlassen. Man kann daraus wohl schliessen, was sie selbst von ägyptischen Geheimnissen urtheilten. Aber es ist ja dadurch nicht historisch ausgemacht, was letztere wirklich gewesen sind. Einer schreibt also dem andern nur immer Vermuthungen nach, und, wenns hoch

kommt,

kommt, erklärt jeder ägyptische Gaukeleyen nach seinem System, und wir bleiben damit stets auf voriger Stelle.

Allegorie in Fabeln und Ausdrücken, welche man so sehr bewundert, läßt sich eben aus Rohheit ihres Zeitalters erklären. So lange der Mensch in Philosophie noch nicht so weit vorgerückt ist, um für sie eine eigne Sprache zu erschaffen, und über allgemeine Verhältnisse der Dinge und über Abstraktionen eben so bestimmt und deutlich reden zu können, als über Gegenstände, welche in die Sinne fallen: so muß er jede unsinnliche Idee in Bildern bezeichnen, um sich andern verständlich machen, die mit jener Idee weniger bekannt sind als mit diesen Bildern. Figürliche Sprache ägyptischer Priester war also blos Sprache der Mysterien, ohne ihr Geheimniß zu seyn, und war im Anfang wahrscheinlich die Sprache des ganzen Volks. Ist es also nicht ein eitles Beginnen, in ihr geheimnißvolle Lehren zu suchen, da sie weiter nichts als rohes Alphabeth derer gewesen, welche sie redeten? Alle alte Nationen und ihre Dichter haben sich im ähnlichen Fall befunden.

Diese Züge von ägyptischer Weisheit werden durch den Nationalcharakter vollendet, der so eigen geartet war, daß er etwas fremdes für andere Völker haben mußte. Der Hang der Aegypter zur Melankolie und zum Wunderbaren hieß sie Zeremonien auf Zeremonien häufen, ohne wesentliche Zwecke, und ließ sie Geheimnisse ahnden oder vorgeben, wo keine waren, oder wo nur trübe Dünste ihrer Einbildung ihnen auf den Augen lagen. Priester, deren ganzes Daseyn in der Folge auf Mystik zu beruhn schien, ließen die Schwärmerey der Nation nicht ungenutzt, indem sie immer neue Allegorien erdachten, welche, wenn sie gleich für sie selbst keinen Sinn hatten, doch den Verstand andrer zu beschäftigen dienten. Daher rühren vermuthlich jene Widersprüche, welche man in Plutarchs Schrift über Isis und Osiris wahrnimmt. Wie lassen sich auch Dinge in Uebereinstimmung bringen, die unter sich nicht im Zusammenhang stehn.

Menschen haben eine gewisse eitle Neugierde, die immer mehr gereizt wird, je weniger sie befriedigt werden kann; und nach diesen Maaß wächst ihre Achtung für dasjenige, was zu wissen sie vergeblich wünschen, weil sie nur Ehrerbietung haben für das Unbekannte, während daß alles Be-

kannte ihnen gewöhnlich und somit auch gleichgültig wird. Es wird in der That wenig Verstand dazu erfodert, diese Schwachheit am Menschen wahrzunehmen, und ägyptischen Priestern konnte sie um so weniger entgehn, je mehr ihnen daran gelegen war ihre Fabeln vom **Osiris** in Ehren und Ansehn zu erhalten. Sie konnten also die unwissendsten Leute seyn, und daneben im Ruf tiefer Wissenschaft stehn, weil ihr geheimnißvolles Wesen ihnen diesen Ruf beym spähenden Volk unverdienter Weise verschafft hatte.

Boulanger gehört zu denen, welche von ägyptischen Mysterien mehr erwarten als sie leisten können: aber er weis sich weit glücklicher in den Geist alter Zeiten zu versetzen, um sie nicht nach Beschaffenheit heutiger Welt zu beurtheilen. Er verfällt deshalb unter andern auf eine Erklärungsart, welche wenigstens Aufmerksamkeit verdient, ob man sie gleich nicht für wahr annehmen kann. Die Lehre vom Zukünftigen, schreibt **Boulanger**, stiftete in älterer Zeit den Nutzen nicht, welchen man ihr nachher beygelegt hat. Wir können dies aus Vorfällen schließen, die sich noch lange nach Einführung der Mysterien zugetragen haben. **Cleombrotus von Alexandrien** hatte sich kaum unterrichtet, daß seine Seele unsterblich sey: so stürzte er sich von einem Thurm herab, um seine Ueberkunft ins ewige Leben zu beschleunigen. Als **Hegesias zu Cyrene** diese Lehre seinen Zuhören vortrug: so entleibten sich viele der letztern, und **Ptolomäus Philadelphus** mußte die Lehre in seinen Staaten verbieten, um dem Selbstmord zu steuern. Wenn nun dieser Grundsatz von der Zukunft so viel Unruhe in der Gesellschaft anrichten konnte zu einer Zeit, wo die Menschen still und glücklich lebten: so wird man leicht urtheilen können, zu welcher Ausschweifung diese Lehre das menschliche Geschlecht in den ersten Zeiten nach der Sündfluth bringen konnte, wo es mit Elend überhäuft war und in Sorge und Schrecken lag. Man darf sich also nicht wundern, wenn die ersten bürgerlichen Gewalten die Parthey des **Ptolomäus** ergriffen und jene Lehre in die Mysterien verwiesen, um sie nicht unters Volk kommen zu lassen, damit es nicht abgehalten werde, feste und ordentliche Einrichtungen auf dem Erdboden zu machen; damit es sich nicht der Verzweiflung überlasse und den Ausgang suche, welchen die Lehre der Unsterblichkeit

öffnet

öffnet *). Und wenn dies das Motif der Verheimlichung gewesen seyn sollte: so würde unser Verfasser Ursach haben, seine hochgespannten Begriffe vom Wohlstand und Glück der Aegypter herunterzustimmen.

Diese Erklärungsart verdient deshalb Aufmerksamkeit, weil sie auf die erste Absicht hinzielt, welche Cicero den Mysterien bey Gründung der Gesellschaften unterlegte. Allein sie möchte die Wahrheitsprobe wohl nicht halten; denn wenn auch die Mysterien zu verhindern suchten, die Lehre der Zukunft in Schulen vorzutragen: so konnten sie doch die schon vorhin unterm Volk verbreiteten Ueberzeugungen oder Meynungen aus den Gemüthern der Menschen nicht herausreißen, und wir wissen auch, daß das Volk im Begriff vom künftigen Leben nie ganz fremd war. Sie konnten ferner nicht verhindern, daß Ungeweihte für sich darüber nachdachten und von selbst auf Ideen verfielen, worinn man sie nicht hatte unterrichten wollen. Und endlich möchte man fragen, welches Mittel denn die Eingeweihten vorm Mißbrauch der Lehre bewahrt haben sollte, da wenigstens die Einweihung selbst oder das Gelübde der Verschwiegenheit keinen physischen und moralischen Grund in sich faßte, seinen eignen Vortheilen zu entsagen, wenn man einmal die baldige Uebérkunft ins andre Leben dem Erdeleben vorgezogen haben möchte. Wollte man antworten, daß der höhere Unterricht, welchen man in Mysterien erwarten durfte, dem Mißbrauch der Lehre entgegen gearbeitet habe: so müßte man erst die erheblichen Bedenklichkeiten wegräumen, welche oben gegen philosophische Aufklärung alter Nationen aufgeworfen worden.

Die weitere Anwendung der Vorstellung von exoterischen und esoterischen Lehre kann dem Verf. eben so wenig gelingen, da er überall seine vorgefaßte Meynung mitbringt. Er läßt den Pythagoras seine ganze Weisheit aus Aegypten holen, obgleich Hr. Tiedemann schon erwiesen hat, daß diese alte Sage übertrieben sey **). Er läßt die Verfolgung gegen Pythagoras aus Verbindung damaliger Regierungsform mit exoterischer Religion entstehen, obgleich die vor-

*) Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum, übersetzt von Dähnert, 1767. 3. Buch 2. Kap. §. 5. ff.

**) Griechenlands erste Philosophen, S. 234.

kannte ihnen gewöhnlich und somit auch gleichgültig wird. Es wird in der That wenig Verstand dazu erfodert, diese Schwachheit am Menschen wahrzunehmen, und ägyptischen Priestern konnte sie um so weniger entgehn, je mehr ihnen daran gelegen war ihre Fabeln vom Osiris in Ehren und Ansehn zu erhalten. Sie konnten also die unwissendsten Leute seyn, und daneben im Ruf tiefer Wissenschaft stehn, weil ihr geheimnißvolles Wesen ihnen diesen Ruf beym spähenden Volk unverdienter Weise verschafft hatte.

Boulanger gehört zu denen, welche von ägyptischen Mysterien mehr erwarten als sie leisten können: aber er weis sich weit glücklicher in den Geist alter Zeiten zu versetzen, um sie nicht nach Beschaffenheit heutiger Welt zu beurtheilen. Er verfällt deshalb unter andern auf eine Erklärungsart, welche wenigstens Aufmerksamkeit verdient, ob man sie gleich nicht für wahr annehmen kann. Die Lehre vom Zukünftigen, schreibt **Boulanger**, stiftete in älterer Zeit den Nutzen nicht, welchen man ihr nachher beygelegt hat. Wir können dies aus Vorfällen schließen, die sich noch lange nach Einführung der Mysterien zugetragen haben. **Cleombrotus von Alexandrien** hatte sich kaum unterrichtet, daß seine Seele unsterblich sey: so stürzte er sich von einem Thurm herab, um seine Ueberkunft ins ewige Leben zu beschleunigen. Als **Hegesias zu Cyrene** diese Lehre seinen Zuhörern vortrug: so entleibten sich viele der letztern, und **Ptolomäus Philadelphus** mußte die Lehre in seinen Staaten verbieten, um dem Selbstmord zu steuern. Wenn nun dieser Grundsatz von der Zukunft so viel Unruhe in der Gesellschaft anrichten konnte zu einer Zeit, wo die Menschen still und glücklich lebten: so wird man leicht urtheilen können, zu welcher Ausschweifung diese Lehre das menschliche Geschlecht in den ersten Zeiten nach der Sündfluth bringen konnte, wo es mit Elend überhäuft war und in Sorge und Schrecken lag. Man darf sich also nicht wundern, wenn die ersten bürgerlichen Gewalten die Parthey des **Ptolomäus** ergriffen und jene Lehre in die Mysterien verwiesen, um sie nicht unters Volk kommen zu lassen, damit es nicht abgehalten werde, feste und ordentliche Einrichtungen auf dem Erdboden zu machen; damit es sich nicht der Verzweiflung überlasse und den Ausgang suche, welchen die Lehre der Unsterblichkeit

öffnet

öffnet *). Und wenn dies das Motif der Verheimlichung gewesen seyn sollte: so würde unser Verfasser Ursach haben, seine hochgespannten Begriffe vom Wohlstand und Glück der Aegypter herunterzustimmen.

Diese Erklärungsart verdient deshalb Aufmerksamkeit, weil sie auf die erste Absicht hinzielt, welche Cicero den Mysterien bey Gründung der Gesellschaften unterlegte. Allein sie möchte die Wahrheitsprobe wohl nicht halten; denn wenn auch die Mysterien zu verhindern suchten, die Lehre der Zukunft in Schulen vorzutragen: so konnten sie doch die schon vorhin unterm Volk verbreiteten Ueberzeugungen oder Meynungen aus den Gemüthern der Menschen nicht herausreißen, und wir wissen auch, daß das Volk im Begriff vom künftigen Leben nie ganz fremd war. Sie konnten ferner nicht verhindern, daß Ungeweihte für sich darüber nachdachten und von selbst auf Ideen verfielen, worinn man sie nicht hatte unterrichten wollen. Und endlich möchte man fragen, welches Mittel denn die Eingeweihten vorm Mißbrauch der Lehre bewahrt haben sollte, da wenigstens die Einweihung selbst oder das Gelübde der Verschwiegenheit keinen physischen und moralischen Grund in sich faßte, seinen eignen Vortheilen zu entsagen, wenn man einmal die baldige Ueberkunft ins andre Leben dem Erdeleben vorgezogen haben möchte. Wollte man antworten, daß der höhere Unterricht, welchen man in Mysterien erwarten durfte, dem Mißbrauch der Lehre entgegen gearbeitet habe: so müßte man erst die erheblichen Bedenklichkeiten wegräumen, welche oben gegen philosophische Aufklärung alter Nationen aufgeworfen worden.

Die weitere Anwendung der Vorstellung von exoterischen und esoterischen Lehre kann dem Verf. eben so wenig gelingen, da er überall seine vorgefaßte Meynung mitbringt. Er läßt den Pythagoras seine ganze Weisheit aus Aegypten holen, obgleich Hr. Tiedemann schon erwiesen hat, daß diese alte Sage übertrieben sey **). Er läßt die Verfolgung gegen Pythagoras aus Verbindung damaliger Regierungsform mit exoterischer Religion entstehen, obgleich die

 vor-

*) Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum, übersetzt von Dähnert, 1767. 3. Buch 2. Kap. §. 5. ff.

**) Griechenlands erste Philosophen, S. 234.

vornehmsten Männer, welche an Regierung verschiedener Staaten Theil nahmen, sich zu seiner Schule bekannten und nur die wenigen ihn beneideten, welche er seinem Orden nicht einverleiben wollte oder seinen Schülern nachsetzte. Er läßt die Mysterien der alten Völker in Verfall gerathen, wenn man die vermeynte Bande zwischen Staat und Religion zerrissen hätte. Dieser Allgemeinsatz erklärt aber hier nicht, wo es sowohl in Rom als in Griechenland und Aegypten auf Kriege, bürgerliche Unruhen, Wachsthum der Erkenntniß und hundert andre Umstände ankam, welche den Dingen andre Gestalten gaben. Denn so war es natürlich, daß in Aegypten die Geheimnisse dahinfallen mußten, als unter griechischen Regenten den Priestern das Recht genommen ward, mit Mysterien Monopol zu treiben und sie erblich für ihre Familien zu behaupten. Indessen unter allen Ruinen findet der Verf. die Spuren der Osirisreligion wieder, deren Stammbaum er so weit herunterführt, daß er in Erscheinung der neuesten Zeit noch Sprößlinge derselben wahrzunehmen scheint. Wie wenig man sich doch halten kann, wenn man einmal im Fallen begriffen ist! Es ist schon eine so schwere Sache, bey einzelnen Menschen, ja bey sich selbst die unbemerkbaren Uebergänge von einer Stufe der Kultur zur andern, die Fortbildungen unsrer Begriffe mit ihren Ursachen und Folgen aufzuzählen. Wie viel schwerer muß es also noch seyn, Geschichte des Verstandes ganzer Völker zu schreiben. Und man wollte es wagen, aus wenigen aufgerafften Ideen, die man bey dieser und jener Nation angetroffen haben will, das tausendfarbige Gemälde ihrer Kulturgeschichte zusammenzusetzen!

Was der Verf. vom **Sokrates** sagt, hängt, wie man sieht, mit dem vorigen insofern zusammen, daß der Verf. den **Sokrates** als einen Mann vorstellt, welcher damit umgegangen sey, Regierungsverfassung von Athen umzustoßen und eine andre an deren Stelle zu setzen. Er legt ihm nach seiner Lieblingshypothese die Absicht bey, esoterische Religion zur Volksreligion zu machen, und, was das Sonderbarste ist, er meynt, wie schon andre vor ihm gemeynt haben, daß **Sokrates** sich darum nicht habe in die Mysterien einweihen lassen, um nicht durchs Gesetz der Verschwiegenheit in seinen Unternehmungen aufgehalten zu werden, gleichsam als ob **Sokrates** vom Gegenstand der Mysterien unterrichtet

tet seyn konnte, ohne eingeweiht zu seyn, wiewohl es bekannt genug ist, daß er nie darinn aufgenommen worden. Wie widersprechend!

Die Summe alles dessen, was Sokrates für sich und andre zu thun suchte, bestand, wie er selbst sagte, darinn, in diesem Leben zum Besitz der Tugend und Klugheit zu gelangen. Er bemerkte, wie wenig seine Zeitgenossen nach diesem Ziel trachteten, und er sah mit Bedauern, daß sie durch Sophisten oder sogenannte Philosophen seiner Zeit davon gar abgelenkt und irre geführt würden. Er fühlte sich gedrungen, sich gemeinnützig zu machen, und er bestimmte sich dazu, die Begriffe seiner Schüler aufzuklären, weil er nicht Ursach hatte zu glauben, daß seine reinen Lehren mit Ruhe und Glückseligkeit der Athenienser streiten könnten. Hätte er dies nur von weiten vermuthen dürfen, hätte er wirklich die Absicht gehabt, die Regierungsform zu ändern, oder hätte er gefürchtet, in diesen Verdacht gezogen zu werden: so würde er es sich und der Welt selbst schuldig gewesen seyn, sich darüber zu rechtfertigen. Aber er wußte zu gut, daß Landesreligion oder damaliger Aberglaube mit Staatsverfassung nicht so genau durch Mittel und Zweck verbunden sey, um durch Bestreitung der ersten zugleich die letztre umzuwerfen; er wußte zu gut, daß Tadelung und Verbesserung einzelner Gesetze keine Umkehrung der ganzen Regierung nach sich ziehe. Doch was rede ich davon weiter, da er sich beym Plato im Phädrus deutlich genug über die Landesreligion erklärt.

Es ist auffallend, wie der Verf. alles zu seiner vorgefaßten Absicht hindreht. Das Orakel zu Delph soll bestochen gewesen seyn, um Sokrates für den weisesten Griechen zu erklären, damit er sich unter diesem Ausspruch für authorisirt achten könne, neue Gesetze einzuführen. Diese Vermuthung greift der Verf. so ganz aus seiner Einbildung, indem es selbst den Anklägern und Richtern des Sokrates noch irgend einem seiner Zeitgenossen einfiel, solche Bestechung zu argwöhnen, welches auch um so weniger geschehn konnte, wenn es wahr ist, was einige geglaubt haben, und woran der Verf. nicht dachte, nämlich daß jenes Orakel nichts anders als einstimmiges Urtheil der klugen und tugendhaften Männer Griechenlands gewesen sey.

Und was den Genius des Sokrates betrift, ists wieder keinem seiner Zeitgenossen eingefallen, ihn für ein Orakel

zu halten, von dem man künftige Dinge erforschen könne. **Plato** sagt ausdrücklich, daß dieser Genius den **Sokrates** nur **gewarnt** und niemals **angetrieben** habe, welches der Verf. ganz übersehn zu haben scheint, weil er sonst diesen vorgegebnen Genius nicht in einen göttlichen Geist hätte umschaffen können, mit dessen Hülfe **Sokrates** das Unternehmen einer Staatsveränderung durchzusetzen gesucht haben soll. Auch würden dann Staatsdivinationen, Augurien und Orakel nicht hierher gekommen seyn, um dem Sokratischen Dämon entgegengestellt zu werden. Ueberhaupt muß man letztern mit Hr. **Schlossern** für nichts anders halten, als für ein lebhaftes Vorgefühl von gewissen kommenden Begegnissen, welches **Sokrates** in seiner oft feyerlichen Sprache personificirte und für die Eingebung eines Dämons ansah, ob ich gleich die Schlosserschen Begriffe von Ahndungen nicht unterschreiben mag *). Wer so viel Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und so viel guten Willen, sie zu benutzen, besitzt, wie **Sokrates**, kann noch immer itzt so viel von der Zukunft vorherwissen, als er einzusehn sich rühmen durfte.

Außerdem spricht der V. von des **Sokrates** Verurtheilung mit einer Zuverläßigkeit, als ob dieser Unglückliche für den entschiedendsten Staatsbrecher allgemein in Griechenland geachtet worden sey. Er bedachte nicht, daß **Anyt** und **Melit**, seine Ankläger, von seinen vielen Freunden gehaßt wurden, welche den Märtyrer der Tugend und Weisheit laut beklagten; daß selbst ein Theil seiner Richter ihn, **Sokrates**, als unschuldig frey sprach, und daß bald nach seiner Hinrichtung, wiewohl zu spät, alle Athenienser bedauerten, daß wenigen Feinden und Neidern ein so großes Opfer dargebracht worden. Dies alles ist doch wohl Beweises genug, daß man in Griechenland und im Gericht selbst über **Sokrates** ganz anders geurtheilt habe, als der V. uns itzt überreden will. **Sokrates** scheint es blos durch seine **Aufdringlichkeit** versehn zu haben, welche in Wahrheit nur Wirkung seiner Tugendliebe war. Er stand überall am Wege, um seine Lehren denen mitzutheilen, welche er liebte; er fand sich auf öffentlichen Plätzen ein, um Schüler

*) Schlossers kleine Schriften, 3. Theil 1783. S. 76 ff.

ler um sich zu sammeln; er besuchte die Hörsäle sogenannter Philosophen, um sie zum Stillschweigen zu bringen oder zu belehren; er zog besonders die Jugend an sich, weil er an ihr die meiste Biegsamkeit und Empfänglichkeit für seine Grundsätze fand, ob er gleich darüber beynahe in Verdacht unreiner Sitten gefallen wäre. Sein erstiegnes Alter schien ihn eilen zu heissen, den Saamen seiner Klugheit und Tugend auszustreuen. Was Wunder, wenn er um ihrentwillen die bittern Früchte des Neides, der Feindschaft und des Todes trug.

Was **Kato**, dieser vortreffliche, obgleich strenge Mann vom **Sokrates** urtheilte, konnte weit besser aus dem eignen Charakter des erstern und aus römischer Verfassung erklärt werden, wozu **Aulus Gellius** einige sehr gute Nebenstücke in Absicht der Verjagung der Rhetoren und Philosophen aus Rom geliefert haben würde.

Uebrigens muß man dem Verf. noch rathen, auf die Sprache, worinn er schreibt, mehrern Fleiß zu wenden. Sein Ausdruck ist so fehlerhaft als sein Vortrag unvollkommen ist. Letzterm fehlt es an gefeilten und ausgebildeten Perioden und an natürlichen Uebergängen. Man findet immer wiederholt, was schon gesagt worden, und auf das, was folgen soll, wird man dadurch vorbereitet, daß der V. jedesmal bevorwortet: **wie er noch eine Anmerkung zu machen habe.** Dies verräth zu sehr das Unzusammenhängende der Kollektaneen, woraus die Schrift erwachsen seyn mag.

X.

Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religionen, nebst einem Anhange von den Todtesstrafen. Zweyter Theil, Berlin bey Christian Ludwig Stahlbaum 1783. 8. 294 S. Dritter Theil 1783. S. 384. Vierter Theil 1783. S. 366.

Der Verfasser hat seiner in diesen drey Theilen abgehandelten Sittenlehre als Vorreden gewisse mit derselben nur auf eine sehr entfernte Weise verwandte Abhandlungen

vorgesetzt, von deren Innhalt ich noch hernach etwas sagen werde, wenn ich vorher von der Sittenlehre selbst einige Nachricht werde gegeben haben. Diese Sittenlehre soll die Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen seine Nebenmenschen enthalten. Von sogenannten Pflichten des Menschen gegen Gott lehrt sie nichts, und zwar mußten diese aus dieser Sittenlehre ausgeschlossen werden, weil wir nach der Meynung des Verf. von keinem Wesen über uns, und mithin auch nicht von der Gottheit eine deutliche Vorstellung haben können. Da nun nach seiner Beschreibung die Sittenlehre der Innbegriff der Regeln ist, nach welchen wir unsre freye Handlungen einrichten, und ihm freye Handlungen nur diejenigen sind, welche nach deutlichen Vorstellungen bey dem Menschen erfolgen, so finde in Ansehung jener höhern Wesen, keine freye Handlungen, mithin auch keine Regeln derselben und also auch keine Sittenlehre statt. Es stand ohne Zweifel in der freyen Willkühr des Verf. seiner Sittenlehre eine so enge oder weite Ausdehnung zu geben, als es ihm beliebte, nur deucht mich, wenn er die Gottheit ganz ausschloß, konnte er nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen, so lange noch der größte und aufgeklärteste Theil des meschlichen Geschlechts glaubte, daß der Gedanke oder die Vorstellung der Gottheit in die Denkungs- und Handlungsart der Menschen einen Einfluß hat, und dieser Einfluß der Vollkommenheit, und Glückseligkeit der Menschen beförderlich oder hinderlich seyn kann, je nachdem auf die eine oder auf die andere Seite gelenkt wird, und daß sich hierüber Regeln geben lassen. Nur in dem Falle, daß der Verf. die leugnet, und entweder gar keinen Gott glaubt, oder einen Gott annimmt, dessen Daseyn uns, d. i. unsre Tugend und Glückseligkeit nicht intereßirt, ließ es sich entschuldigen, daß er überall keine sich auf Gott beziehende Moralität zugesteht. Was nun der Verf. für einen Begriff von Gott gehabt, oder nicht gehabt habe, davon werde ich in der Folge noch ein Wort sagen, hier merke ich nur an, daß er dem Grunde, warum er die Gottheit aus der Sittenlehre verwiesen hat, weil wir nämlich von derselben keine deutlichen Begriffe haben können, selbst thätig widersprochen, indem er hin und wieder in seiner Sittenlehre den Gedanken von Gott genutzt und angewandt hat, gerade, als wenn er einen eben so deutlichen Begriff von Gott und Vorsehung hätte, als andere Philosophen

phen zu haben vorgeben. Worinn aber das auf dem Titel angezeigte Eigenthümliche dieser Sittenlehre, daß sie für alle Menschen ohne Unterschied der Religionen bestimmt sey, bestehe, habe ich nicht finden können, da sie dies ja mit einer jeden Sittenlehre der Vernunft gemein hat, oder haben sollte, daß der Christ, der Jude, der Muselmann sich daraus unterrichten und erbauen könnte. Soll es vielleicht heissen: für alle Menschen, sie mögen Religion haben oder nicht! doch alsdann mögten beyde Theile Anstösse darin finden, insonderheit werden den ebengenannten Religionspartheyen die lebhaften Ausfälle die der Verf. auf unmittelbare Offenbarungen hin und wieder macht, sehr ärgerlich seyn, und ihnen seine Sittenlehre weniger brauchbar machen. Wollte er wirklich ein Sittenlehrer für alle Menschen ohne Unterschied der Religionen werden, so mußte er alle solche Anstöße sorgfältig vermeiden, und alle Besonderheiten der Religionen ganz ausser seinem Wege liegen lassen.

Was die Ausführung der Sittenlehre selbst betrift, so zeichnet sie sich, die Paradoxien abgerechnet, die der Verf. auch hier wie im ersten Theil, mit Begierde auftreibt und mit einer gewissen Ostentation anbringt, durch nichts vorzügliches weder in Ansehung der Materialien, noch des Vortrags aus; vielmehr enthält diese Anleitung nichts, als was in ähnlichen populär geschriebenen, und aus dem Vorrath des gesunden Menschenverstandes und der Erfahrung geschöpften Sittenbüchern vorkömmt, und was über einzelne Materien in guten moralischen Predigten und Wochenblättern zerstreut schon so oft vorgetragen, und oft in einer weit korrektern, zierlichern und körnigtern Sprache gesagt, und mit weit mehr eindringendern Beobachtungsgeist und mehreren philosophischen Scharfsinn auseinander gesetzt ist. Die gewöhnliche Hauptabtheilung der Pflichten gegen sich selbst und gegen den Nächsten ist beybehalten, die ersten werden im zweyten und die letztern im dritten und vierten Theil abgehandelt. Den ersten Theil von den Pflichten gegen sich selbst zerlegt der Verf. in zwey Hauptstücke, das erste enthält die Vorschriften für unsre Empfindungs- und Vorstellungsvermögen. Hierzu werden die Sinne, Verstand und Vernunft, Gedächtniß und Einbildungskraft gerechnet. Bey jedem Artikel wird eine kleine Einleitung von der Beschaffenheit, dem Werthe und Nutzen des Seelenvermögens vorangeschickt, und dann folgen die Vor-

schriften nach einander in Reihe und Nummern. Bey der Vernunft unterläßt der Verf. nicht das schon im ersten Theil angebrachte Paradoxon, daß die menschliche Vernunft nicht irren könne, wieder aufzustellen. Wenn dies etwas anders sagen will, als daß ein Vernunftschluß, der in forma und materia richtig ist, eine wahre Folgerung giebt, so ist es falsch; und will es nichts weiter sagen, so ist es heut zu Tage, da die Pyrrhonische Sekte meines Wissens ausgestorben ist, ein so bekannter und ausgemachter Satz, daß er kaum erwähnt zu werden verdiente. Das zweyte Hauptstück trägt die Pflichten vor, die wir in Absicht auf unsre Selbstliebe zu beobachten haben. Aus der Selbstliebe leitet der Verf. alle die übrigen Neigungen des Menschen her, deren er acht angiebt. Es sind 1), **das Verlangen, Leben und Gesundheit zu erhalten.** Zuerst führt der Verf. die Mittel an, wodurch beydes erhalten wird, und giebt in Ansehung des Gebrauchs derselben die gehörigen Regeln; zuletzt schließt er mit einigen allgemeinen Betrachtungen und Vorschriften, wovon dies die letzte, und freylich an sich ganz erbaulich aber bey einem Schriftsteller, der von Gott gar keinen deutlichen oder vernünftigen Begriff haben will, sehr auffallend ist: **Bedenke, das du nicht ewig hier leben sollst, sondern daß dich Gott durch den Tod zu einer höhern Glückseligkeit führen will, und wende nur hier deine Kräfte recht gut an** — 2), **Verlangen nach Zufriedenheit**, das in dem Wunsche besteht, jetzt und in Zukunft so glücklich zu seyn, als wir es unsrer Vorstellung nach, seyn können. Die Anweisung hiezu zu gelangen, ist in folgende Regeln gefaßt: Bedenke stets, daß du bestimmt bist, ewig in Vollkommenheit zu wachsen — Berichtige deine Meynung über Glück und Unglück — lerne deine Hauptmeynungen kennen — Sorge für deine Gesundheit — Bedenke, daß nicht alle Güter zu allen Zeiten und unter allen Umständen wahre Güter sind: hält man etwas für ein großes Gut, und kann es bey aller seiner Mühe dennoch nicht erlangen, so ist dies ein sicheres Kennzeichen, daß dieses Gut wenigstens zu der Zeit kein wahres Gut für uns ist; darum muß man mit seinem Schicksal zufrieden seyn. Denn es ist von einer weisen und gütigen Vorsehung geordnet, und sie leitet alles zu unserm Wohl — Erfährest du Beleidigungen von Andern, so werde nicht unwillig. Der

Belei-

Beleidiger mußte, weil jeder seinen Einsichten sich gemäß bezeiget, gerade so handeln, und man darf also nicht über ihn zürnen — Da deine Einsichten täglich wachsen, so kann es nicht fehlen, daß du nicht bisweilen über etwas Reue empfinden solltest, und hier ist folgendes zu beobachten. Reue folgt allemal erst nach vollbrachter That. Zu der Zeit, da der Mensch etwas thut, konnte er nicht anders handeln, und die nachher hinzugekommnen Vorstellungen machen es, daß er die That mißbilligt. Allein oft merkt er es nicht, daß diese Vorstellungen erst nach geschehener Handlung in ihm entstanden sind, sondern er glaubt sie schon damals gehabt zu haben. Aber könnte man fragen, warum bin ich der Reue fähig, da ich doch damals nicht anders handeln konnte? Es gehet mir nahe, daß ich auch des Guten entbehren muß, welches ich wegen meiner ehemaligen mangelhaften Einsichten nicht genießen konnte. Die Reue findet indessen nur da statt, wo vermöge der bessern Einsichten nun auch eine bessere Art des Verhaltens möglich ist! (so sollte es freylich nach dem System der Nothwendigkeit seyn, aber der Erfahrung zu folge, tritt die Reue auch oft da ein, wo dies nicht der Fall ist) und dadurch sollen wir angetrieben werden, uns immer vollkommner zu machen. Jedoch darf man sich keiner unmäßigen Reue überlassen, (hier sollte billig bestimmt werden, wann und wodurch die Reue unmäßig ist und wird) denn man konnte doch damals nicht anders handeln; sie muß auch aus vernünftigen Vorstellungen entstehen. 3) **Verlangen nach Vergnügen.** Jedes Vergnügen entsteht daraus, daß unsre Nerven so gerührt werden, wie es ihrer natürlichen Beschaffenheit am gemässesten ist. Sind die Erschütterungen zu schwach, so fehlt das Bewußtseyn; und sind sie zu stark, so entstehet Mißvergnügen. Es giebt Vergnügungen der Sinne. Die Regeln in Ansehung derselben sind folgende: alle sinnliche Freuden müssen Beförderungsmittel der Glückseligkeit werden. — Sie müssen andern Gütern keinen Eintrag thun, der grösser wäre, als der Vortheil, den sie schaffen — Sie müssen wichtigern Pflichten keine Zeit rauben — Sie dürfen nicht die Rechte unsrer Nebenmenschen kränken — Man muß kein Sklave derselben seyn, sondern ihr Herr bleiben — man muß die heftigern äussern Ausdrücke derselben meiden." Ich lasse deswegen was der V. von den Vergnügungen der Einbil-

dungs-

bungskraft und der Vernunft sagt, um auch die übrigen Abschnitte noch zu berühren. 4) **Verlangen nach Erkenntniß.** Die hieher gehörigen Regeln sind folgende: Richte deine Wißbegierde nur auf Dinge, deren Kenntniß dir wichtig ist — Bey diesen begnüge dich nicht bey einer allgemeinen Kenntniß, sondern suche sie durch Gebrauch aller nöthigen Hülfsmittel immer näher zu kennen — Zerstreue deine Wißbegierde nicht zugleich über viele — verachte nicht die Wissenschaften, welche du nicht kennest, und halte die deinige nicht allein für wichtig — Glaube nie, daß du nichts mehr lernen könnest, denn das ist unmöglich — Unterscheide bey allen Kenntnissen das Gewisse vom Ungewissen — Bedenke, daß alle deine Wissenschaft dich zum bessern Menschen machen müsse. 5) **Verlangen nach Ehre.** Gute Meynung von uns kann sich nur auf unsere persönliche gute Eigenschaften und Handlungen gründen, nicht aber auf Dinge ausser uns, die nur in gewisser Verbindung mit uns stehen. Wenn sich in uns selbst nichts findet, was uns andrer Hochachtung zuziehen könnte, so ist es unmöglich, daß sie von uns gut denken — Alles Gute an uns kann nur nach dem Maaße der Nutzbarkeit für die menschliche Gesellschaft von andern geschätzet werden, darum muß man sich der Welt von einer recht brauchbaren Seite zeigen, und dies geschieht, wenn man sich in Erfüllung seiner Pflichten recht geschäftig zeigt — Ehre ist das Urtheil eines fremden Verstandes nicht des unsrigen. Andre sind mit ihrem Urtheile an ihre Sinnen gebunden und müssen nach diesen urtheilen. Wir dürfen also nicht zürnen, wenn andre anders über uns urtheilen, als wir selbst, und wollen wir ihr Urtheil ändern, so können wir es nur dadurch, daß wir ihren Sinnen andre Data vorlegen, vermöge welcher ihr Verstand anders urtheilen kann — die gute Meynung andrer kann falsch seyn, daher prüfe, ob du sie auch verdienest — Unsicher sind die äußern Zeichen der Ehre; sie können eine Folge der Schmeicheley, der Furcht, oder der Unwissenheit seyn, und daher darf man sie nicht erzwingen. Der Ehrgeitzige schränkt sich nur auf sie ein — Wird deine Ehre gekränkt, so forsche nach der Ursache, findest du sie, so ändre dich; kannst du keine sehen, so bedenke, daß Mißverständniß oder Unbedachtsamkeit, nicht aber boshafter Vorsatz des andern Grund davon ist. Ist die Beschuldigung unbedeutend, so schweige. Ist

sie

sie hingegen von nachtheiligen Einflusse in deine Wohlfahrt, so übergieb die Sache der Obrigkeit und führe deine Vertheidigung nie auf solche Art, wodurch du dir den Tadel der Verständigen zuziehen könntest. 6) **Verlangen nach zeitlichen Gütern.** Wir dürfen sie begehren, weil wir durch sie unsre Bedürfnisse befriedigen, uns Bequemlichkeit verschaffen und das Glück unsrer Nebenmenschen befördern können. Die Regeln sind: Schätze sie weder zu hoch, noch zu niedrig — Erwirb sie auf rechtmäßige Weise. Zu den rechtmäßigen Mitteln des Erwerbs gehören, rechtmäßige Erbschaften, freywillige Geschenke andrer, Zueignung einer Sache, die noch kein Eigenthum ist, vernünftige Anwendung unsrer Kräfte zur Vollbringung nützlicher Geschäfte, oder Arbeitsamkeit. Dies ist eines jeden Pflicht, denn dazu bekam er Kräfte. Nicht alle Menschen können auf eben dieselbige Weise geschäftig seyn. Die wenigsten sind in dem Berufe, der ihren Kräften angemessen ist. Jeder muß den Beruf wählen, der sich am besten für ihn schickt, und dann lernen, wie er ihm am besten vorstehen könne — Meide allen unnöthigen Aufwand, sey sparsam; lerne daher deinen Vermögenszustand kennen, dann berechne deine Bedürfnisse und deine Ausgaben. Bedenke zu dem Ende, daß du in Gesellschaft andrer Menschen lebst, und auf ihre Bedürfnisse Rücksicht nehmen mußt. Ist dein Bedürfniß und des andern gleich groß, so bist du der Nächste. Ist das seinige größer, so gebührt ihm der Vorzug — Mäßige deine Begierden — kannst du den dringendsten Bedürfnissen nicht abhelfen, so entdecke denen, zu denen du Zutrauen hast, deine Lage. Lebe auch nicht ganz ohne Sorge für die Zukunft, sondern sammle für sie, was du durch Vermeidung unnöthiger Ausgaben ersparen kannst — Uebe selbst dein Eigenthumsrecht, um dich nicht der Unwissenheit, Nachläßigkeit und Treulosigkeit andrer blos zu stellen — Bey Vertheidigung deines Eigenthums opfre ein kleineres Gut der Wiedererlangung eines größern auf — Sey genügsam und betrübe dich nicht, daß du nicht noch größere Güter erwirbst. 7) **Verlangen nach Freyheit, Macht und Ansehn.** Jeder hat den Trieb, da sein Glück zu suchen, wo er es zu finden glaubt. Beym Menschen ist er wegen des Bewußtseyns seiner Selbstständigkeit stärker, als bey andern Geschöpfen. Dieser Trieb ist so vielfach, als es vielerley Begierden

den in ihm giebt, und daher wechselt er ab. Bey verschiedenen Menschen ist er ebenfalls verschieden. Aber der Mensch hat auch eine Vorstellung seines Unterschiedes von der übrigen Welt, und daß er dennoch von der übrigen Welt nicht getrennet werden könne. Daher muß er manche Einschränkungen leiden. Hier ist Pflicht: mache dein vernünftiges Erkenntniß recht groß, denn desto geordneter werden deine Begierden seyn — Bedenke, daß deine Nebenmenschen auch ihre Begierden haben, und daß du daher nie ohne Rücksicht auf andre handeln dürfest, und um dies desto leichter zu können, stelle dir die großen Vortheile vor, welche die menschliche Gesellschaft jedem einzelnen Gliede giebt — Lerne die Natur derjenigen Dinge, die nicht Menschen sind, kennen — Sollst du rechtmäßige Begierden einschränken, so siehe, ob du sie nicht befriedigen kannst, und ist dies unmöglich, so gieb dich darein, denn nichts kann dich aus der Welt verdrängen, und selbst dies muß Mittel zu deiner Vollkommenheit werden — Wisse, daß je weher dir ein Widerstand that, er um desto nöthiger zu deiner Vollkommenheit war — Was Macht und Ansehn betrift, so muß man, wenn die Natur uns nicht in solchen Stand setzte, ihn nicht suchen, denn Zufriedenheit ist an keinen Stand gebunden, sondern hängt blos vom würdigen Gebrauche unsrer Kräfte ab, und es gehört viel dazu, andre zu regieren. Ist man aber in solchem Stande, so muß man ihn würdig behaupten, und dies wird man können, wenn man die Pflichten desselben genau kennt. 8) **Verlangen nach Gesellschaft.** Der Mensch ist nicht bestimmt einsam zu leben, sondern er hat Bedürfnisse, die er nur in Gesellschaft andrer befriedigen kann. Auch dieser Trieb läßt sich aus der Selbstliebe herleiten, indem es eben die eignen Bedürfnisse des Menschen sind, die ihn an die Gesellschaft fesseln. Um nun sein Verhältniß zur Gesellschaft zu bestimmen, muß man erwägen, daß jeder Mensch ein für sich bestehendes Wesen, daß er aber auch von einer andern Seite betrachtet, von der Gesellschaft abhängig sey. Denn da die Gesellschaft sein Glück nicht vermindern, sondern vermehren soll, jede Gesellschaft sich aber ohne gewisse Einschränkung des natürlichen Triebes nach Freyheit nicht denken läßt; so läßt sich nunmehr leicht darthun, wie weit diese Einschränkung gehen müsse. Dies soll im dritten Theil gezeigt werden." " Es ist sonderbar, daß

daß der Verfasser in diesem Verzeichnisse der natürlichen Triebe des Menschen, den Geschlechtstrieb übergangen hat, der doch gewiß dahin gehört, und in Ansehung dessen unleugbar eine Moralität statt findet, deren Vorschriften in einer vollständigen Sittenlehre nicht hätten ausgelassen werden sollen. Steht etwa die Tugend der Keuschheit auch so hoch über dem Menschen, daß man sich keinen deutlichen Begriff davon machen kann? Ich glaube übrigens, daß der weitläuftige Auszug, den ich aus dieser Sittenlehre hergesetzt habe, zureichend seyn werde, dem Leser einen Begriff von der Manier dieses Sittenlehrers zu geben, und ihn einigermaßen in den Stand zu setzen, mein obiges Urtheil über dies Werk zu prüfen. Ich muß indessen zu diesem Urtheil noch hinzusetzen, daß ich nicht einsehen kann, für welche Art von Lesern diese Sittenlehre eigentlich unterrichtend und erbaulich seyn soll. Denn wider die vorgegebene Bestimmung derselben für alle Menschen ohne Unterschied der Religion, habe ich schon oben das nöthige erinnert. Für tiefdenkende Sachkündige Leser ist sie nicht (wofern sie dieselbe nicht etwa als ein Repertorium moralischer Gemeinplätze und Weidsprüche brauchen wollen, wozu sie allenfalls dienen könnte), diese finden nicht Nahrung und Unterhaltung genug darinn. Für gemeine Leser ist das Werk eines theils zu trocken und zu abstrakt, zu skeletmäßig, und andern theils durch die Einmischung der häufigen Paradoxien zu anstößig und verwirrend. Schon durch die öftere Berufungen auf sein fatalistisches System, und Einschaltung der paradoxen Sätze desselben, wo nur irgend Gelegenheit dazu war, empört und verwirrt der Verfasser das moralische Gefühl solcher Leser, die nicht in die Geheimnisse dieses Systems eingeweihet sind, und blos nach dem gemeinen Menschenverstande urtheilen. Die einsichtvollesten Deterministen gestehen, daß es über Tugend und Laster, Schuld und Unschuld, Zurechnung und Lossprechung, Strafe und Belohnung eine doppelte Sprache oder Art sich auszudrücken giebt, eine ihrem Systeme gemäße philosophische, und eine mit dem gemeinen Wahrheitssinne übereinstimmende populäre, und daß so lange man sich einer dieser Sprachen allein bedienet, alles mit einander harmonirt; so bald sie aber vermischt werden, d. i. so bald ich von allen diesen Gegenständen, bald so rede, wie der große Haufen, bald wie ein Fatalist, alsdann Verwirrung und Anstöße un-

vermeidlich sind. Dieser Verwirrung der Sprachen hat sich nun unser Sittenlehrer oft schuldig gemacht. Denn seiner im ersten Theil angebrachten Entschuldigung des Lasters, seiner Rechtfertigung der Lasterhaften, seiner Läugnung alles wahren und wesentlichen Unterschiedes unter Tugend und Laster nicht zu gedenken, nimmt er auch in seiner eigentlichen Sittenlehre aus dem Fatalismus Beweggründe her, so oft sie ihm einigermaaßen zu passen scheinen, z. B. wenn er zur Verzeihung der Beleidigungen ermahnen will, heißt er nur Bedenken, daß unser Feind uns hat beleidigen müssen, daß er also nicht schuld daran ist, nichts dafür kann; und so bringt er entweder das moralische Gefühl seiner Leser auf, oder wenn es ihm glückt, sie zu seiner Meynung zu bringen, so ist es natürlich, daß sie bey den Gutthaten, die ihnen wiederfahren, durch eine gleiche Anwendung des erlernten Fatalismus, sich auch von aller Erkenntlichkeit und Verbindlichkeit gegen ihre Wohlthäter losmachen werden. Nicht selten widerspricht er sich selbst mit dürren Worten, wenn er einmal nach dem System der Nothwendigkeit behauptet, daß jeder Mensch in der Welt denjenigen Standpunkt einnehme, der sich für ihn schickt, und für ihn der beste und vortheilhafteste sey; und an einem andern Orte wieder in die gemeine populäre Sprache verfällt und behauptet, daß die wenigsten Menschen an ihrer rechten Stelle stehen u. s. w. Es mag sich immer aus dem Gesichtspunkt des Fatalismus betrachtet, das sittliche Uebel auf das natürliche oder physische zurückbringen lassen; so wird sich doch immer ein wichtiger Unterschied, der in der Sittenlehre nicht zu übergehen ist, zwischen beyden bemerken lassen; und man muß nie unter Layen und des Systems unkundigen so schlechthin, wie der Verfasser thut, behaupten, daß es gar kein sittliches Verderben gebe, daß alle Laster nur natürliche Fehler und Gebrechen sind, wofern man nicht das natürliche moralische Gefühl, das bey dem unverdorbnen Menschen eine so getreue Wache der Unschuld, und Schutzwehr wider das Laster ist, schwächen und vertilgen will. Aber für alle solche Unschicklichkeiten und Unbesonnenheiten scheint der Verfasser gar keinen Sinn zu haben.

Noch muß ich von den Vorreden, worinn der Verfasser seiner Sucht, paradoxe Sätze vorzubringen, ohne Maaße nachhängt, einige Nachricht geben; doch werde ich mich nur

auf

uf die drey letzten Abhandlungen, die er dem dritten Theil orgesetzt hat, mit Vorbeygehung der erstern, einschränken. In der Zweyten vertheidigt sich der Verfasser gegen den dem Fatalismus gemachten Einwurf, als mache derselbe den Menschen ganz träge und unthätig. So sehr er diesen Einwurf, den man schon den Stoikern gemacht, verachtet, und ich über Homen spöttisch verwundert, der ihn so stark fand, daß er glaubte, man müsse ein gewisses angebornes Gefühl von Zufälligkeit beym Menschen annehmen, um es zu erklären, wie er in gewissen Fällen thätig seyn könne; (weil es nämlich ungereimt sey, anzunehmen, daß Gott den Menschen durch ein falsches Gefühl täuschen, und der Mensch dennoch die Falschheit dieses Gefühls entdecken und seinen Schöpfer gleichsam in die Karte kucken könne;) so wenig hat er doch selbst diesen Knoten aufgelöset, sondern blos durch Berufung auf jene unwiderstehliche Gewalt, oder lebendige Kraft, die den Menschen, er mag sich für frey oder nothwendig Handeln halten, zum Handeln hinreißt, wie den in der Luft schwebenden Stein seine Schwere zur Erde zieht, denselben zerhauen, ohne die Sache selbst gehörig auseinander zu setzen und aufzuklären. Freylich ist die Auflösung, die Home versucht, nicht genugthuend, aber etwas wahres enthält sie doch, nämlich dieses, daß der Mensch, so oft seine Entschliessung zur Anwendung beschwerlicher und schwieriger oder zweifelhafter Mittel nicht aus Instinkt erfolgt, sondern das Resultat seiner Ueberlegungen ist, den Ausgang zwar nur einigermaaßen abhängig von dem Gebrauch der Mittel, aber doch auch für zufällig oder ungewiß halten müsse. Auf diesen Fall paßt sich die Antwort des Verfassers nicht, sondern nur auf den, wo der Erfolg so schlechterdings an ein einziges Mittel gebunden ist, daß er ohne Anwendung desselben gar nicht statt findet, da fällt denn auch alle Ueberlegung weg, da handelt man gleichsam aus Instinkt, und da heißt es: wer den Zweck will, der will auch das Mittel. Wenn ich aber, um mich zu entschließen und zu handeln erst überlegen, d. i. die Gründe für und gegen abwägen soll, da muß der Ausgang ungewiß oder subjektivisch zufällig seyn. Auf diesen Fall zielt Home; aber hier braucht es nicht, daß die Gottheit den Menschen durch ein falsches Gefühl der Zufälligkeit täusche, sondern unsere Unwissenheit der Zukunft, oder unser Unvermögen den Ausgang gewiß vor-

herzusehen, führt ja schon von selbst dies Gefühl der Unwissenheit oder der Zufälligkeit mit sich. Daß aber wirklich das System der Nothwendigkeit so gemißbraucht werden kann, und wirklich gemißbraucht werde, daß die ignavi ratio eintritt, lehren manche Beyspiele. Nicht nur die Türken gründen darauf die Unterlassung aller öffentlichen und Privatanstalten zur Vorbeugung und Einschränkung der Pest, sondern auch manche unverständige Christen widersetzen sich aus dem übelverstandnen Fatalismus heilsamer Vorbeugungsmittel, z. B. der Einschränkung der Viehseuche, den Gewitterableitungen u. s. w. Dies hätte den Verfasser doch aufmerksam machen sollen, den Einwurf nicht so gar verächtlich zu machen und alle sehr verschiedne Fälle nicht auf einen Fuß zu behandeln.

Die dritte Anmerkung erklärt und kommentirt eine Stelle in dem bekannten Versuch **über die Selbstliebe, als einen Grundsatz der Moral betrachtet,** worinn von den Bewegungsgründen zur Tugend, die man von der Liebe Gottes hernimmt behauptet wird, daß sie bey gemeinen Seelen, die nicht mit einer reinen, d. i. von Furcht und Hofnung unabhängigen Liebe Gott lieben können, wenig Wirkung hervorbringe. In dem, was der Verfasser zur Erklärung und Vertheidigung seines Textes vorbringt, geht er zum Nachtheil der Religion viel weiter, als derselbe, ja er scheint ihn nicht einmal recht zu verstehen, noch zu bemerken, daß der Vorwurf der Unwirksamkeit, welcher der Liebe Gottes als einen Bewegungsgrund zur Tugend betrachtet, gemacht wird, eigentlich die reine Liebe Gottes der Quietisten, und insofern sie die Selbstliebe ausschließt oder derselben gar widerstreitet, betrift. Denn nur zwischen einer solchen Liebe Gottes und der Selbstliebe kann eine Collision entstehen und eine Entgegensetzung statt finden. Ist hingegen von der Liebe Gottes im gewöhnlichen Sinne die Rede, so hindert ja nichts, daß die Selbstliebe sich mit derselben vereinige, die Menschen gemeinschaftlich zur Tugend anzutreiben, ja wofern die Liebe Gottes oder überhaupt Betrachtungen von Gott hergenommen etwas über das menschliche Gemüth vermögen sollen, so muß es gegen Vergnügen und Schmerz, gegen Wohl und Weh nicht unempfindlich und gleichgültig seyn, oder es muß eine Selbstliebe haben. Wozu wäre also dieser Gegensatz zwischen der Liebe Gottes und der

Selbst-

Selbstliebe? Was hinderts, das ein christlicher Prediger, wenn er seinen Zuhörern umständlich gezeigt hat, daß wofern sie sich selbst lieben, und ihre Glückseligkeit befördern wollen, sie tugendhaft seyn und handeln müßten, wenn auch kein höchster Aufseher menschlicher Handlungen, kein allmächtiger Vergelter der Tugend da wäre, er noch hinzusetzte: aber eben dadurch werdet ihr euch auch den Beyfall, den Schutz und die Segnungen des allmächtigen Regierers eurer Schicksale versichern, denn Tugend ist sein Gesetz, weil sie euch glücklich macht. Sollten durch diesen Zusatz etwa jene von der Selbstliebe hergenommene Aufmunterungen zur Tugend geschwächt oder gar vernichtet werden? Ich denke vielmehr, daß sie dadurch noch um ein beträchtliches müssen verstärkt werden. Aber, wie gesagt, unser Verfasser dehnt das, was jener erhabne Schriftsteller, auf den er sich bezieht, mit Grunde von der quietestischen Liebe Gottes behauptet hatte, auf alle religiöse Bewegungsgründe zur Tugend ohne Unterschied aus, und erklärt alle von Gott hergenommene Betrachtungen für unvermögend, das menschliche Gemüth zu bessern und zu beruhigen. Denn seiner Meynung nach, wissen wir von Gott höchstens nichts anders, als daß es eine erste Ursache giebt, die wir Gott nennen. Weder unsre Sinnen, noch unsre in ihren Urtheilen auf die von den Sinnen bey ihr eingereichte Berichte eingeschränkte Vernunft weis nicht das Geringste von der Beschaffenheit und den Eigenschaften dieser ersten Ursache. Ja genau zu reden, ist die ganze Vorstellung einer Gottheit, insonderheit mit sittlichen Eigenschaften das Werk einer schwärmenden Einbildungskraft. Ohnedem liegt diese erste Ursache so weit von uns, es ist der allerentfernteste Begriff, den sich je ein Mensch machen kann; unser Geist muß sich erst durch eine unendliche Reihe von Mittelursachen hindurcharbeiten, ehe er bis dahin gelangen kann; und wer kann dieses? (gerade, als ob ich den Verstand und die Absicht eines Künstlers aus der empfundnen Wirkung seines sehr zusammen gesetzten Kunstwerks nicht wahrnehmen und im Großen erkennen könnte, wofern ich nicht vorher den ganzen Mechanismus desselben bis auf die erste Triebfeder zergliedert hätte.) So sehr diese den praktischen Atheismus begünstigende Aeusserungen dem groben Materialismus, zu welchem sich der Verfasser in dem ersten Theil dieses Werks bekannt hat, ge-

mäß sind; so äusserst befremdlich sind sie doch eines theils von einem evangelischen Prediger (denn dies ist der Verfasser), und andern theils gewissen Sätzen, die der Verfasser dort vorgetragen, daß nämlich Gott ausser diesem einzigen Charakter der ersten Ursache, auch noch die moralischen Eigenschaften der Güte und der Weisheit habe, und den daraus hergenommenen Beweisgründen für ein zukünftiges Leben völlig widersprechend. Da der Verfasser dies alles hier stillschweigend zurücknimmt, so versteht sichs von selbst, daß auch der Recensent das Urtheil, das er in dieser Hinsicht bey der Anzeige des ersten Theils von dem Verfasser gefällt hatte, wieder zurücknehmen muß. Aber so recht getraut er sich doch nicht, dies zu thun, denn der Sittenlehrer ist in seinen Behauptungen so unbeständig und unzuverläßig, daß man bey ihm auf nichts gewisses rechnen kann, und sogar in den Theilen seines Werks, die ich jetzt vor mir habe, findet man noch **deutliche Spuren von Religiosität.** Dahin gehören die Stellen in der Sittenlehre, wo er aus der Betrachtung einer weisen Vorsehung Trost und Beruhigungsgründe hernimmt, wo er von einem weisen und gütigen Regierer der menschlichen Schicksale redet. Z. B. Er schreibt unter andern vor, daß derjenige, dessen guter Name boshaft angegriffen worden, und der ihn auch durch richterliche Hülfe nicht retten kann, dies zu den Schicksalen zählen solle, die eine **weise Vorsehung** über ihn kommen läßt, die ihm jetzt dunkel scheinen, aber zu seiner grössern Freude sich künftig aufklären werden. Und wenn er denjenigen, der ohne Schuld sein Vermögen verliert, und durch alle rechtmäßige Mittel es nicht erhalten kann, beruhigen will, heißt er ihn bedenken, „wie ihm die ganze Natur die unwidersprechlich gewisse Ueberzeugung darbietet, daß überall das Beste geschieht, überall die jedesmalige Lage eines Geschöpfs die beste für dasselbige sey, (noch ein Beyspiel zu der oben gerügten Verwirrung der philosophischen und gemeinen Sprache); folglich auch die Deinige von einer **unendlich weisen** Güte so für dich gewählt sey, daß keine andere, als die wirklich ist, und in der du dich in der That befindest, dein wahres Glück in so hohem Maaße befördern könne. — Diese Ueberzeugung wird dich lehren, dich in alle Umstände zu schicken, worein dich Reichthum oder Armuth setzen, und die Tage deines menschlichen Lebens mit frohem Sinne so durchleben,

leben, wie sie dir von dem weisesten und gütigsten Regierer deiner Schicksale zu deinem wahren Glücke bestimmt sind." Solche Stellen kontrastiren nun mit den obenangeführten philosophischen Behauptungen auf eine so seltsame Weise, daß ich mir diesen Widerspruch nicht wohl anders erklären kann, als daß diese letzten Stellen Purpurlappen aus ehemaligen Predigten des Verf. sind, und die er, weil ers vergaß, daß er hier nicht predige, sondern philosophire, aus Unbedachtsamkeit angeflickt hat. Da übrigens der Verf. sich selbst widerspricht und widerlegt, so wird es um desto weniger nöthig seyn, seine Sophismen noch näher zu beleuchten. Sollten indessen einige ungeübte Leser dieser Sittenlehre wirklich dadurch angefochten und in ihrem Glauben an Gott und Vorsehung irre gemacht werden, so mögen sie in Herrn Garvens gründlichern Gedanken über das Verhältniß der Religion zur Sittenlehre in den vortrefflichen Anmerkungen in den von ihm übersetzten Büchern des Cicero von den Pflichten das Gegengift dawider suchen.

In der vierten Abhandlung zeigt sich der Verf. über alle gewöhnliche Vorurtheile seines Standes erhaben, und unternimmt es mit einem Heroismus, der wenig Beyspiele hat, den Geistlichen, seinen Brüdern, die Larve eines übermenschlichen Ansehens, und einer vorzüglichen Würde, unter der sie bisher als Boten und Unterhändler Gottes die Welt getäuscht, und sich die Ehrfurcht, das blinde Zutrauen, und den Gehorsam der Layen verschaft hatten, ohne Erbarmen vom Gesicht zu reissen, und sie von dem Dreyfuß, den sie bisher eingenommen hatten, herunterzustoßen. Keinen einzigen Vorzug vor andern Ständen oder nur unterscheidenden Charakter gestehet er ihnen zu, und will ihnen nicht einräumen, daß sie in irgend einem Sinn göttliche Wahrheit lehren, geschweige in dem Sinn, daß die Wahrheiten, die sie lehren, von Gott unmittelbar geoffenbart wären, denn das Vorgeben von solchen unmittelbar geschehenen Offenbarungen sey eine Ungereimtheit, weil Niemand Gott so kenne, daß er unterscheiden könne, ob etwas von ihm komme oder nicht, und eine solche Offenbarung sey auch an sich selbst etwas unmögliches. In seinem leidenschaftlichen Eifer wider die vorgegebnen Anmaßungen des geistlichen Standes findet er den behutsamen und schonenden Ernst, parteyisch, womit Herr Spalding in seinen Gedanken über die Nutzbarkeit des Pre-

digkamts, diesen Gegenstand behandelt hatte, und wirft ihm vor, daß er ganz ohne Grund die Wahrheit und Richtigkeit von Hume's bekannter Charakterisirung der Geistlichkeit abgeläugnet, da doch Herr Spalding gesteht, daß so lange die Geistlichen auf einen anklebenden Charakter von Heiligkeit und Untrüglichkeit Anspruch machen, Hume's Charakterisirung allerdings gegründet sey, daß aber das Amt eines christlich evangelischen Predigers obige Anmassung nicht nothwendig mit sich führe, und daß alsdann die Zeichnung nicht mehr ähnlich sey. Dafür soll, wie der Hr. Verf. vorgiebt, sich die beleidigte Wahrheit an Herrn Spalding gerächet haben, daß ihm die unvorsichtigen und einen Partheygeist verrathende Worte entfahren: „ich freu mich allemal ausnehmend, so oft ich wieder einen Prediger kennen „lerne, der den Amtmann oder Gerichtshalter seines Kirchspiels auch in weltlicher Gelehrsamkeit übersieht, und selbst „auch die glänzendern Wissenschaften seines gereiseten Edelmanns nicht zu demüthig bewundern und fürchten darf." Er wundert sich sehr, daß kein Criticus und Recensent, ja Niemand aus den Ständen, die hier so herabgesetzt worden, das unschickliche und beleidigende in dieser Stelle bemerkt und gerügt habe. — Daß dieses nicht geschehen, hatte indessen eine leicht zu entdeckende Ursache, nämlich, daß jeder, nur unser Verf. nicht, die Absicht bemerkte warum Hr. Spalding sich so freuete, einen seinen Gerichtshalter oder Amtmann an weltlicher Gelehrsamkeit übersehenden Prediger kennen zu lernen, und so nichts unschickliches darinn fand, daß der Mann, dessen Schüler, der Gerichtshalter, der Amtmann, der gereisete Edelmann in der wichtigsten Kunst, durch religiöse Rechtschaffenheit nützlich und glücklich zu seyn, seyn sollten, um sie dies mit Erfolg zu lehren, sich auch durch anderweitige schätzbare und nützliche Kenntnisse auszeichne. Der gereisete Edelmann konnte sich doch wohl unmöglich dadurch beleidigt halten, daß ihm eine zu demüthige Bewunderung, auf die er ohne höchst unvernünftig zu seyn, keinen Anspruch machen konnte, versagt werden soll, und auch der Gerichtshalter oder Amtmann sollte sich nicht beleidigt halten, wenn der Prediger dem zur Behauptung seines nöthigen Ansehens als eines Volkslehrers und zur nützlichen Führung seines Amts, jene Kentnisse weit nöthiger als ihm selbst sind, ihn daran überträfe; und so kann er es auch nicht für eine wirk-

liche

liche Herabsetzung halten, wenn man wünscht, daß der Prediger der gelehrteste in seinem Dorfe oder Flecken seyn möge. Man muß sich in der That wundern, wie der Verf. diesen Sinn und diese Absicht in Hrn. S. Worten verkennen, und dem Mann, einen esprit de Corps Schuld geben könne, der dem geistlichen Stande schlechterdings keine Würde, keinen Vorzug zusteht, als in sofern sie zur Beförderung gemeinnüzziger Tugend und gewissenhafter Rechtschaffenheit nicht nur bestimmt ist, sondern auf eine vorzügliche Weise thätig beyträgt, der die Geistlichen nur in der Maase, als sie dieser ihrer Bestimmung nachzukommen sich bestreben, will geschätzt wissen, der ihnen vor jeden andern Menschen, der eben so wie sie zu diesem Zwecke wirkt, nicht den geringsten Vorzug einräumt, und sich durch vorzügliche Rechtschaffenheit, Aufklärung und Kenntnisse auszuzeichnen, als den einzigen Weg anweiset das Vertrauen und die Achtung des Publikums zu erwerben. — Wozu nun aber dieser hitzige Ausfall auf den geistlichen Stand und dessen erträumte Vorrechte? Wollte er vielleicht manchen seiner schwachen Brüder das Vorurtheil von anklebender Heiligkeit und Untrüglichkeit ihres Standes benehmen? Dann deucht mich, hätte er mit mehrerer Schonung, mehrern Ernst und wenigern Leichtsinn zu Werke gehen müssen. Nun scheint er mir demjenigen gleich zu seyn, der seinem Freunde ins Gesicht spuckt, um ihm einen Flecken abzuwischen. Er muß diesen Erfolg auch wohl nicht erwartet haben, sonst würde er nicht so viel von den heftigen Verfolgungen die er sich von seinen Mitbrüdern, dieser freymüthigen Aeusserungen wegen, zuziehen werde, in einem so pathetischen Tone deklamirt haben. — Sollten den gesitteten Ständen der Layen über die ungegründeten Anmassungen der Geistlichen die Augen geöfnet, und sie ermuntert werden, das drückende Joch einer reichen, mächtigen und herrschsüchtigen Klerisey abzuwerfen? war dies die Absicht des Verf. so hätte er vor allen Dingen einen andern Schauplatz seines patriotischen Eifers wählen müssen als gerade das Land, wo die Pfeiler der Orthodoxie und des Priesterbetruges schon längst nicht blos erschüttert, sondern umgerissen sind. Einem Publikum, wie dasjenige ist, für welches der Verf. zunächst schreibt, vordeklamiren, daß die Prediger keinen anklebenden Charakter der Heiligkeit und Untrüglichkeit haben, scheint mir ein eben so schicklicher und

ward eben durch seine Gelehrsamkeit möglich.) Daß jeder das Recht habe, zu verordnen, wie es mit dem Seinigen nach seinem Tode soll gehalten werden, leitet Hr. Kl. aus dem allgemeinen Rechte her, das jeder hat, mit dem Seinigen zu schalten. Höchst unangenehm wäre es, wenn man nicht die Hoffnung haben sollte, mit dem erworbenen Vermögen noch nach seinem Tode das Wohl derer, die man liebt, zu befördern, und oft würde es alle Liebe zur Arbeit und Erwerbsamkeit niederschlagen. (Selbst bey seinen Lebzeiten würde ein Mensch des Beystandes andrer, den er nöthig hat, nicht genießen, wenn er außer Stand wäre, für das, was sie ihm leisten und aufopfern, ihnen einige Versorgung zu versichern.) Bey dem Eide fragt Hr. Kl.: Ist ein Mensch berechtiget, einen andern auf die Seligkeit Verzicht thun zu lassen? oder, darf man Gott die Art der Ahndung des Meineides vorschreiben? Am besten wäre es wohl, die Adjuration dem Richter in Mund zu legen, wie bey den Juden gewöhnlich war, Matth. 26; 63; 4 Mos. V. 21; 22; (In der letzten Stelle mußte gleichwohl die Frau: Amen sagen. Es war also, wie auch noch jetzt oft geschieht, daß eine Gerichtsperson den Eid vorliest, und der Beeidigte nur einige Worte der Bestätigung ausspricht. Eben so antwortete in der ersten Stelle Christus, so wie er antworten konnte, ohne sich dem Mißfallen des Gottes, bey dem er beschworen wurde, auszusetzen.) Daß die Eide und ihr Gebrauch viel Verbesserungen nöthig haben, erinnert Hr. Kl. mit Rechte, auch ist solches längst die Klage denkender Rechtsgelehrten gewesen. IX. Praktische Mechanik; fängt von allgemeinen Kenntnissen der Maschinen an, und geht alsdann ihre einzelne Arten durch, so daß man von derselben Beschaffenheit, und wie sie wirken, zulängliche Begriffe erhält. X. Die bürgerliche Baukunst; wird in die gemeine, oder mechanische und höhere oder schöne und gelehrte getheilt. (Das **Schöne** möchte wohl den Begriff der **höhern** und **gelehrten** Baukunst nicht erschöpfen. Man müßte denn Untersuchungen, wie z. E. über Gestalt und Druck der Gewölbe, physische und mathematische Bestimmungen der Festigkeit u. dgl. die für die meisten Baumeister zu **hoch** sind, zur **gemeinen** Baukunst rechnen, ob sie gleich mehr Gelehrsamkeit erfordern, als **Sturms** Erfindungen einer neuen Säulenordnung, oder der Abtheilung der Balkenköpfe bey der dorischen

Ord-

Ordnung.) In einer lehrreichen Kürze wird das Physische von Beschaffenheit des Bauzeuges, das Geometrische von Abtheilung des Platzes und Theilen des Gebäudes, das Mechanische, wie es besonders zur Festigkeit gehört, vorgetragen. Am Ende, von ökonomischen Gebäuden und Bauanschlägen. XI. Kriegsbaukunst; fängt mit der Artillerie an. Hr. Kl. hat sich meistentheils an Hrn. Struensees Schriften gehalten. Den Aufsatz einem Kriegsverständigen vorzulegen war nicht Zeit; doch hofft er, daß beträchtliche Fehler vermieden sind. Taktik fand keinen Platz. Rimpler habe eine Methode angegeben, nach welcher die Garnison, wenn der Feind ein Stück des Walles erobert hat, den übrigen noch vertheidigen soll. (Eigentlich ist von R. nur bekannt, was er zu einer Vestung erfodert hat, nicht seine Methode, die Foderungen zu erfüllen, daher die Ingenieurs dieses als eine Aufgabe angesehn haben, die einer anders als der andre aufgelöst.) Uebrigens hält Hr. Kl. wohl mit Recht so was jetzo für ziemlich unnütz, da die Absicht der Vestungen nicht ist, daß sich einige tausend Mann darinn bis auf den letzten Blutstropfen wehren sollen, sondern den Feind aufzuhalten, Proviant und Munition zu verwahren, einer geschlagnen Armee zur Rückwehre zu dienen. XII. Schiffbaukunst und Seegelkunst. Von Hr. Brodthagen, Aufseher bey der Handlungsakad. zu Hamburg, verfertigt, mit Aenderungen und Zusätzen Hrn. Kl. Für mittelländische Leser, die nicht etwa schon als Mathematiker sich um diese Kenntnisse bekümmert haben, enthält ohne Zweifel dieses Hauptstück sehr viel Neues, bedarf aber nach Hrn. Kl. eigner Bemerkung wegen seines schweren Inhalts wohl noch Erläuterungen und Berichtigungen. Berechnungen beyzubringen, hätte Kenntnisse vorausgesetzt, die nicht zum Plan dieser Encyklopädie gehören, und aus eignen Werken müssen gelernet werden. Hier also nur was man als Historie lernen kann: Beschreibung eines Schiffes nach seinen Theilen; Gattungen der Schiffe; allgemeine Begriffe aus der Hydrostatik, wie das Schiff schwimmt, und wie tief es sich senkt; Regierung der Schiffe mit Ruder und Seegeln; Manöuver bey einem Seegefechte, Signale. Das hiezu gehörige Kupferblatt aus du Hamel Architecture navale, Durchschnitte eines Kriegsschiffs von 70 Kanonen und einige Hölzer.

II. Ab-

II. Abtheilung. XIII. Hauptstück. Deutsche Sprachlehre. Hr. Kl. folgt meist Hr. Adelungen, doch mit Beybehaltung philosophischer und grammatischer Freyheit. Den Sprachgebrauch sieht er hier als den obersten Richter an: es ist aber nicht der rohe Ausdruck im gemeinen Leben, noch die regellose Schreiberey junger Schwindelköpfe, sondern die herrschende und übereinstimmende Gewohnheit des feinsten Theils der Nation, besonders der besten Schriftsteller. Wo er auch Unrecht hat, läßt er sich nur allmählig abändern. Ueber die Orthographie ist Hr. Kl. nicht der Meynung der neuesten Reformatoren. Ausländische eigne Namen werden nach der ursprünglichen Art geschrieben, weil sie sonst unkenntlich seyn würden, wenn man etwa die Aussprache des Landes durch den deutschen Schreibgebrauch bezeichnen wollte. Aber gewisse Namen, die seit langer Zeit in andrer als ihrer wahren Gestalt gangbar sind, z. E. viel biblische und andre morgenländische Namen, behalte man in derselben, weil die richtige Gestalt derselben den meisten unverständlich, oft unsübelklingend wäre. Dahin gehören auch die naturalisirten morgenländischen Gattungsnamen: Moschee u. dgl. Es ist gut, ihre wahre Form zu wissen und sie, wo es sich schickt, anzubringen: aber man muß nicht andern mit Brocken türkischer Sprachkenntniß beschwerlich fallen. Auch die griechischen Namen schreibe man nach der lateinischen allgemein bekannten Form, in welcher sie selbst dem Kenner des Griechischen verständlich sind. — Woher weis man denn, daß das griechische υ den Laut unsers ü gehabt habe? XIII. Uebersicht der Geschichte, von Hr. Pr. Remer in Braunschweig. Nicht ein Lehrbuch der Geschichte, sondern ein getreues Gemälde der Beschaffenheit der Welt, in Perioden, die durch Begebenheiten, welche wichtige Aenderungen im Zustande des Menschengeschlechts verursacht haben, abgetheilt werden. Dieses Gemälde zeigt, in welchem Staatsverhältnisse die Nationen, die darinn auftreten, gegen einander gestanden haben, wie ihre bürgerliche Beschaffenheit war, wie sie über die wichtigsten Punkte, die uns als Bürger eines Staats angehen, dachten und darinn verfuhren, ihre Gottesverehrungen, Aufklärung, Künste und Wissenschaften. Dieses, von der Schöpfung der Welt bis auf unsre Zeiten.

Hiermit endigt sich diese Encyklopädie. Nun will Hr. Kl. noch eine politische und statistische Geographie ausarbei-

arbeiten, die als ein Supplementband auch Verbesserungen und Zusätze zu dem bisherigen enthalten wird. Encyklopädie könnte noch mehr Wissenschaften als die abgehandelten begreifen. Hr. Kl. findet sich aber nicht geschickt, noch mehr, als er schon, sagt er dreist genug, (und doch glücklich) bearbeitet hat, abzuhandeln. Wollte er auch, wie einige Leser gewünscht haben, das Buch fortsetzen und sich dabey Andrer Beyhülfe bedienen: so müßte er von der Genehmhaltung der Pränumeranten Genauigkeit haben. Noch ist anzuzeigen, daß der 9te, 10te und 11te Abschnitt auch unter nachstehendem Titel besonders abgedruckt ist: Klügels Anfangsgründe der praktischen Mechanik, der bürgerlichen und der Kriegsbaukunst, mit 6 Kupfertafeln, gr. 8. daselbst.

Versuch einer Geschichte der Hexenprocesse, von Joh. Moritz Schwager, Pastoren zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg. Erster Band. Berlin, bey Joh. Fr. Unger. 1784. in 8. 344 Seiten.

Dieser Band ist blos Einleitung, und das soll auch der folgende gröstentheils bleiben; der dritte die Dokumente liefern. Des Verfassers Absicht ist zweifelsohne gut, aber zur Erreichung der Plan wohl nicht bequem, noch überdacht genug. Aus Beyspielen verurtheilter Hexen lernt man wohl daß manche Menschen durch die Verstattung solcher Processe ums Leben kamen, schwerlich aber wird dadurch der Aberglaube aus dem Grunde geheilt, welche Heilung doch der Verfasser sich vorzüglich zum Ziele gesteckt hat. Soll dies geschehen: so muß von Entstehung, Vervielfältigung der Meynungen, in Ansehung der Hexerey, chronologisch gehandelt werden: damit einleuchte, wie aus rohen Einbildungen sich nach und nach eine Art von System gebildet habe; vornehmlich müssen die Widersprüche in den gerichtlichen Aussagen zu verschiednen Zeiten, und an verschiednen Orten in Ansehung der Hauptumstände, und in der Zeitfolge neben einander gestellt werden, als woraus sich am handgreiflichsten die grobe Erdichtung und unschuldige Verurtheilung der Schlachtopfer des Aberglaubens ergiebt. Denn aber wird so ein Werk nicht blos Geschichte der Hexenprocesse, sondern auch

auch des Hexen-Aberglaubens. Der Verfasser erklärt sich nirgends bestimmt über seinen Plan und die festgesetzte Ordnung, woraus ihn zwar die Bequemlichkeit erwächst, daß hierüber nicht bestimmt kann geurtheilt werden; aber auch die Unbequemlichkeit, daß er seinen Gegenstand nicht in gehöriges Licht zu setzen vermag. Wir finden daher in diesem Bande manches zu beyder Absicht dienliche gesammlet, aber nichts gehörig zusammengestellt und geordnet, und auf das bezweckte Resultat richtig hinausgeleitet. Die verfluchten Hexenprocesse, hebt er an, gründen sich auf einen nicht verstandenen Befehl Mosis; in unserm Sinne haben die alten keine Zauberer gekannt, auch unsere christlichen Vorfahren nicht; einige Kirchenväter haben zuerst den Stoff dazu hergegeben, den Mönche hernach mehr ausarbeiteten. Gleichwohl wäre nicht undienlich gewesen zu untersuchen, wie man zuerst auf Zauberey gefallen, in welchem Zustande der Gesellschaft der Begriff entstanden ist, denn auch dies zeigt das Grundlose davon sehr deutlich. Darauf wird Innocenz VIII. Bulle geliefert, welche den Hexenproceß einführte; gesteht aber, daß vorher schon unter dem Vorwande der Zauberey manche seyn hingerichtet worden; also gehörten doch auch diese mit in den Plan; vornehmlich da schon Karl der Große Hexereyen ausdrücklich verboten hatte. Da hätte denn auch die Form der alten Hexerey in den Abendländern, so viel man davon weiß, beschrieben werden müssen. Von da kommt der Verfasser auf den malleum maleficarum, der so viel zur Beförderung der Hexenprocesse beytrug, aus welchem ein fast zu langer Auszug mitgetheilt wird. Und hier wäre es wohl zweckdienlicher gewesen, zuerst des Buches Wirkung zu beschreiben, und dann die darinn enthaltenen mancherley Formen der Zauberey und Teufelsbündnisse nach gewissen Rubriken mitzutheilen, damit der Leser im Stande wäre sich ein einigermassen zusammenhängendes Bild davon zu entwerfen. Dieser Auszug aus dem Hexenhammer nimmt die Hälfte des Buches ein, ihm folgen Nachrichten von der Art den Teufel zu citiren, von den Contrakten mit ihm; von der Art seiner Erscheinung, der fleischlichen Vermischung mit den Hexen, der daraus entspringenden Elben und deren Gebräuche, den Hexenfahrten und dergleichen mehr, aus Schriftstellern verschiedener Zeiten, ohne chronologische Ordnung zusammengetragen, auch nicht nach

ihren

ihren erheblichsten Verschiedenheiten neben einander gestellt; nur zuweilen werden nebenbey die Widersprüche darinn bemerkt, die sich doch hier durch schickliche Ordnung sehr handgreiflich machen ließen, wodurch das Leere des Ganzen vergebens augenscheinlich wurde. An Wiederholungen fehlt es dabey auch nicht. Des Verf. Schreibart (wir sagen dies nicht, um ihn anzuzapfen, wie er die Recensenten scheint beschuldigen zu wollen; denn dazu findet sich bey uns nicht die geringste Veranlassung: sondern ihn darauf aufmerksam zu machen, wofern er anders nicht, wie es fast scheint, sich einmal für allemal vorgesetzt hat, an der Schreibart durchaus nicht zu bessern) fällt mehrmal ins Niedrige, indem er sich den Ausdruck Fabelhans, nebst andern aus der schlechten Klasse erlaubt. Auch pflegt sein Scherz ihm nicht selten zu mißrathen.

Wr.

VIII. Mathematik.

Andreas Grüning, ... Rechenbuch für Kinder, Altona 1783; auf Kosten des Verf. und bey ihm, 262 Octavs.

Der Verf. ist ordentl. Lehrer in der Religion, im Schreiben, Rechnen und italiän. Buchh. in Altona, Mitglied der Kunstrechn. Ges. in Hamburg und der math. Wiss. in Amsterdam. Das Buch fängt mit dem Numeriren und den vier Speciebus in ganzen Zahlen an, die ganz faßlich vorgetragen werden nach dem jetzigen Tone der Kinderbücher, wie eine Unterhaltung mit Kindern, daher auch manchmal geographische kurze Nachrichten eingeflochten werden. Zur Probe der unbenannten Specien kömmt S. 40 die Frage: Wenn 24 ℔ Corduan 54 Mk. kosten, wie viel gelten 72 ℔? Und dann die Erläuterung: dieß wird eine Regel de Tri genannt, weil drey Sätze gegeben sind, wornach man den vierten ausrechnen kann. ... Also kein Wort zuvor oder hernach, von geometrischem Verhältniß und Proportion, woraus doch allein begreiflich wird, warum, wenn und wie

die Regel de Tri anzubringen ist. Dieser allgemeine Fehler aller handwerksmäßig lehrenden Rechenmeister verursacht, daß sie sehr weitläuftig und schwer lehren, was von einem Mathematiker vorzutragen kurz und leicht ist. Dieses beyseite gesetzt, ist Hr. Gr. Arbeit ein sehr brauchbares Rechenbuch nach der gewöhnlichen Art. Es enthält die Kaufmannsrechnungen vollständig, mit deutlicher Erklärung der Kunstwörter, (dem einzigen was jemand, der die gemeinen Anfangsgründe der Arithmetik und Buchstabenrechnung mathematisch gelernt hat, braucht, alle Kaufmannsrechnungen ohne Unterricht des Rechenmeisters selbst zu machen,) auch jede Frage mit häufigen Exempeln zur Uebung und beygesetztem Facit versehn. Hr. Gr. kann also wohl Recht haben, wenn er am Ende seines Buchs, dem Lieben, der es durchgearbeitet, so viel Fertigkeit im Rechnen verspricht, daß er bey der Handlung auf einem guten Comtoir einige Dienste leisten könne. Das Buch ist also noch was mehr als ein Rechenbuch für Kinder.

M.

Johann Elert Bode, Astronom der K. Akad. der Wissensch. und Mitglied der Ch. naturforschenden Freunde zu Berlin, von dem neuentdeckten Planeten. Berl. 1784. 132 Octavs. mit einer Titelvignette und einer Kupfertafel. Beym Verf. und in der Buchh. der Gel.

Erst die Geschichte der Entdeckung. Hr. Bode ist der erste in Deutschland gewesen, der ihn den 1. Aug. 1781 gesehn hat. Die Beobachtungen des ersten Jahres stimmten schon alle damit überein, der entdeckte Weltkörper sey ein Hauptplanet unsrer Sonnenwelt. Da die obern Planeten allemal einige Tage vor ihrer östlichen und nach ihrer westlichen Quadratur stillstehend sind: so war dieses dem neuen Planeten 11 Tage vor seiner Entdeckung durch Hrn. Herschel wiederfahren. Hätte Hr. H. so viel Tage eher sein Teleskop auf ihn gerichtet, so wäre keine Fortrückung daran bemerkt worden, und vielleicht alsdann diese wichtige Entdeckung verloren gegangen. Unter andern Gründen, welche

auf

auf einen neuen Planeten muthmaßen ließen, ist auch die Progreßion, welche die längstbekannten sechs Hauptplaneten in ihren Abständen von der Sonne beobachten. Wenn man Merkurs Abstand von der Sonne = 4 setzt: so bekömmt Venus dergleichen Theile 3 mehr, die Erde 6 mehr, Mars 12; Jupiter 48, Saturn 96 Theile mehr; ein Planet, den Hr. B. noch zwischen Marsch und Jupiter vermuthet, 24, der könnte kleiner als Mars seyn, das Sonnenlicht nicht lebhaft genug zurückwerfen, im Sommer uns noch sichtbar zu bleiben, vielleicht einmal durch einen Zufall, wie der Herrschelische entdeckt werden. Nun müßte nach dieser Progreßion der nächste Planet über den Saturn, noch 192 Theile weiter als Merkur, also 196 Theile von der Sonne abstehn, und ohngefähr in dieser Entfernung trift man den neuentdeckten an. Giebt es aber einen noch über diesem, so müßte solcher nach erwähntem Gesetze der Abstände, fast noch einmal so weit als der neuentdeckte von der Sonne abstehn, dürfte uns also schwerlich jemals sichtbar seyn. So macht Hr. Bode keine Hoffnung, daß wir noch viel mehr Planeten unserer Sonnenwelt werden wahrnehmen, wenn sich ihrer auch noch welche jenseits des neuen befinden. Wahrscheinlich aber sind zwischen den Gebieten zweyer benachbarter Sonnen große Räume von Weltkörpern leer, damit jeder die ihr gehörigen Planeten allein gehorchen. Umständlich, warum Hr. B. den neuen Planeten Uranus nennt, und wie er ihn will bezeichnet haben. Den Schluß machen die Beobachtungen des Planeten, von seiner ersten Entdeckung 1781; 13. März an bis 1784; 24. Jan., nebst den Namen der Beobachter; seine eigne hat Hr. B. weggelassen, weil er sie nicht für genau genug hält, (bekanntermaßen wenigstens nicht aus Mangel von Eifer oder Geschicklichkeit). Die Kupfer zeigen Stellen des Planeten, wie ihn Tob. Mayer zu Göttingen 1756 als einen Fixstern bemerkt, und Hr. Herschel ihn zuerst als Planeten erkannt. Ferner Verhältnisse von Entfernungen, Größen, Geschwindigkeit der Planeten mit dem neuen vermehrt.

M.

Nachricht von dem neuen Grundbaue zu einer Anzahl Häuser in Potsdam ... von Hrn. L. Mangner, Königl. Bauinspector, 1. Stück, Potsdam in Commißion bey Horvath 1783; 92 Oktavseiten.

Von den unterschiedenen Sümpfen, die sich bey Potsdam befanden, unternahm K. Friedrich Wilhelm um 1721 einen der tiefsten, die Fauleser genannt, auszufüllen und den Platz zu bebauen. Der Grund mußte in beständiger Gährung oder Aufblähung seyn, alle dahingebrachte Faschinen, Pfahlwerk u. dgl. halfen nichts, was in Monatszeit ausgefüllt war, kehrte sich oft in einer Nacht das unterste zu oberst. Der König selbst wäre bey einer Besichtigung fast einmal versunken, die Kräfte seines stark angespornten Pferdes retteten ihn, seines Reitknechts Pferd verschwand im Abgrunde. Gleichwohl blieb der König dabey, beyde Seiten mit Häusern zu bebauen, auf eingeschlagne Pfähle, viele dieser Häuser wendeten sich um und sunken in die Tiefe, andere Bewohner lebten in steter Furcht des Einsinkens. Am schlimmsten war es hierinn auf der Ostseite der nach der sogenannten Nauenschen Plantage, die, nachdem 1766 der jetzige König sich entschloß, statt der alten hölzernen Gebäude von zwey Stockwerk mit neuen steinernen von drey zu verzieren. Man trieb neue Pfähle ein, und unter denselben viel übereinandergesetzte von 70 bis 76 Fuß lang, bis sie durch die Rammeklötze nicht weiter eingetrieben werden konnten: aber doch zeigte die Folge, daß entweder der größte Theil ihrer Spitzen den festen Boden nicht vollkommen erreicht hatte, oder ihr Schwanken im losen und schwammigen Erdreiche nicht hätte können verhindert werden; die Häuser auf dem mittlern schlimmsten Theile bekamen Risse und Spalten. Das wiederfuhr auch in den wasserreichen Jahren 1771, 1772, steinernen Häusern von drey hohen Stockwerken, auf der weniger schlimmen Westseite. Es ward also die Abbrechung dieser und benachbarter Häuser und ein neuer Grundbau verordnet, von dem eigentlich Hrn. M. Nachricht angeht. Zur Vorbereitung also muste an die nöthigen Maschinen gedacht werden. Künstliche Ramme, wie man

man häufig vorgeschlagen findet, dienten hier nicht, es war mehr auf Ersparung der Zeit als der Kraft zu sehn. Hr. M. beschreibt die gebrauchten Rammen und die Art ihres Gebrauchs. Zur Hebung des Wassers aus einem stillstehenden Sumpfe ließen sich auch manche sonst nützliche Maschinen nicht brauchen, da man auf 10 Fuß Tiefe rechnen mußte. Man bediente sich eines Schaufelwerks, das beschrieben wird. Da Grundmauern abgebrochen und weggeschafft, zugleich aber Pfähle sollten eingeschlagen und Roste gelegt werden, entstand Zwist zwischen den Maurern und Zimmerleuten, und wem die hierbey nöthige Arbeit gehöre. Hr. M. erzählt ihn, weil solches veranlassen kann, künftig etwa in Baugesetzen etwas für dergleichen Fälle zu bestimmen. Nun beschreibt Hr. M. umständlich, wie mit den Rammen verfahren worden. Die Frage, wie lange die Pfähle in dem erreichten festen Boden müßten eingetrieben werden, ehe sie vermögend sind, die auf sie zu bringende Last ohne weiteres Niederdrücken derselben zu tragen, kömmt begreiflich darauf an, was ein schwerer Körper, wie der Bär der Ramme, durch den Fall für eine Kraft erhält. Hr. M. führt hierüber an, was ihm vom Falle schwerer Körper bekannt ist. Der Bär der Ramme fällt zwar nicht ganz frey, schleppt Tauwerk nach sich, leitet Friction, Widerstand der Luft u. s. w. indessen muß man von jenen Lehren hie, so gut sich thun läßt, Gebrauch machen, bis Erfahrungen ein mehrers lehren. (Es gereicht Hrn. M. zur Ehre, daß er hie die Nothwendigkeit solcher Kenntnisse aus der höhern Mechanik bemerkt, die freylich vor den Augen der gewöhnlichen Baumeister ganz verborgen sind. Eben deswegen fehlt es über so wichtige Gegenstände an Erfahrungen, weil die, welche Gelegenheit dazu und Nutzen davon hätten, gar nicht wissen, worauf dabey zu sehen ist. Uebrigens wäre bey gegenwärtiger Untersuchung auch noch zu fragen, wie tief ein gegebenes Gewicht, das von einer gegebenen Höhe fällt, den Pfahl eintreibt. Das gehört zur Festigkeit des Grundes; wie Versuche darüber anzustellen wären, hat **Lambert** wenigstens im Kleinen gewiesen: Beyträge zum Gebrauch der Mathem. III. Th. 345 u. f. S.) Bey gegenwärtigem Stücke sind keine Risse, sie sollen beym nächsten folgen, und werden einiges hier schon vorkommende erläutern. Hrn. M. Arbeit ist ein Muster, wie man die Geschichte wichtiger Baue be-

 schrei-

schreiben soll, dergleichen noch gar sehr fehlt, so nützlich es für Praktiker wäre.

M.

Abhandlung über die vorzüglichste Art an Flüssen und Strömen zu bauen. Verfasset von Joseph Schemerl, kaiserl. königl. Ingenieur an dem Saustrom und Laubachfluß. Wien bey Johan Paul Krauß 1782. 9 Bogen in Octav, 6 Kupfertafeln auf halben Bogen.

Die Einleitung beweiset, mit vielen Gründen, die Vorzüge des Faschinenbaues vor allen andern üblichen Wasserwerken. Ihm hat sich bisher (in den Gegenden des Verfassers) die Meynung entgegengesetzt, daß man gewaltige Ströme nur mit gewaltigen Mitteln bezwingen könne. Die Bereisung der Ströme in Deutschland lehrte dem Verf. den Werth der Faschinen besser kennen; und er nimmt besonders den Rheinbau, als den vorzüglichsten in seiner Art, zur Richtschnur seiner gegenwärtigen Beschreibung. Sie ist kurz, deutlich, und lehrreich. Die traurigen Begebenheiten des verflossenen Frühjahres geben nur allzuviel Gelegenheit, Gebrauch von ihm zu machen. Zur kürzen Uebersicht wollen wir die Aufschriften der Kapitel hier hersetzen: Erklärungen über den Faschinenbau und die dazu erforderlichen Materialien: Anmerkung über die Aussteckung der Faschinendämme: eigentlicher Bau: dessen Anwendung auf die an Strömen üblichen Wassergebäude: Ufereinfassungen — wider den Abbruch: Durchstechung der Serpentinen (Stromkrümmen): Zukribbung (pp) der Stromärme: Uebermachung versandeter Stromärme oder anderer Anwüchse, und Anlegung der Warten: Anhang, von Bauüberschlägen.

Ng.

Lukas Vochs — bürgerliche Baukunst. Dritter Theil, welcher von Gymnasien, besonders aber von der Einrichtung einer Militärakademie han-

handelt. Zum Gebrauche der jungen Architekten, Ingenieurs, Maurern u. s. f. Mit XII. Kupfertafeln. Augsburg, bey Matthäus sel. Söhne 1782. 7 Bogen Octav.

Unser, nunmehr seliger, Lukas Voch, ist auch hier seiner bekannten Schreib- und Lehrart gefolgt, da er bey jedem Gebäude eine kurze Uebersicht der dadurch abgezweckten Bequemlichkeiten voranschickt, und dann die umständliche Auslegung seiner Risse folgen läßt. Bey der Kriegs- oder Militärakademie hat er sich auch in das wissenschaftliche ihrer Anlage eingelassen. Wir geben es, zu beliebigem Gebrauch, so gut wie wir es finden. Sehr großen Einfluß auf das Architektonische scheint es gleichwohl nicht gehabt zu haben. Die bey der Kriegekunst **nöthigen** Wissenschaften sind, nach dem V., von zweyerley Gattung, 1) die **nöthigen** und 2) die **nützlichen und nöthigen**. Es theilen sich aber die Wissenschaften, nach ihren Gattungen, wieder in drey besondere: 1) die Sprachkunde, 2) die Philosophie und 3) die Kunst schulgerecht zu reuten und die Waffen recht zu führen. Von der Philosophie besonders die Geometrie, die ein Theil der Mathematik ist, und die Mechanik die ein Theil der Physik ist u. s. f. Die nützlichen und nöthigen sind Naturrecht, Völkerrecht, Kriegsrecht. Angehängt ist die Tanzkunst. Nun zum Bau!

Lukas Vochs — bürgerliche Baukunst. Vierter Theil. Worinnen von römischkatholischen und protestantischen Kirchen, und Klöstern gehandelt wird. Zum Gebrauche junger Architekten, Ingenieurs, Maurern, Zimmerleuten, Steinmetzen u. s. f. Mit XXIV. Kupfertafeln. Augsburg bey Matthäus Riegers sel. Söhnen 1782. 8 Bogen Octav.

Er hat hierbey besonders die neue katholische Kirche in Berlin zum Muster gewählt, weil sie von aussen nach dem antiken Geschmack erbauet worden. Er giebt sowohl

die Grund- und Aufrisse, als Durchschnitte von diesem herrlichen Gebäude, die nebst den Erklärungen, dem Liebhaber der Baukunst mehr werth sind, als alles übrige im Buche. Der eigene Entwurf einer katholischen Kreutzkirche, würde, glaubt der Verf., dem sonst rechtschaffenen Mann und Eisbrecher vieler architektonischer Geheimnisse, L. C. Sturm, wegen der geschweiften Figuren sehr in Eifer bringen, wenn er noch am Leben wäre: etwa blos deswegen, weil er nicht selbst der Erfinder dieses herrlichen Schnirkelwerks gewesen sey. Er mag es nun mit ihm selbst ausmachen: uns, die wir weder zum Zahnbrecher noch Eisbrecher taugen, kommt es abscheulich vor. Ueberhaupt hatte Poch seine Force nicht im Geschmack. Wegen den ausgeschweiften Figuren verweiset er auf die herrlichen Muster des berühmten Baumeisters Decker.

Ng.

Christian Rudolph Reinhold, der Weltweisheit Doctor und der freyen Künste Magister, Lehrer der Mathematik und bildenden Künste an dem Osnabrückischen Gymnasium, Geometria forensis, oder die aufs Recht angewandte Meßkunst. Erster Theil. Welcher die reine Geometrie über und unter der Erde, wie auch auf dem Wasser, enthält. (Wir suchten die reine Geometrie sonst blos im Verstande.) Mit acht und dreyßig Kupfern. Münster bey Philipp Heinrich Perrenon, 1781. 17 Bogen 8.

Zweyter Theil, welcher das Rechtliche, Cameralistische und Oekonomische in sich enthält. 1781. 1 Alphab. 4 Bogen, mit 6 Kupfert.

Dritter Theil, welcher das Rechtliche, Cameralistische und Oekonomische, auch See- und Schiffswesen, in sich enthält. 1782. 1 Alph. 10 Bogen mit 4 Kupfert.

Daß

Daß uns der erste Theil nicht recht gefällt, dürfen wir wohl nicht leicht sagen, sonst gehet es uns, wie (in der Vorrede zum dritten Theil) dem Kritikaster im allgem. Verzeichn. neuer Bücher. Bergen können wir aber nicht, daß auch wir die Zeichnungen einiger Werkzeuge für das beste Stück dieses Buches halten: und loben müssen wir dem Verf., daß er mit den lateinischen abstrakten Demonstrationen endlich inne gehalten hat; es ist eine wahre Wohlthat für die Leser. Wer die Geometrie absichtlich, gründlich und vollständig erlernen will, muß sich doch, (aufrichtig, aber ohne Beweis gesagt,) nach einem andern Lehrbuche umsehen: und für die andern, freywilligen, hätten wir den Vortrag wo nicht einladender, doch weniger abschröckend zu machen gesucht. Das metaphysische, demonstrative äußerliche Ansehn ist gerade das nicht, was Leute zur Mathematik anreizt, die nur das Behufige zu ihrem höhern Brodstudium nothdürftig daraus wissen wollen. War aber die Absicht dieses Buchs eine gründliche Anwendung der Geometrie auf das Forum; so würden wir alles weggelassen haben, was der schon wissen muß, der sie anwenden soll, und ihm nur gezeigt haben wie er es anwenden müsse. So wie es ist, möchte es weder von den jungen Herren goutirt werden, die dereinst JCti im Foro zu versiren gedenken; noch denen Genüge thun, die gründliche mathematische Einsichten den Gerichten zu widmen gedenken. Ueberhaupt denken wir, man komme kürzer weg, eine Jurisprudenz für den Geometer, als eine Geometrie für den Juristen zu schreiben. Muß man diesem z. B. erst sagen, daß ein Löwe, wenn er Löwe seyn will, auch so aussehen müsse wie ein anderer Löwe, so sehen wir des Unterrichtes kein Ende. Dieser und anderer Ursachen wegen haben wir uns dispensirt, den ersten Theil wörtlich durchzulesen. Die verschiedenen neu erfundenen Werkzeuge können gut seyn, so auch die Beschreibung des Spiegeloctanten und seines Gebrauches u. s. f.; aber wer sucht sie gerade in einer Geometria forensis. Der zweyte und dritte Theil haben uns weit besser gefallen. Wir verkennen darinn ganz und gar nicht den gelehrten Fleis, und besonders die (vielleicht hin und wieder nur allzudienstfertige) Belesenheit des Verf. Diese können wir Juristen und Meßkünstlern mit gutem Fuge empfehlen.

Zweyter Theil. Vorläufig wird das **Recht** so erklärt, daß es sey, eine vorgeschriebene Wahrheit, welche mit dem geoffenbarten Lichte der Natur also übereinstimmet, daß sie ein allgemeines und besonderes Wohlwollen der Menschen zum Zweck habe. Hierauf wird die Verwandschaft und Uebereinstimmung des Rechts mit der Mathematik gezeigt. 1) Hat die Rechtswissenschaft diejenige Verwandschaft mit der Mathematik, welche Wahrheiten überhaupt mit einander haben: 2) beruhet das Recht, besonders das Naturrecht, auf eben solchen Gründen, wie die Mathematik, weil in beyden Wissenschaften, sowohl die theoretischen Wahrheiten wie Grund und Schluß, als auch die praktischen wie Ursache und Wirkung folgen: 3) ist der Uebergang vom positiven Rechte zur Mathematik, das Naturrecht, (näher wird die Verwandtschaft wohl dadurch, daß das Recht nach der Größe der Dinge zu entscheiden hat, und die Mathematik diese Größe zu messen lehrt.) Von der Methode heißt es: der analytischen bediente sich **Anton Faber**, in seinen Rationalibus ad Pandectas: die synthetische führte Heineccius ein: Wolf hingegen, hat auch seine Rechtsgelahrheit nach mathematischer Methode geschrieben. Wollte ein Wahrheitsliebender Jurist die Sätze mathemathisch überschreiben, (darauf kömmt es gar nicht an,) so würde er oft einen Rachesatz für einen Grundsatz, einen Verführungssatz für einen Lehrsatz, einen Lügensatz für ein Lemma, einen Partheilichkeitssatz für ein Postulat, einen Interessesatz für ein Problem, einen verfänglichen Satz für ein Consectarium überschreiben müssen. (So herrlich ist also die Uebereinstimmung der Rechtswissenschaft mit der Mathematik?) Von den Meßkünstlern der Alten. Die Kayser waren sorgfältig sie mit Ehre zu überhäufen. Theodosius und Valentinianus nennen sie Spectabiles (**das Mittel zwischen** Clarissimi und Illustres) noch ehe sie ordentlich aufgenommen waren; nachher Clarissimos (also fiel der Titul?). Von den jetzigen Feldmessern, ihren Gehülfen den Kettenziehern, Anweisern, Backenstechern (apage! Baakensteckern), und den ihnen entgegengesetzten Pfuschern. Maaßkunde, (warum setzt der Verf. dem **Längenmaaß** das **Mengenmaaß** entgegen?) Gewicht. Nutzung der Oberfläche. Besichtigungen. Von den Wagen (mit Einrückung verschiedener Auszüge aus Wegverordnungen.) Von Bonitiren und Taxiren. Hier ver-

versteigt sich der Verf. wieder in seine Methaphysik: was hat, fragt er, die Bonitirung für Gemeinschaft mit der Mathematik? Qualität ist ja ein ganz anderes Ding als Quantität, und wenn es auf Größe ankäme, so liefe die Kuh den Haasen ab, (wie treffend!) Daß es aber doch wirklich mathematische Gesetze sind, nach denen die Natur wirkt, deswegen berufet er sich auf Ledermüllers mikroskopische Gemüths- und Augenergötzungen, und schließt die Anmerkung mit einer in der Grundsprache mitgetheilten Stelle des Plato de Republica. Und nun folgt das Bonitiren selbst. Verfahren der alten Deutschen dabey. Beyspiel von Bonitiren (Eintheilen nach innerer Güte). Daß das Geschäfte schwer ist, und daß es gut ist wenn Oekonomie-Commissarien Mathematik verstehen, glauben wir gerne. Taxationen. Geometrische Karten. Wie die alten Griechen und Römer geschrieben und Abrisse gemacht haben. Beschaffenheit einer Karte. Auszug der Instruktion — für die Churmark. Grenz- Mohr- Forst- Theilungs- Berg- Geographische Karten. Von den urbaren Gründen auf dem platten Lande; Zuschlägen; Abpflügen; Ackerbau überhaupt (mit Rücksicht auf die Alten). Von Gärten (ihre alte und neue Geschichte; Zaunrecht; überhängende Früchte; Gartenhäuser u. s. f.) Von den Wiesen. Von den Observanzien und Feldpolizey. Erklärung einiger (42) Wörter und Redensarten, welche unter den Bauern üblich sind. Auszug aus der Berlinischen Bauordnung. Vom Hürdenschlag. Von den Torfmohren (vieles, was sich, wie der Verf. selbst sagt, besser in eine Naturhistorie geschickt hätte, als in eine Geometria forensis. Beydes verliert sich auch eben so oft im blos ökonomischen, metaphisischen, antiquarischen u. s. f.) Von den Bergen (auch von feuerspeyenden: wenn man Herrn Recupero davon reden höret, möchte einem Menschen die Haut schaudern: wodurch aber entsteht das Feuer? das mag die elektrisirende Welt beantworten, doch war auch Kirchers Philosophie so ungereimt nicht! u. s. f.) Messung ihrer Höhe. Bergmessung. Vorstellung der Grund- und Oberfläche auf einer Karte. Von Weinbergen. Von den Gemeinheiten und gemeinen Marken. (Formular eines Weider Recesses aus Claproth.) Vom Wasserrechte überhaupt (Aristoteles nennt es ein feuchtes Element, welches durch seine eigene Grenze nicht eingeschlossen werden kann. Diese Erklä-

rung

rung ist, nach dem Verf. für uns [die wir etwa das Wasser noch nicht kennen möchten] die passendste). Von den natürlichen Accesionen. Inseln zu theilen, nach verschiedenen Methoden, und nach dem wahren Sinn der Sache und Gesetze. Dieser Theil hat 19 Hauptstücke und 299 §.

Dritter Theil. Die Vorrede schmälet heftig auf den Kritikaster, der den ersten Theil dieses Werks zu beurtheilen sich angemaßt, und nicht nach seinem Geschmack gefunden hat. In der kurzen Einleitung entwirft der Verf. das Bild seines ganzen Buchs so: Größe und Figur, und die daraus entspringende Erfindungskunst, sind Gegenstände, sowohl der erwägenden als angewandten Geometrie. Wenn die Theorie die Ideen mit Grundwahrheiten unterlegt hat; so beschäftigt sich die Praktik, oder besser, der Mann in der Welt, darauf ein Gebäude aufzuführen, welches dem Nutzen und Vergnügen seiner Mitbürger entspricht. Der erste Theil dieses Werks mag die Unterlage seyn. Der zweyte liefert Materialien oder Theile vom Ganzen. In diesem dritten wollen wir das Ganze selbst berühren, und zwar dasjenige Ganze, was der Titel eigentlich erfordert. Begriffe von den bewohnten Gegenständen auf dem platten Lande (Güter, Landgüter, Höfe, Lehngut, Zinsgut u. s. f. Dorf, Kirche, Kloster u. s. f. Weichbild Flecken). Von den Städten (Theile, bürgerliche Eintheilung, Vorstädte, Schloß u. d.) Vom Jagd- und Forstrecht (bis S. 116 haben wir ganz und gar nichts geometrisches gefunden, als daß hin und wieder der Mahlbäume und Grenzsteine gedacht wird: hier stoßen wir endlich auf einen Forstbedienten, der die Dicken und Höhen der Stämme mit des Verf. Erdmicrometer mißt. Von Gerichtsbarkeiten — Ländern und Reichen, und Bestimmung ihrer Größe. Die Größe kann man nicht durch Wege bestimmen; sondern durch die geographische Länge und Breite. Größe eines Grades. Wie man (bey den heutigen Erdbeschreibern) die größe der Länder angiebt; wie die Volksmenge der vornehmsten Länder und Städte. Von den Landwehren. Von den Grenzen (auch den Grenzgöttern; Ceremonien der Römer bey Setzung der Grenzsteine; heutige Grenzzeichen; Beyspiel einer Grenzberichtigung zwischen dem Fürstenthum Mikromegas und der Grafschaft Lilliput; Grenzreceß; Grenzbeschreibung von N. N. Feldmesser u. s. f.) Von der Gütertheilung. (Verfahren bey ungleichen Theilen. Von Erfindung der Größe

bereits

bereits getheilter Plätze). Aufhebung der unbebauten Gemeinheiten (verschiedene Principia, nach welchen man bisher die Marken getheilt hat: das Rechtsprincipium, das Kontributionspr., Vermögenspr., Viehstandspr., Landpr., Klassenpr.,) Beyspiele von Theilungen die allerdings dem Geometræ jurato sehr zu statten kommen werden.) Vom Güteranschlage (tabellarisches Verzeichnis wie Ländereyen besonders in Anschlag zu bringen.) Von Einrichtung der öffentlichen und gemeinschaftlichen Bücher und Register. Vom See- und Schiffswesen (von S. 404 bis zu Ende 516). Loxodromie. Die Erddurchmesser zu messen. Meereslänge. Ebbe und Flut. Organisation der Ende (der Verf. glaubt, man müste einem Kopfinsecte gleich seyn, welches sich auf dem Leibnizischen befand und glaubte es wäre kein Gehirn darinn, wenn man sich die Erde unorganisirt denken wollte.) Etwas von den Kräften der Körper („wir wagen es zu sagen, daß uns der gröste Nutzen, den wir noch zur Zeit von der elektrischen Wissenschaft zu gewarten glauben, ein astronomischer oder besser cosmographischer zu seyn scheint.") Tiefe und Figur des Meergrundes. Winde. Geschwindigkeit des Schiffes. Vom Schiff. Holländische Namen seiner Theile. Größe und Beschaffenheit der Seeschiffe. Schiffsvolk. Von Schiffsgedingen und Versicherungen. Schiffsgebräuche. Der dritte Theil hat 11 Hauptstücke und 227 §.

Rg.

Verlangte Prüfung einer Schrift des Hrn. Schatzdeputirten, Philipp Peter Guden, in Hannover, unter dem Titel: Gründliche Theorie und praktische Vorschläge zu Wittwenkassen, aufgesetzt von Johann Augustin Kritter, Senator und Kämmerer in Göttingen. Dresden, 1782. In der Waltherischen Hofbuchhandlung, 5 Bogen, in 4.

Diese Schrift muß mit einer ältern, vom nämlichen Verfasser, mit ähnlichem Titel: Prüfung einer Schrift des Hrn. — Guden, von Wittwenkassen, Göttingen, 1772, 2 Bogen, in 4. nicht verwechselt werden. Wir wissen nicht, ob wir sie schon angezeigt haben. Die zuletzt

erschie-

erschienene enthält: Grundsätze zu einer gerechten und dauerhaften Wittwenkasse: Vorstellung der wahren Methode zur Berechnung — und Beweis aus der Erfahrung der Kalenbergischen Gesellschaft: Beantwortung der Frage, ob Süßmilchs Sterbe-Tabelle — durch die Kalenbergische Societät bestätiget werde: in welchen Fällen die Berechnung der Mortalität, nach dem mittlern Durchschnitt ihrer Jahre angestellet, richtig oder unrichtig sey: Ob die Kritterische Methode der Erfahrung im gemeinen Leben widerspreche: Ob eine freye öffentliche Wittwenkasse dem Nahrungsstande und dem Finanzwesen schädlich sey: ob der Plan des Hrn. Guden, zu einer gezwungenen Wittwenkasse, gerecht und dauerhaft eingerichtet sey. Wir billigen den gemäßigten Ton des Verfassers, bey den harten Ausdrücken seines Gegners, in der von uns (54sten B. 1. St.) angezeigten gründlichen Theorie u. s. f.

Ng.

Erläuterungen über die öffentlichen Anstalten zum Besten sowohl der Wittwen als Sterbefälle, nebst der Beschreibung einer neuen Art von Tontine, die für das Publikum eben so bequem als für den Staat nützlich ist. Berechnet unter der Aufsicht des Hrn. Leonhard Euler, durch Hrn. Nikolas Fuß, Adjunktus der Kayserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen, von Joh. Augustin Kritter, Senator und Kämmerer in Göttingen. Altenburg in der Richterschen Buchhandlung, 1782. 10 Bogen, in 4.

Da Kritter 1768 anfieng, von Wittwenkassen zu schreiben, so übersandte ein Freund einen Aufsatz von ihm an Eulern. Der gab seiner Theorie nicht nur Beyfall, sondern nahm sich auch die Mühe, die ganze Berechnung algebraisch vorzustellen. Der Eulerische Aufsatz wurde in das Hamburgische Magazin 1770 eingerücket; und eben diese

Berech-

Berechnung ist in gegenwärtiger Schrift wiederholt, und in grösserem Umfange angewendet. Da nur wenige die Sprache der Algebra verstehen; so mußte Kritter bey seinen bisherigen Arbeiten, die er für Fürstliche Ministeria und patriotische Gesellschaften übernommen hatte, sich eines solchen Vortrages gänzlich enthalten, und versuchen, die Vortheile der Eulerischen Berechnung auf eine für gemeine Rechner faßliche Art herauszubringen. Dieses thut er in der vorgesetzten Einleitung.

Ng.

Neuabgefaßte Methode, die Geometrie von sich selbst zu erlernen. Vierter Band — von einem Liebhaber der Architektur und Mathematik. Breslau, 1783. Bey Joh. Friedr. Korn, dem Aeltern. 1 Alph. 11 Bogen, 91 Kupfertafeln, in 8.

Eine zwischen Pohlen und Schlesien niedergesetzte Gränzkommißion, welche den Verfasser als Gränzingenieur dazu berufen, hat die Ausgabe dieses vierten Bandes verspätet. Dieser Theil der mechanischen figürlichen Arithmetik enthält die mechanische Theilung aller nur möglichen Regular- und Irregularfiguren, in gleiche und in proportionirte Theile; in 268 Aufgaben und mehr als 300 Figuren. Ihnen ist beygefügt die geometrische figürliche Arithmetik durch den Proportionalzirkel, in etliche und 90 Aufgaben, und eben so vielen Figuren. Mit der Lehrart, dem wirklich deutlichen Vortrage und den saubern mit freygebiger Hand ausgestreuten Figuren, dieses arbeitsamen Mannes, sind unsre Leser bereits so bekannt, daß wir uns für dispensirt halten, ein mehreres davon zu sagen.

Ng.

Versuch in sokratischen Gesprächen über die wichtigsten Gegenstände der ebenen Geometrie, von Johann Andreas Christian Michelsen, Professor am Berlinischen Gymnasium. Berlin bey

bey Sigismund Friedrich Hesse, 1781. 8 Bogen, in 8. mit 2 Kupfern.

Von diesen 9 Gesprächen sagen wir nur ganz kurz, daß sie uns überaus wohl gefallen haben. Sie können zum Muster eines guten Unterrichtes dienen; aber freylich nur für einen Lehrer, der es nur mit einem einzigen Schüler zu thun hat, und zwar mit einem solchen, der eben so viel Lust, Aufmerksamkeit und Mutterwitz mitbringt, als der hier vorausgesetzte. Man würde dem Verfasser großes Unrecht thun, wenn man seine Gespräche mit den kindisch geschriebenen Kinderbüchern, mit denen unsre Zeiten so reichlich gesegnet sind, in Vergleichung stellen wollte. Hier kann man lernen, was es heißt, die Kunst, zur Fähigkeit und Gedenkunsart der Kinder, ohne Nachtheil der Kunst herabstimmen. Der Lehrling findet das, was ihm gelehrt werden sollte, mehrentheils schon in sich selbst. Die vorgelegten Fragen veranlassen ihn nur, eines nach den andern in gehöriger Ordnung herauszuwickeln. Er ist durch seine Antworten so zu sagen sein eigner Lehrer. Und das ist eben das sokratische bey der Sache. Er macht nachher, für sich, Aufsätze davon und bringt sie in den folgenden Stunden zur Verbesserung mit. Von schwerern Sätzen macht sie der Lehrer selbst. Man sieht es dem naifen Wesen der Gespräche gar wohl an, daß sie, wie auch der Verfasser sagt, größtentheils so, wie sie da stehen, gehalten worden sind.

Ng.

Fortsetzung des Versuches in sokratischen Gesprächen — von Joh. Andreas Christian Michelsen. Berlin, 1782. 12 Bogen, 5 Kupfertafeln, in 8.

Diese Gespräche gehen vom 10ten bis zum 22sten, und endigen sich mit dem Pythagorischen Lehrsatze. Hier wird freylich der Vortrag oft schon etwas umständlicher, und wir wunderten uns nicht selten über den Lehrling, daß er den Faden des Zusammenhanges nicht verlor, oder gar abriß, wenn wir etwa vergaßen, daß nicht alles wörtlich so vorgegangen

seyn

seyn mag. So viel ist aber gewiß, wie auch der Verfasser erinnert, daß Gespräche über die Geometrie, je weiter man kommt, destomehr von der Weitläuftigkeit verlieren müssen, wenn sie natürlich seyn sollen. In der Vorrede erklärt sich der Verfasser über die Absicht und den Gebrauch dieser Gespräche. Sein Vorsatz war zunächst, für Kinder höchstens von 8 bis 10 Jahren zu schreiben, und ihnen Gelegenheit zur eignen Wiederholung zu verschaffen. Er versichert, und wir glauben es auch, daß dieses Alter nicht zu frühe ist; er hat sogar ein Kind, nach zurückgelegtem sechsten Jahre, in der Geometrie, mit dem besten Fortgange unterwiesen. Hier ist es allerdings am besten, den Unterricht mit Gesprächen anzufangen, und wenn dieses geschehen, ihnen erst ein schickliches Buch, über die nun schon bekannten Gegenstände, in die Hand zu geben: und dazu sollten diese sokratischen Gespräche dienen.

Ng.

Vollständigere Fortsetzung des Versuchs in sokratischen Gesprächen über die wichtigsten Gegenstände der ebenen Geometrie, von Joh. Andr. Christian Michelsen, Professor der Mathematik und Physik am vereinigten Berlinischen und Köllnischen Gymnasium. Erster Band. Berlin, bey Sigismund Friedr. Hesse, 1783. 14 Bogen, mit 6 Kupfertafeln, in 8.

Das erste Gespräch fängt in dieser vollständigern Fortsetzung da an, wo das zwanzigste in der Fortsetzung aufgehört hatte. Das 14te Gespräch endigt sich mit dem dritten Buche der Elemente des Euklids. Die Unterredung wird interessanter und zusammengedrängter, so wie der Lehrling grössere Fortschritte macht. Der Verf. verspricht bald noch einen Band.

Ng.

Vorstellung der Gestirne auf XXXIV. Kupfertafeln nach der Pariser Ausgabe des Flamstead-

 schen

Neueröfnetes Geheimniß der Parallellinien, enthaltend verschiedene wichtige Zusätze zur Proportion — und Körperlehre, von Anton Felkel, Liebhaber der mathematisch und physikalischen Wissenschaften. Nebst einer dreyfachen vorläufigen Nachricht, von den dazu dienenden neuerfundenen mechanischen Kunstgriffen rc. Wien, in der Ghelenschen Buchhandlung, 1781. 6 Bogen, in 8. 2 Kupfertafeln.

Manche Erfindungen (sagt der Verfasser) sind mehr eine Folge des Zufalles als systematischen Nachforschens gewesen; selbst einige Kepplerische und Newtonische Erfindungen bestätigen dieses. Auch an sich selbst hat der Verfasser Proben davon erlebt, und beweißt es durch die nachfolgenden; wo die Ordnung des Erfinders nicht mit dem gebahnten Gleise eines Euklids eintrift. Eine Kleinigkeit veranlaßte sie; aber der Ausgang übertraf alle Erwartung — und ist nichts geringeres als: **die linearische Auflösung des Delischen Problems mit Hülfe eines Werkzeuges!** Dieses Instrument ist aber auch, seiner Einfachheit ungeachtet, eine Vorrathskammer von unzähligen praktischen Kunstgriffen. Auch die rechnende Klasse der Geometer wird Antheil daran finden; die beschwerliche Zahlensplitterung wird dadurch vermieden. Die Erfindung ist seit drey Wochen zur gegenwärtigen Reife gediehen. — Aber, O weh! das Instrument wird nicht beschrieben! Wer es, unter gewissen Bedingungen sehen will, der muß nach Wien reisen! Hier wird blos die Theorie vorgetragen, und hat die Grundlinien, Richtungslinien, Wendungslinien, Bestimmungslinien, Querachsen u. s. f. wo das Instrument Lineale haben wird, die man drehen und schieben kann. Die ursprüngliche Erfindung ist am Ende doch weiter nichts, als was die Betrachtung des nächsten besten verjüngten Maasstaabes dem Verf. entdecken konnte, nämlich: daß die für die Ruthe angenommene Paralellinien, durch eine einzige diagonale, von Fuß zu Fuß getheilt werden, das ist, nach den Verhältnissen 1 : 9, 2 : 8, 3 : 7 u. s. f.; gerade so wie die seinigen. Bey der Anwendung auf das Delische Problem

blem (auch schon etwas früher,) merkten wir, daß die Re=
de von Linealen ist, die sich parallel an andern herschieben
lassen, an gewissen Punkten umdrehen lassen, in rechte Win=
kel gegen einander setzen lassen u. s. f. An diesen schiebt,
drückt und drehet man so lange, bis gewisse Punkte dahin
treffen, wo man sie hin haben will; gewisse Theile so lang
werden, als sie gegeben worden; wodurch denn auch gewisse
andere Theile so werden, als die gesuchten seyn müssen.
Das nennt man auf gut deutsch, **etwas durch Versuche finden**, und so hat man die zwo steten mittlern Proportio=
nallinien schon lange zu finden gewust. Das Instrument
mag auch diese Versuche noch so künstlich verstecken; es blei=
ben immer Versuche. S. 49 wird gar davon gesprochen,
unzählige mittlere Proportionallinien zwischen zwo gegebene
zu setzen. Sie würden, um einen gemeinschaftlichen Schei=
depunct, eine archimedische Spirale bilden. Das mag eine
herrliche Arbeit geben! wie weit der Verf. in der Buchstaben=
rechenkunst gekommen ist, zeigt der Beweis S. 42, wo er
$(a - ac^2 - x)\ x = - y^2$ deswegen für etwas hält,
das sich unmöglich ereignen kann, weil sonst folgen müste,
daß die möglichen Größen $(a - ae^2 - x)$ und x, eine un=
mögliche, nämlich $\sqrt{-y^2}$ zur mittlern proportionale ha=
ben könnten. Wuste er denn wirklich noch nicht, daß er
aus seiner für unmöglich gehaltenen Gleichung, die recht sehr
mögliche $(- a + ae^2 + x)\ x = y^2$ machen dürfte? Die=
se, und noch ein paar andere Stellen, auf die wir beym
Durchblättern stießen, haben uns des guten Anscheins den
einige Lehrsätze gaben ungeachtet, die Lust benommen, die
ganze Schrift wörtlich zu durchlesen und durch zu studiren.
Der Verf. lege es uns nicht übel aus. Die angehängte erste
Nachricht bietet das Instrument für 3 bis 6 Ducaten jeder=
mann an. Die Zwote namentlich den Bauleuten, Schrei=
nern u. d. mit Verweisung auf die erste. Die dritte allen
Klassen geometrischer Liebhaber. **Wider übelgemeynte Censuren** — hält sich der Verf. vorzüglich durch die Neuheit
der Sache geschützt, die keinen gelehrten **Diebstahl** arg=
wohnen lasse. — Das nicht; aber die Censoren ziehen auch
noch andere Delicta vor ihr Forum. Doch machen es die
mathematischen immer noch ganz gnädig; **meynen** es we=
nigstens nicht **übel**.

Rg.

IX. Naturlehre und Naturgeschichte.

Vorstellung einiger merkwürdigen Versteinerungen mit kurzen Anmerkungen versehn, von D. C. Christ. Schmidel. II. Heft, Pl. VIII–XII. Bogen A. B.

Auch dieses Heft ist gröstentheils den Enkriniten und ihren Theilen bestimmt, von welchen der Verf. einige sehr sehr schön abgebildet und beschrieben geliefert; auf der letzten Platte sind einige Belemniten abgebildet, mit deren Beschreibung der Verf. auch im zweyten Bogen dieses Hefts den Anfang gemacht hat.

Zb.

Vorstellung einiger merkwürdigen Versteinerungen, mit kurzen Anmerkungen versehen von D. C. Christ. Schmidel. Nürnberg, III. Heft 1782. Bogen C. D. Platte XIII–XVII.

Dieses Heft schränkt sich fast blos auf die Belemniten ein, deren Naturgeschichte hier mit vieler Gelehrsamkeit aus einandergesetzt wird; der Verf hat zwar in den Alveolen Kammern, aber bey seinen unzählichen Untersuchungen niemalen keine Röhre gefunden auch die zuweilen, doch nur mit bewafneten Augen zu sehende Rinne will er nicht dafür erkennen. Noch sind einige Versteinerungen von Schinkenmuscheln abgebildet und beschrieben, und der Anfang mit der Beschreibung der Heliciten gemacht, deren Abbildung wir uns also in folgendem Heft versprechen können.

Zb.

Casp.

Casp. Stolls Abbildungen und Beschreibungen der Cikaden und Wanzen, und andrer damit verwandten Insekten. Nürnberg. 4te und 5te Ausgabe. 1782.

Auf den zwölf Platten VII - X. XIII - XX. sind, (denn die bey Linne' schon vorkommende Arten übergehen wir) aus dem Cikadengeschlechte der schmetterlingsartige von Java und vom Vorgebirge der guten Hoffnung, der bunte Kammträger aus Surinam, der grüne und der braune Sauger von Sumatra, die kleine geöhrte C. aus Surinam, das rothe Trommelschild aus Java, die Glasflügel vom Vorgebirge der guten Hoffnung, die blutartige C. von Koromandel, der Wetterdächchenträger, die vielfarbige wolltragende C. und das verdorrte Blatt, aus Surinam; ferner der braune Rückenschwimmer, der in Amsterdam sehr gemein ist; und aus dem Wanzengeschlechte die Scorpionspinnenartige, die Surinamische, die giftige und rothgerändete, alle aus Surinam, die braune Ringwanze aus Deutschland, der schwarze, und der bunte Rauchfuß, der Blaurücken, die gelbgedüpfelte W., die gedornte Brust, alle fünf aus Surinam; die bunte Wanze, der Buckelträger, die kapsche Ritterwanze, die Wanze mit ausgeschnittenen Rändern, alle vom Vorgebirge der guten Hoffnung, die siebenfleckige W. von der Küste von Guinea, die buntschildige W. aus den Niederlanden, die braune und blattlauslöwenartige W. aus Holland, die schwarze rothgestreifte W. aus Java, die Tatersons W., der Dornfuß und die W. mit zween Flecken auf dem Schilde vom Vorgebirge der guten Hoffnung; die japaneser W. und die getüpfelte auch aus Japan; die grüne weißgefleckte W., der Glanzrücken, die braune weißgefleckte W, der bunte Rücken, die W. mit dem glänzenden Kopfe, die gedrehte langfüßige Fliegenwanze, alle aus Surinam; die smaragdgrüne W. von der Goldküste, und die netzförmige flügeldeckige W., die Nadelwanze vom Vorgebirge der guten Hoffnung; das weisse Halsband und die rothe weißgespitzte W. von Koromandel, die lederartige, dreyfarbige, violette, und Pharaowanze, die Pisangwanze, die feuerrothe Wanze, die W. mit gelben Füllhörnern, die W. mit entfernten Schienbeinen, die bunte fliegende, und die rothe

Holzwanze, alle aus Surinam, das Zwerglein vom Sauerampfer abgebildet.

Zb.

Entomologische Beytraege zu des Ritter Linne' zwoelften Ausgabe des Natursystems, von Joh. Aug. Ephr. *Goetze*. Dritter Theil, vierter Band. 1783. ohne die Vorrede von XX. Seiten, in 8. 178 S.

Hier beschließt der Verfasser die Schmetterlinge, und handelt in diesem Bande von den vier letzten Abtheilungen der Nachtvögel, aus welchen in allem 576 neue Arten eingetragen werden, und noch viele hätten eingetragen werden können, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, darzu auch noch die neuesten Bände und Schriften unserer Insektenforscher zu nützen.

Zb.

Des Hrn. Baron Karl Degeer, Abhandlungen zur Geschichte der Insekten; aus dem französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von J. A. E. Götze. Siebender und letzter Band. Mit 49 Kupfertafeln. 1½ Alphabet stark.

Hier sind die Linne'ischen Geschlechter Floh, Schuppenthierchen, Pflanzenfloh, Holzlaus, Laus, Milbe, Krebsspinne, Spinne, Skorpion, Krebs, Schildfloh, Assel, Asselwurm und Vielfus, allein von dem Verfasser anders abgetheilt, abgehandelt. Das dritte Geschlecht ist hier mit einer (grisea aquatica), das vierte auch mit einer (capensis), das fünfte mit fünf (Ricinus Fringillae, Emberizae, Mergi serrati, Gallinae und Canis), das sechste mit neunzehn (farinae, avicularum, gallinae, squamosus, phalangii, parasiticus, calicis, aphidis, vegetans, corticalis, phalangoides, caudatus, aquaticus, ruber, globosus, maculatus, holosericeus und marginatus, linocerotis und sylvaticus) das achte mit zwey und zwanzig

zig (aurantiaco-maculata, quadrimaculata, cicatricosa, tuberculata, conica, fusca, resupina, viridissima, atrox, albo-maculata, rufo-fasciata, littoralis, marginata, ruricola, pini, grossipes, formicaria, citrea, marmorata, rufa, undata und elongato-spinosa); das neunte mit drey (flavicaudis, punctatus und testaceus); das eilfte auch mit drey (exspinosus, lispinosus und elongatus), das zwölfte mit einer (convexus); und selbst Geschlechter aus andern Ordnungen in dem Nachtrage, vornehmlich vom Vorgebirge der guten Hofnung mit bey Linne nicht beschriebenen Arten vermehrt; z. B. der Erdkäfer mit funfzehen (tricornutus, quadridentatus, crenatus, bimaculatus, punctato-marginatus rufus, cinctus balteatus, ruficollis, ruber, cinereo-nebulosus, tomentosus stigma, quadratus, obscure-purpureus), der Aaskäfer mit einer (Aetipus rufus), der Sonnenkäfer mit zwo (flavo-maculata und sphaeroidea), der Blattkäfer mit fünf (metallica, linteata, fulva, bifasciata und unifasciata), der Rüsselkäfer mit einer (tuberculatus), der Bockkäfer mit vier (ocellatus, latipes, grossicornis und fusicornis), der Afterleuchtkäfer mit drey (bifasciata, undato-bifascicata, und viridi-aurea), der Zangenkäfer mit einer (marginata), der Prachtkäfer mit fünf (viridi-aenea, aeneo-collis, ruficaudis, fulgens und rubro-aurea), der Hufkäfer mit vier (tuberculatus, albo-guttatus, elongatus und rugosus), der Netzkäfer mit drey (reticulatus, gibbus und cristatus), die Fangheuschrecke mit einer (brevicornis), die Cikade mit zwo (angulata und nigra), die Wanze mit vier (sanguineus, testudo grisea, und nigra, und capensis ruber), die Schildlaus mit einer (flaccosus), der Nachfalter mit zwo (clavipes und fusco-nebulosa), die Florfliege mit einer (cylindrica), die Schlupfwespe mit zwo (cantator und rufus), die Sandwespe mit einer (rufipennis), die Biene mit sechs (flavo-rufa, flavicollis, citronella, fulvo-cincta, albo-maculata und fusiformis), die Ameise mit einer (fulvopilosa) und der Langfus mit einer (atomaria) Art. Auch in diesem Bande hat der Uebersetzer mehrere lehrreiche Bemerkungen, auch wohl Berichtigungen beygebracht. Von den Vogelläusen nimmt er nicht so viele verschiedene Arten an. Auch die Milben haben al-

lerdings Fühlhörner, und der Uebersetzer zweifelt mit Grund, daß Milben von einer eigenen Art die Ursache der Krätze sind, in seiner Gegend stäuben gemeine Leute sich und ihre Kinder öfters mit angegangenem lebendigem Meel. Erfahrungen, daß der Geruch von Schweinen bey Krebsen tödtliche Zuckungen errege. Wenn man Asselwürmer von mittlerer Größe und hellgelber Farbe zwischen den Fingern reibt, so leuchten diese im Dunkeln.

Zb.

Physikalisch mineralogische Beschreibung des Vorgebirges auf der Insel Möen, von S. Abildgaard; aus dem Dänischen, nach den neuesten Berichtigungen und Verbesserungen des Verfassers übersetzt, von Chr. Heinr. Reichel, mit 2 Kupfern. Kopenhagen, 1783. Bey Proft. 8. 4½ Bogen stark.

Das Vorgebirge hat auf seinen höchsten Spitzen so wie noch mehrere hier von dem Verfasser genannte hohe Berge in Dännemark, Wasserquellen. Es besteht aus Hügeln und Felsen von Kreide, die zum Theil in großen Stücken an ihren Fuß herabgestürzt, auch viele Kiesel, selten in ganzen Schichten, Kies zum Theil in großen Ballen, Adlersteine, zuweilen mit einem Kerne von Kies, Meersterne, Abdrücke von Meergras, Echiniten, Judensteine, Belemniten, Gryphiten, oft halb oder ganz in Feuerstein, zuweilen die Schaale nur in Kalkspat verwandelt, mit einem Kern von Kies, in sich eingeschlossen hat; unter dem Businger Felde, nach dem Meere zu, findet man auch ein bitteres an der Luft zerfließendes Salz darinn. In Jütland gebrauche man den Feuerstein zur Grundmauer der Oefen; die alten Bewohner in Norden zu ihren scharfen Werkzeugen. Sollte der Verfasser wohl Feuersteine kennen, der sich zu Kalk brennen läßt, da er hier eines groben bläulichtgrauen erwähnt, der sich nicht zu Kalk brennen läßt. Vermuthungen über die Entstehung des Feuersteins, und der gegenwärtigen Gestalt der Erde, die theils schon von andern geäußert, theils widerlegt sind. In der Seeländischen Kalksteingru

steingrube bey Faro finde man im Kalkstein Nautiliten, Ammonshörner, Trochiliten, Porcellaniten, versteinte Haizähne und Abdrücke ausländischer Meerpflanzen. Ein Grund, warum man von Menschen so wenig Versteinerungen finde, liege auch wohl darinn, daß bey der allgemeinen Sündfluth das weichhäutige Geschöpf eher von den Seeungeheuern verschlungen worden sey.

Zb.

Ueber den innern Bau der See- und einiger ausländischen Erd- und Flußschnecken, ein Versuch von J. S. Schröter. Mit 5 Kupfertafeln, 4. Frankfurt am Mayn, bey Varrentrapp, Sohn und Wenner, 1783. 1 Alph. stark.

Mit eisernem Fleiße hat der Verfasser einige Hundert dergleichen Schnecken aufgeschliffen, um ihren innern Bau und die Gestalt ihrer Spindel zu erkennen, und darinn die Grundlage eines bessern Systems zu finden, und theilt hier mit der ihm gewöhnlichen Ausführlichkeit das Resultat seiner Untersuchungen, so wie die Folgerungen, die er daraus ziehe, und seine Art zu verfahren mit. Wir erwähnen anderer Schwürigkeiten bey dem Gebrauch und Aufsuchen dieser Merkmale nicht; aber wir fürchten immer, was auch der Verfasser an einer Stelle zu besorgen scheint, es wird hier manchem Konchyliensammler gehen, wie manchem Freunde der Mineralogie mit den chemischen Merkmalen; das einemal wird er ein seltenes Stück einer solchen Prüfung nicht aufopfern wollen, und ein andermal wird er nicht Geschicklichkeit genug darzu haben; sieht er vollends, daß er in vielen Fällen nichts wesentlich neues dadurch lernt, auch die Hoffnung nur schwach ist, vielleicht mit der Zeit auf diesem Wege zu einem festern Grunde eines konchyliologischen Systems zu gelangen, so wissen wir nicht, ob er dem Verfasser so vielen Dank für diese Bemühung wissen wird. Aber gute Bemerkungen wird er immer genug in diesem Werke antreffen; wir können ihn z. B. nur auf die Beurtheilung anderer konchyliologischen Systeme, auf die des Verfasser Eintheilung der Schnecken nach ihrem äußern Bau, nach der Gestalt der angeschliffenen Mündungen und nach

nach der Gestalt der Spindel, auf den Abschnitt von der Verwandschaft der Schnecken nach ihrem innern Bau verweisen.

Rz.

Physikalische und medicinische Abhandlungen der Kayserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg, aus dem Lateinischen übersetzt von J. L. C. Mümler, Dokt. der Arzn. Zweyter Band. Riga, bey Hartknoch. 574 Oktavseiten. 4½ Bog. Kupfer.

Wie im vorigen Bande, ist manches abgekürzt, wo nichts wesentliches verloren gienge; auch sind unnöthige Kupfer ausgelassen, manche mehr zusammengezogen und überhaupt hat Hr. Dr. M. gesucht, diese Sammlung so wohlfeil als möglich zu machen. Der Abhandlungen sind 33, aus 3ten bis 7ten Bande.

Lw.

Für die Litteratur und Kenntniß der Naturgeschichte, sonderlich der Konchylien und der Steine, von Joh. Sam. Schröter. Mit Kupfern. 1r B. Weimar, 1782. Bey C. L. Hoffmanns Erben. 8. 19 Bogen stark.

Es ist dies eigentlich eine Fortsetzung des Journals für die Liebhaber des Steinreichs und der Konchyliologie unter verändertem Titel, aber beynahe unverändertem Plan, nur daß bloße Nachrichten, Lebensbeschreibungen, Auszüge aus größern Werken hinwegbleiben, hingegen mehrere Nachrichten von neuern Schriften aus der Naturgeschichte eingerückt werden; diese wird der Herausgeber ohne Urtheil liefern; doch hat er aus besonderer Zuneigung in diesem ersten Theile bey den Schriften des Hrn. von Born eine Ausnahme gemacht; wir bitten, und gewiß mancher Leser mit uns, den Verfasser in Fächern der Naturgeschichte, in welchen er bewandert ist, auch wo ihn andere Absichten nicht darzu ermuntern, ein freymüthiges Urtheil beyzufügen, und, da er selbst

selbst die Korrektur übernommen hat, doch für reinern Druck besorgt zu seyn. Daß Hr. Prof. Gmelin in Göttingen an der im Raspischen Verlage in Nürnberg herauskommenden Uebersetzung des Linne'ischen Pflanzensystems keinen Antheil habe, können wir ihn gewiß versichern.

Mb.

Für die Litteratur und Kenntniß der Naturgeschichte, sonderlich der Konchylien und der Steine, von J. S. Schröter. Mit Kupfern. 2ter Band, 1782. 8. 21 Bogen stark.

Der Verfasser bleibt seinem Plane getreu, sorgt aber auch in diesem Bande offenbar zu wenig für solche Leser, die Kenntniß der Konchylien und Versteinerungen nicht für die wichtigsten Theile der Naturgeschichte ansehn. Zwar sind in dem zweyten Abschnitte auch Schriften aus andern Zweigen dieser Wissenschaft, und selbst aus andern verwandten Wissenschaften angezeigt; allein auch bey diesen ist der Verfasser sehr kurz. Wer aber den oft sehr veränderlichen Preiß, und die Seltenheit oder Nichtseltenheit mancher Schalenthiere, wer ihre, zum Theil auch durch Beyhülfe der Kunst, unendlich mannichfaltige Abänderungen, die Zeichen ihrer Aechtheit, wer endlich die verschiedne Ausgaben konchyliologischer Schriften, ihren Preiß, insonderheit in so fern ihn Seltenheit bestimmt, kennen lernen will, der wird in diesem Journal gründliche Belehrung finden.

Zb.

Gemeinnützige Naturgeschichte des Thierreichs. Dritter Band. Vögel; oder Natürliche Abbildungen der merkwürdigsten Vögel nach ihren Geschlechtern, ausgef. von D. G. H. Borowsky. 2r B. 3s und 4s St. 8. bis 224.

In diesen beyden Stücken sind noch 24 Vögel aus den beyden Ordnungen der Sumpf- und Singvögel abgebildet

Thunberg hat davon im Jahre 1776 eine botanische Beschreibung in die Schwedischen Abhandlungen einrücken lassen, die frühere des D. Solander, als Reisegefährten des Ritters Banks, haben wir noch mit mehrern dahin gehörigen Beschreibungen zu erwarten. Und bis diese so sehnlich verlangten Schätze uns aufgethan werden, mag nach den Worten des Verfassers die Beschreibung als ein Beytrag zur Geschichte desselben dienen. Für Europa läßt sich zwar davon kein unmittelbarer Nutzen erwarten, da der Baum in den südlichsten Gegenden von Italien und Portugall den Winter schwerlich ausdauren würde, der Menschenfreund findet ihn aber desto schätzbarer für die Westindischen Inseln zum Anbau, wo der unglückliche Schwarze nur am siebenten Tage der Woche für seinen kümmerlichen Unterhalt sorgen darf. Man trift ihn jetzt von Suratte bis zu den Marquiseninseln und im stillen Weltmeer fast auf jeder Küste oder Insel auf einer Strecke von mehr als zweytausend geographischen Meilen; indessen scheint es doch ausgemacht zu seyn, daß er ursprünglich auf den auf der asiatischen Seite des großen Weltmeers liegenden Inseln zu Hause gehöret. Der Verfasser durchwebt das, was er von dem Brodbaume sagt, mit verschiedenen philosophischen Gedanken; dazu freylich jeder Erdebewohner nicht Kopf und Sinn hat, vielleicht zur Nachfolge von Buffon, dem er Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wenn es S. 29 heißt: „Dein kühner Genius, „unnachahmlicher Buffon, entschwang sich zuerst den Fesseln des Vorurtheils. Er fand die Naturwissenschaft wie „ein bloßes Gerippe, daß den Anbeter im Halbdunkel eines „Götzentempels mit heiligen Grausen erfüllt und schnell vor„über zu eilen zwingt. Gefürchtet stand sie da, und nicht „geliebt. Aber er unterzog die Gebeine mit dem wallen„den Umriß eines göttlich gebildeten Körpers. Da hauchte „die Tochter Jupiters, die einst Pygmalions Bild beseelte, „dem neuen Meisterstück das Leben ein, und alle Charitinnen beschenkten es mit Anmuth, edler Einfalt, Würde und „Macht über Menschen und Götter.“ Wie manche Wissenschaft bedarf noch ähnliche Reformatoren!

Rm.

Georgii Augusti Langguthii, Opuscula Historiam naturalem spectantia cui accesserunt beati viri vita, Orationes Academicae et varia poemata cura Chr. Aug. Langguthii, G. A. F. Adjectae sunt Icones IV. Wittebergae, 1784. in Bibliopolio Eruditorum. 38 Bogen, 4.

Das Buch hat die Unbequemlichkeit beym Lesen, daß es nicht mit fortlaufenden Zahlen und Buchstaben gedruckt ist. Wir halten uns hier blos an die kleinen Abhandlungen aus der Naturgeschichte; die Reden und Gedichte mögen diejenigen lesen, denen zu Gefallen sie abgedruckt worden sind. Die erste von 38 Seiten handelt: De torpedine Veterum genere raja, vom Jahre 1777. Die Stellen der Alten werden nach chronologischer Ordnung angeführt, und bemerkt, was jedem eigen und neu ist. Hierauf sind die Bemerkungen der Neuern verglichen worden; am Ende erklärt sich der Verfasser mit ein paar Worten für die Elektricität, als die Ursache des von dem Fische verursachten Krampfes. Nachdem er die Stellen des Aristoteles angeführt hat, setzt er aus ihm eine allgemeine Beschreibung auf, in welcher die Worte: brandicas operculo cutaneo tectas, parteque supina fere media patulas gerens nicht allein sich selbst, sondern auch der angeführten Stelle des Aristoteles H. A. II. 13 widersprechen. Er setzt hinzu: vivos pariens catulos, ad genus igitur Galeorum s. Mustelornm referendus, da doch der Grieche ausdrücklich den Krampfrochen von den Hayfischen unterscheidet, und zu den platten Fischen zählt. S. 9 wird angeführt, daß ein gewisser Diphilus von Laodicea in seinem Kommentar über den Nikander bemerkt habe, daß nur ein gewisser Theil des Thieres die Wirkung hervor bringe, welches er durch eine lange Erfahrung gelernt haben wollte: Sonderbar ist es, daß der Verfasser die Stelle des Athenäus VII. c. 18 anführt, wo dieses erzählt wird, und doch ganz vergißt, daß nach derselben Stelle der Peripatetiker Clearchus ein Schüler des Aristoteles, schon ein eignes Werk über den Krampfrochen geschrieben hatte, wo er der Ursache seiner Wirkung nachspürte. Es könnte also wohl seyn, daß Diphilus

lus die Erfahrungen des Clearchus nur widerhohlt hätte. Genug, Oppian legt die Ursache des Krampfs eben so wie die Neuern, Redi, Lorenzini und Reaumüre den musculis falcatis der Flügel bey. Dieses hat der Verfasser ganz recht bemerkt. Die merkwürdige Nachricht beym Aelian H. a. V. 37. daß wenn man den Saft vom Laserpitio in der Hand habe, man den Krampffisch ohne alle Empfindung und Furcht damit berühren könne, sucht der Verfasser S. 13 zu erklären, ehe noch die Erfahrung bestätiget worden ist. — Die zweyte Abhandlung: De Torpedine recentiorum genere anguilla, von 1778. Bey Gelegenheit der Schillingischen Versuche mit dem Magnet an dem Zitterale erzählt der Verfasser S. 25 seine eigene Versuche an dem gemeinen Aale und andern Fischen. Wir setzen die Stelle übersetzt her: „Ich habe, sagt er, gesehn, daß der gemeine Aal, wenn er noch so unruhig sich bewegt, so bald man einen eisernen Nagel oder ein Messer ihm nahe bringt, zahm und ruhig wird, aber so bald man das Eisen wegnimmt, wiederum lebhaft sich bewegt. Dieses ist eine schon bekannte Sache. Ich nahm statt des Eisens einen bewafneten Magnet, und fand die nehmliche Wirkung, aber etwas stärker. Der Aal ward ruhig, gleichsam betäubt, und an den Rand des Gefäßes gezogen, wo er ängstlich mit Mund und Nase nach Luft schnappte, die Kehle heftig aufblähte, und die eingezogene Luft durch die vielen Löchergen der Seitenlinie wie Blasen ruckweise ausließ. Ich habe das nehmliche an andern ganz verschiedenen Fischen versucht, an der Quappe, Neunauge, Schleye, Karausche, und überall die nehmlichen Erscheinungen bemerkt. Ich werde auch bey Gelegenheit diese Versuche mit der Elektricität an den Fischen versuchen." — N. 3 und 4: Oratio Jo. Pringlii de Torpedine latine versa Die beygefügten Noten sind sehr unnöthig. Die Kupfer sind aus den Transaktionen wiederhohlt. No. 5. De Torpedinibus quibusdam nothis, von 1777. Der Verfasser zählt ihrer 4. Aber worzu die Erzählungen von Leuten, welche die Gegenstände aus der Natur nur obenhin betrachteten, und mit dem ersten besten Dinge verglichen, welches ihnen eben einfiel? VII. De ortu Piscium absque nuptiis pulchre fabulari. Commentationes II. von 1777. VIII. De Nuptiis Piscium innumera prole beatis, von 1780. Die gemeinsten Dinge von der Welt,

ohne

ohne Geschmack gesammlet, und ohne die geringste eigne Bemerkung. X. De Muraena Anguilla, ist weiter nichts, als eine trockne, kurze Erklärung von ein paar Figuren auf der zweyten Kupfertafel. Hieraus werden unsre Leser leicht urtheilen, daß die ersten Aufsätze zur Naturgeschichte keine weitere Bekanntmachung verdienten, wenn sie auch in einem weniger ekelhaften Styl geschrieben wären. Doch dem Sohne des Verfassers ist es allenfalls zu verzeihen, wenn die kindliche Liebe die Beurtheilungskraft überwog.

Vo.

Andreas Sparrmanns Reise nach dem Vorgebirge der guten Hofnung, den südlichen Polarländern, und um die Welt, hauptsächlich aber in den Ländern der Hottentotten und Kaffern in den Jahren 1772 bis 1776. Aus dem schwedischen frey übersetzt von Chr. H. Groskund. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet, von Ch. Forster. Mit Kupfern und mit einer Landcharte. Berlin, 1784. Spener. 1 Alph. 18 Bogen, gr. 8.

Der Werth des Originals ist längst entschieden; also kann hier blos die Rede von der Uebersetzung seyn. Diese ist nicht überall deutsch noch deutlich; sie hat aber dies vor der Urschrift zum voraus, daß einige Kupfer von einem Sachverständigen, der die abgebildeten Thiere ebenfalls an Ort nnd Stelle wie Sparrmann gezeichnet hatte, verbessert worden sind. Hr. Forster hat hie und da ein paar Worte zur Erläuterung des Textes beygefügt, und versichert, daß er das Ganze durchgesehen habe. Eigentlich sind nur die Abbildungen vom afrikanischen Büffel, die vom Knochenbau am Kopfe des Nasehorn, die von der Elend Antilope, und die von dem Kalbe des Flußpferdes unverändert geblieben; die übrigen Abbildungen sind mit schönern und richtigern (dies versichert der Verleger) aus der Sammlung des Hrn. Forsters in Halle vertauscht geworden. Hierzu kommt noch eine neue Zeichnung eines erwachsenen Flußpferdes,

 von

von demselben mitgetheilt, Uns wäre es doch lieb gewesen die eignen Zeichnungen des Verfassers neben den schönern zu sehen, um sie überall mit der Beschreibung zu vergleichen. So wie man es dem Texte überall ansieht, daß er von einem jungen Manne herrührt, der noch wenig gelesen, und sich auf seine Reise vorbereitet hatte, so bemerkt man auch gar bald, daß Hr. Forster nicht sehr viel Zeit auf die Durchsicht der Uebersetzung und der Anmerkungen hat verwenden können. Sonst ließ sich noch manches wesentliche zur Erläuterung des Textes anmerken. S. 411 mußte bey Gelegenheit der Beschreibung des Nasehorns und der Kopfskelets, der weit genauern Beschreibung derselben Theile erwähnt werden, welche wir von Kampern erhalten haben, welcher auch einiges wider Sparrmann erinnert hat. Auch konnte angeführt werden, was in der französischen Uebersetzung von Lobo aus dem Pater Juan dos Santos S. 290 von dem zweyhörnigten Nasehorn erzählt wird. So hat Bergius dem Verfasser anzeigt (S. 492) daß schon Lobo den Honigvogel (Cuculus Indicator) unter dem Namen Moroc beschrieben hat. Hier steht falsch Marok gedruckt. Das Elennthier nennen die Kaffern nach Seite 504 Empofos. Hierbey verdiente ebenfalls die Beschreibung eines Portugiesen aus der angeführten Reise I. S. 292 bemerkt zu werden. Sie lautet also: Il y a encore dans l'Ethiopie des chevaux sauvages qui ont les crins et la tête comme nos chevaux et hinnissent de même, mais ils ont deux petites cornes toutes droites et les pieds fendus comme ceux du boeuf. Les Caffres appellens ces animaux *empophos*. Weil Sparrmann S. 570 sich auch in die alte Geschichte des Nilpferdes einläßt, wo man seine Schwäche bald merkt, so verdienten hier die alten Nachrichten von diesem Thiere, welche einander, noch mehr aber den neuern Bemerkungen, so sehr widersprechen, gesichtet zu werden. Ungeachtet man hier 2 Abbildungen und eine ziemlich lange Beschreibung findet, so bleibt die Naturgeschichte dieses Thieres dennoch immer noch dunkel. Beyde Zeichnungen sind nach unsrer Einsicht nicht die deutlichsten. Insonderheit hätten wir gern die innre Beschaffenheit des Mauls nebst den Füßen genauer abgebildet gesehn.

Vo.

Des

Des Abt Fr. Cetti, Naturgeschichte von Sardinien. 2r und 3r Theil. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung, 1784. klein 8.

Der Uebersetzer wird hier von Hr. Lesken genannt, welcher weiter keinen Antheil an diesen zwey Theilen genommen hat. Im dritten Theile sind die Abbildungen der Amphibien, welche der Verfasser selbst für fehlerhaft ausgab, ganz weggelassen worden; im zweyten aber ist die Abbildung von der Avosetta mit einer andern nach Sepp, die vom Pelikan mit der von Edward vertauscht worden. Die Absicht bey diesem Verfahren war gut, aber der aufmersame Forscher verliert doch dabey. So gab Beckmann die Abbildung vom Pelikan im Original für die Abbildung des Tantalus Loculator Linn. aus; jetzt kann man nicht mehr urtheilen, wie ferne er darzu in dem Kupfer des Originals eine Veranlassung fand. Ueberhaupt bemerkt man gar bald, daß der Verfasser sich besser auf die Untersuchung der vierfüßigen Thiere und Vögel verstand; hingegen hat er die Amphibien und Fische so schlecht beschrieben, daß man den dritten Theil meist ganz als eine unnütze Sammlung von Namen ansehn und entbehren kann. Das einzige gute, was dieser Theil hat, ist die Beschreibung der Thunfischerey. Doch wir haben es blos mit der Uebersetzung zu thun! Auch hier hat der Uebersetzer manche Stelle übergangen, welche eine Verbesserung oder Bestätigung verdiente. Daß Aristoteles den Nußheher allein, nicht aber unsre Elster kannte und κισσα nannte, ist eine richtige Bemerkung des Cetti S. 77. Der Dichter Parmenides S. 80 soll Epimenides heißen. Beym Bienenfresser führt der Uebersetzer den Namen Graulo aus dem Olina an; andre aber schreiben ihn Gaulo. Niphus über den Aristoteles schreibt Grallus statt Graulus. Beym Isidorus von Sevillien XII. B. steht Gaulos, wobey der Ausleger anmerkt, daß der spanische Name Auejarucos heiße; bey Konr. Geßnern steht Auejurucos. Die Fabel vom verkehrten Fluge des Vogels rührt nicht vom Aldrovand, sondern von dem Zeitalter des Aelian her. — Die Holztaube nennt der Campidanese Tidus. Diesen Namen hält Cetti für ein Ueberbleibsel des alten lateinischen, den Cicero und Virgil zuerst mit Palumbes vertauscht haben. Dieser soll Titus geheißen haben. Die

Stelle des Servius, worauf Cetti sich beruft, steht im Kommentar über die erste Ekloge V. 58. Columbae quas vulgos tetas vocat. Aber Isidorus von Sevilien Origin. XII. 7. hat palumbes — titos. Wir halten titas für die wahre Lesart; denn dieses Wort ist aus dem griechischen τιθὰς genommen, welches eine zahme Taube bedeutet. S. 291 lautet die Ueberschrift: Das rußfarbige Wasserhuhn oder der Blößling mit der rothen Blöße. In der Note steht fulica atra. Hier ist ein offenbarer Widerspruch mit dem was Cetti selbst S. 289 sagt, daß nehmlich die fulica atra eine weisse, fulica chloropus aber eine blutrothe Blöße habe. Also hätte der Uebersetzer setzen sollen: mit der weissen Blöße. So haben wir sie auch bey 4 großen und alten Wasserhühnern von der Art gefunden. An der Küste von Sardinien heißen die Meven Gavine vom alten lateinischen Gavia. Durch diese Vergleichung wird allerdings die Bedeutung des Worts Gavia bestimmt. Bey Gelegenheit einer Anmerkung von Cetti, worinn er zeigt, daß der Vogel, den Aristoteles γλωττὶς nennt, nicht der Flemant sey, hat der Uebersetzer einen Anhang über den γλωττὶς gemacht, welcher meist ganz aus dem elenden Kommentar des Franzosen Camus über den Aristoteles gezogen ist. Hätte er sich darauf besonnen, so würde er wohl noch aus Geßnern hinzugesetzt haben, daß wahrscheinlicherweise die ἐλαφὶς des Oppian derselbe Vogel sey. Aus dem dritten Theile verdienen allein die Bemerkungen über den Thunfisch und dessen Fang Aufmerksamkeit; die übrigen Fische scheint Cetti wenig untersucht oder gekannt zu haben. Wir wollen daher auch niemand rathen, sich auf die Zuverläßigkeit der hier angeführten Namen zu stützen. Nach einer Abwesenheit von 8 Monaten erscheinen die Thunfische gegen das Ende des Aprils im mittelländischen Meere. Gewiß ist es zwar, daß ein Theil der Thunfische auf dem Boden des mittelländischen Meeres im Winter ruhig zubringen; aber die Zugthunfische (gli Tonni in Corsa), die größten unter allen kommen aus dem atlantischen Meere. Daß der Schwerdtfisch die Ursache ihrer Entfernung sey, wird hier widerlegt; beyde Fische vertragen sich recht gut zusammen. Auch machen sie diesen Zug durch das mittelländische in das schwarze Meer nicht, um daselbst zu laichen; denn darzu sey jenes Meer eben so geschickt, und man finde ihre

vollen

vollen Eyer an den Netzen kleben. Im May scheinen die Eyer vollkommen zu seyn, wann der Thunfisch noch nicht im schwarzen Meere angekommen ist. Wenn der Beweis des V. bündig seyn sollte, so müßte er auch zeigen können, daß die Brut der Thunfische sich im mittelländischen Meere findet. Durch das Drängen der Fische können wohl einige Eyer an den Netzen hängen bleiben. Die Ursache des Zugs aus dem atlantischen Meere und der verschiedenen Ueberwinterung schreibt Cetti hier so wie bey den Vögeln der Nahrung zu, welche die Fische nicht alle an demselben Orte haben können. Deswegen ziehn einige und zwar die grösten fort. Daß dieser Fisch Eicheln frißt, welche von den Bäumen am Ufer ins Meer fallen, wie Polybius erzählt, wird hier bestätiget. Der Uebersetzer hätte hier manche Citation berichtigen können. Der mit der Makrele verwandte Lacerto, (Lacertus der Alten) soll nach S. 196 kleiner, und mit einer lebhaften grünen und azurnen Farbe gezeichnet seyn. Worinne er aber eigentlich von der Makrele sich unterscheide, konnte Cetti aus Mangel eigner Untersuchung nicht angeben. Was der Uebersetzer dabey anmerkt, sind leere Worte. Eine andere Art, Alelungha, welche Linne nicht kannte, ist 10 bis 15 Pfund schwer, hat sehr lange Brustflossen, welche bis an die zweyte Rückenflosse reichen, oben und unten 7 Bastardflossen, und gleicht übrigens dem Thunfische völlig. Am Ende hat der Uebersetzer angehängt: Appendix sistens catalogum animalium Sardiniae, mammalium, avium, amphibiorum, piscium, ex Fr. Cetti Fauna Lardica depromtus et juxta normam Linnaei in System. Natur. edit. 12. digestus. Worzu dieser Anhang im Geschmacke der linneanischen Faunen dienen solle, sehen wir nicht ein; denn ein gutes Register konnte eben dasselbe leisten, wenn sonst der Uebersetzer Herr über den Lauf seiner Dinte und Feder war, und im Ernste die Gedult und das Geld seiner Leser sparen wollte. Da Cetti selbst so manche Art von Vögeln und Fischen nicht deutlich bestimmen konnte, so kommt es uns sonderbar vor, daß der Uebersetzer durch Rathen diesen Mangel zu ersetzen suchte.

Vo.

X. Geschichte.

Benedikt Franz Hermanns Abriß der physikalischen Beschaffenheit der österreichischen Staaten und des gegenwärtigen Zustandes der Landwirthschaft, Gewerbe, Manufacturen, Fabriken und der Handlung in denselben. St. Petersburg und Leipzig bey Joh. Zacharias Logan, 1782. 8v. 25 Bogen.

Jeder Leser wird vermuthen daß auf so wenigen und noch ziemlich groß gedrukten Bogen kein vollständiger Abriß der physikalischen Beschaffenheit der österr. Staaten und s. w. zu finden seyn könnte, denn dazu würden einige Folianten nicht zureichen. Des Herrn Verf. Absicht war auch nicht, vollständig und ausführlich diese weitläuftige und mannigfaltige Materien abzuhandeln, sondern nur einen Weg zu öfnen, auf welchen österr. Patrioten fortgehen und alles um und neben sich genau bemerken und zum Nutzen des Publikums bekannt machen möchten. Der Verf. selbst hat sich derjenigen Hülfsmittel so schon da waren und die in der Vorrede getreu angezeiget worden sind, bedient, seine eigene Reisen in diesen Ländern, mündliche und schriftliche Nachrichten haben das mangelhafte jener Schriften verbessert, ausgefüllet und berichtiget, so daß man des Hrn. Verf. eignen Antheil nicht verkennen kann. Die Gegenstände so hier abgehandelt werden, sind sämtlich für den Staatsmann, Naturforscher, Kameralisten, Kaufmann, Landwirth oder für den Fabrikanten wichtig, indem jeder von diesen angeführten Herren sehr oft dasjenige weither verschreiben und auskundschaften lasset, was zu Verbesserung des Staats, zu Kenntniß der Natur, zu Verbesserung des Nahrungsstandes, Vergrößerung der Handlung, Vermehrung der Landwirthschaft, der Industrie und des Luxus gereichen soll, und doch liegen oft alle diese Sachen schon im Staate selbst; und öfters wird nur durch Fremde, das im Staate befindliche und verfertigte, als was vorzügliches

zügliches erhandelt und verschrieben und wieder verhandelt, was im Staate selbst gefertiget worden und schon seit langen Jahren zu haben war. Exempla sunt odiosa. Um jenen Herren Bemühungen zu ersparen, und der Bequemlichkeit derselben zu Hülfe zu kommen, sind diese Art Beschreibungen von außerordentlichem Werthe. Des Hrn. Verf. sich vorgezeichneter Weg die östr. Staaten, den einheimischen und fremden Forschern bekannter zu machen, bestehet in folgenden Rubriken. Z. B. **Niederösterreich: Lage, Grenze, Größe und Bevölkerung; Eintheilung des Landes; Landesbeschaffenheit; Gebirge und Ebnen; Gewässer**, Flüsse, Seen, Mineralwässer. **Beschaffenheit des Bodens. Luft und Witterung. Producten** aus dem Mineralreiche; Pflanzenreiche; Thierreiche. **Landwirthschaft und ihre Zweige:** Viehzucht; Acker- Wiesen- Obst- Garten- Weinbau; Fischereyen: Jagd: Bienenzucht: Seidenbau: Waldcultur. **Gewerbe. Manufakturen und Fabriken** in 20 Unterabtheilungen. **Handlung:** System; Ausfuhr, Einfuhr, Bilanz. **Münzfuß, Münzen, Maaß** und **Gewicht. Straßen und Schiffahrt. Preiße der Lebensmittel. Denkungsart der Einwohner. Regierung.** Eben so ausführlich werden die übrigen Theile des Oesterreichischen großen Staatskörpers behandelt, und man findet die schätzbarsten Nachrichten, die man sonst aus so vielen oft unbekannten Schriften herauszusuchen sich Mühe geben mußte. Hin und wieder wäre freylich auch etwas zu erinnern. So finden wir S. 30 bey der Linzer Wollenfabrik gesagt, daß selbige alle ihre Waaren aus **inländischer Wolle** verfertigte. Hier haben wir einen gerechten Zweifel; denn im Jahre 1774 wurde, wie der Rec. gewiß weiß, feine sächsische Wolle erkauft; desgleichen daß diese Fabrik 30000 Menschen ernähre, $1\frac{1}{2}$ Million Waare jährlich debitire, 100000 fl. reinen Profit liefere, und jährlich wenigstens 3 Millionen Gulden in Umlauf bringe. Die sechs Kattunfabriken in Niederösterreich sollen 150000 Menschen ernähren, von welchen der zu Fridau allein 90000 angerechnet werden. Alle diese Nachrichten sind unstreitig etwas viel zu hoch angegeben worden; inzwischen bleibt das Buch immer sehr brauchbar.

Eg.

Geschichte der ersten Portugiesischen Entdeckungen unter Infant Heinrich dem Seefahrer, Großmeister des Christordens. Halle im Verlage des Waysenhauses 1783. 8. 135 Seiten.

Mehr Auszug als Uebersetzung des Buchs: Vida do Infant D. Henrique per Candido Lusitano. Lisboa 1758. 4. dessen Verfasser nach dem Hrn. v. Murr der Pater Jose' Freire seyn soll, und wovon der Abt de Cournand zu Paris in zwey Großduodezbänden eine Uebersetzung herausgegeben, unter dem Titel: Vie de l'Infant Dom Henry de Portugal, auteur des prémieres découvertes, qui ont ouvert aux Europeens la route des Indes.

Recensent hat weder das eine noch das andere Werk, sieht aber aus der Vorrede dieser deutschen Uebersetzung, daß der Hr. Verf. derselben hauptsächlich nur den zweyten Theil der französischen Uebersetzung, die 250 Seiten beträgt, umgearbeitet, das heißt, aus einer Lebensbeschreibung, die mehr Lobrede war, mit Weglassung vieler uns gleichgültigen Dinge eine Geschichte gemacht hat, bey deren Durchlesung er durch eigene Vergleichung mit der Sammlung aller Reisebeschreibungen (der fast einzigen Quelle für die, welche den Barros nicht haben) sich überzeugt hat, daß nicht nur deshalb, weil man hier alles in einer guten Verbindung beysammen findet, was dort zerstreuet aufgesucht werden muß, sondern auch in Ansehung der Vollständigkeit, diese Geschichte wirklich mit zur Ausfüllung einer historischen Lücke dient. Völlig möchte sie zwar dadurch noch nicht ausgefüllet seyn. Denn es finden sich noch manche Umstände, die selbst in jener Sammlung mit berührt, hier aber übergangen sind. Z. E. unser Hr. Verf. gedenkt bey Madera mit keinem Worte des Engländers Machin oder Machan, der wenigstens 72 Jahre vor Ankunft der Portugiesen diese Insel entdeckt haben soll. Nach dem Alcaforada, der selbst bey dieser zweyten Entdeckung der Portugiesen gegenwärtig war, und mehreren glaubwürdigen Schriftstellern hat Johann de Morales in der Gefangenschaft zu Marocco die unglücklichen Begleiter des Machan, die nach dessen Tode das Eyland verlassen, mit der Schaluppe aber, auf welcher sie in ihr Vaterland zurückzukommen dachten,

ten, durch Sturm an die Afrikanische Küste getrieben und so in die Sclaverey der Mauren gerathen waren, selbst gesprochen, und nach seiner Loskaufung dem Prinzen Heinrich, in dessen Dienste er kam, die erste Nachricht davon gegeben. Hier ist noch ein starker chronologischer Zweifel. Morales hatte schon viele Jahre als Lootsmann gedient, ehe er in die Sklaverey kam: also war er wohl kein Jüngling mehr; und nach seiner Loslassung war er doch noch so bey Kräften, daß er in die Dienste des Infanten genommen wurde. Er kann also unmöglich schon ein Gefangener gewesen seyn, als jene verunglückten Engländer dahin kamen; sondern diese, wenn sie auch ganz jung in die Gefangenschaft gerathen wären, hätten das höchste Alter haben müssen, als sie dem Morales ihre Schicksale erzählten. Hat denn der Portugiese des Machin gar nicht gedacht, und hat er nichts in seiner Lebensbeschreibung, das zur Aufklärung dieses Umstandes dient? Eben so möchte es auch dem Geschichtsforscher wohl nicht so ganz angenehm seyn, daß die Lebensgeschichte des Infanten Heinrich so ganz übergangen ist. Doch wir wollen das Buch so nehmen, wie es ist, und den Inhalt davon kurz anzeigen.

Ceuta, sagt der deutsche Hr. Verfasser, welches König Johann der Erste von Portugal in Begleitung Heinrichs, seines dritten Sohns, 1415 eroberte, erweckte durch seine Pracht und Reichthümer, welche Karawanen und Handelsflotten aus Indien, Aegypten und dem Afrikanischen Negerlande zusammenbrachten, in diesem Prinzen vorzüglich die Begierde zu jener großen Unternehmung. Der Infant hatte sich besonders beflissen, die Geographie zu erlernen, und in Afrika sammelte er von den Mauren Nachrichten von dem inneren Afrika, dahin sie schon lange Handel getrieben hatten. Seit 932 besuchten die Araber die Küsten der Kaffern auf der Ostseite von Afrika, und stifteten hier unter den Negern die Staaten Braua, Mombaza, Quiloa und Sofola, woher Schiffe von Mecca und Aden Gold, Elfenbein und Sklaven zu holen pflegten. Auf der Westseite blieb zwar der Nigerfluß die Grenze ihrer Eroberungen. Allein die arabischen Staaten nordwärts desselben, Tombut, Telmesen (soll wohl heißen Segelmesse oder richtiger Sisjilmessa) Darah und andere, die der Scheriffen Staat in Mecca verschlungen, standen mit den südlicher wohnenden Ne-

Negernationen ebenfalls in Verkehr, und ihre Karawanen pflegten schon im dreyzehnten Jahrhunderte in Guinea Sklaven zu kaufen.

Nachdem der Infant so gute Nachrichten gesammelt hatte, schritt er zur Ausführung seines Vorhabens. Er gab seinen Seefahrern auf, das Vorgebirge Nam zu entdecken. Sie versprachen es jedesmal bey ihrer Abreise: aber sie kamen nicht so weit, und wagten nicht einmal, das Kap Bojador zu umsegeln, das 60 Meilen disseits des Kap Nam liegt. Dies ist ein Fehler, dazu wahrscheinlich Homanns Charte von Hasen die Veranlassung gegeben. Das Kap Nam oder Non (das non plus ultra der damaligen Europäischen Seefahrer) war bekannt, und durfte nicht entdeckt werden. Aber das Kap Bojador, das nach Bellins, d'Anvillens und andern guten Charten beynahe 60 geographische Meilen weiter liegt, war noch bisher nicht von ihnen erreicht worden; dies sollten sie, wo möglich, umschiffen. Darüber entdeckte 1418 Gonsalves Zarko, von einem Sturm dahin getrieben, die Insel Porto Santo, die darauf unter dem Bartholomäus Perestrello mit Anbauern besetzt ward. Sie hatten Kaninichen mitgenommen, und diese vermehrten sich zu ihrem Schaden so sehr, daß Viele, und selbst Perestrello, die Lust verloren, da zu bleiben. Jo. Gonsalves und Tristan Vaz entdeckten unterdeß von da aus die Insel Madera, welche ganz mit Holz bewachsen war. Um den Anbau zu erleichtern, zündeten sie den Wald an. Das Feuer griff dermaßen um sich, daß die Colonisten vor Hitze in das Meer sprungen und zwey Tage im Wasser standen. Nach der Zeit ward es in zwey Hauptmannschaften vertheilt, davon Gonsalves Funchal und Tristan Vaz Machico bekam. (Letzteres soll von dem vorhingedachten Machin den Namen haben.) Man fand die Fruchtbarkeit dieser Insel außerordentlich gut. Die Zahl der Colonisten vermehrte sich. Man pflanzte Zuckerrohr aus Sicilien, und dieser Anbau gerieth so gut, daß der Infant von drey Meilen Land mehr als sechzig tausend Arroben Zucker, welches der fünfte Theil vom Ganzen war, erhielt. Eine Arrobe wird hier zu 32 ℔ angegeben; Rec. findet bey Andern nur 25 ℔. Der Infant bekam auch die von Betancourt unter der Regierung König Heinrich des 3ten von Kastilien eingenommenen Kanarien-Inseln von dessen Neffen, muste sie aber in der Folge

ge der Kastilianischen Krone wieder überlassen. Indeß veranlaßte dies neue Entdeckungsreisen an der Afrikanischen Küste. Gil-Fannes umschifte endlich 1433 das Kap Bojador. Im folgenden Jahre erreichte eben dieser unter Kommando des Baldaya die Fischbay und 1435, wo sie noch etwas näher kamen, fangen die Portugiesen ihre abscheulichen Menschenkapereyen an, die sie hernach immer weiter trieben. Man beschönigte dies barbarische Verfahren mit der Absicht, aus den armen gefangenen Heyden Christen zu machen. Der Infant giebt dem Pabste Nachricht von seinen glücklichen Entdeckungen, und dieser schenkt der Krone Portugal alle Länder, welche sie vom Kap Bojador bis Indien entdecken würden, nebst dem geistlichen Zehnt an den Großmeister des Christordens, welche einträgliche Würde nun die Könige von Portugal seit 1550 besitzen. 1442 brachte man außer den gemachten Sklaven und andern Sachen auch Goldstaub von da zurück. Man entdeckte auf der folgenden Fahrt die Inseln **Arguin** und **de las Garzas**. Bis 1442 hatten sie noch keine andere Gefangene, als Mauren, oder herumstreifende Mahomedaner vom Stamme **Azenaghi**, gemacht. Im Jahre 1443 bekamen sie die ersten Moren mit lockigtem Haare. Das mitgebrachte Gold reizte auch mehrere Portugiesen, Ausrüstungen dahin auf eigene Kosten zu machen. Selbst ein Venezianisch Schiff unter dem Befehle des **Cadamosto** (dessen Nachricht von diesen Reisen uns beynahe die schätzbarste ist) bekam die Erlaubniß dazu vom Infanten, und erreichte 1444 den Gambrafluß. Im Jahre 1445 waren die Ausrüstungen dahin noch zahlreicher: alle, um Menschenraub zu treiben; wenn man den **Gomes Pires** ausnimmt, (den man vielleicht den ersten Europäischen Sklavenhändler auf dortiger Küste nennen kann, weil er durch einen ordentlichen Handel dort einen erhielt). 1446 durchwandert Juan Fernandes aus eigenem Triebe über 7 Monate lang die innern Gegenden der Asenaghischen Mauren, um Nachricht von den Sitten und Handel dieser Nomadischen Völker einzuziehen. Ihr Zustand ist so schlecht, wie die Sandwüsten, die sie mit ihren Heerden durchstreichen. Denis Fernandes erreicht in eben dem Jahre auf einem Schiffe, das er selbst ausgerüstet, den Fluß **Senegal**, der das Land der Asenaghischen Mauren von den ersten Negern in Guinea, damals Jalof-

fen,

sen, jetzt Wakuss genannt, scheidet, und 20 Meilen weiter das grüne Vorgebirge (Cabo Verde) nebst den davon genannten Inseln. Dieser Umstand ist neu, weil man sonst die Entdeckung der Cabo Verdischen Inseln erst in das Jahr 1462 setzt. **Nuno Tristan** gieng in eben diesem Jahre noch 60 Meilen weiter und entdeckte den **Rio Grande**, verlohr aber hier nebst dem grösten Theile seiner Gefährten das Leben durch vergiftete Pfeile. Ein gleiches Schicksal hätte **Alvaro Fernandes** gehabt, wenn er sich nicht durch Gegengift geschützt hätte. Er kam bis an den Fluß **Tabite**, den Recensent nicht der Anmerkung zu Folge bey den Inseln dos Idolos, sondern nach der angegebenen Meilenlänge in der Gegend von Serra Liona sucht. Man fieng an, Karten von der Küste aufzunehmen, und durch eine Gesandschaft an den König des grünen Vorgebirges einen ordentlichen Handel daselbst zu errichten. Unter den Waaren, welche man eintauschte, waren auch Elephantenzähne. Der Friede wurde aber von den Negern noch während der Unterhandlungen gestört, und die Ausrüstungen unterblieben nun eine Zeitlang. Erst 1449 setzte sie der junge König Alphonso wieder fort. Man entdeckte mehrere **Azorische Inseln**, davon 1431 die Ameisen-Inseln und Santa Maria, 1444 St. Michael und 1445 wahrscheinlich Terzera entdeckt und mit Anbauern versehen waren. St. Georg soll 1450 von Jakob von Brügge, der sich bis dahin in Terzera aufgehalten, entdeckt worden seyn. Von hier giengen einige Familien nach **Fayal**, welches damals schon bekannt war. Hier befand sich **Johann von Utra**, ein Niederländer, welcher auch die Hauptmannschaft über die Insel **Pico** bekam. In der Anmerkung steht, er sey der Schwiegervater des bekannten **Martin Behaim** gewesen, wobey des Hrn. v. Murr diplomatische Geschichte des Martin Behaims angeführt wird. Aber dort heißt er Jobst von Hürter Hr. v. Mörkirchen. Auch schickte die verwittwete Herzogin von Burgund, Isabella, die die Azoren von ihrem Bruder Alphonsus V. geschenkt bekommen, die erste Kolonie Flamländer unter Anführung des **Jobst von Hürter** (Behaims Schwiegervaters) erst 1466 nach Fayal und Pico.

Endlich ward auch die Insel Graciosa, (etwa 1453) bevölkert; auch ward die Entdeckung der Insel des grünen Vor-

Vorgebirges, 1460 vollendet, und in eben dem Jahre (nach andern 1463) starb der Infant Heinrich den 23sten November, nachdem unter ihm die Afrikanische Küste vom 29sten Grad nördlicher bis zum 8ten Grad südlicher Breite war entdeckt worden.

P.

Versuch über die Staatsverfassung von Spanien. Hamburg und Kiel, Bohn 1783. 20 Bogen in gr. 8.

Eine größtentheils mit Einsicht und Geschmack abgefaßte Zusammenstellung der in vielen Büchern und periodis. Schriften zerstreuten Nachrichten von Spaniens Verfassung. Also nichts Neues oder Unbekanntes. Selbst die neuern, in Deutschland bekannt gewordenen Hülfsmittel sind nicht alle benutzt. Der uns unbekannte Verf. folget der Ordnung des Achenwallischen Kompendiums, ja, wir erinnern uns, irgendwo gelesen zu haben, daß vieles aus Achenwalls nachgeschriebenen Vorlesungen wörtlich entlehnt sey; welches Recens. seines Orts nicht beurtheilen kann, da er weder Achenwallen gehört, noch dessen Hefte gesehn hat. Wie dem auch sey, das Buch ist brauchbar, ob es gleich hier und da an Genauigkeit und Vollständigkeit fehlet, z. B. in den Abschnitten von den Regierungskollegien, von der Justizverfassung, von den Manufakturen rc.

Voraus gehet ein Verzeichniß der brauchbarsten Schriften über Spaniens Staatsverfassung, 40 an der Zahl. Sie sind aber nicht alle brauchbar, noch viel weniger die brauchbarsten, (z. B. Boisels Journal du voyage d'Espagne, die unsichere Relation de Voyage d'Espagne par Mad. la Comtesse *d'Aunoy*, die Beschreibung der Ursachen vom Untergange des Gothischen Reichs in Spanien, die hier einem Bachmanson beygelegt wird, da sie doch unsers Wissens vom Andreas Nordenkranz herrührt; Glas Beschreibung der Kanarischen Inseln); manche fehlen z. B. die von Görritz übersetzte und mit Anmerkungen versehene, auch von dem Verf. benutzte Abhandlung von der Unterstützung der gemeinen Industrie in Spanien, (Stuttgard 1778. 8.); Swineburne, Carter u. a.

Die

Die Memoires instructifs sind nicht zweymal ins Deutsche übersetzt, sondern es ist um die zu Berlin 1738 gedruckte Uebersetzung nur ein neuer Titel, mit der Angabe: Danzig 1755, geschlagen worden. Von Ant. Poaz, oder wie er sich ehehin nannte, Puente's Reise durch Spanien sind im Original schon zehn Theile heraus. Von Cairno haben wir auch eine deutsche, aus der französ. verfertigte Uebersetzung, Leipz. 1774. 8.

Einige, vielleicht zur Vervollkommung dieses Buchs dienliche Erinnerungen wollen wir doch noch hersetzen. S. 13 heißt es immer noch Saracenen, wo doch Araber stehen sollte. Arragonien statt Aragonien. Warum denn S. 22 kein Wort von dem letzten Krieg, in dem Spanien verwickelt war, und wodurch es Minorka und Florida von Großbritannien wieder bekam? — Die S. 27 ff. angeführte geographische Eintheilung Spaniens ist nicht die neueste. Der Ungenannte nahm sie aus der 6ten Ausgabe der Büschingischen Erdbeschreibung: er hätte aber der 7ten vom J. 1777) folgen sollen, und der von Güssefeld nachgezeichneten Lopezischen Landcharte (vom J. 1782). Ueber die Zahl der Flüsse ist man nicht einig. Der Verf. sagt, man zähle überhaupt nur 250 (uns dünkt das viel zu seyn), Mayrac, setzt er hinzu, gar nur 150. Es wäre doch gut, wenn man einmal über diesen geographischen Punkt etwas mehr Gewißheit erlangen könnte. — Die Artikel von der Sode, der Seide und dem Reis würden fruchtbarer ausgefallen seyn, wenn der Verf. Swineburne's Reisebeschreibung gekannt und benutzt hätte. — S. 89 ist nicht angemerkt, daß Spanien seit 1778 die ehemals den Portugiesen gehörigen Inseln Fernando del Po und Ommo bono besitze, und ebendaselbst wird Madera die siebenzehnte Canarische Insel genannt: eigentlich gehört sie aber nicht zu ihnen. — S. 95 bey Eintheilung der Terra firma in Südamerika führt der Verf. Schlözern an, auch S. 137: allein, dieser Gelehrte hat nie eine Geographie von Amerika geschrieben, sondern begleitete nur die auf seinen Rath aus dem Englischen des Fenning und Collyer ins Deutsche übersetzte Neue Erdbeschreibung von ganz Amerika mit einer Vorrede. — Die Insel Cuba soll (S. 104) 660 Meilen lang seyn; vermuthlich soll es 160 heißen: es ist aber nicht unter den Druckfehlern bemerkt, so wenig als Guanahani

S. 107

S. 107 statt Guanahomi. — Unter den Schriften von dem Spanischen Amerika vermissen wir die neuern wichtigen, in Deutschland doch nicht ganz unbekannten Werke von Gilij, Caulin, Vidaure, Clavigero. — S. 144 ist achtjährige Belagerung von Ostende vermuthlich ein Druckfehler; denn sie dauerte etwas über drey Jahre. — Bey der Materie von dem niedern Adel in Spanien (S. 171) hätte ein Aufsatz im Götting. Magazin (vom J. 1781. St. 6, S. 435) gute Dienste thun können. — S. 208 thut der Verf. Hrn. Büsching Unrecht, wenn er sagt, dieser Gelehrte sage, in Spanien wären 24 Universitäten. In den beyden letzten Ausgaben seiner Erdbeschreibung steht wenigstens diese Zahl. — In dem Abschnitt von der Handlung finden wir nichts von der Handlung der Canarischen Inseln, die doch sehr wichtig ist. — In dem Verzeichniß der Verträge Spaniens mit andern Mächten finden wir derjenigen nicht erwähnt, die 1765 mit Marocco und 1781 mit der Pforte geschlossen wurden.

Nk.

Geschichte der Europäischen Staaten; in Verbindung (mit) der Erdbeschreibung und Staatskunde von Joh. Friedrich Poppe, Professor des Königl. Joachimsthalischen Gymnasiums zu Berlin. Erster Band. Halle, bey Gebauer 1783. 2 Alph. in gr. 8.

Dieses Werk, das aus vier Theilen bestehen soll, kann nach des Verf. Meynung, als ein Kommentar seines Grundrisses der Europäischen Staaten für Schulen angesehen werden. So wie aber der Grundriß, wie in der Recension gezeigt worden ist, fast nur aus einem Paar bekannter Bücher zusammengeschrieben und mancherley Fehler hat: so ist auch der Kommentar nichts anders, als Händewerk, als Kollektaneen aus Büsching, Toze und Meusel, ohne sie zu nennen. Sollen wir dies beweisen? Wie lang, und für unsre Leser widrig, würde unsre Kritik ausfallen, wenn wir diesem Kompilator Schritt vor Schritt bis ans Ende folgen wollten! Doch wollen wir wenigstens einige Winke und Proben geben.

Spanien macht den Anfang. Voraus geht, so wie bey den andern Ländern, eine geographische Beschreibung, ganz aus Büsching und Toze, und zwar aus des letztern NB. ersten, umständlichern Ausgabe (vom Jahr 1767) des gegenwärtigen Zustandes von Europa rc. Hr. P. fängt sogar mit den nämlichen Worten, wie Toze, an: „Spanien ist in den ältesten Zeiten Iberia genannt worden — herleitet." Dabey unter dem Text die nämlichen Citaten aus dem Annius und Justinus, wie bey T. „Andre hingegen behaupten" Toze: „Allein, andre behaupten" Poppe setzt hinzu: „und unter diesen vorzüglich Bochart rc." Das steht nicht im Tozischen Text, aber in der Note. Kompilatoren, wie Hr. Poppe, suchen sich manchmal durch einen Seitensprung zu helfen: aber ihre Kunst fällt doch gleich in die Augen, sobald man nur die Schätze kennt, die sie plündern. So sagt T. „Nach „den Zeugnissen vieler alten Schriftsteller gab es in alten „Zeiten in Spanien eine gewaltige Menge Kaninchen." Hr. P. begnügt sich nicht mit der allgemeinen Berufung auf alte Schriftsteller, sondern sagt: nach dem Zeugnisse des Varro, Aelian, Plinius und Strabo." Daß aber doch ja niemand glaube, er wisse dies aus der Lektur dieser Schriftsteller! Büschings Erdbeschreibung lag beym Kompiliren auf der andern Seite, und aus ihr schrieb unser Mann die Namen jener Alten. Den Galenus ließ er aus, vermuthlich weil er glaubte, in dessen Büchern könne nichts davon vorkommen. Die Angabe der Gränzen Spaniens ist aus Tozen, und der Flächeninhalt dabey aus Büsching angezeigt. So ist die Beschreibung der Luft und Witterung wieder wörtlich aus T. nebst dem Allegat aus Vayrac. Die Stelle aus Justin citirt auch T. Um sich nur ein gelehrtes Ansehn zu geben, greift Hr. P. nach seinem Justin und schrieb die von T. angedeutete Stelle ganz hin. Die Nachricht von den Bergen ist aus T. und Büsching; von den Flüssen ganz aus B. nur nicht in derselben Ordnung. Die Fruchtbarkeit des Landes aus T. Die Produkte ohne Ordnung, bald eines aus dem Pflanzenreich, bald eines aus dem Thierreich. Jetzt fehlt es in Spanien nicht mehr so sehr an Straßendämmen und schiffbaren Kanälen, wie ehehin. Ueberhaupt sind die neuern Veränderungen

unserm

nserm Schreiber unbekannt, weil seine Führer nichts dav- on melden, oder vielmehr, weil sie noch nichts davon mel- den konnten. Bey der Materie vom Getraide beruft er sich auf den so elenden und verkappten Marschall (eigentlich Zille). — Das Citatum Symmach. rc. bey den Pfer- den ist aus T. — Ueber den Wein, den Hr. P. doch selbst ein sehr einträgliches Produkt für Spanien nennet, fährt er schnell weg. Die trefflichen Baumfrüchte rc. sind aus T. Die Metalle, nebst der Note, eben daher. Die gewählte Eintheilung Spaniens ist nicht die neueste. Die Nebenländer sind verzweifelt kurz abgefertiget. Die amerikanischen Provinzen sind blos genennt (und das nicht einmal richtig, z. B. die Insel Cuba besitzen be- kanntlich die Spanier ganz: Hr. P. läßt ihnen nur einen Theil davon; warum wollte er denn weiser seyn, als sein Orakel Toze?*) Von den mannichfaltigen und allen Europäern so interessanten Produkten des spanischen Amerika kein Wort. Aus christlicher Liebe wollen wir glauben, daß S. 17 nach den Worten: die Caribischen Inseln kein Semikolon, sondern ein Kolon stehen sollte; denn sonst muß man vermuthen, Hr. P. wisse nicht, daß die Inseln Trinidad und Margaretha zu den Car. Ins. gehören.

Von den Büchern, die Hr. P. bey der spanischen Geschichte ausgeschrieben, haben wir bis jetzt keines ent- decken können, als Meusels Anleitung zur Kenntniß der Europ. Staatenhistorie. Aus dieser sind die genealogischen Tabellen in diesem ganzen Bande ge- borgt, ferner Citaten, aber ohne alle Wahl; wenn es nämlich Hrn. P. einfällt, bey irgend einer Materie Bücher anzuführen; so schreibt er sie aus Meuseln ab, aber nur bey dieser oder jener Begebenheit, z. B. S. 56. 57. 61. (dort finden wir, daß die vor einigen Jahren angekündigte Ge- schichte der Inquisition von dem Hrn. Hofprediger Brunn in Stettin bearbeitet wird) 63. 71 u. s. w. Ueberdies hat Hr. P. ganze Stellen wörtlich aus demselben Buch abge- schrie-

*) So eben finden wir, daß die ganze Stelle aus der neuesten Ausgabe der Büschingschen Erdbeschr. aus- geschrieben ist; und da steht — freylich diesmal irrig — Die Spanier besäßen nur einen Theil der Insel Cuba. In der vorigen Ausgabe findet sich dieses Versehn nicht.

schrieben, z. B. S. 60: „Nach — erkannt“ aus Meusel S. 24 — S. 61: „Sie brachten — Tag“ aus Meusel, S. 25. (Die Note t) S. 63 aus M. S. 26; und so unzählige Stellen.

Im dritten Hauptstück von der Staatsverfassung bey der Materie von der Volksmenge sind wieder Büsching und Toze geplündert worden; die Ursachen der geringen Bevölkerung sind wörtlich aus des letztern Werk S. 172 abgeschrieben, nur so, daß die Note *) in den Text eingeschoben ist. — Das allermeiste, was folget, ist von Wort zu Wort aus Tozen entlehnt, ohne ihn auch nur einmal des Nennens zu würdigen. S. 158 heißt es, der jetzige K. von Sp. habe 1771 den Karlsorden gestiftet, bey Gelegenheit der Geburt des Infanten; ohne zu sagen, was für eines Infanten. Es war ein Karl, der aber 1774 schon wieder gestorben ist. — Von den königl. spanischen Kron- und Hof-Bedienten, von dem königl. Wappen ꝛc. kein Wort! S. 164 kömmt eine Madame Dunois vor mit Briefen über Spanien. Vielleicht soll es die Gräfin d'Aunoy seyn, deren Memoiren oder vielmehr Roman über Spanien NB. zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschrieben wurden; der Tadel würde sie also nicht treffen, mit dem sie der Verfasser in Ansehung neuerer Auto da Fe, wobey Ketzer gebraten wurden, belegen will. — Der Absatz von dem Zustand der Gelehrsamkeit ist wieder ganz aus Tozen, ohne sich um andre Hülfsmittel zu bekümmern; z. B. Toze setzet 22 Universitäten an: allein dies ist so ausgemacht nicht; Clarke hat 23; Faria de Sousa gar 30; Büsching hingegen nur 16. Von der span. Dichtkunst etwas, das so viel ist, als gar nichts; und von dem Zustande der übrigen Wissenschaften und der schönen Künste vollends gar keine Sylbe; vermuthlich um beliebter Kürze willen; denn Toze spricht doch von andern Wissenschaften und von den schönen Künsten. — Von dem, was in neuern Zeiten in Rücksicht auf Fabriken und Handlung geschehen ist, weis Hr. P. im Jahre 1783 gar nichts. Hätte er irgend einmal etwas von dem, schon 1781 zwischen Spanien und der Pforte geschlossenen Handlungsvertrag gelesen; so würde er S. 171 sich anders ausgedrückt haben. — Die neuern Angaben von der Land- und Seemacht sind ihm auch unbekannt.

Bey

Bey **Portugal** wollen wir nur etwas Weniges erinnern. S. 191 wimmelt von Fehlern. Die Azorischen Inseln wären zur Kommunikation mit Brasilien sehr nützlich. Die Insel **Madeira** wird eine **Canarische** genennt. Die **Portugiesen** sollen noch die kleinen Inseln Fernando Pao **und** Ommobono ohnweit der Küste Guinea besitzen, da sie doch dieselben, wie der Verf. in der Geschichte S. 236. aus **Meusels Anleitung**, selbst meldet, (aber so sinnlos kompilirt er mehrmals), im J. 1778 den Spaniern abtreten mußten. Die in jener Gegend liegende größere Insel **St. Thomas**, die den Portugiesen wirklich noch gehört, wird nicht genennt: Doch nein! auf der folgenden Seite finden wir sie, aber nach **Ostindien** verpflanzt. Mazagan in Nordafrika sollen die Portugiesen besitzen, und doch steht gleich dabey, der Scherif von Marocco habe diese Festung 1769 erobert; so viel wir wissen verliessen die Portugiesen sie freywillig, nach geschehener Schleifung der Festungswerke. — Brasilien ist nicht mehr in 15, sondern in 14 Provinzen eingetheilt. — Von der im J. 1780 gestifteten Akademie der Wissenschaften weiß Hr. P. nichts.

Von **Frankreich** wollen wir nur erinnern, daß die **Geschichte** gegen die Absicht unsers Kompilators sehr weitläufig, die **Statistik** hingegen sehr mager ausgefallen ist; denn jene geht von S. 301-699: diese aber von S. 700-724. Alles zeuget von Flüchtigkeit und Unkunde. Wir sind aber müde, mehr Beweise davon zu geben. Bey so bewandten Umständen wird sich wohl jedermann die drey übrigen Bände verbitten.

Mk.

Briefe die Freymaurerey (und die Tempelherren) betreffend. Zweyte Sammlung. Nürnberg, Grattenauer 1784. 224 Seiten in 8.

Die erste Sammlung ist in dieser Bibliothek (56. Th. 2. St.) angezeigt. Der Verf. geht immer mehr vom Zwecke ab. Hr. **Nicolai** handelte von der Geschichte der **Tempelherren**, und sagte beyläufig etwas von Freymaurern, das sonst gewiß noch nirgend gesagt. Dem Verf. ist die **Freymaurerey** die Hauptsache, und er weiß doch ge-

wiß nicht, wo er darinn zu Hause gehört. In dieser Sammlung hat er es mit dem Verfasser des Zwecks der Maurerey und des Buchs über die alte und neue Mysterien zu thun, zweyer Bücher, die recht listig geschrieben sind, um die Sache ins Dunkle zu spielen, den Leuten den Mund aufzusperren, als ob man sie füttern wollte, und ihnen nichts hinein zu geben. Der Verf. schwatzt etwas über die alte Mysterien, und setzt sich eben nicht in große Unkosten, denn er schreibt ab, und zieht aus, was er ganz kürzlich in des berühmten Meiners Schriften gelesen hat. Das heißt aber leeres Stroh gedroschen. Meiners und der Verf. der Abhandl. über die Mysterien haben ganz verschiedene Absichten. Jener will ehrlich mit Wahrheitsliebe und Gelehrsamkeit die Sache aufklären. Dieser, will die Sache absichtsvoll schwankend machen und verdunkeln, setzt Worte auf Schrauben, will die Freymaurerey mit den alten Mysterien zusammenketten, womit sie, wie er sehr wohl weiß, nicht das geringste gemein hat, sondern allenfalls mit ganz andern Mysteriis. Also kann man beyde Verfasser nicht vereinigen, oder einen durch den andern widerlegen, und unser Verf. der, wie man immer deutlicher siehet, gar nicht weiß, worauf die Sache ankommt, hat eine sehr unnütze Arbeit unternommen.

Kx.

Materialien zur geist- und weltlichen Statistik des niederrheinischen und westphälischen Kreises und der angränzenden Länder, nebst Nachrichten zum Behuf ihrer ältern Geschichte. Zweyter Jahrgang erster Band, oder erstes Vierteljahr. Erlangen. Palm. 1783. 8.

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieser reichhaltigen Schrift an, die nun nicht mehr von einem Monat sondern von einem Vierteljahr zum andern mit einem Bande herauskömmt.

1) Ursprung des Licents und erste Einführung desselben in den Ländern der niederrheinischen Fürsten, besonders des Churfürsten von Kölln. Ein Auszug aus einer gründlichen

lichen Deduktion, die bey Gelegenheit des, über die Kayserswerther Pfandschaft zwischen Kölln und Pfalz geführten Rechtsstreites geschrieben worden. Er kam auf zuerst in Seeland im Oktober 1572 als eine auf die, in die feindlichen Spanischen Lande gehenden Waaren gelegte Abgabe, und ward nachher eine allgemeine der ganzen Republik zu gut kommende ausserordentliche Auflage auf alle und jede ein- und ausgehende Waaren der Niederlande, und blieb von den Zöllen unterschieden, die auf jeden Ort eingeschränkt sind, wo man sie einmal hergebracht hat. Die benachbarten Reichsstände als Cleve und nachher Kölln, führten sodann mittelst Retorsion solchen Licent auch in ihren Landen auf gleiche Weise, neben den vorhandenen Zöllen ein, mit Beybehaltung seiner ursprünglichen Bestimmung, daß er nur immer an den Grenzorten gegen die Niederlande zu angelegt wurde, und in einem jeden Staat nur einmal bezahlt werden durfte. Mit der weitern Geschichte des Chur-Köllnischen Licents mag die Pütterische Deduktion verglichen werden. 2) Ein Memorial der Stadt Kölln an den Pabst über die dortige Klerisey und ihre zum Nachtheil der Stadt und des bürgerlichen Nahrungsstandes gereichende Mißbräuche. Es soll vor 100 Jahren geschrieben seyn, und doch die Oekonomie des heutigen venerabilis Cleri in Kölln so natürlich schildern, daß man schwören sollte, es sey ganz neu. 3) Betrachtung der Stadtköllnischen Banierfahne und einiger kleinern Fähnchen, von J. T. Pilbn, Hochf. Essendischem Hofrathe. 4) Einiges über die Staatsverfassung von Kölln. Aus einem seltenen Buche, genannt theatrum lanienae Coloniensis, sive Stadtköllnische blutige Schaubühne ꝛc. durch Arnold Judenburk. 5) Transfix (Fundamentalgesetz der Stadt) durch Bürgermeister und Rath, fort Gaffelamten und ganzer Gemeinde aufgericht Anno 1513. 6) Historischdiplomatische Beschreibung des Niedergerichts in Kölln (fortgesetzt von S. 542. St. XII. des vorigen Jahrgangs. 7) Eigenthumsordnung für das Vest Reklinghausen, vom Jahr 1781. Erbniesbrauch auf Seiten des Eigenbehörigen, Eigenthumsrecht, auf Seiten des Gutsherrn, und Landesunterwürfigkeit von beyden sind die Hauptgrundsätze, woraus diese vortrefliche Gesetzgebung geflossen ist. Herkommen oder Vertrag sind für die einzigen Quellen vom

Leibeigenthumsrechte angenommen, und der Leibeigene wird gegen unbillige Mißhandlung, der Gutsherr gegen Verletzungen seines Eigenthums gesichert, und dem Landesherrn seine Hoheitsrechte über beyde des gemeinen Landes Bestes willen verwahrt. Hin und wieder hat Recensent Stellen angetroffen, die zweydeutig zu seyn scheinen. 8) Zur Biographie des höchstseligen Churfürsten **Klemens August** von **Kölln**. Er schloß mit K. Karl VI. den 26sten Aug. 1731, um Garantirung der pragmatischen Sanktion, auch gewissermaßen um seine **Stimme** bey der künftigen römischen **Königswahl**, einen Vertrag, worinne demselben vor diesem, zu Bezeugung Ihrer Sr. Churf. Durchl. zu Kölln aufrichtig zutragenden wahren Freundschaft, drey Monat nach Unterzeichnung dieses Traktats — zweymal **hundert tausend Gulden**, in Louisd'or — zu bezahlen, hiernächst aber, bis zu wirklicher Ueberkommung des Stifts Lüttich jährlich **einmal hundert tausend** Gulden — richtig erlegen zu lassen — stipulirt worden. Wieweit der Churfürst nachher **Wort gehalten**, ergiebt sich aus den übrigen Urkunden des Artikels. 9) Erzstift-köllnische Landzölle.

Der zweyte Band oder zweytes Vierteljahr enthält: 1) Subsidia diplomatica etc. 2) Erzstift-köllnische Landzölle. Beschluß des vorgedachten Artikels. Er enthält die Geschichte eines über den Pacht der Zölle entstandenen Processes. 3) Verordnung gegen Vagabunden und Bettler, vom 24sten Jenner 1769, und 27sten Febr. 1782. 4) Klagrede der sämtlichen Zünfte der Residenzstadt Bonn an den Churfürsten, vom 30sten April 1782, um Handhabung der Zunftrechte. Verzeyhe, heißt es am Ende, wenn wir in der trauteren Sprache der Kinder unsere beklemmte Herzen vor **dir** unserm Vater, so frey und rein ausgeschüttet, und mit **dir** jetzt so geredet haben, wie vor Einführung des Kanzleystyls die Unterthanen mit ihren Fürsten zu reden pflegten, und in der sich immer mehr aufklärenden Folgezeit allem Anscheine nach wieder reden werden. 5) Proportionaldeduktion und Stand der alten und neuen Münzsatz- und Ordnungen 2c. vom Jahr 1620. 6) Unvorgreiflicher Extrakt, worauf die güldene und silberne Münzsorten — sich ungefähr vergleichen. 7) Bemerkungen über eine römische Grabschrift aus den Zeiten des Kayser Tiberius, welche sich

zu

zu Bonn findet. 8) Zur Statistik von Kölln. 9) Mühlheim kontra Kölln, oder ein hochweiser Rath treibt Kommercien und Manufakturen aus, vom Jahr 1612. 10) Personensteuer im Herzogthum Westphalen, vom 2ten Dec. 1782, auf zehn Jahre angelegt, um die im vorletztern Kriege aufgenommenen, aus baaren Vorschüssen herrührigen Kapitalien völlig zu berichtigen. 11) Erblandesvereinigung der Churköllnischen Landschaft in Westphalen, welche im Jahr 1463 von Erzbischof **Ruprecht** und dessen Nachfolgern am Erzstift zum gemeinen Besten bestätiget und nachgehends Anno 1590 durch Erzbischof und Churfürst **Ernsten**, Herzogen in Bayern ꝛc. samt einem **Hochwürd. Thumb-Capitul** und **übrigen** westphälischen **Ständen**, zu ewiger Festhaltung erneuert, erklärt und konfirmirt worden. Wir heben nur einige Punkte davon aus, als: „Nr. 7. Der Herr soll **alle** Grafen, Freyherrn, Ritterschaft, **Städte**, **Freyheiten** und einen jeden **Untersassen** des Erzstifts Kölln, beyde geistlich und weltlich lassen und behalten bey ihren Rechten, **Herrlichkeiten**, **Gerichten**, guten **Gewohnheiten**, Freyheiten und Privilegien. Nr. 8. Und unter andern soll in **Westphalen** gehandhabt werden die **Adeliche Gewohnheit**, daß die **Schwestern**, so **Brüder** haben, sich mit einem ziemblichen **Brautschatz** müssen aussteuren lassen, und do sie mit einem gebuerlichen Brautschatz ausgesteurt, und für den **Freunden** in den Heyraths-Bereltungen oder in Heylichs-Briefen, oder für Gericht auch **ohne leiblichen Aydt** (dieweil die **Gewohnheit** auch ohne den Aydt Pacta de non succedendo bestättigen kann) Verzicht gethan, zu weiterer Succession oder gleicher Theilung mit denen weltlichen **Brüdern** (der **Vetter** ist nicht gedacht) nicht gestattet werden ꝛc. Nr. 9. Da auch die Gebrüder ohne absteigende eheliche **Kinder** und **Erben** verstorben, soll denen weltlichen **Schwestern**, oder da die nicht vorhanden, den **Geistlichen** nicht abgeschnitten werden, was ihnen vermög **gemeiner beschriebenen** Recht gebürt."

Merkwürdig sind noch die übrigen Punkte, die das Staatsverhältniß des Fürsten gegen das **Kapitul** theils vorrechtlich für sich, theils in der Verbindung mit den **übrigen** Klassen der **Landstände** bestimmen.

Auch kommt noch unter diesem Artikel vor: „Privilegium der westphälischen Ritterschaft in puncto successionis ad Morganaticam„ vom Jahr 1597, worinnen den vollbürtigen Adelichen Kindern erster Ehe, wie auch, nach deren erblosen Fall, ihres vorabgestorbenen Vaters, Brüdern und Schwestern, samt Deroselben vollbürtigen Adelichen Kindern die Erbfolge in die elterliche Stammlehen und Güter beweglich und unbeweglich, gegen die Frau bürgerlichen oder Bauernstandes und Geburts und deren Kinder gesichert, und diese auf die Eheberedung, väterliches Testament oder sonstige Donationen oder das, was durch die Freunde oder Obrigkeit nach Anzahl der Personen und Gelegenheit der Güter — an Leibzucht, legitima oder Alimente vermacht und geordnet werden würde, eingeschränkt worden sind. 12) Zur Geschichte des Archidiakonalstifts zu Bonn. 13) Subsidia diplomatica. Päpstliche Bullen zur Wahl des Erzbischofs Philipp II. von Köln 1508.

Nm.

Dissertatio de regiae Budensis Bibliothecae, Mathiae Corvini ortu, Lapsu, interitu et reliquiis, authore F. X. S. A. Vindobonae, typis viduæ Schulzii. 63 Seiten in 4. 1766.

Der so lang und wiedersinnig gesperrte litterarische Verkehr Oesterreichs mit protestantischen Provinzen hat diese Abhandlung des P. Xystus Schier, eines fleißigen nunmehr schon verstorbnen Ordensmannes zu Wien, nur sehr spät in der nordlichen Hälfte Deutschlands bekannt werden lassen, und Rec. muß gestehn, daß ihn erst die Empfehlung des um Büchergeschichte so wohl verdienten Hn. Denis auf solche aufmerksam gemacht habe. Die Ofner, von König Mathias in der zweyten Hälfte des 15ten Jahrhunderts angelegte Bibliothek war zwar in der gelehrten Welt berühmt genug, und dieses um destomehr, je weniger man wußte, was es mit derselben eigentlich für eine Bewandniß gehabt? Auf einer Seite waren die ihr beygelegten Lobsprüche so übertrieben, und auf der andern die davon übrigen Nachrichten so unvollständig, daß es sich allerdings der Mühe

he lohnte, die in einer Menge beynah schon vergeßner Bücher hierüber zerstreuten Anekdötchen zu sammlen. H. Schier hat dieses nach besten Vermögen gethan; ob sich gleich leider! am Ende dennoch ergiebt, daß eine befriedigende Aufklärung auf keine Weise zu hoffen steht. Kaum sind von diesem so hoch geprießnen Büchersaal — Zeitgenossen gaben ihm, vielleicht zu freygebig 50000 Bände, mehrentheils Handschriften; denn gedruckte Werke kann es, als solcher im besten Flor stand, über 4 bis 5000 nicht gegeben haben — noch 400 Stücke übrig, die entweder wirklich noch existiren, oder historisch gewiß wenigstens darinn existirt haben. Alles übrige ist durch die Gewalthätigkeit, der Zeit und der Menschen zu Grunde gegangen.

Bisher hatte man die Schuld dieser an der Literatur verübten Grausamkeit ohne weiteres Bedenken den armen Türken auf den Hals geworfen. Bey näherer Untersuchung findet sich aber, daß Christenhände eben so viel, wo nicht noch mehr Antheil daran gehabt. Die schlechte Verwaltung der beyden nachfolgenden Könige; die Nachbarschaft Wiens, deren Gelehrte fleißig einsprachen, ohne alles zurückzuliefern, und die geraume Zeit durch zu Ofen herrschende Verwirrung endlich, hatten in dem Büchersaale schon weite Lücken gemacht, noch lange eh Suleyman im Jahr 1526, Schloß und Bibliothek in seine Hände bekam, der überdieß, wie bekannt, an dieser Königsburg alles unversehrt hinterlassen. Sonderbar genug ists, daß unter den Reliquien dieses Bücherschatzes, die Rec. in Berlin, Dresden, Wolfenbüttel, München und anderwärts zu sehn Gelegenheit gehabt; sich durchaus nichts von hervorragendem Werthe findet. Nach Lambecii und unsers Verfassers Bericht, sieht es mit den nach Wien geretteten um nichts besser aus. Vermuthlich hat das wirklich seltne und brauchbare, sich bald nach Mathias Tode unsichtbar, oder durch Abnahme der äusseren Merkmale, wenigstens unkenntlich gemacht; und in der Folge griffen ungelehrte Diebe oder Soldaten nur nach Büchern, die sich durch saubern Einband, oder sonstige gute Erhaltung ihnen empfahlen. Die bey der Wiedereroberung von Ofen im Jahr 1686. noch vorgefundenen 290 Stück enthielten nur einen griechischen Codex, etwas über 100 lateinische; das übrige gedruckt: alles aber unbedeutende Waare. König Mathias

unter-

unterhielt zu Florenz und andern Städten Italiens, eine Menge Abschreiber, die wohl den größten Theil zu seiner Bibliothek beytrugen, und aller gerühmten Aufsicht ohnerachtet, oft incorrekt genug mögen copirt haben. Dieser Umstand benimmt dem innern Werthe dieser Bibliothek ein großes: so, daß beym Lichten besehn, sie für die Bedürfnisse der damaligen Zeit freylich reichhaltend genug, wohl aber nie eine so ausnehmende Sammlung gewesen seyn mag, als die mehr als zu lobrednerischen Literatoren ihres Jahrhunderts uns weiß machen wollen; denen überdieß die ungewöhnliche Pracht des Lokals und die in Sammet und Seide gehüllten Einbände, ut sit Staub in die Augen gestreuet haben mögen! — Vielleicht tragen die zu Parma im Jahr 1781. zum Vorschein gekommne Memoire de Taddeo Ugoleto, Bibliothecario di Mattia Corvino &c. des P. Affo zu besserer Aufklärung dieses Gegenstandes etwas bey. Rec. hat ihrer noch nicht habhaft werden können.

XIII.

Briefe eines Reisenden über Pyrmont, Cassel, Marburg, Würzburg und Wilhelmsbad. Erstes, 2tes Paquet. Frankfurt u. Leipz. 1783. 237 Seiten in 8.

Wahrscheinlich sind diese Briefe ihrem Verfasser dem Herrn Hassenkamp, Professorn der Mathematik und morgenländischen Sprachen zu Rinteln entwendet, oder wenigstens wider sein Wissen und Willen gedruckt worden. Ein hinten angefügtes Postscript scheint zwar das Gegentheil anzuzeigen; allein zu was für Hülfsmitteln nimmt ein unbefugter Herausgeber nicht seine Zuflucht? Dem sey wie ihm wolle, das Publikum hätte diese Reisebeschreibung vollkommen entbehren können: so angenehm sie auch dem Herrn Regierungsrath von H. zu R. mag geschienen haben. Unser Reisender gieng als Abgeordneter der Universität Rinteln nach Würzburg, um dem hundertjährigen Stiftungsfeste ihrer catholischen Halbschwester, der Würzburgischen, beyzuwohnen. Pyrmont, Cassel, Marburg, u. s. w. wurden nur im Vorbeygehn besucht und bewun-

bewundert. Die glänzende Feyerlichkeit zu W. war der Hauptgegenstand seiner Wallfarth. Diese füllt denn auch, so wie die dabey vorgefallne Redübungen, Quodlibets, Programmen rc. das ganze zweyte Paquet: alles in einem so buntschäckigen Pompe, und so zeitungsmäßigen Styl, daß der selige Pauli zu Halle in seinen Leben großer Helden eine nur armselige Rolle dagegen spielt. Wenn übrigens ein Professor der morgenländischen Sprachen, so gern mit fremden Göttern buhlt, und alle Augenblick uns mit französischen äusserst leicht zu verdeutschenden Wörtern heimsucht, als: Retour, execrabel, Emulation, reel, Vües, brillant, Divertissement, apetiren u. s. w. dergleichen auf jeder Seite vorkommen: so hat uns dieses allerdings befremden müssen. Doch wir hätten viel zu thun, wenn wir von allem in dieser Brieftasche uns nicht sowohl fremden als befremdlichen Bericht erstatten sollten, und schließen daher mit der Nachricht, daß um noch mehr Mannichfaltigkeit zu verschaffen, der Verfasser seine Leser auch mit einer Vorlesung bewirthet, die er im Vorbeygehn über ein Syrisch-Chinesisches Monument in der antiquarischen Gesellschaft zu Cassel gehalten. Kircher, Voltaire und d'Argens lösen darinn einander sonderbar genug ab. — Einen Codex mit Syrisch-Estrangelo Buchstaben hätte Herr H. nicht erst in der Medizeischen Bibliothek zu suchen gebraucht. In seiner Nachbarschaft selbst, nämlich zu Wolfenbüttel, als wohin Kircher sie geschenkt, erinnert sich Rec. die vier Evangelisten in diesem Schriftzuge um das Jahr 921. geschrieben, angetroffen zu haben; wo dieses nicht vielleicht gar die Handschrift ist, welche der Herr Professor im Sinne gehabt. — Ein drittes Paquet soll die Beschreibung des Wilhelmsbades, und des Verfassers Rückreise enthalten. Im Postscript erfolgt zu guter letzt noch ein heftiger Zweykampf zwischen ihm und einem andern Reisenden, dem es in Schlözers Staats-Anzeigen diese Würzburgische Feyerlichkeiten mit andern Augen anzusehen beliebt hatte. — Non nostrum, tantas componere lites.

Jpm.

Historische Miscellaneen. Erster Theil. Halle bey J. J. Gebauer. 1783. 279 Seiten in 8.

Bey dem dicken Gewölk das einen großen Theil unsrer neuern Geschichte noch immer umgiebt, muß jeder Versuch solches zu zerstreuen uns willkommen seyn; gesetzt auch, daß die dadurch gewonnene Oefnung nicht eben allemal das helleste Tageslicht, hervorbrechen läßt, als welches in unsrer moralischen Welt, ohnehin frommer Wunsch ist und bleiben wird. Der Herausgeber dieser Miscellaneen ist Herr Rath **Schmidt** zu **Wolfenbüttel**, Aufseher eines herrlichen Archivs, woraus wir mit der Zeit noch ungleich wichtigere Mittheilungen uns versprechen dürfen; und dieses um so viel mehr, da die geheimnißvolle Art, womit dergleichen Schätze bisher bewacht und vergraben wurden, einem vernünftigem und bescheidnem Gebrauche derselben immermehr Platz mache.

Der erste Theil dieser Miscellaneen enthält sechs Abtheilungen, deren erste mit der correcten Abschrift einer kirchlichen Urkunde aus Braunschweig vom Jahre 1031, und ihrer Erklärung sich beschäftiget: freylich wird sie dem Oberdeutschen Geschichtsforscher gleichgültig seyn; desto angenehmer dem Niedersachsen. II. Beyträge zur Geschichte **der Religionsveränderung des Churfürsten Gebhards zu Cölln**, und der daraus entstandnen Unruhen. — Liefert vier in dieser Sache nicht unerhebliche Schriften, woraus immer deutlicher erhellt, daß es die erkannte Wahrheit wohl eben nicht gewesen, die den guten Churfürsten zu diesem sonderbaren Schritte veranlassete. III. Zur Geschichte **des großen Nordischen Krieges** gehörige **Nachrichten**. — Die zu dem Schulenburgischen Bericht von dem Treffen bey **Fraustadt** fehlenden Beylagen, hätte der Herausgeber aus dem Archive der Landcomthurey **Lucklum** in seiner Nachbarschaft vielleicht erhalten können, als woselbst dieser General seine Denkschriften mit vielen dazu gehörigen Papieren niedergelegt hat. — So viel über den unglücklichen **Patkul** auch schon geschrieben worden: so erhält der hier gelieferte Beytrag doch noch einiges unbekannte, und von dem Berichte des Feldpredigers Hagens verschieden. IV. *Philippiquecce.* — Die ächten Ab-

Abschriften, dieser auch hier noch nicht fehlerfrey abgedruckten, so berüchtigten Schmähschrift, haben nie mehr als drey Oden gehabt. Ihr Verfasser ist allerdings La Grange. Die beyden noch hinzugefügten Oden sind von einer andern Feder, und was Feuer und Correction betrift, von weit geringerm Gehalt. V. **Verschiedne zu Erläuterung der neuen Rußischen Geschichte dienende Nachrichten.** — Unter denen sich die umständliche aber offenbar für Petern partheyische Schilderung dieses Kaisers, von einem Zeitgenossen zu Petersburg entworfen; und die vermuthlich von einem französischen Botschafter zu Constantinopel seiner Zeit gelieferte Copie d'une Lettre du Grand Duc de Moscovie au grand Seigneur en 1613. auszeichnet. In dieser letzten giebt sich der Czar, sonderbar genug, den Titel eines Roi d'Allemagne et l'Empereur, de tout le Septentrion — Absit omen! VI. Zwo Anfragen. 1) Ueber die Zahl der Quasten an Cardinals-Hüthen? wo wir nichts anders zu antworten wissen, als daß die nicht italienischen Cardinäle wenigstens sich an eine bestimmte Zahl selten gebunden, als worüber es an Beyspielen nicht fehlt. 2) Wer ist der Verfasser des Portrait de la cour de Pologne? Ein Herr von Wolfcamsdorf, wo wir nicht irren, der auch auf dem Königstein dafür büßen mußte. — Ist diese Schrift jemals gedruckt worden? Mehr als einmal; die weitläuftige, deutsch, und wie darinn vorgegeben wird, von einem Feldprediger geschriebne Vertheidigung der in dem Portrait angegrifnen Bose, Vaters und Sohns, beydes Chursächsischer geheimer Rathe, unsers wissens aber noch nicht.

Xm.

Historiae Vitae atque meritorum Conradi Peutingeri JCti Augustani. Post Joh. Ge. Lotterum novis curis illustratam, multoque auctiorem edidit F. A. Veith, Augustanus Bibliopola. Accedunt C. Peutingeri et aliorum eius aetatis Eruditorum Epistolae ineditae LI. Augustae Vindelicorum apud Stage 1783. 223 Seiten in 8.

Das

Das von Lottern 1729 zu Leipzig herausgegebne Leben Peutingers hatte sich vergriffen, und war, wie es mit dergleichen Versuchen zu geschehen pflegt, ziemlich unvollständig geblieben. Herr Veith, ein gelehrter Buchhändler zu Augsburg, hat also durch eine neue und vermehrte Ausgabe desselben, der Literargeschichte unsers Vaterlandes allerdings einen angenehmen Beytrag geliefert. Lotters Werkchen ist nunmehr völlig unbrauchbar geworden, denn ausgenommen wo Zusatz und Berichtigung nöthig war, braucht Hr. Veith, wie er selber sagt: ut plurimum ipsissima Lotteri verba. Vielleicht hätte er noch besser gethan, das Ganze lieber gar umzuschmelzen. Der erste, drey Bogen umfassende Abschnitt, enthält soviel unbedeutende mit Tabellen und Citationen überhäufte Geschlechts-Nachrichten, daß es Mühe kostet, sich durchzuarbeiten.

Das zweyte Kapitel ist unterhaltender: ob es ihm gleich an Auswüchsen aller Art und rednerischen Blümchen, die doch so wenig das vorzügliche einer guten Lebensbeschreibung ausmachen, ebenfalls nicht fehlet. Conr. Peutinger, Doktor der Rechte, kaiserl. Rath und Secretair seiner Vaterstadt, gebohren 1465, und 1547. in hohem Alter verstorben, gehört unter die verdienstvollesten Leute seiner Zeit. Die von seinen öffentlichen und mit Ruhm geführten Geschäften ihm übrige Muße, wandte der fleißige Mann auf alle Wissenschaften die in seinem Zeitraume getrieben wurden. Während seinem Aufenthalt in Italien, hatte ihn Pomponius Laetus mit der Antiquitätensucht angesteckt. Die von ihm 1505 herausgegebene Fragmenta Romanae vetustatis in Augusta Vindelicorum et eius dioecesi, waren die Frucht dieser Neigung, und zugleich in Deutschland, vielleicht auch in ganz Europa, der erste Versuch dieser Art. Da römische Inschriften auf vaterländischem Boden bald erschöpft waren: so griff er mit desto wärmern Antheil zu deutscher Geschichte und Alterthümern, wovon in dem 1506. herausgekommnen Sermonibus convivalibus &c. die erst vor kurzem wieder abgedruckt worden, mehr als eine Probe vorkommt. Noch größer ward um solche sein Verdienst in der Folge dadurch, daß er alte deutsche Chroniker und Geschichtschreiber ans Tageslicht zog; wovon wir nur Günthers Gedicht über Friedrich den

Rothbart und den Urspergischen Abt von Lichtenau nennen wollen, als deren erste Ausgabe ihm zu verdanken ist.

Ueber den Tractat de Fortuna, den einige unserm P. gleichfalls zuschreiben, sagt Herr Veith Seite 78, daß nec vola nec vestigium davon zu finden wären. Etwas ist an der Sache doch; und Rec. hat das Werkchen, welches zu diesem Irthum Anlaß gegeben, vor sich liegen. Es sind acht Blätter in 4. mit der bloßen Aufschrift: Chunradi Peuthineri Fortuna. A. D. 1527. ohne Anzeige des Druckorts. Dieser C. Peuthinerus aber war eine von unserm C. Peutingero ganz verschiedne Person, hatte zu Leipzig studiert, und scheint, nachdem er eine Menge andrer Abentheuer bestanden, auch bey der Niederlage zu Moha'z in Ungern gegenwärtig gewesen zu seyn. Seine in elegischen Versen geschriebne Fortuna hat er an Joh. Sturnum, Poetam laureatum gerichtet, und die hinten angehängte ungleich kürzere Querelam quod bonae literae undique aspernantur, an den Doctor der Rechte Joh. Phaff. — Die von Goldast, und noch kürzlich von Herrn von Stetten unserm P. zugeschriebne Chronik von viel und mancherley Historien u. s. w. von 903 bis 1521, hätte seinem Biographen Seite 116, vermuthlich nicht soviel zu schaffen gemacht, wenn ihm die Scharteke selber bekannt worden wäre, und daß dieses nicht geschehen, wundert uns. Nicht weniger als sechs Ausgaben dieses erbärmlichen Tröstcrs liegen vor uns. Da solcher eine Art von Universalhistorie zum Gebrauch Hans Hagels vorstellte: so wiederfuhr ihm die Ehre einer öftern Auflage, und jedesmal ward er bis zu dem neuen Druckjahr fortgesetzt. Die erste vor uns liegende Ausgabe geht bis 1515, und von dieser giebt es so gar dreyerley Abdrücke, deren jedoch keiner Ort oder Drucker anzeigt. Die zweyte bis 1518. Die dritte, die nach Hrn. Veith, bis 1521 gehn sollte, fehlt uns. Die vierte bis 1528, gleichfalls ohne weitere Anzeige. Die fünfte bis 1531. Die sechste bis 1542. Die beyden letzten geben endlich Philip Ulharten zu Augspurg als Drucker an, auch zählen sie von Christi Geburt, treffen aber im Jahr 903 wieder zusammen. Alles armseliges Gewäsch, einige Stadtnachrichten von Augspurg ausgenommen; wo auch das saubre, Peutingern mit nichten beyzumessende

Werk, vermuthlich noch viele andremal wieder aufgelegt worden seyn mag.

Unter seinen Handschriften, die nebst einer ansehnlichen Bibliothek nunmehr in den Händen der Exjesuiten zu Augspurg sind, befinden sich noch brauchbare Papiere. Allerdings wäre die Bekanntmachung derselben zu wünschen, jedoch mit einer unserm gegenwärtigen Bedürfniß angemeßnen Auswahl, auf die sich aber Editorum pecus leider so selten versteht. Die unter dem Namen der Tabula Peutingeriana, so berühmte Theodosianische Reise=Charte, befand sich ebenfalls in seinem Museo Er hatte dieses merkwürdige Stück des Alterthums von Conrad Celtes geerbt. Nach Abschriften hatte man es seit Peutingers Tode mehr als einmal gedruckt: bis es endlich nach dem Original, welches Prinz Eugen von den Peutingerischen Erben erkauft, und nunmehr in der Wiener Bibliothek befindlich ist, von Herrn von Scheyb 1753. in groß fol. prächtig herausgegeben worden. — Ein und funfzig noch nicht gedruckte Briefe Peutingers und andrer Zeitgenossen, worunter die von und an Hummelberg, einen nicht sonderlich bekannten Schwäbischen Gelehrten, den größten Theil ausmachen, aber doch lesenswerth sind, füllen die zweyte Hälfte dieser Lebensbeschreibung. Nach dem auf dem Titelblatt angebrachten Bildnisse Peutingers, hat derselbe einige Aehnlichkeit mit Doctor Luthern: ein Umstand, der unserm Herausgeber nichts weniger als gleichgültig seyn wird, als welchem ungemein viel daran zu liegen scheint, seinen Helden als einen ächten Catholiken leben und sterben zu lassen. Was übrigens P. für eine lateinische Frau und für gelehrte Töchter gehabt, mag sich der geneigte Leser aus dem Werkchen selbst belehren. — Des Herausgebers Bibliothecae Augustanae muß jeder deutsche Literator mit Ungeduld entgegensehn.

Xm.

Historisch-genealogisches Taschenbuch, oder Jahrbuch der merkwürdigsten neuen Weltbegebenheiten für 1784. Leipzig zur Messe bey Haude und Spener von Berlin. Außer dem

dem Kalender und 6 Seiten Vorbericht. 256 Seiten in 16.

Was Hr. Prof. Lichtenberg in seinem Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1784 S. 70 von den Kalendern der Deutschen sagt, daß sie, selbst nach dem Urtheil der Ausländer, seit einiger Zeit besser geschrieben werden, als mancher Nationen Lehrbücher, gilt gewiß vorzüglich von diesem zum erstenmal erschienenen historisch-genealogischen Kalender aus der Haude und Spenerschen Buchhandlung. Man findet darinn 1) den eigentlichen Kalender mit angehängten Tabellen von Sonnen Auf- und Untergang nebst der Nachtslänge, vom Auf- und Untergang des Mondes auf alle Tage des Jahrs, und Stellung der Uhr für das Jahr 1784; 2) die Genealogie der Fürstl. Häuser in Europa; 3) das Jahrbuch der merkwürdigsten neuen Weltbegebenheiten für das Jahr 1784, enthaltend die Geschichte der Revolution von Nordamerika. Dieser Theil, von 182 Seiten, außer dem Vorbericht, ist der wichtigste, von Hrn. Prof. Sprengel in Halle. Darauf beziehen sich die zwölf Monatskupfer von Hrn. Chodowiecky; eine genaue Landcharte von Nordamerika, nach den im Friedensschluß ausgemachten Gränzen, von Hr. Sotzmann; die Köpfe der Generale Washington und Gates, des D. Franklin, des Präsident Laurens und des Schiffskapitains Paul Jones, nach genau getroffenen Portraits von Dan. Berger gestochen; die Amerkanische Denkmünze auf den Frieden und der Stempel, mit welchem das Papiergeld in Pensylvanien bezeichnet ist; die Flagge und der Wimpel der 13 vereinigten Staaten von Nordamerika, und vier Abbildungen von Amerikanischen Soldaten, nämlich von der reitenden Leibgarde des General Washington, von der independet Kompany, von den Rifle-mann's und von der regulairen Infanterie von Pensylvanien, ebenfalls von Dan. Berger gestochen und mit Farben nach der Natur illuminirt. In den Abhandlungen findet man 1) eine genaue geographische und statistische Beschreibung der 13 vereinigten Provinzen in Amerika; 2) den Entwurf einer Zeitrechnung für Nordamerika; 3) die Geschichte der Nordamerikanischen Independenz; 4) die Namen der Präsidenten des Congresses seit 1774; 5) die Bevölkerung der 13 Nordamerikanischen Staaten; 6) die neueste Verfassung

der 13 Nordamerikanischen Staaten; 7) Großbritanniens Handel mit den 13 Nordamerikanischen Staaten seit dem ersten Pariser Frieden 1763; 8) Einfluß des Kriegs auf den Virginischen Tobaksbau; 9) eine ungefähre Berechnung, wie viel jede Provinz zu den allgemeinen Ausgaben beytrage; 10) Erklärung der Kupfer, von Hrn. Spener selbst ausgearbeitet, nämlich des Titelkupfers, nach der Erfindung und Zeichnung Hrn. J. W. Meil, von Hrn. Dan. Berger gestochen; der Charte; der zwölf Monatskupfer, welche Begebenheiten aus der Veranlassung, der Führung und dem Ende des amerikanischen Kriegs enthalten, in welchen man die Erfindung, Ausführung und den Grabstichel des berühmten Hrn. Chodowiecky gleich bewundern muß; der fünf Bildnisse merkwürdiger Amerikaner, wo man eine kurze Erzählung ihrer Lebensumstände, sonderlich aber derer, wodurch sie sich um ihr Vaterland so verdient gemacht haben, antrift; der Münzen; der Flagge und des Wimpels, und der vier Uniformen der amerikanischen Armee.

So hätte man also wieder einen neuen Almanach in Deutschland, — denn er soll fortgesetzt werden — der seinen Brüdern gewiß Ehre macht. Der Augenschein zeigt, daß weder Kosten noch Sorgfalt gespart worden seyn, um dem Werkchen die möglichste Vollkommenheit zu geben. Es ist nur Schade, daß vielleicht der Nutzen, den die Abhandlungen haben könnten, wenn sie in einem Buche von größerm Format und stärkerer Schrift gedruckt wären, nicht erreicht wird. Sie enthalten zwar eine kurze, aber doch sehr gründliche und vollständige Beschreibung alles dessen, was von diesem neuen Freystaate wissenswerth ist, daß man daraus hinlängliche und deutliche Begriffe von allen seinen Merkwürdigkeiten, als Geographie, Krieg, Verfassung, Volksmenge, Reichthum ꝛc. erlangen kann.

Philo-

XI. Philologie und Kritik.

Valerii Maximi Factorum dictorumque memorabilium Libri novem, cum varietate lectionis notisque perpetuis et indicibus copiosis editi a *Joanne Kappio*. Lipsiae, sumt. — P. G. Kummer, 1782. 632 S. ohne Dedikation, Vorrede und 4 Register.

Es könnte scheinen, daß wir die Anzeige dieser schönen Ausgabe des Valerius Maximus vorsetzlich unterdrückt hätten, oder zu wenig auf das gute und merkwürdige aufmerksam gewesen wären, da wir der Arbeit des Hrn. Hofprediger und Prof. Kapp erst spät Erwähnung thun; daher erklären wir gleich Anfangs, ohne die Ursachen der Verspätung zu melden, daß wir diese Ausgabe unter die zweckmäßigsten und vollkommensten zählen, womit unser Zeitalter von einigen gelehrten Männern beschenkt worden ist, und daß wir die Gelehrsamkeit, den Geschmack und den nützlichen Fleiß des Hrn. Prof. Kapp recht innigst hochschätzen.

Die Verdienste des Herausgebers betreffen Theils den Text des V. M., theils die Erklärung desselben.

Was den Text betrift, so hat Hr. K. diese Einrichtung getroffen. Er hat den Text aus Torrenii Ausgabe zum Grunde gelegt, doch so, daß er sich erlaubet hat, bey sehr einleuchtenden Fällen, aus dem von Torrenius selbst gesammleten Vorrath von abweichenden Lesearten, denselben in einzelnen Ausdrücken zu ändern. So weit wir beyderley mit einander vergleichen konnten, haben wir gefunden, daß Hr. K. diese Veränderung selten und überall mit reifer Ueberlegung vorgenommen habe, welches sich desto leichter beurtheilen läßt, da allemal die Gründe der Wahl in den Noten angeführt worden sind. Einige dergleichen im Torrenischen Texte gemachte Veränderungen wollen wir als Beyspiele anführen. L. I. c. 5. 1. ließt Torr. *prosperis* auspiciis Romanum nomen ortum cet. dafür K. die Leseart aufnimmt: *prosper-*

rimis auſpiciis cet. Der römiſche Begriff, was proſperrima auſpicia waren, das überwiegende Gewicht der Handſchriften und der möglichere Fall, proſperrimis in proſperis, als umgekehrt zu verwandeln, ſind die Gründe, womit er dieſe Abweichung rechtfertiget. — L. II. c. 6. 11. ließt Torr. laudanda utrorumque populorum animi *praeſtantia*: Kappe aber — animi *praeſentia*. An andern Stellen hat Torr. dieſelbe Leſeart aufgenommen, für welche die Abkürzungsart der Handſchriften ſpricht. L. III. c. 2. Externa 1. ſteht bey Torr. in quo oppido cum Fulvius Flaccus propter Campanam perfidiam principes civitatis ante tribunal ſuum capitali ſupplicio afficiendos judicaret cet. Kappe hingegen: in quo oppido cum Fulvius Flaccus Campanam perfidiam, principes civitatis ante tribunal ſuum capitali ſupplicio afficiendo, vindicaret cet. In der Anmerkung vertheidigt er die Veränderung alſo: „Jam Lipſio, Colero, Vorſtio, Perizonio, Gronovio et Torrenio placuit lectio textus noſtri, quam ed. Vet. et Mſſ. — exhibent et quae unice vera eſſe poteſt. Nam Fulvius non demum tunc *judicabat*, ſed dudum *judicaverat*; et jam ſupplicium de principibus Capuae, quos Cales miſerat, ſumere et perfidiam Campanorum *vindicare* coeperat." Schade iſt es, daß Hr. K. nicht auf ein paar Seiten die Stellen zuſammen angezeiget hat, in welchen er von dem Torreniſchen Texte abgewichen iſt! Er ſelbſt hat in der Vorrede gewünſcht, (b) daß vor jedem einzelnen Buche, ein Verzeichniß der wirklich verglichenen Handſchriften geſetzt werden möchte: warum ſah er es nicht wenigſtens für eben ſo billig an, dem Leſer, neben ſo vielem Guten, das er geleiſtet hat, auch noch dieſe Gefälligkeit zu gewähren, daß er eine kurze Anzeige aller veränderten Stellen mitgetheilt hätte, um leichter überſehen zu können, wie weit wir denſelben oder einen neuen Text erhalten haben? Auſſer den Veränderungen im Texte, von welchen wir bisher geredet haben, gehört noch ferner zur Kritik deſſelben, daß Hr. K. einen groſſen Theil der Anmerkungen zur Anzeige der vorzüglichſten Leſearten angewandt hat, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, über die Wahrheit des Textes ſelbſt zu urtheilen, oder jungen Leuten Anlaß und Materie zu verſchaffen, ſich in dieſem Theile der Kritik zu üben. Ob er wohl überhaupt, mit vortheilhaf-

heilhafter Abkürzung, den grösten Theil der Varianten, die Torrenius gesammlet hatte, angezeiget hat, so daß man gewiß nicht leicht etwas von Wichtigkeit vermissen wird; so klein auch sein Buch gegen den dicken Band des Torrenischen Valerius ist: so hat er doch zugleich am meisten Rücksicht auf die Ausgaben des Pighius, Colerus und Vorstius genommen, und insonderheit diejenigen Lesearten nie übergangen, worinn diese angezeigten Editionen von einander abweichen. Dadurch hat er einen wichtigen Beytrag zur Geschichte des gedruckten Textes geliefert, wenn er gleich selbst bescheiden genug ist, es noch keine vollständige Geschichte desselben zu nennen. — Neue Quellen, ausser denen, die von den vorhergehenden Herausgebern gebraucht worden sind, hat Hr. K. nicht zur Hand gehabt. Indessen ist es Verdienst genug, den vorhandenen Vorrath so angewandt zu haben, daß er in einer bequemen Handausgabe gesammlet und für alle brauchbar gemacht worden ist. Und gewiß können wir von Seiten des kritischen Apparatus die gegenwärtige Ausgabe für eine Epitome aller vorhergehenden erkennen, dadurch den Lesern die übrigen zusammen dargestellt und folglich deren einzelner Gebrauch entbehrlich gemacht worden ist. Und dabey hat sie wenigstens eine Vergleichung eigen, die noch von keinem andern Herausgeber des V. M. mit Fleiß angestellet worden war. Dies ist die Collation einer Ausgabe ohne Anzeige des Druckorts und Jahrs, die der Bayreuthische Justitzrath Hr. Heerwagen, dem Herausgeber mitgetheilt hat, nachdem sie von Lipsius nur obenhin angesehen, von Fabricius aber im Verzeichnisse der Ausgaben des V. M. ganz übergangen worden war. Hr. K. hat Spuren entdeckt, aus welchen sich schliessen läßt, daß sie unmittelbar nach einer alten Handschrift abgedruckt worden sey, und wo nicht die Maynzer Ausgabe von 1471, wenigstens gewiß die Mayländische von 1480 an Alter übertreffe. Diese Ausgabe, welcher er den Werth einer alten Handschrift beylegt, hat er mit Hülfe seines Nefen, Hrn. Joh. Chr. Kappe, genau mit dem Torrenischen Texte verglichen und alle wichtigere Lesearten, die von der lectione vulgata abweichen, in seiner Ausgabe angezeigt. Aus der Vorrede ist nur zu ersehen, daß diese Ausgabe lectiones peculiares enthalte; wie wichtig und zahlreich sie aber sind, ist nun schwer zu beurtheilen, da voraus gesetzt wird, daß man selbst

die abweichenden Stellen aufsuche und zusammenzähle. Hingegen würde sich leichter über den Werth dieser alten Ausgabe haben urtheilen lassen, wenn es dem Herausgeber gefallen hätte, die bemerkten wichtigern Abweichungen besonders anzuzeigen. — Noch zählen wir zum kritischen Apparatus, das vollständige Verzeichniß der Ausgaben des V. M., welches Hr. K. auf 3 Blättern eingeschaltet hat. Auch dies ist eine Arbeit seines vorhin schon genannten Nefen. Es ist in drey Abschnitte vertheilt, davon der erste die Ausgaben bis 1500, der zweyte, die Ausgaben vom Aldus bis auf Stephanus, und der dritte, die vom Pighius bis auf unsere Zeiten enthält. So wie es ist, gehört es mehr zur Litteratur, als zur Kritik, indem der Verfasser desselben nur Titel und Jahre angezeigt und dabey blos gemeldet hat, woher die Notiz genommen worden sey. Eine genauere Beschreibung derselben und insonderheit des partikulären Werths einer jeden, würde dies Verzeichniß für die Kritik wichtiger gemacht haben.

Zur **Erklärung** des Textes gehören: 1) ein großer Theil der Anmerkungen, die unter dem Texte stehen. Hr. K. hat nicht so, wie Heyne, Jani und einige andere, diejenigen Noten, welche die Lesearten betreffen, von den blos exegetischen Anmerkungen abgesondert, sondern beyderley untereinander gemischt. Es ist dadurch nichts verdorben oder verwirrt worden, indem wohl ein jeder Leser beyderley ohne Schwürigkeit zu unterscheiden und zu seiner bestimmten Absicht anzuwenden wissen wird; aber wir bekennen demohngeachtet, daß wir die andere Methode, welcher er nicht hat folgen wollen, vorziehen würden. Vielleicht hat Er, wie wir, bemerkt, daß ein großer Theil junger Leser die üble Gewohnheit haben, blos kritische Noten, die zwischen dem Texte und den erklärenden Anmerkungen stehen, als unnützes Nebenwerk ganz zu übersehen; um diesem Mißbrauche zu steuren und durch Mischung, der Wort-Kritik ihr trockenes und widriges bey flüchtigen und leichtsinnigen jungen Gemüthern zu nehmen, würde die alte Methode, welche Hr. K. beybehalten hat, als ein Mittel der Klugheit, in Absicht auf eine für junge Leute bestimmte Handausgabe, immer noch mehr Aufmerksamkeit und Nachahmung verdienen, als die neue Methode. Die erklärenden Anmerkungen selbst enthalten alles, was eine Ausgabe von dieser Bestimmung,

erwar-

erwarten läßt: zweckmäßige Erläuterungen aus der Sprache, aus den Alterthümern und aus der Geschichte oft auch aufhellende Umschreibungen, wenn Wortfügung und Affektion einzelne Perioden dunkel machen; nicht trivial und überflüßig, aber auch nicht zu sparsam, daß sie den jungen Leser, gerade da, wo er Hülfe sucht, im Stiche ließen. Auf sie, so wie auf den ganzen V. M. paßt jenes: Jedoch discant et ament meminisse periti. Die letztern werden zwischendurch auch auf ausgesüchtere Bemerkungen stoßen, dadurch Hr. K. ihren Blick in die Anmerkungen belohnet. — Ferner und recht vorzüglich rechnen wir hieher 2) die am Seitenrande bemerkte Zeitrechnung nebst der Anzeige der Schriftsteller, aus welchen V. M. seine Nachrichten genommen hat. Dies Quellenverzeichniß ist als die Seele dieser historischen Sammlung zu betrachten, ohne welche es zum historischen Gebrauch ganz abgestorben und ein unzuverläßiges und grundloses Anekdotenbuch seyn würde. Wir haben gefunden, daß Hr. K. diese für den V. M. so unentbehrlichen Citationen der Quellen nicht blos aus Torrenii Ausgabe abgeschrieben, sondern selbst nachgeschlagen, berichtiget, bestimmter eingerichtet und vermehrt habe, so, daß seine Ausgabe hierinn für den Leser befriedigender ist, als die des Torrenius. — Endlich werden auch zur Erleichterung im Lesen für Geschichte, Geographie und Sprache 3) die dreyfachen Register (ein Index geographicus, ein Index historicus und ein Index latinitatis) ohnfehlbar sehr nützliche Dienste leisten können, da Hr. K. sich Mühe gegeben hat, sie genau, vollständig und instruktiv zu machen.

Gz.

Vocabularium Graecum in IV Evangelistas secundum capitum ordinem digestum et in usum juventutis scholasticae editum a M. Simeone Friderico *Wurstio*, Praeceptore scholae lat. Munsingensis, Tubingae sumtib. I. F. Heerbrandtii 1783. 8. S. 320.

Schon die im barbarischen Latein geschriebene Vorrede erweckte in uns kein günstiges Vorurtheil für die Ge-

schicklichkeiten eines Schulmannes, der täglich mit den eleganteſten Autoren umgehet. Eine genauere Betrachtung des Buches ſelbſt hat ſie noch mehr in unſern Gedanken herabgewürdiget. Die Bedeutungen der Vokabeln werden nach der Ordnung, wie ſie in den vier Evangeliſten vorkommen, (von Johannes angerechnet) aus den Hederiſch-Erneſtiſchen und Schöttgen-Krebſiſchen bekannten Lexicis abgeſchrieben, ohne einmal zu beſtimmen, welche von den verſchiedenen Bedeutungen an jedem Orte eigentlich ſtatt finde. Sehr oft werden unter ihnen auch ſolche angeführt, die im N. T. gar nicht einmal vorkommen, und nur hingeſetzt wurden, weil ſie in den vorhin genannten Büchern bemerkt ſind, z. E. φαινομαι deferor accuſor, ωρα pulcritudo venuſtas, λογος fabula mendacium u. ſ. w. Wir können dieſes nicht anders als mißbilligen, und ſehen das ganze Werk als eine Arbeit geſunder Finger an, woran der Kopf keinen Antheil hatte.

Bw.

Neuer Verſuch über den Immanuel beym Jeſaias VII. 14. Nebſt einem Anhange, darinn die wahre Periode der Klaglieder Jeremiä beſtimmt iſt; von D. Joh. Balthaſ. Lüderwald, Superint. und Paſtor Primar. zu Vorsfelde. Helmſtädt verlegts Joh. Heinr. Kühnlin 1783. 8. S. 112.

Die Grundſätze, welche der Verf. bey ſeiner Unterſuchung befolgt zu haben behauptet, nämlich die Weißagung blos aus ſich ſelbſt, und weder aus folgenden Stücken des A. T. noch aus dem N. T. zu erklären, oder wie ſein Ausdruck iſt, als durch ein Glas anzuſehen, haben unſern ganzen Beyfall: nur vermiſſen wir die Anwendung derſelben in der Ausführung. Die angeführte Stelle beym Jeſaias ſoll eine Art von Gemälde, ein Geſichte, eine poetiſche Figur geweſen ſeyn, und ſich erſt im N. T. an der Maria, als dem wirklichen Subjekte zugetragen haben. Ein jeder ſiehet von ſelbſt, daß dadurch keine von den Schwierigkeiten, wodurch dieſe Stelle ſo ſehr gedrückt wird, daß die vereinigte Kraft aller

Ausleger sie noch nicht hat in die Höhe heben können, aus dem Wege geräumt wird. Beyläufig spricht der Verf. auch von der Authenticität der zwey ersten Kapitel Matthäi, von der vorgeschlagnen Judenverbesserung, und findet es bedenklich, ihnen auf Tugend und Redlichkeit Himmel und Seligkeit zu versprechen. Der Anhang beweiset mit sehr guten Gründen, daß die Klaglieder Jeremiä nicht auf die Invasion zu den Zeiten Josiä, wohin sie auch Michaelis und Dathe setzen, sondern auf den ganzen Umsturz des Jüdischen Staates unter Zedekias geschrieben sind.

Gw.

Hebräisches Elementarbuch, oder leichte und zum Schwerern fortschreitende hebräische Sprachübungen, mit einem kleinen Versuche einer hebräischen Chrestomathie, zum Besten der studierenden Jugend verfertiget, und mit gnädigster Genehmigung des Herzogl. Consistorii, herausgegeben von M. Jakob Frieder. Klemm, Specialsuperintendenten in Nürtingen. Tübingen bey Heerbrandt. 1783. 296 S. in gr. 8.

Das Buch bestehet aus einer Menge kleiner abgerissener Stücke aus der hebräischen Bibel, die zu dem angezeigten Zwecke in drey Abschnitten folgendermaßen vorgelegt werden. In dem ersten Abschnitte, Seite 1—130. erscheinen lauter ganz kurze Sätze, Sentenzen oder einzelne Verse, sämmtlich aus den Psalmen und Sprüchen Salomonis; 640 an der Zahl. Der zweyte Abschnitt, S. 131—246. enthält 560 solcher kurzen Sätze, gleichfalls aus den Psalmen und Spr. Salom. Der dritte Abschnitt aber, welches der, auf dem Titel angegebene, kleine Versuch einer hebräischen Chrestomathie ist (S. 246—296.) liefert, unter der Aufschrift: Sect. III. Chrestomathiae hebraeae tentamen, continens 1) Apologos aliquot; 2) selecta quaedam capita argumenti historici; 3) Sermones et hymnos quosdam ex Jobo, Proverbiis et Prophetis, et aliis, tam prosae quam metricae dictionis, erstlich die Gleichnißrede Nathans, 2. Sam.

2. Sam. 12, 1-4; ferner die Fabel Jothams, Richter 9, 8-15; und dann die Stellen 1. Mos. 4, 1-12; XVIII, 16-33; 2. Mos. 13, 17-22; XIV, 1-31; 1. Kön. 3, 3-28; V, 9-14; IX, 26-28; X, 1-29; Jerem. 18, 1-10; Jes. 40, 6-26; Hiob 39, 19-25; endlich das Siegeslied der Debora, Richter 5, 1-31; und das Lob einer tugendhaften Hausfrau, Spr. Salom. 31, 10-31. Die Absicht und Meinung des Verf. ist nun, zufolge der Vorrede, diese: daß die drey Abschnitte als ein dreyfacher Cursus für den Anfänger im Hebräischen gebraucht werden sollen. Von den 640 Sprüchen des ersten Abschnitts, stehen fünf auf jeder Seite; eine deutsche Uebersetzung darneben; und drunter ein alphabetisches Verzeichniß der darin vorkommenden Wörter, nemlich nur erst der Substantiven, Adjectiven und Partikeln. Der Lehrer soll sie seinen Schülern vorlesen, vorübersetzen; von ihnen nachlesen, nachübersetzen: und nächstdem die untenstehenden Vocabeln nur ohne Verbindung weglesen; und, doch ohne Zwang, auswendig lernen lassen. Weiter soll vorerst noch keine Grammatik getrieben werden. — Warum nun gerade zum Anfang solche Stellen aus der Bibel gewählet worden, die so ganz poetisch, bilderreich, sententiös; also in jedem Betracht schwer sind? wird hier ohne Zweifel mancher einwerfen. Aber unser Verf. meynt, sie wären am allerschicklichsten zu diesem Zweck „weil Sprach- und Sachenkenntniß, auch nach „dem Rath der einsichtsvollesten heutigen Pädagogen, mit „einander zu verbinden wären; und wir nirgends wichtigere, „nachdrücklichere, und kürzere Denksprüche zur Bildung des „Herzens und Verstandes junger Leute finden, als in den **Psalmen** und **Sprüchen Salomons**." Vorr. S. VI. Er meynt: „wenn diese 640 Sprüche so durchgenommen „wären; so würde der Schüler schon einigermaßen sein Ohr „an den **hebräischen Wohlklang**, der in allweg un„vergleichlich sey, unvermerkt gewöhnet haben." Vorr. S. IX. das wäre viel! Wir hielten es, dächte ich, zum ersten Anfang, doch immer lieber mit historischen oder andern leichten Stücken. Der zweyte Abschnitt hat zur Hauptabsicht, den Lehrling in den Nominibus und Verbis zu üben. Daher findet sich in der ersten Hälfte desselben nunmehr, unten auf jeder Seite die Analyse aller daselbst vorkommenden Nominum, mit den nöthigen Citatis der Schröderi-

schen

schen (Nic. Guil. Schroederi Institut. ad fundam. linguae hebr. Francof. et Lips. 1778.) und Schickardischen Grammatik. Von den Verbis aber nur höchstens die ganz regulären. In der zweyten Hälfte, oder den letztern 280 Sprüchen, ist es hauptsächlich auf die Verba, regelmäßige und abweichende, abgesehen, mit jedesmaliger Anführung der genannten Grammatiken. Und dieser zweyte Cursus soll stationarisch (statarisch) durchgegangen, auch dabey etwas von der Syntax nach dem Schröder schon mitgenommen, jener erste aber bloß cursorisch, und zwar etlichemal durchgelesen werden. Der dritte oder letzte Cursus enthält die angezeigten Stellen des A. T., wo der Text nunmehr mit allen Accenten abgedruckt erscheinet, ausgenommen das letzte Stück, welches ganz unpunctirt gelassen ist, um den Leser auch hierinn zu üben; und diese Stellen hat der Verf. mit philologischen und syntactischen Anmerkungen, „zur Bildung des Geschmacks an der schönen hebräi„schen Sprachkenntniß" begleitet.

So haben wir denn nun, und zwar seit kurzen, solcher hebräischen Chrestomathien genug, und vielleicht nur zu viel, erhalten. (s. diese Bibl. 50. B. S. 538 f.) Denn, die Absicht mag immerhin die beste von der Welt seyn, und jeder Verfasser mag auch, nach seinem Zweck und Vermögen, die Ausführung bestmöglichst geliefert haben; so bleibt es doch dabey, was schon mehrmals erinnert worden, nämlich daß der Nutzen solcher Elementarbücher nicht groß seyn werde. Der Lehrling muß sich doch nun einmal seine ganze hebräische Bibel anschaffen; und der Lehrer? Wenn der nicht selbst so viel Verstand besitzt, sich die rechten Stellen nach seinem jedesmaligen Zweck und nach der Beschaffenheit seiner Schüler auszusuchen, und (worauf alles ankömmt) sie recht zu bearbeiten; so ists schlimm genug. Unser Verf. sagt: (Vorr. S. IV.) „man müsse die Bibel nicht zu einem Schul„buche machen, wodurch der Anfänger also zum voraus „einen fast unvermeidlichen Ekel daran bekommen: die „heil. Schrift sey viel zu ehrwürdig und heilig dazu, u. s. f." Das ist, dächten wir, kein Einwurf. Läßt sich denn nicht Gebrauch von einem und demselben Buche in mehr als einer Absicht machen? Er hat indessen gegenwärtiges Büchelchen hauptsächlich in jener Hinsicht, nämlich, dem Mangel eines tüchtigen hebräischen Elementarbuchs abzuhelfen; und

und zur Nachahmung der neuen Auflage von Seidelii portula linguae graecae, unter dem Titel: Casp. Seidelii tirocinium graecae linguae in usum scholarum, Dresdae 1780, geschrieben. Was jenes im Griechischen ist, oder seyn soll; sollte dies im Hebräischen leisten. Dem sey wie ihm wolle, ich wollte wenigstens nicht gerade den Anfang mit Sentenzen und Stellen aus den Psalmen und Sprüchen Salomons machen.

St.

XII. Vermischte Schriften.

Die Kalenbergische Wittwenpflegschaft betreffend:

1.

Nachrichten von dem, was zwischen der Administration des Kalenbergischen Wittweninstituts und einigen Genossen desselben verhandelt worden. Altona 1782. Gedruckt bey J. D. A. Eckardt, Königl. privil. Buchdrucker. (8 Bogen in Quart.)

Es kommt uns nicht zu, über das Materiale dieses Aufsatzes zu urtheilen; aber so viel glauben wir versichern zu können, daß das Formale daran, so wie an einigen der nachfolgenden Schriften ausgezeichnet gut und meisterhaft ist. Die Vorrede ist unterschrieben: **Hensler, Tetens, Büsch.** Die Stücke der übrigen Sammlung sind als Beylagen zu den **Nachrichten** anzusehen. Sie haben ihre besondre Bogen — und Seitenzahl: und sind zum Theil mit weitläufigen Anmerkungen versehen, die sich auf die später eingetretenen Umstände beziehen.

2) Erklärung einiger verbündeten Genossen der Kalenbergischen Witwenflegschaft (1 Bogen). Sie lassen sich das anerkannte Zerfallen des Instituts gefallen; fodern aber ihre Einschüsse, Dupla, Heyrathszinsen mit den Zinsen und Zin-

Zinseszinsen zurück; entladen die Landschaft ihrer Obliegenheiten gegen ihre Witwen und begeben sich der Zurückforderung ihrer bisherigen Beyträge; protestiren gegen die Verfügungen der Administration; und ersuchen ihre bisherigen Repräsentanten (die obgenannten drey Herren), ihre Gerechtsame ferner wahrzunehmen. Unterzeichnet in Vollmacht der Genossen von 9 Städten, und von mehr als 300 einzelnen Genossen.

3) N. I. Vorstellung einiger Hamburgischen und Altonaer Genossen, an die Kalenbergische Landschaft. Sie äussern ihre Besorgnisse, und tragen auf Zuziehung und Einstimmung der Interessenten an.

II. Antwort. Lehnet den bittern Vorwurf der Zurückgenommenen Garantie ab, und lobt die billigere Wendung, die die Vorstellenden der Sache gegeben hatten. Findet den vorgeschlagenen Weg, durch Mandatarien zu proponiren, nicht rathsam; und ist voll guter Hofnung für die Zukunft.

III. Ein zweytes Schreiben deckt den Grundfehler auf, der in der Einrichtung des Instituts selbst liegt. Man sorge nur für Hand in Mund: man wolle die Pensionen, schon vorhandner Witwen, von dem Beytrag neu hinzukommender Genossen auszahlen: und habe sich verrechnet. — Vorschläge: entweder die Garantie zu halten; oder der Genossenschaft freye Hände zu lassen, sich selbst zu helfen.

IV. Schreiben an die königliche Regierung, mit Bitte, die Kalenbergischen Landstände zu veranlassen, das Geschäfte mit **Eil** und **Nachdruck** zu treiben.

V. Willfährige Resolution der Regierung.

VI. Vertröstungen der Administration.

VII. Vollmacht und Instruction, welche die Hamburg. Altonaer, Kieler und Itzehoer Genossen ihren, zur angetragenen Conferenz nach Hannover abgeschickten Deputirten (Tetens und Büsch) mitgegeben. Sie wünschen daß von bewährten Mathematikern dergleichen Euler, Kästner, Oeder, la Grange, Karstens, Böhme und Klügel sind, Bedenken eingeholt werden mögen.

VIII.

VIII. Promemoria der sämtlichen Deputirten in der letzten Conferenz, Hannover den 27 Aug. 1782. Es enthält einen, den damaligen Umständen angemessenen, Vorschlag zu Abänderung des Instituts; und eine Protestation gegen nachtheilige Einrichtungen und Verfügungen.

IX. Rechtsfragen, so im Octob. 1781, vom Kalenb. Schatzcollegio (einseitig, wie die Genossen klagen) an drey Juristen-Facultäten übersandt worden.

X. Schreiben der Holsteinischen und Hamburgischen Genossen an das Schatzcollegium. Sie bitten um die Speciem facti, und um die Responsa der Facultäten in Extenso.

XI. Antwort. Höflich abgeschlagen; weil man nöthig finde, das Wesentlichste der bisher geflogenen schriftlichen Handlungen eilends dem Druck zu übergeben.

XII. Protocoll der, zwischen der Administration und einigen Deputirten der Genossen, gehaltenen Conferenzen. Unter andern äußerte das Schatzkollegium, daß es sich, wegen einer außerordentlichen Beyhülfe, bey des Königs Majestät zu verwenden bemühet gewesen, auch Hoffnung hege, daß dieses Gehör finden werde. (Man sagt nur jetzt von einer großen Summe, welche der König dem neu zu errichtenden Institut, entweder als ein Geschenke oder als ein Darlehn ohne Zinsen, verleihen werde. Einen solchen Deum ex machina brauchen die armen Witwen, und wir gönnen ihnen dieses Glück, und dem König diesen Ruhm recht von Herzen!)

4) Unmaßgebliches Bedenken über das 32ste Avertissement des Kalenbergischen Schatzcollegii. (Es hatte darinn die Gründe angezeigt, warum es den Beytrag noch dießmal und wenigstens noch einmal mehr fordere.) Fortsetzung der Namen der protestirenden Genossen; abermal gegen 80. (2½ Bogen.)

5) Antwort eines Freundes an seinen Freund, betreffend die Differenzen der Administration des Kalenbergischen Witweninstituts, und einiger seiner Genossen. 1782. Dieser hatte um Rath gefragt, ob er der Aufforderung einer anzustellenden Klage gegen das Administrationscollegium bey-

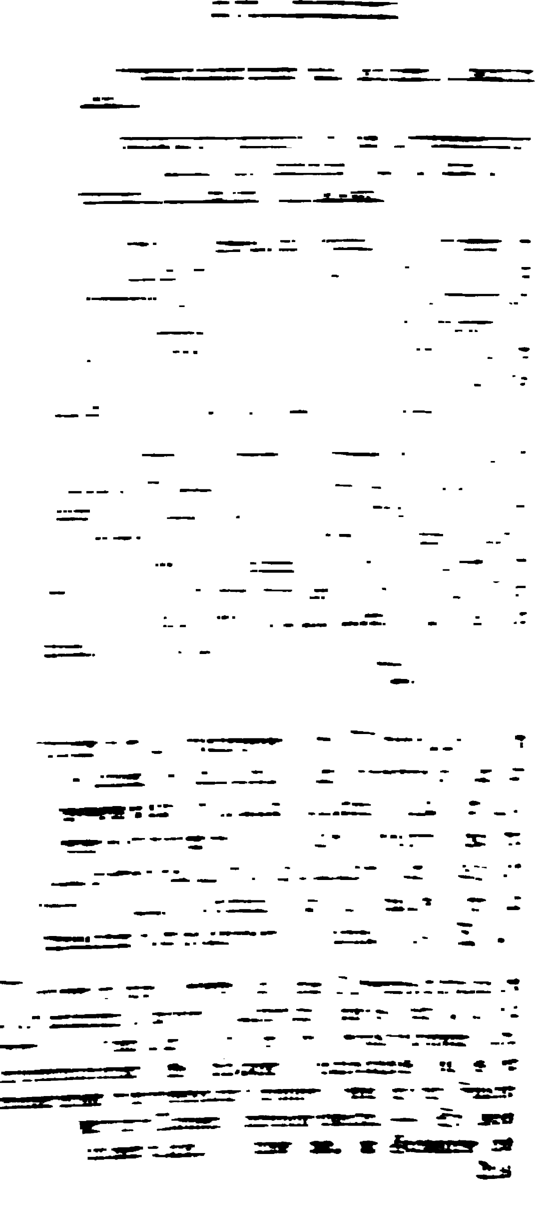
zu-

zutreten, folgen solle. Jener widerräth es, weil es damit noch etwas Zeit habe, und hoft, daß es auch nachmals gar keiner Klage bedürfen werde. (1 Bogen.)

6) Anmerkungen über das 34ste Avertissement der Administration des Kalenbergischen Witweninstituts. Es forderte darinn, nach dem seit Jahr und Tag erklärten Verfall des Instituts, die Genossen auf, in Associationen zusammenzutreten, zu der Veränderung desselben Vorschläge, Gutachten und demnächstige schließliche Erklärungen zu geben. Die Anmerkungen verlangen, daß man vor allen Dingen den Plan zum neuen Institut bekannt mache und nicht etwa die Rectification des bisherigen zur Absicht der Unterhandlung bestimme; da man schon gezeigt habe, daß blos zu Pensionirung der vorhandnen Witwen, Casse, Deposita und Zinsenfond zusammen genommen, schon um mehr als 2½ Tonne Goldes zu kurz schießen. Die Unmöglichkeit einer Rectification wird auf eine, auch für unmathematische Genossen, begreifliche Art auseinander gesetzt. Also müsse die angetragene Unterhandlung blos zum Behuf der Auseinandersetzung der Cassefonds, Abhandlung (Abfindung) der vorhandenen Witwen, und Errichtung eines neuen Instituts, abgezweckt werden. Die protestirenden Genossen seyn zwar gezwungen gewesen, einen andern Weg (nämlich den Weg Rechtens) einzuschlagen; das hindere aber ihren Beytritt zur gütlichen Vereinbarung gleichwohl nicht. (2 Bogen.)

7) Gedanken eines H—ners, über der Administration der Kalenbergischen Witwenpflegschaft Aufforderung an die Genossen, in Association und Deliberation zu treten. Er giebt den Genossen unentgeltlich (auf ½ Bogen) zu lesen, was ihm darinn gefällt und nicht gefällt. Zum letzten gehört hauptsächlich, daß man den Genossen keinen vorläufigen Unterricht giebt, von den Fehlern des bisherigen und deren Verbesserung im neuen Plan.

8) Nothgedrungene (königl. Justizcanzley in Hannover übergebene) Imploration und Bitte pro decernendo Mandato suspensivo sine clausula, an Seiten — Henßler, Büsch und Tetens proprio et mandatario nomine — wider löbliche Kalenbergische Landschaft. Periculum in mora. (d. 20. Jul. 1782.)



.drücken, die mehrsten der Aufsätze in dieser Sammlung.
einige poetische Stücke sind leidlich. Wir hoffen daher,
Verfasser werde seine Jugend und Muse irgend einem
...rn Geschäfte, als solche wirklich unnütze Autorschaft ist,
..men.

G.

Nachrichten.

Herr M. Mielck, zeitheriger zweyter Prediger an
Fleckenkirche zu Preetz, wurde vom Könige zum Haupt-
..tor in der Stadt Oldesloh ernannt. Ehe er aber diese
..elle antreten konnte, starb der Hauptpastor an der Kirche,
. er bisher gestanden hatte. Die Patronen und sämtli-
. bey der Wahl zum Stimmen berechtigte eingepfarrte
..utsbesitzer wählten ihn darauf sogleich einmüthig zum
.auptpastor, ohne einen andern mit ihm zur Wahl aufzu-
..ellen. Der König erlaubte ihm auch, diese Wahl anzu-
..ehmen.

* * *

Herr D. Adolf Dieterich Weber zu Rostock ist zum Prof. jur. extraord. und zum Syndicus der Universität zu Kiel ernannt.

* * *

Herr Prof. Eckermann zu Kiel ist von der dasigen theologischen Fakultät zum Doctor der Theologie ernannt worden.

* * *

Ebendaselbst hat die philosophische Fakultät dem Hrn. Friedrich Ekkard zu Göttingen das Magisterdiplom geschenkt.

Todesfall.

Am 31sten Jul. starb zu Kiel seine Excellenz Herr Georg Christian von Wolf, Großfürstlicher Geheimer-rath

Im erfolgten Decret wird das gesuchte Mandatum abgeschlagen.

Introductio appellatinis (an das Oberappellationsgericht) juncta eius justificatione, an Seiten u. s. f. Ehrerbietigster Nachtrag zur Appellation.

Decret des Oberappellationsgericht. Es erkennet und erläßt Rescriptum an das Judicium a quo. In diesem Rescript werden die Caducirungen und sonstige Strafverfügungen des Schatzcollegii, auf den Fall der verweigerten Fortsetzung des Beytrages, für unstatthaft erkannt, und dem Judici a quo wird aufgegeben, mit Beyseitsetzung seines Decreti das Behufige zu verfügen. (3 Bogen.)

9) Verzeichniß derjenigen Interessenten des Kalenbergischen Witweninstituts, welche den — vereinigten vier Associationen beygetreten sind. Nebst Promemoria (der drey Repräsentanten) an ihre Mandatarien; darinn Nachricht von dem bisherigen gerichtlichen Verfahren gegeben, und Beytrag zu den Proceßkosten verlangt wird. Der Associirten sind gegen neunhundert, und darunter viele von hoher Extraction. (1½ Bogen.)

Ng.

Jahrbuch zur Erläuterung der Denkwürdigkeiten des schönen Geschlechts, oder Beyträge zur angenehmen und nützlichen Lektüre. Mit der Silhouette der Frau v. la Roche geziert; und mit Musik versehen. Erstes Bändchen auf das Jahr 1783. Kehl, gedruckt und zu finden bey der Expedition der gelehrten Zeitung. 10½ B. 8.

In diesem Buche werden gar keine Denkwürdigkeiten erläutert, und ein Jahrbuch kann es nur in so weit heißen, als etwa alle Jahr ein dito herauskommen sollte. Denkwürdigkeiten des schönen Geschlechts hat es der Verfasser wohl nur deswegen genannt, weil er für Frauenzimmer, nicht für Männer, schreiben wollte. — So unbestimmt, wie dieser Titel, so schief sind, in Gedanken und Aus-

Ausdrücken, die mehresten der Aufsätze in dieser Sammlung. Nur einige poetische Stücke sind leidlich. Wir hoffen daher, der Verfasser werde seine Jugend und Muse irgend einem bessern Geschäfte, als solche wirklich unnütze Autorschaft ist, widmen.

G.

Nachrichten.

Herr M. **Mielck**, zeitheriger zweyter Prediger an der Fleckenkirche zu Preetz, wurde vom Könige zum Hauptpastor in der Stadt Oldesloh ernannt. Ehe er aber diese Stelle antreten konnte, starb der Hauptpastor an der Kirche, wo er bisher gestanden hatte. Die Patronen und sämtliche bey der Wahl zum Stimmen berechtigte eingepfarrte Gutsbesitzer wählten ihn darauf sogleich einmüthig zum Hauptpastor, ohne einen andern mit ihm zur Wahl aufzustellen. Der König erlaubte ihm auch, diese Wahl anzunehmen.

* * *

Herr D. **Adolf Dieterich Weber** zu Rostock ist zum Prof. jur. extraord. und zum Syndicus der Universität zu Kiel ernannt.

* * *

Herr Prof. **Eckermann** zu Kiel ist von der dasigen theologischen Fakultät zum Doctor der Theologie ernannt worden.

* * *

Ebendaselbst hat die philosophische Fakultät dem Hrn. **Friedrich Ekkard** zu Göttingen das Magisterdiplom geschenkt.

Todesfall.

Am 31sten Jul. starb zu Kiel seine Excellenz Herr **Georg Christian von Wolf**, Großfürstlicher Geheimer-

rath

rath und Kammerherr, des Alexander Newsky und St. Annenordens Ritter, im 73sten Jahre seines Alters. Er war ehemals eine Zeitlang Curator der Universität Kiel gewesen, und besaß eine große Kenntniß und Liebe zu den Wissenschaften. Diese hatte ihn bewogen, eine große Bibliothek zu sammeln, welche in den Fächern der Theologie, Naturhistorie, Philologie, der schönen Wissenschaften, und vorzüglich der Geschichte, sehr zahlreich und mit großer Einsicht zusammengebracht ist. Als Privatbibliothek hat sie gewiß in Deutschland wenige ihres Gleichen gehabt. Ihr Besitzer hatte wenige Wochen vor seinem Tode noch das Vergnügen, diese vortreffliche Sammlung von der Zerstreuung, die ihr sonst nach seinem Tode bevorstand, gerettet zu sehen. Denn es gefiel dem König, dieselbe für 14000 Reichsthaler zu kaufen und der Universität Kiel zu schenken. Sie ist auch bereits auf dem Schlosse neben der bisherigen Universitätsbibliothek, die auch seit mehrern Jahren schon durch die Sorgfalt der Regierung beträchtlich angewachsen war, aufgestellet worden.

Druckfehler,

Allgem. deutsche Bibl. 58. B. 1. St.

Seit. 156, Zeile 1, statt **noch** lies **nach**.
13, statt **vom** lies **von**.
statt **Mondberg** l. **Mondbergen**.
19, **müsse** l. **müßte**.
34, **einem** l. **einen**.
37, **Arpin** l. **Aepin**.
Seite 227, Zeile 17, und im Register, **Kunz** l. **Lunz**.
Seite 238, Z. 3 v. u. **Krüger** l. **Krieger**.

schicklichkeiten eines Schulmannes, der täglich mit den eleganteſten Autoren umgehet. Eine genauere Betrachtung des Buches selbst hat sie noch mehr in unsern Gedanken herabgewürdiget. Die Bedeutungen der Vokabeln werden nach der Ordnung, wie sie in den vier Evangelisten vorkommen, (von Johannes angerechnet) aus den Hederisch-Ernestischen und Schöttgen-Krebsischen bekannten Lexicis abgeschrieben, ohne einmal zu bestimmen, welche von den verschiedenen Bedeutungen an jedem Orte eigentlich statt finde. Sehr oft werden unter ihnen auch solche angeführt, die im N. T. gar nicht einmal vorkommen, und nur hingesetzt wurden, weil sie in den vorhin genannten Büchern bemerkt sind, z. E. φαινομαι deferor accusor, ωρα pulcritudo venustas, λογος fabula mendacium u. s. w. Wir können dieses nicht anders als mißbilligen, und sehen das ganze Werk als eine Arbeit gesunder Finger an, woran der Kopf keinen Antheil hatte.

Bw.

Neuer Versuch über den Immanuel beym Jesaias VII. 14. Nebst einem Anhange, darinn die wahre Periode der Klaglieder Jeremiä bestimmt ist; von D. Joh. Balthas. Lüderwald, Superint. und Pastor Primar. zu Borsfelde. Helmstädt verlegts Joh. Heinr. Kühnlin 1783. 8. S. 112.

Die Grundsätze, welche der Verf. bey seiner Untersuchung befolgt zu haben behauptet, nämlich die Weißagung blos aus sich selbst, und weder aus folgenden Stücken des A. T. noch aus dem N. T. zu erklären, oder wie sein Ausdruck ist, als durch ein Glas anzusehen, haben unsern ganzen Beyfall: nur vermissen wir die Anwendung derselben in der Ausführung. Die angeführte Stelle beym Jesaias soll eine Art von Gemälde, ein Gesichte, eine poetische Figur gewesen seyn, und sich erst im N. T. an der Maria, als dem wirklichen Subjekte zugetragen haben. Ein jeder siehet von selbst, daß dadurch keine von den Schwierigkeiten, wodurch diese Stelle so sehr gedrückt wird, daß die vereinigte Kraft aller

Aus-

Ausleger sie noch nicht hat in die Höhe heben können, aus dem Wege geräumt wird. Beyläufig spricht der Verf. auch von der Authenticität der zwey ersten Kapitel Matthäi, von der vorgeschlagnen Judenverbesserung, und findet es bedenklich, ihnen auf Tugend und Redlichkeit Himmel und Seligkeit zu versprechen. Der Anhang beweiset mit sehr guten Gründen, daß die Klaglieder Jeremiä nicht auf die Invasion zu den Zeiten Josiä, wohin sie auch Michaelis und Dathe setzen, sondern auf den ganzen Umsturz des Jüdischen Staates unter Zedekias geschrieben sind.

Gw.

Hebräisches Elementarbuch, oder leichte und zum Schwerern fortschreitende hebräische Sprachübungen, mit einem kleinen Versuche einer hebräischen Chrestomathie, zum Besten der studierenden Jugend verfertiget, und mit gnädigster Genehmigung des Herzogl. Consistorii, herausgegeben von M. Jakob Frieder. Klemm, Specialsuperintendenten in Nürtingen. Tübingen bey Heerbrandt. 1783. 296 S. in gr. 8.

Das Buch bestehet aus einer Menge kleiner abgerissener Stücke aus der hebräischen Bibel, die zu dem angezeigten Zwecke in drey Abschnitten folgendermaßen vorgelegt werden. In dem ersten Abschnitte, Seite 1—130. erscheinen lauter ganz kurze Sätze, Sentenzen oder einzelne Verse, sämmtlich aus den Psalmen und Sprüchen Salomonis; 640 an der Zahl. Der zweyte Abschnitt, S. 131—246. enthält 560 solcher kurzen Sätze, gleichfalls aus den Psalmen und Spr. Salom. Der dritte Abschnitt aber, welches der, auf dem Titel angegebene, kleine Versuch einer hebräischen Chrestomathie ist (S. 246-296.) liefert, unter der Aufschrift: Sect. III. Chrestomathiae hebraeae tentamen, continens 1) Apologos aliquot; 2) selecta quaedam capita argumenti historici; 3) Sermones et hymnos quosdam ex Jobo, Proverbiis et Prophetis, et aliis, tam prosae quam metricae dictionis, erstlich die Gleichnißrede Nathans,

2. Sam.

2. Sam. 12, 1-4; ferner die Fabel Jothams, Richter 9, 8-15; und dann die Stellen 1. Mos. 4, 1-12; XVIII, 16-33; 2. Mos. 13, 17-22; XIV, 1-31; 1. Kön. 3, 3-28; V, 9-14; IX, 26-28; X, 1-29; Jerem. 18, 1-10; Jes. 40, 6-26; Hiob 39, 19-25; endlich das Siegeslied der Debora, Richter 5, 1-31; und das Lob einer tugendhaften Hausfrau, Spr. Salom. 31, 10-31. Die Absicht und Meinung des Verf. ist nun, zufolge der Vorrede, diese: daß die drey Abschnitte als ein dreyfacher Cursus für den Anfänger im Hebräischen gebraucht werden sollen. Von den 640 Sprüchen des ersten Abschnitts, stehen fünf auf jeder Seite; eine deutsche Uebersetzung darneben; und drunter ein alphabetisches Verzeichniß der darin vorkommenden Wörter, nemlich nur erst der Substantiven, Adjectiven und Partikeln. Der Lehrer soll sie seinen Schülern vorlesen, vorübersetzen; von ihnen nachlesen, nachübersetzen: und nächstdem die untenstehenden Vocabeln nur ohne Verbindung weglesen; und, doch ohne Zwang, auswendig lernen lassen. Weiter soll vorerst noch keine Grammatik getrieben werden. — Warum nun gerade zum Anfang solche Stellen aus der Bibel gewählet worden, die so ganz poetisch, bilderreich, sententiös; also in jedem Betracht schwer sind? wird hier ohne Zweifel mancher einwerfen. Aber unser Verf. meynt, sie wären am allerschicklichsten zu diesem Zweck „weil Sprach- und Sachenkenntniß, auch nach „dem Rath der einsichtsvollesten heutigen Pädagogen, mit „einander zu verbinden wären; und wir nirgends wichtigere, „nachdrücklichere, und kürzere Denksprüche zur Bildung des „Herzens und Verstandes junger Leute finden, als in den Psalmen und Sprüchen Salomons." Vorr. S. VI. Er meynt: „wenn diese 640 Sprüche so durchgenommen „wären; so würde der Schüler schon einigermaßen sein Ohr „an den hebräischen Wohlklang, der in allweg unvergleichlich sey, unvermerkt gewöhnet haben." Vorr. S. IX. das wäre viel! Wir hielten es, dächte ich, zum ersten Anfang, doch immer lieber mit historischen oder andern leichten Stücken. Der zweyte Abschnitt hat zur Hauptabsicht, den Lehrling in den Nominibus und Verbis zu üben. Daher findet sich in der ersten Hälfte desselben nunmehr, unten auf jeder Seite die Analyse aller daselbst vorkommenden Nominum, mit den nöthigen Citatis der Schröderischen

schen (Nic. Guil. Schroederi Institut. ad fundam. linguae hebr. Francof. et Lipf. 1778.) und Schickars dischen Grammatik. Von den Verbis aber nur höchstens die ganz regulären. In der zweyten Hälfte, oder den letztern 280 Sprüchen, ist es hauptsächlich auf die Verba, regelmäßige und abweichende, abgesehen, mit jedesmaliger Anführung der genannten Grammatiken. Und dieser zweyte Cursus soll **stationarisch** (statarisch) durchgegangen, auch dabey etwas von der Syntax nach dem **Schröder** schon mitgenommen, jener erste aber bloß cursorisch, und zwar etlichemal durchgelesen werden. Der dritte oder letzte Cursus enthält die angezeigten Stellen des A. T., wo der Text nunmehr mit allen Accenten abgedruckt erscheinet, ausgenommen das letzte Stück, welches ganz unpunctirt gelassen ist, um den Leser auch hierinn zu üben; und diese Stellen hat der Verf. mit philologischen und syntactischen Anmerkungen, „zur Bildung des Geschmacks an der schönen hebräi„schen Sprachkenntniß" begleitet.

So haben wir denn nun, und zwar seit kurzen, solcher **hebräischen Chrestomathien** genug, und vielleicht nur zu viel, erhalten. (s. diese Bibl. 50. B. S. 538 f.) Denn, die Absicht mag immerhin die beste von der Welt seyn, und jeder Verfasser mag auch, nach seinem Zweck und Vermögen, die Ausführung bestmöglichst geliefert haben; so bleibt es doch dabey, was schon mehrmals erinnert worden, nämlich daß der Nutzen solcher **Elementarbücher** nicht groß seyn werde. Der Lehrling muß sich doch nun einmal seine ganze hebräische Bibel anschaffen; und der Lehrer? Wenn der nicht selbst so viel Verstand besitzt, sich die rechten Stellen nach seinem jedesmaligen Zweck und nach der Beschaffenheit seiner Schüler auszusuchen, und (worauf alles ankömmt) **sie recht zu bearbeiten**; so ists schlimm genug. Unser Verf. sagt: (Vorr. S. IV.) „man müsse die Bibel nicht zu einem Schul„buche machen, wodurch der Anfänger also zum voraus „einen fast **unvermeidlichen** Ekel daran bekommen: die „heil. Schrift sey viel zu **ehrwürdig** und heilig dazu, u. s. f." Das ist, dächten wir, kein Einwurf. Läßt sich denn nicht Gebrauch von **einem** und demselben Buche in mehr als **einer** Absicht machen? Er hat indessen gegenwärtiges Büchelchen hauptsächlich in jener Hinsicht, nämlich, dem Mangel eines tüchtigen hebräischen Elementarbuchs abzuhelfen; und

und zur Nachahmung der neuen Auflage von Seidelii portula linguae graecae, unter dem Titel: Casp. Seidelii tirocinium graecae linguae in usum scholarum, Dresdae 1780, geschrieben. Was jenes im Griechischen ist, oder seyn soll; sollte dies im Hebräischen leisten. Dem sey wie ihm wolle, ich wollte wenigstens nicht gerade den Anfang mit Sentenzen und Stellen aus den Psalmen und Sprüchen Salomons machen.

St.

XII. Vermischte Schriften.

Die Kalenbergische Wittwenpflegschaft betreffend:

1.

Nachrichten von dem, was zwischen der Administration des Kalenbergischen Wittweninstituts und einigen Genossen desselben verhandelt worden. Altona 1782. Gedruckt bey J. D. A. Eckardt, Königl. privil. Buchdrucker. (8 Bogen in Quart.)

Es kommt uns nicht zu, über das Materiale dieses Aufsatzes zu urtheilen; aber so viel glauben wir versichern zu können, daß das Formale daran, so wie an einigen der nachfolgenden Schriften ausgezeichnet gut und meisterhaft ist. Die Vorrede ist unterschrieben: **Hensler, Tetens, Büsch.** Die Stücke der übrigen Sammlung sind als Beylagen zu den **Nachrichten** anzusehen. Sie haben ihre besondre Bogen — und Seitenzahl: und sind zum Theil mit weitläufigen Anmerkungen versehen, die sich auf die später eingetretenen Umstände beziehen.

2) Erklärung einiger verbündeten Genossen der Kalenbergischen Witwenflegschaft (1 Bogen). Sie lassen sich das anerkannte Zerfallen des Instituts gefallen; fodern aber ihre Einschüsse, Dupla, Heyrathszinsen mit den Zinsen und Zin-

Zinseszinsen zurück; entladen die Landschaft ihrer Obliegenheiten gegen ihre Witwen und begeben sich der Zurückforderung ihrer bisherigen Beyträge; protestiren gegen die Verfügungen der Administration; und ersuchen ihre bisherigen Repräsentanten (die obgenannten drey Herren), ihre Gerechtsame ferner wahrzunehmen. Unterzeichnet in Vollmacht der Genossen von 9 Städten, und von mehr als 300 einzelnen Genossen.

3) N. I. Vorstellung einiger Hamburgischen und Altonaer Genossen, an die Kalenbergische Landschaft. Sie äussern ihre Besorgnisse, und tragen auf Zuziehung und Einstimmung der Interessenten an.

II. Antwort. Lehnet den bittern Vorwurf der Zurückgenommenen Garantie ab, und lobt die billigere Wendung, die die Vorstellenden der Sache gegeben hatten. Findet den vorgeschlagenen Weg, durch Mandatarien zu proponiren, nicht rathsam; und ist voll guter Hofnung für die Zukunft.

III. Ein zweytes Schreiben deckt den Grundfehler auf, der in der Einrichtung des Instituts selbst liegt. Man sorge nur für Hand in Mund: man wolle die Pensionen, schon vorhandner Witwen, von dem Beytrag neu hinzukommender Genossen auszahlen: und habe sich verrechnet. — Vorschläge: entweder die Garantie zu halten; oder der Genossenschaft freye Hände zu lassen, sich selbst zu helfen.

IV. Schreiben an die königliche Regierung, mit Bitte, die Kalenbergischen Landstände zu veranlassen, das Geschäfte mit **Eil** und **Nachdruck** zu treiben.

V. Willfährige Resolution der Regierung.

VI. Vertröstungen der Administration.

VII. Vollmacht und Instruction, welche die Hamburg. Altonaer, Kieler und Itzehoer Genossen ihren, zur angetragenen Conferenz nach Hannover abgeschickten Deputirten (Tetens und Büsch) mitgegeben. Sie wünschen daß von bewährten Mathematikern dergleichen Euler, Kästner, Oeder, la Grange, Karstens, Böhme und Klügel sind, Bedenken eingeholt werden mögen.

VIII.

VIII. Promemoria der sämtlichen Deputirten in der letzten Conferenz, Hannover den 27 Aug. 1782. Es enthält einen, den damaligen Umständen angemessenen, Vorschlag zu Abänderung des Instituts; und eine Protestation gegen nachtheilige Einrichtungen und Verfügungen.

IX. Rechtsfragen, so im Octob. 1781, vom Kalenb. Schatzcollegio (einseitig, wie die Genossen klagen) an drey Juristen-Facultäten übersandt worden.

X. Schreiben der Holsteinischen und Hamburgischen Genossen an das Schatzcollegium. Sie bitten um die Speciem facti, und um die Responsa der Facultäten in Extenso.

XI. Antwort. Höflich abgeschlagen; weil man nöthig finde, das Wesentlichste der bisher geflogenen schriftlichen Handlungen eilends dem Druck zu übergeben.

XII. Protocoll der, zwischen der Administration — und einigen Deputirten der Genossen, gehaltenen Conferenzen. Unter andern äußerte das Schatzkollegium, daß es sich, wegen einer außerordentlichen Beyhülfe, bey des Königs Majestät zu verwenden bemühet gewesen, auch Hoffnung hege, daß dieses Gehör finden werde. (Man sagt nur jetzt von einer großen Summe, welche der König dem neu zu errichtenden Institut, entweder als ein Geschenke oder als ein Darlehn ohne Zinsen, verleihen werde. Einen solchen Deum ex machina brauchen die armen Witwen, und wir gönnen ihnen dieses Glück, und dem König diesen Ruhm recht von Herzen!)

4) Unmaßgebliches Bedenken über das 32ste Avertissement des Kalenbergischen Schatzcollegii. (Es hatte darinn die Gründe angezeigt, warum es den Beytrag noch dießmal und wenigstens noch einmal mehr fordere.) Fortsetzung der Namen der protestirenden Genossen; abermal gegen 80. (2½ Bogen.)

5) Antwort eines Freundes an seinen Freund, betreffend die Differenzen der Administration des Kalenbergischen Witweninstituts, und einiger seiner Genossen. 1782. Dieser hatte um Rath gefragt, ob er der Aufforderung einer anzustellenden Klage gegen das Administrationscollegium bey-

zu-

zutreten, folgen solle. Jener widerräth es, weil es damit noch etwas Zeit habe, und hoft, daß es auch nachmals gar keiner Klage bedürfen werde. (1 Bogen.)

6) Anmerkungen über das 34ste Avertissement der Administration des Kalenbergischen Witweninstituts. Es forderte darinn, nach dem seit Jahr und Tag erklärten Verfall des Instituts, die Genossen auf, in Associationen zusammenzutreten, zu der Veränderung desselben Vorschläge, Gutachten und demnächstige schließliche Erklärungen zu geben. Die Anmerkungen verlangen, daß man vor allen Dingen den Plan zum neuen Institut bekannt mache und nicht etwa die Rectification des bisherigen zur Absicht der Unterhandlung bestimme; da man schon gezeigt habe, daß blos zu Pensionirung der vorhandnen Witwen, Casse, Deposita und Zinsenfond zusammen genommen, schon um mehr als $2\frac{1}{2}$ Tonne Goldes zu kurz schießen. Die Unmöglichkeit einer Rectification wird auf eine, auch für unmathematische Genossen, begreifliche Art auseinander gesetzt. Also müsse die angetragene Unterhandlung blos zum Behuf der Auseinandersetzung der Cassefonds, Abhandlung (Abfindung) der vorhandenen Witwen, und Errichtung eines neuen Instituts, abgezweckt werden. Die protestirenden Genossen seyn zwar gezwungen gewesen, einen andern Weg (nämlich den Weg Rechtens) einzuschlagen; das hindere aber ihren Beytritt zur gütlichen Vereinbarung gleichwohl nicht. (2 Bogen.)

7) Gedanken eines H—ners, über der Administration der Kalenbergischen Witwenpflegschaft Aufforderung an die Genossen, in Association und Deliberation zu treten. Er giebt den Genossen unentgeltlich (auf $\frac{1}{2}$ Bogen) zu lesen, was ihm darinn gefällt und nicht gefällt. Zum letzten gehört hauptsächlich, daß man den Genossen keinen vorläufigen Unterricht giebt, von den Fehlern des bisherigen und deren Verbesserung im neuen Plan.

8) Nothgedrungene (königl. Justizcanzley in Hannover übergebene) Imploration und Bitte pro decernendo Mandato suspensivo sine clausula, an Seiten — Henßler, Büsch und Tetens proprio et mandatario nomine — wider löbliche Kalenbergische Landschaft. Periculum in mora. (d. 20. Jul. 1782.)

Im erfolgten Decret wird das gesuchte Mandatum abgeschlagen.

Introductio appellatinis (an das Oberappellationsgericht) iuncta eius iustificatione, an Seiten u. s. f. Ehrerbietigster Nachtrag zur Appellation.

Decret des Oberappellationsgericht. Es erkennet und erläßt Rescriptum an das Judicium a quo. In diesem Rescript werden die Caducirungen und sonstige Strafverfügungen des Schatzcollegii, auf den Fall der verweigerten Fortsetzung des Beytrages, für unstatthaft erkannt, und dem Judici a quo wird aufgegeben, mit Beyseitsetzung seines Decreti das Behufige zu verfügen. (3 Bogen.)

9) Verzeichniß derjenigen Interessenten des Kalenbergischen Witweninstituts, welche den — vereinigten vier Associationen beygetreten sind. Nebst Promemoria (der drey Repräsentanten) an ihre Mandatarien; darinn Nachricht von dem bisherigen gerichtlichen Verfahren gegeben, und Beytrag zu den Proceßkosten verlangt wird. Der Associirten sind gegen neunhundert, und darunter viele von hoher Extraction. ($1\frac{1}{2}$ Bogen.)

Ng.

Jahrbuch zur Erläuterung der Denkwürdigkeiten des schönen Geschlechts, oder Beyträge zur angenehmen und nützlichen Lektüre. Mit der Silhouette der Frau v. la Roche geziert; und mit Musik versehen. Erstes Bändchen auf das Jahr 1783. Kehl, gedruckt und zu finden bey der Expedition der gelehrten Zeitung. $10\frac{1}{2}$ B. 8.

In diesem Buche werden gar keine Denkwürdigkeiten erläutert, und ein Jahrbuch kann es nur in so weit heißen, als etwa alle Jahr ein dito herauskommen sollte. Denkwürdigkeiten des schönen Geschlechts hat es der Verfasser wohl nur deswegen genannt, weil er für Frauenzimmer, nicht für Männer, schreiben wollte. — So unbestimmt, wie dieser Titel, so schief sind, in Gedanken und Aus-

Ausdrücken, die mehresten der Aufsätze in dieser Sammlung. Nur einige poetische Stücke sind leidlich. Wir hoffen daher, der Verfasser werde seine Jugend und Muse irgend einem bessern Geschäfte, als solche wirklich unnütze Autorschaft ist, widmen.

G.

Nachrichten.

Herr M. Mielck, zeitheriger zweyter Prediger an der Fleckenkirche zu Preetz, wurde vom Könige zum Hauptpastor in der Stadt Oldesloh ernannt. Ehe er aber diese Stelle antreten konnte, starb der Hauptpastor an der Kirche, wo er bisher gestanden hatte. Die Patronen und sämtliche bey der Wahl zum Stimmen berechtigte eingepfarrte Gutsbesitzer wählten ihn darauf sogleich einmüthig zum Hauptpastor, ohne einen andern mit ihm zur Wahl aufzustellen. Der König erlaubte ihm auch, diese Wahl anzunehmen.

* * *

Herr D. Adolf Dieterich Weber zu Rostock ist zum Prof. jur. extraord. und zum Syndicus der Universität zu Kiel ernannt.

* * *

Herr Prof. Eckermann zu Kiel ist von der dasigen theologischen Fakultät zum Doctor der Theologie ernannt worden.

* * *

Ebendaselbst hat die philosophische Fakultät dem Hrn. Friedrich Ekkard zu Göttingen das Magisterdiplom geschenkt.

Todesfall.

Am 31sten Jul. starb zu Kiel seine Excellenz Herr Georg Christian von Wolf, Großfürstlicher Geheimerrath

rath und Kammerherr, des Alexander Newsky und St. Annenordens Ritter, im 73sten Jahre seines Alters. Er war ehemals eine Zeitlang Curator der Universität Kiel gewesen, und besaß eine große Kenntniß und Liebe zu den Wissenschaften. Diese hatte ihn bewogen, eine große Bibliothek zu sammeln, welche in den Fächern der Theologie, Naturhistorie, Philologie, der schönen Wissenschaften, und vorzüglich der Geschichte, sehr zahlreich und mit großer Einsicht zusammengebracht ist. Als Privatbibliothek hat sie gewiß in Deutschland wenige ihres Gleichen gehabt. Ihr Besitzer hatte wenige Wochen vor seinem Tode noch das Vergnügen, diese vortreffliche Sammlung von der Zerstreuung, die ihr sonst nach seinem Tode bevorstand, gerettet zu sehen. Denn es gefiel dem König, dieselbe für 14000 Reichsthaler zu kaufen und der Universität Kiel zu schenken. Sie ist auch bereits auf dem Schlosse neben der bisherigen Universitätsbibliothek, die auch seit mehrern Jahren schon durch die Sorgfalt der Regierung beträchtlich angewachsen war, aufgestellet worden.

Druckfehler,

Allgem. deutsche Bibl. 58. B. 1. St.

Seit. 156, Zeile 1, statt **noch** lies **nach**.
13, statt **vom** lies **von**.
statt Mondberg l. Mondbergen.
19, **müsse** l. **müßte**.
34, **einem** l. **einen**.
37, **Arpin** l. **Aepin**.
Seite 227, Zeile 17, und im Register, **Kunz** l. **Lunz**.
Seite 238, Z. 3 v. u. **Krüger** l. **Krieger**.

